PT
1340
.C45
T63x
Bd. 29

LIBRARY
Brigham Young University

GIFT OF

Elizabeth Daniel

ms

7.50

Leah F. Slaughterson

Töchter-Album.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tchteralbumunter29gump

gez. v. E. Limmer. T. A. B. XXIX.

Im Vaterhause.

830.8
T562
v.29

Töchter-Album.

Unterhaltungen im häuslichen Kreise

zur

Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Unter Mitwirkung

von

Gräfin T. Baudissin, Clara Ernst, Seminarlehrer Hummel, Marie Hutberg, Elisabeth Klee, Editha v. Kleist, Rektor Ludwig Kuhls, Marie v. Lindeman, Marie Petzel, Ed. Rüdiger, Pauline Schanz, E. Schöne, A. Schöne, u. a.

herausgegeben

von

Thekla von Gumpert.

Mit 25 Bildern und 14 Holzschnitten nach Originalzeichnungen

von Professor H. Bürkner, W. Claudius, A. Diethe, F. Flinzer, P. Kießling und B. Mühlig.

Neunundzwanzigster Band.

Verlag von Carl Flemming.

Glogau.

Inhalt.

Seite

Ein Brief an meine junge Freundin. Von Thekla von Gumpert 1
Autograph Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen.
Autograph Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Der Veilchenstrauß. Von Emma Schöne. (Mit Bild.) . . . 3

Unser Sperling daheim und in der Fremde. Von Eduard Rüdiger 23

Die Generalprobe. Von Lydia Röttger 35

Fräulein Lydia und Eva. Von Hedwig Gäde. (Mit Bild.) . 43

Die Kokospalme. Von August Hummel. (Mit Bild.) . . . 68

Botschica und Huythaca. Von Ludwig Kuhls 73

Tante Marie in Italien. Von Thekla von Gumpert. (Mit 5 Bildern und 14 Holzschnitten.) 77

Cuvier und die Schwalben. Von Robert Falck 211

Viersilbige Charade. Von Luise Erau 216

Das Renntier. Von August Hummel. (Mit Bild.) 227

Langschläfer. Von Sophie von Keller 233

Magdalenens Tagebuch. Von Tante Martha. (Mit Bild.) . 237

Ein Jahr. Von Pauline Schanz. (Mit Bild.) 276

Zahlen-Reflexe. Von B. Schlotterbeck 295

In Finnland. Von Agnes Vollmar 302

Verbannt. Von Marie Stephan. (Mit Bild.) 317

Der Sohn des Abendsterns. Von Ludwig Kuhls 334

Heide-Anemonen. Von Editha von Kleist. (Mit Bild.) . . 338

Seite

Das dankbare Pflegekind. Von Gräfin Thekla Baudiſſin . . 360
Der Schutzengel. Von Paul Benndorf 368
Des Bruders Bild. Von Eliſabeth Klee. (Mit Bild.) . . . 371
Die Wunderblume des Adlerberges. Von L. Schneider. (Mit Bild.) 391
Bharata. Von Ludwig Kuhls 408
Vergeßlichkeit. Von Clementine Sprengel. (Mit Bild.) . . 413
Verwelkte Roſen. Von Clara Ernſt. (Mit Bild.) 431
Die Möwen und ihre Verwandten. Von Auguſt Hummel. (Mit Bild.) 436
Im Vaterhauſe. Von Marie von Lindeman. (Mit Bild.) . 442
Der zwölfte Juni. Von Marie Petzel. (Mit Bild.) 465
Eine Stiefmutter. Von Margarete Frank. (Mit Bild.) . . 486
Frauenſchutz. Von Pauline Schanz 513
Ein Tag aus Erikas Leben. Von Margarete Werder. (Mit Bild.) 529
Roſen und Vergißmeinnicht. Von Clara Jäger. (Mit Bild.) . 535
Ein Brief an meinen Herrn Verleger. Von Thekla von Gumpert 561

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

An die junge Leserin.

Kennst Du die treue Maria und Martha, des Lazarus Schwestern?
Siehe in ihnen Dein Vorbild der Liebe, des eifrigen Schaffens.
Willst Du erfüllen die Pflichten, zu welchen Dich rufet Dein Dasein?
Liebe so treu wie Maria, schaffe so thätig wie Martha.

Der Feige bleibet stets ein Knecht;
Frei ist nur ein Volk von Kriegern,
Und ihm gebührt erst dann der Freiheit Recht,
Wenn man es fürchtet als ein Volk von Siegern.
Wilhelm Prinz von Preußen
Gez. v. H. Burkner
TAB. XXIX

Liebe junge Freundin!

Dieses Mal habe ich bei Herausgabe des neuen Bandes Töchter-Album wieder Veranlassung, einen Brief an Dich zu schreiben; ich habe nämlich das Glück, Dir ganz besonders bedeutungsvolle Gaben überreichen zu können, gleich denen, welche 1879 der Jubiläumsband brachte. Damals hatte S. M. der Kaiser des Deutschen Reiches die Gnade, eine kühne Bitte von mir zu erfüllen und mir für das Töchter-Album seine Handschrift zu geben; dieselbe Gnade erwiesen mir darauf auch J. M. die Kaiserin, S. K. K. Hoheit der Kronprinz und J. K. K. Hoheit die Kronprinzessin.

Seitdem hat Prinz Wilhelm von Preußen, der Enkelsohn unseres Kaisers, sich vermählt und es wurde im Jahre 1882 dem deutschen Kaiser ein Urenkel geboren. Es entstand in mir der Wunsch, auch die jungen K. Herrschaften um ihre Handschriften zu bitten; ich wagte es auch diesmal die Bitte auszusprechen, und sie ist mir gnädig erfüllt worden.

Um die Zeit, als die Taufe des neugeborenen K. Prinzen stattfand, machte Professor Bürkner gerade die Randzeichnung um die Handschrift der jungen Mutter, Prinzessin Wilhelm von Preußen, und derselbe bezog einiges in der Zeichnung auf die heilige Handlung. Ich will hierzu ein paar Worte zur Erklärung sagen:

Das W im Blumenkranze gilt dem jüngst geborenen Prinzen Wilhelm, die vier Sterne sollen die vier Generationen bedeuten: Kaiser Urgroßvater, Kronprinz Großvater, Prinz Wilhelm Vater und das Kind Prinz Wilhelm. Das Band in deutschen Farben, von preußischen Adlern ge-

halten, ist um die Reiche geschlungen, deren Herrscher Patenstellen bei dem Urenkel des Kaisers des Deutschen Reiches übernommen hatten:

Österreich
England Rußland
Sachsen Italien
Belgien Baden
S.-Weimar. S.-Meiningen.

Engel halten Friedenspalmen und Lorbeerkranz über diesen Verein.

Die Randzeichnung zu der Handschrift des Prinzen Wilhelm wirst Du ohne Erklärung verstehen.

Liebe junge Freundin! Du dankst wohl mit mir für die Freude, die Dir und mir durch das K. Geschenk der Handschriften gewährt wurde.

Thekla v. Schober,
geb. v. Gumpert.

Fürchte Gott, thue Recht
und scheue Niemand.
Victoria
Prinzeß Wilhelm von Preussen
gez v H Burkner
TAB XXIX

Der Veilchenstrauß.

Von

Emma Schöne.

I.

Ein schrilles Läuten, ein langer, gellender Pfiff — der Zug braust heran! — Die Leute auf dem Perron geraten in Aufregung. Was für Abschiedsworte und letzte Bestellungen, was für Grüße und Liebkosungen werden in diesem Augenblick gewechselt: fröhliche und hoffnungsvolle, dankbare und zärtliche, traurige und thränenfeuchte. Aber mochten es auch traurige sein, glücklich doch diejenigen, um deren Fortgehen sich jemand betrübte, die von sorgender Liebe begleitet wurden bis zum letzten Augenblick! — So dachte das blasse junge Mädchen, welches ganz still und allein dastand, denn es hatte ja niemand in der Welt; und die Thräne, die sich in das dunkle Auge drängte, galt nicht dem Abschied von einem geliebten Wesen, sondern entquoll jenem bittern Gefühl der Verlassenheit. Jetzt hielt der Zug — ein zweites Läuten — die Wagenthüren flogen auf — alles eilte, drängte und schob. Helene wurde mit geschoben, sonst kümmerte sich niemand um sie, niemand half ihr zurecht, und sie atmete auf, wie nach einer überstandenen Gefahr, als sie sich mit Tasche, Schirm und Shawl sicher im Damenkoupee untergebracht fand und nun ruhig auf das Gewirr des Perrons niederschauen konnte. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann setzte der Zug sich in Bewegung, und die Dächer und Türme der Stadt begannen schneller und schneller zurückzuweichen. Helene sah starr aus dem Fenster, aber nicht nach jenen Türmen. Es mußte ein kurzer Durchblick kommen, dort zwischen dem Wäldchen und dem Eisenbahndamm; sie hielt fast den Atem an, um ihn nicht zu verlieren. Jetzt kam er! — Ein schlanker, ländlicher Kirchturm tauchte auf, um nach einer einzigen kurzen Minute wieder zu verschwinden. Aber Helene hatte ihn gesehen, hatte ihn

gegrüßt, hatte das Dörflein gegrüßt, das sich um ihn her in Obstgärten versteckte, hatte das Flüßchen gegrüßt, welches dicht dabei durch grüne Wiesen hinwandelte, von knorrigen Weiden und Ulmen bewacht! — Ach und das Haus, zehn Schritt nur von dem schlanken Turm, das stille Pfarrhaus, in dem sie einst so geborgen war — sehen konnte sie es nicht, aber sie wußte, es war da; freilich nicht mehr ihre Heimat, ihr Elternhaus. Andere wohnten darin, anderen gehörte der traute Garten; sie hatte kein Recht mehr an den Rosenstrauch, den sie selbst gepflanzt, an den Apfelbaum und die Laube, die der Vater gezogen hatte! — Heiß stieg es empor in Helenens Augen, aber sie kämpfte die Thränen nieder, sie war ja nicht allein.

Was sie zu diesem Bewußtsein rief, war die plötzliche Empfindung von etwas Lieblichem in ihrer nächsten Nähe, und als sie den Kopf vom Fenster abwendete, sah sie einen großen Veilchenstrauß in den Händen der ihr schräg gegenüber sitzenden Dame.

Veilchen im November! — Wie hold und süß schauten die kleinen dunkelblauen Blümchen aus dem Kranze der frischgrünen runden Blätter heraus, wie freundlich sendeten sie ihren wonnevollen Duft ohne Unterschied jedem zu, der in ihre Nähe kam! — Ja, der Duft hatte die arme Helene aufmerksam gemacht, und nun wanderten ihre Augen, unwiderstehlich angezogen, immer aufs neue nach dem Strauße hinüber. Veilchen waren ja stets ihre Lieblinge gewesen! — Wonnigere Tage gab es in ihrer Erinnerung nicht, als jene sonnigen des Vorfrühlings, wo sie im heimatlichen Garten die ersten Veilchen des Jahres suchte und fand. Das Heimweh stieg aufs neue in ihr empor und doch sah sie wieder nach den Blumen hin. Hätte sie nur eins oder zwei von den Veilchen in ihrer Hand gehabt — ihr war, als würde sie sich ein wenig leichter fühlen und nicht mehr so trostlos verlassen! — Das war solch ein kleiner Wunsch und dennoch ebenso vergeblich wie jedes andere sehnsüchtige Verlangen ihrer Seele. Die junge Frau ihr gegenüber mit dem holden Gesicht und den reichen blonden Flechten, sie hatte die Veilchen — o und sie hatte noch viel mehr! Neben ihr saß die Wärterin, die ein schneeweißes Tragkissen, mit blauem Schleier bedeckt, sorglich auf den Armen hielt. Und in der Ecke die alte Dame im silbernen Haar, die mit Fußbank und Strickzeug so behaglich installiert war, eine liebe, geliebte Großmama. Ach und endlich das milde mütterliche Antlitz, das der jungen Frau so ähnlich war und das sich zu dem blauen Schleier hinüberbeugte, so oft sich's leise darunter regte. Und jetzt

war Helenens Auge wieder bei der Besitzerin des Veilchenstraußes angelangt. Wie sie so träumerisch, glücklich dasaß und den sonnigen Liebesblick nur immer von einem ihrer kostbaren Schätze zum andern wandern ließ!

Helene hatte niemals geglaubt, daß sie neidisch sei; aber in diesem Augenblick stieg es unsäglich bitter in ihr auf, und sie mußte die Augen schließen, um nichts mehr von all diesem fremden Glücke zu sehen.

Nicht ganz Fremde saßen ihr gegenüber; es war ihr schon seit einem Weilchen klar geworden. Eine Erinnerung aus der Schulzeit trat vor sie hin, wie sie, kaum zehnjährig, mit einem noch jüngeren Kinde zärtliche Freundschaft geschlossen hatte; eine kurze Freundschaft, denn Helene zog bald mit den Ihren aufs Land, wo ihre Erziehung in der Stille des Pfarrhauses vollendet wurde, und beide Kinder sahen sich niemals wieder. Aber Helenens treu festhaltendes Gemüt hatte nie des kleinen Mädchens vergessen, das in seiner holden Freundlichkeit der Liebling der ganzen Schule war, und jahrelang bewahrte sie einige kleine Muscheln, die Mariechen ihr einst geschenkt. Seit sie sich damals den Abschiedskuß gegeben hatten unter den grünen Akazien des Schulspielplatzes, hatte Helene ihre einstige Gespielin nur noch einmal, völlig erwachsen, von fern gesehen und zufällig ihren Namen gehört.

Heute nun kreuzten sich ihre so verschieden gerichteten Wege noch einmal in flüchtiger Berührung — gerade heute, wo Helene die Armut, die Verlassenheit ihres Lebens so besonders trostlos empfand. Warum mußte es so sein? Warum mußten einige alles haben, was glücklich machen kann, und andere nichts?

Sie dachte an ihre Kindheit; da war wohl Sonnenschein gewesen, aber wie oft schon von dunklen, bangen Wolkenschatten getrübt. Außer einem Bruder hatte sie keine Geschwister, und dieser eine, auf welchen die Eltern so viel Hoffnung gesetzt, bereitete ihnen nichts als Sorge, Angst und Gram. Ringsum in den befreundeten Familien wuchsen die Söhne auf zur Freude und zum Stolz der Ihren; wenn sie in den Ferien heimkamen, brachten sie solch ein reiches, fröhliches Jugendleben ins Haus; Helene aber fürchtete schon das Wort Ferien, denn es redete ja nur von der Mutter verweinten Augen, von des Vaters trübem Ernst und von des Bruders trotzigem, verschlossenem Gesicht. Ihre ganze Jugendzeit wurde von dieser schweren Sorgenwolke getrübt. Des Vaters Kräfte sanken, frühzeitig mußte er sein Amt niederlegen und mit den Seinen hinwegziehen aus dem lieben Dörfchen. Doch auch dies brachte den Sohn nicht zur Besinnung, und wer weiß,

was für Elend er noch über Vater, Mutter und Schwester gebracht haben würde, hätte nicht eine hitzige Krankheit ihn schnell hinweggerafft. Nicht lange überlebten ihn die Eltern, und die arme Helene blieb allein zurück, ohne Verwandte, ohne Vermögen, nur mit dem Erbe einer sorgfältigen Erziehung und eines frommen, liebevollen Sinnes. Namenlos unglücklich hatte sie damals an den drei Gräbern gestanden und war doch noch nicht so unglücklich wie heute!

Ein Freund des Vaters hatte ihr die erste Erzieherinnenstelle verschafft, und Helene erinnerte sich wohl, wie sie an einem stillen blauen Frühlingsmorgen ihre Reise antrat. Das Leid sänftigte sich und die Hoffnung fing leise an sich zu regen wie eine schwellende Knospe. Aber ach! die Knospe war niemals zur Entfaltung gekommen. In mehr als ein fremdes Haus war Helene seitdem schon wieder eingetreten, aber nirgends hatte sie eine Stätte gefunden, wo es ihr ein wenig warm und wohl geworden, wo die Kinder anders als unzugänglich, die Erwachsenen anders als kalt und rücksichtslos gewesen wären.

Wieder fuhr sie jetzt einer neuen Stellung entgegen, aber sie fühlte sich matt und müde, sie fühlte, wie die Lust zu erlöschen, die Liebe zu erkalten drohte, und das machte sie nur um so unglücklicher. Sie hatte in der Zwischenzeit wenige Tage im Hause ihres ehemaligen Vormundes zugebracht, in derselben Stadt, wo sie einst jene kurze innige Schulfreundschaft mit dem lieblichen Mariechen verknüpft hatte. Und jetzt sah sie die vormalige kleine Gefährtin unvermutet sich gegenüber, in der Fülle ihres Glückes, liebenswürdig und geliebt, reich an allem, woran sie so arm war. Daß sie verheiratet war, wußte Helene, und sie konnte leicht erraten, daß die glückliche junge Mutter mit ihrem Kinde den ersten Besuch bei den Eltern gemacht hatte und nun, von Mutter und Großmutter begleitet, in ihre neue schöne Heimat zurückkehrte, wo sie als holdselige Hausfrau schaltete und waltete. Auf mehr als einer Station kamen auch fröhliche Gesichter an das Koupee, Jugendfreundinnen, welche von der Durchreise der jungen Frau wußten und einen zärtlichen Gruß mit ihr austauschen und den Säugling bewundern wollten. Daß sie selbst nicht wiedererkannt wurde, dessen war Helene gewiß; wenn die schönen Augen zuweilen wie mit einem Schimmer von Teilnahme auf ihr ruhten, so galt es jedenfalls nur ihrem blassen, trüben Gesicht.

Wie konnten, wie durften die Lebenslose so verschieden sein? Warum mußte es so sein, daß die eine den vollen, duftenden Blütenstrauß des

Erdenglücks in der Hand hielt, während die andere vergebens mit müdem, krankem Herzen nach einem einzigen Blümchen seufzte?

Immer bitterer wiederholte sich Helene diese Frage, immer dunkler wurde es in ihr. Sie konnte die Antwort nicht mehr finden, die sie früher sich selbst gegeben hatte, die Antwort des Glaubens: „Dennoch bleibe ich stets an dir — und wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ — O nein, es schien ihr eine Täuschung, daß ein gnädiger Vater, ein barmherziger Heiland über ihr walte und eine allmächtige Liebeshand ihren Gang leite, und daß dieser Hand von Herzen sich hinzugeben seliger mache als jedes irdische Glück.

Stundenlang hatte sie in diesem traurigen Zustande gesessen und immer schwächer gegen die böse Gewalt, die sich ihrer bemächtigen wollte, angekämpft, als das schneidende Pfeifen sie wieder einmal emporschreckte. Ihre Reisegesellschaft geriet in jene Bewegung, welche dem Aussteigen voran zu gehen pflegt. Die junge Frau, die schon seit einiger Zeit mit freudigen Blicken und Worten die bekannte Gegend begrüßt hatte, bekam viel zu thun, der lieben Großmama das Strickzeug einzupacken, die Hutschleife zu binden und sie ganz und gar in Ordnung zu bringen, während ihre eigene Mama für das Kind und die Wärterin sowie für das Handgepäck sorgte.

Jetzt stand der Zug, die Thüren wurden aufgerissen; Helene zog sich so tief als möglich in ihre Ecke zurück, um die Reisegefährten an sich vorüber zu lassen. Dabei wurde ihr ein leiser, aber so lieblicher Gruß zu teil, daß sie fast hätte glauben mögen, derselbe könne nicht ganz fremd sein; aber das war unmöglich. Sie bog sich hinaus, da sah sie die anmutige Gestalt strahlend am Arme eines stattlichen Mannes, welcher stolz und glücklich seine Gattin und sein Kind nach der ersten Trennung wieder in Empfang nahm. Helene schaute nach der Gruppe zurück, bis der Zug schneller dahinfuhr, dann sank sie auf ihren Sitz. Jetzt war sie allein — ja wohl allein und verlassen in der weiten Welt, ohne Heimat, ohne Freunde und Angehörige, ohne Liebe und Freude! — Plötzlich erhob sie den Kopf und sah sich um. Dicht neben ihr auf ihrem einfachen dunklen Shawl lag der Veilchenstrauß, noch frisch, dunkelblau und duftig in seiner grünen Blätterhülle! — War er vergessen, verloren? Nein, nein, er war so sorgfältig hingelegt, von den Falten des Tuches festgehalten. Helenens Augen füllten sich mit Thränen und ihr Herz schlug; wie gut erinnerte sie sich des kleinen Mädchens, dessen zartes Mitleid so gut zu trösten, so sanft zu liebkosen verstand, wenn eine der Mitschülerinnen von irgendwelchem

Leid oder Unfall betroffen war; und war sie nicht mehr als einmal heute einem schüchtern teilnehmenden Blick begegnet? Nein, sie konnte nicht zweifeln, die glückliche junge Frau hatte geahnt, daß hier ein armes, trauriges Herz war, und sie hatte gewünscht, demselben eine Freude, wenn auch nur eine ganz kleine Freude zu machen!

So hielt Helene den Veilchenstrauß in der Hand, aus dem sie nur ein einziges Blümchen sich ersehnt hatte. Und wahrlich, es schien ein verborgener Zauber in demselben zu wohnen. In ihr und um sie war es plötzlich nicht mehr ganz so dunkel und öde wie vorher. Die dunkelblauen Blümchen schauten sie an wie lauter milde Engelsaugen, und aus dem süßen Duft sprach es mit so sanftem Ton zu ihr, daß sie nicht widerstehen konnte: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen! Im Himmel bin ich, der dich liebt, und auf Erden wird auch noch Liebe und Freude für dich blühen, wenn du nur dein eigen Herz nicht kalt und hart werden lässest in Selbstsucht und Mißtrauen; denn den Stein erweicht auch der sanfteste Regen nicht mehr!“

Ja, Gott sei Dank, die finstere Stunde war vorüber, vielleicht die Stunde, welche über Helenens ganzes künftiges Leben entschied. Der Veilchenstrauß war gleichsam der Talisman, mit welchem in der Hand sie den richtigen Ausgang aus der Dunkelheit gefunden hatte. Nun schimmerte wieder Licht vor ihr, und mit stillem Herzen fuhr sie weiter, hinaus in die fremde Welt, einem unbekannten Schicksal entgegen. Mut und Vertrauen, Glauben und Liebe, alles schien in dem Duft der holden Blumen zu ihr zurückgekehrt. Wie wenig ahnte die Geberin von der Wirkung ihrer kleinen, ganz kleinen Gabe!

II.

Nach zwanzig Jahren! Eine lange Zeit! Was könnte da von dem Veilchenstrauß noch übrig sein?

In dem behaglichen Frühstückszimmer eines hübschen kleinen englischen Landhauses saß die Familie am Theetisch. Doch nein, es war bis jetzt nur ein Teil der Familie, nämlich ein junges Mädchen mit ernsten, sanften braunen Augen, und zwei Kinder, rosenwangig und blondlockig und mit Mündchen, die gern gelacht und geplaudert hätten, wäre Schwester Ellen heute nicht gar zu still gewesen. Sie verließen endlich ihre Stühle und traten an die Glasthür, um in den Garten hinauszusehen, der in dem

ges v. W. Claudius

T. A. B. XXIX

Der Veilchenstrauss.

blaßbläulichen Lichte des Wintermorgens dalag, der glatte Rasen mit leichtem Schnee bestreut und die Immergrünsträucher mit weißem Reif zierlich ausgeputzt.

„Wie langweilig es heute morgen ist," sagte die kleine Cherry, „und es sind doch noch Weihnachtsferien!"

„Ja," stimmte Daisy bei, „ich möchte wissen, warum Fräulein nicht herunter kommt und ob Harald noch schläft!"

„Sieh doch," sagte Cherry, „die Sonne hat auch noch keine Lust aufzustehen. Wie sie über den Hügel guckt, gerade als ob sie da im Bett läge und es ihr zu kalt wäre zum Aufstehen, wie Dir heute morgen."

„Jetzt kommt sie," erwiderte Daisy, „aber sie macht die Augen noch gar nicht recht auf, gerade wie Du, wenn Sarah Dich weckt."

So hätten die kleinen Mädchen wohl noch ein Weilchen fortgefahren einander zu necken, wäre nicht jetzt jemand anderes als die Sonne in den Bereich ihrer Augen gekommen, nämlich ein großer schlanker Knabe mit denselben braunen Augen wie Ellen, nur viel feuriger und lebhafter. Er kam durch den Garten und war bald an der Glasthür, jubelnd empfangen von seinen kleinen Schwestern.

„Guten Morgen, Daisy! Guten Morgen, Cherry!" rief er lustig. „Schmeckt auch die Kirsche gut und ist das Maßliebchen schön aufgeblüht heute morgen?"

Lachend hingen sich die Kinder an ihn. „Koste, koste!" rief Cherry und bot ihm ihre roten Lippen, während Daisy ebenso eifrig ihr zartes Gesichtchen hinhielt, um des Bruders Morgenkuß zu bekommen. Von keinem als von ihm ließen sie sich dies Spiel mit ihren Namen gefallen; war aber Cherry heftig und unartig, so machte kein Scheltwort den Eindruck auf sie, wie Haralds Ausruf: „O weh, die saure Kirsche!" Oder war Daisy übellaunig und unlustig und es hieß: „Ach, was ist das Blümchen heute häßlich!" — so nahm sie sich augenblicklich zusammen, um wieder ein freundliches Maßliebchen zu sein.

Daß sie die Namen überhaupt ihm verdankten, davon wußten die Zwillinge nichts, denn das war geschehen, als sie noch nebeneinander in der Wiege lagen und Harald, der kleine wilde Bursche, oft auf den Fußspitzen herangeschlichen war, um sie zu besehen. Weil er nun damals mit den schönen Namen, die der Papa ihnen gegeben: Faith und Charity — Glaube und Liebe — nichts anzufangen wußte, hatte er daraus gemacht, was ihm gefiel, nämlich Daisy und Cherry. So hießen sie seit-

dem im ganzen Hause, nur Mama und Fräulein gebrauchten noch die Taufnamen, und darauf waren die kleinen Mädchen stolz.

Daß Haralds Fröhlichkeit heute morgen nicht ganz wie sonst war, hatten die Kinder nicht bemerkt, wohl aber Ellen. „Was sollen wir nur einmal anfangen, groß und klein, wenn Du nicht mehr wie sonst zu den Weihnachtsferien heimkommst?“ sagte sie halblaut. Seine Antwort war ein aufleuchtender Blick, zugleich aber eine niedergeschlagene Bewegung, die zu sagen schien: „Noch ist es nicht so weit!“

„Wo bist Du so früh schon gewesen?“ fragte Ellen, als sie ihm seinen Thee gab.

„Nur umhergelaufen. Ich kann nicht so ruhig warten wie Du, Ellen!“

„Worauf wartest Du denn, Harald?“ fragte die kleine Cherry, an ihm emporsehend.

„Auf Fräulein!“ war die Antwort.

„Da brauchst Du nicht mehr zu warten!“ erwiderte Cherry, ihren Lockenkopf schüttelnd. „Sie ist bei Mama, und Mama ist gewiß unwohl, da bleibt Fräulein bei ihr.“

„Wenn ich krank bin, muß Fräulein auch immer bei mir bleiben,“ bemerkte Daisy; „das gefällt mir am allerbesten.“

„Aber die Sache ist, ob es Fräulein gefällt!“ sagte Harald neckend. „Wenn Maßliebchen den Kopf hängen lassen, sind sie gar nicht hübsch, weißt Du!“

„Aber Fräulein sagt nie, daß es ihr nicht gefällt und daß ich garstig bin!“ erwiderte die Kleine schmollend und zog sich in eine Ecke zurück, wohin Cherry ihr folgte, um ein Spiel zu probieren, welches Daisy erst an ihrem letzten Krankheitstage, nämlich vorgestern, von Fräulein gelernt hatte.

„Es ist höchst unbehaglich,“ sagte Harald, „daß ich sie vorangeschickt habe, wie ein Feigling, statt selber für meine Sache zu kämpfen!“

„Kämpfen!“ wiederholte Ellen leise. „Wenn es sich darum handelte, würdest Du sie nicht vorangeschickt haben.“

„Nein, nein! das ist es eben. Marion und ihr Mann und Onkel George besonders — alle behaupteten, es würde Mama am wenigsten schaden, wenn Helene es ihr sagte. Da habe ich's denn gemacht wie als kleiner Junge, wenn ich ungezogen gewesen war und immer zuerst zu ihr kam. Aber dies ist kein Unrecht.“

„Nein,“ sagte Ellen, „Du kannst nicht anders, es liegt Dir im Blute; es kann nicht unrecht sein, daß Du werden willst, was Papa war, und

Onkel George hat seine Einwilligung gegeben, weil er auch so denkt. Aber für Mama wird es dennoch ein furchtbarer Schlag sein."

Harald seufzte, aber er vermochte bei diesem Gedanken nicht zu verweilen und wiederholte nur: „Ich bin froh, daß sie es ihr zuerst sagt. Ich weiß nicht, was ich angefangen hätte!"

„Ich weiß nicht, was wir alle angefangen hätten ohne unsere Helene!" sagte Ellen nachdenklich.

„Und doch," sagte Harald, „ist sie ganz fremd und als bloße Gouvernante zu uns gekommen, nicht wahr? Ich weiß davon nichts, aber Du und Marion ..."

„Hier ist Marion!" riefen die Kinder und eilten an die Glasthür, durch welche eine schlanke junge Dame hereinkam, in Hut und Mantel, mit leuchtenden Augen und frischgerötetem Antlitz.

„So früh, Marion?" sagte Ellen erfreut, während ihre Schwester zunächst die Kleinen umarmte.

„Onkel George und mein George sind nach London gefahren; so kam ich, um mit Euch zu frühstücken und zu sehen — oder gibt es nichts zu sehen?"

„Noch nicht," erwiderte Ellen, „und Harald wird die Zeit darüber so lang, daß er fragt, wie es gekommen sein kann, daß unsere Helene aus einer bloßen Gouvernante das geworden ist, was sie uns ist."

„Von uns sprach ich gar nicht," sagte Harald, „ich dachte nur an Mama. Es ist fast, als ob Fräulein ihre einzige Freundin sei."

„Jedenfalls ihre beste und innigste," erwiderte Marion.

„Und das würde Dich noch viel mehr wundern, Harald, wenn Du wüßtest, wie es früher mit Mama war."

„Weißt Du das noch?" fragte Harald.

„Ich wüßte es wohl kaum, wenn die liebe Mama nicht einmal selbst davon zu mir gesprochen hätte. Etwas weiß ich aber doch ganz genau, nämlich daß Ellen und ich unausstehlich ungezogen waren, als Fräulein zu uns kam, und daß Mama sich nur um sie kümmerte, wenn sie ärgerlich und unzufrieden mit ihr war."

„Die arme Mama kümmerte sich damals überhaupt um niemand," bemerkte Ellen, „sie war immer so unglücklich um den Papa."

„Ja, das war es!" sagte Marion. „Wir wohnten in Deutschland, in jenem niedlichen Häuschen nahe bei Bonn, wohin Papa uns gebracht hatte, ehe sein Schiff die lange Reise antrat; zwischen blumigen Wiesen

und Gärten lag es, und prächtige Nußbaum-Alleen führten hinab an den schönen grünen Rhein. Ja, sehr schön war es dort, aber Mama fühlte sich doch nicht glücklich; sie konnte die Trennung von Papa nicht überwinden. Sie sagt, sie habe nicht Glauben und Vertrauen genug gehabt, um ihn und sein Schicksal und sich und uns dazu ganz in des Herrn Hand zu geben, und darum habe sie keine einzige stille, friedvolle Stunde gehabt, und was noch schlimmer, ihre Pflicht gegen uns und alle andern Menschen versäumt. Ich entsinne mich wohl, daß wir sie oft tagelang nicht sahen und der Gouvernante überlassen waren. Wir hatten sehr oft eine neue, sie blieben alle nur kurze Zeit bei uns, und das war kein Wunder. Ellen und ich waren so unartig, daß sie nichts mit uns anfangen konnten, und doch hatten sie im Hause niemand als uns. Mama schien gar nicht zu wissen, daß sie vorhanden waren, außer wenn ihr etwas auffiel, das sie tadeln mußte. Da gab es gewöhnlich eine Szene, die zur Folge hatte, daß unser Fräulein am andern Morgen abreiste. Wir mußten uns dann ein paar Wochen mit Sarah begnügen, bis wieder eine neue Gouvernante erschien. So war es, bis Helene kam."

„Und wurde es dann mit Mama anders? Hatte sie Helene gleich so lieb?"

„Mama? O nein! Aber mit uns wurde es wirklich bald anders. Wie es kam, das kann ich freilich nicht mehr sagen und Ellen wohl auch nicht. Anfangs betrachteten wir sie so gut als unsere Feindin, wie alle vorigen Gouvernanten. Aber sehr lange kann das nicht gedauert haben. Ich weiß noch so gut, wie das Leben anfing mir viel schöner vorzukommen und wie ich morgens viel vergnügter aufwachte und abends mit so hübschen Gedanken im Bett lag. Ja, und wenn Ellen und ich fürchteten, sie erzürnt zu haben, dann baten wir nur: »Gehen Sie nicht fort, Fräulein dear, bitte, bitte!« Ich glaube auch, daß sie damals nur blieb, weil sie sah, wie nötig wir sie hatten; denn mit Mama hatte sie es ebenso schwer wie alle andern."

„Aber sie hat auch gefühlt, daß Mama selbst nicht glücklich war," sagte Ellen, „und sie hat uns oft gesagt, daß man traurigen Leuten gegenüber nicht böse sein dürfe."

„Als aber Papa auf Urlaub nach Hause kam, da war alles gut," fuhr Marion fort. „Mama war froh und freundlich und wir lebten wie im Himmel. Das war überhaupt solch ein wundervoller Sommer. Mir ist, als ob es nie wieder solch blauen Himmel und solche Blumen und

solches Obst gegeben hätte. Im Hause war es so schön und draußen noch schöner; alles war schöner, weil der liebe, herrliche Papa dabei war. O Harald, wenn Du würdest wie er!

„Papa," fragte ich ihn einmal, „ist Fräulein nicht gut?" Und er erwiderte: »Ja, mein Töchterchen, gut für Euch und gut für Mama. Ich hoffe, sie bleibt bei Euch!« Daß sie auch für Mama gut sein solle, die kaum je mit ihr sprach, begriff ich zwar nicht, aber ich war sehr froh, daß Papa so viel von Fräulein hielt. Nachdem er uns wieder verlassen hatte, blieben wir nicht mehr lange in unserm hübschen kleinen Hause; nach einem halben Jahre packten wir ein, fuhren den Rhein hinunter und kehrten nach England zurück, Fräulein mit uns. Ellen und ich hatten große Furcht gehabt, daß Mama sie nicht mitnehmen würde, und viele geheime Beratungen angestellt, was wir in diesem Falle thun wollten, denn sie zu entbehren schien uns ganz unmöglich. Doch ich glaube, Mama war im stillen froh, daß sie mitging; später hat sie mir gesagt, sie habe wohl gefühlt, daß ein guter Engel unter uns sei, und habe ihn nicht verscheuchen mögen.

„Als wir in England ankamen, zogen wir sogleich in dies liebe Haus, welches Papa, ehe sein Schiff wieder in See ging, noch selbst für uns ausgesucht und eingerichtet hatte. Hier bist Du geboren, Harald, und unsere lieben Kleinen, die Papa nie gesehen hat. Er ist nur noch einmal wieder zu Haus gewesen, davon hast Du ja auch noch eine Erinnerung, obwohl Du noch nicht fünf Jahr alt warst. Was für eine glückliche Zeit war das! — Und als er abreiste, war Mama nicht ganz so unglücklich wie sonst, denn er hoffte in einem Jahre zurückzukehren und dann immer bei uns zu bleiben. Der Gedanke daran — o, der war uns allen wie eine Aussicht ins Paradies!"

Marion schwieg, denn sie war nicht imstande, sogleich weiter zu sprechen, und Harald seufzte tief, als die herrliche Gestalt seines Vaters wie ein Traumbild in seiner Erinnerung aufstieg. Wenn er ihn jetzt gehabt hätte, jetzt, wo übermächtige Neigung und bestimmt hervortretende Anlagen ihn unwiderstehlich zu des Vaters Beruf hinzogen, während er fürchten mußte, der geliebten Mutter damit einen tödlichen Schmerz zu bereiten, wenn sie überhaupt ihre Einwilligung gab.

Marion fing leise wieder an: „Als das Jahr längst um war und wir es endlich glauben mußten, daß Papa und sein Schiff niemals, niemals wiederkommen würden — da erst haben wir erfahren, was wir an Helene hatten und wie recht der teure Papa gehabt, als er sagte: »Ich

hoffe, sie bleibt bei Euch!« Du warst noch viel zu klein, Harald, und Daisy und Cherry lagen in der Wiege; nur Ellen und ich haben alles mit erlebt, aber der armen Mama zu helfen waren wir doch nicht imstande. Eine fürchterliche Finsternis war über sie gekommen und niemals hätte sie sich wieder herausgefunden ohne Helene. Es sah nicht aus, als ob irgend jemand ihr helfen könne, aber Helene blieb bei ihr. Sie allein hatte Geduld und Liebe genug dazu. Daß Mama es ihr gestattete, daß sie sich von ihr pflegen und halten und stützen ließ, das war wie ein Wunder. Der Grund war, daß sie bei ihr ein Mitgefühl fand, wie sonst bei keiner andern. Und hätte Mama allein bleiben müssen in dieser schrecklichen Zeit, sie wäre untergesunken und zu Grunde gegangen."

„Jetzt wunderst Du Dich nicht mehr," sagte Ellen sanft, „daß sie Mamas beste Freundin ist."

„Und die unsrige ebenfalls," fügte Marion hinzu. „Ohne sie hätten wir Mama verloren wie Papa und ...."

„Jetzt kommt Fräulein dear!" riefen die kleinen Mädchen, welche längst das Zimmer verlassen hatten, zur Thür herein, und wirklich trat die Genannte gleich nachher ins Zimmer.

Hätten wir unsere Helene wiedererkannt nach zwanzig Jahren? — Zwanzig Jahre, und zwar gerade die heiße Sommerzeit des Lebens, in welcher die Rosen verblühen und oft das Haar schon bleicht. Aber wie dem auch sein mochte, Helene hatte in dem Strahl der höheren Sonne gelebt, welche um Augen, Mund und Stirn allmählich eine Schönheit erblühen läßt, die kein Alter verscheuchen kann.

Harald war aufgesprungen und ließ ihr nicht Zeit, seinen Schwestern oder ihm selbst »guten Morgen!« zu sagen. „Darf ich zu Mama gehen?" rief er ihr hastig entgegen. — Sie antwortete nur: „Ja, Harald!" — Aber als er an ihr vorübereilen wollte, hielt sie ihn auf, sah ihm in die Augen und sagte bittend: „Vergiß nicht, welchen Schmerz dies Deiner Mutter gekostet hat!" — Der Knabe drückte ihr fest die Hand und war verschwunden.

Es dauerte lange, bevor er wieder herunterkam, und er hat niemand erzählt, was er mit der Mutter gesprochen und wie manche Thräne, deren er sonst in seiner knabenhaften Männlichkeit sich geschämt hätte, auf die geliebte Hand fiel, zum Dank dafür, daß sie ihn nicht zurückhielt von dem Wege, welchem er mit allen Trieben seiner kühnen und starken Natur zustrebte. Aber mit leuchtenden Augen empfing er nachher den Glückwunsch seiner Schwestern, welcher freilich der Wehmut nicht ganz entbehrte.

„Dir das Glück, uns die Sorge!“ flüsterte Ellen mit einem langen Blick auf den geliebten Knaben, an welchem sie alle mit einem Teil jener Zärtlichkeit hingen, die früher dem teuren Vater gehört hatte.

„Nein, liebste Ellen!“ sagte Helene freundlich. „Sind wir nicht alle überzeugt, daß es Gottes Bestimmung ist, welcher Harald folgt? Und was ihm zum Heil ist, soll uns nicht zum Unheil sein. Ihn soll es zum Manne machen, und auch uns soll es ein festes Herz geben im Vertrauen auf den, welcher über das ungestüme Meer herrscht so gut als über die Erde.“

„Das ist's! das ist recht!“ rief Harald. „Fräulein dear, könnte ich Ihnen nur auch einmal etwas zuliebe thun; aber ich kann leider nicht!“

„Woher weißt Du das?“ fragte sie scherzend und strich mit der Hand über sein lockiges Haar. „Kein Mensch kann sagen, was er dem andern vielleicht noch zuliebe thun kann. Die Hauptsache ist nur, daß die Liebe wirklich da ist, und die bitte ich mir denn vor allem aus!“

Die Nachmittagssonne dieses milden Wintertages schien warm und hoffnungsvoll auf die blätterlosen Baumwipfel der öffentlichen Parkanlagen, und die dunklen Immergrüngruppen erglänzten gleichsam freudig in dem holden Lichte. Helene ging mit den beiden kleinen Mädchen spazieren, während Marion, Ellen und Harald an dem Sofa der Mutter eine traute liche Stunde verlebten. Anfangs hatte sie gar viel zu thun, alle Fragen und Bemerkungen der kleinen unermüdlichen Zungen zu beantworten; endlich aber gerieten Daisy und Cherry in eine so eifrige Privatunterhaltung über „morgen“, daß Helenens Beteiligung überflüssig wurde. Morgen nämlich war der Geburtstag der kleinen Zwillinge, und sie schwebten in unbestimmter köstlicher Erwartung der Herrlichkeiten, welche Mama und Fräulein dear, die Schwestern und Harald an diesem großen Tage, der leider im Jahre nur einmal kam, herbeizaubern würden. Ob es auch wieder so schön werden konnte wie letztes Jahr? Als sie da früh morgens aufwachten, war das Zimmer erfüllt von wunderbarem Glanz und süßem Gesang; Schwester Ellen und Fräulein dear waren es, welche sangen, und Fräulein hatte den Christbaum noch einmal hereingebracht und angezündet und in den grünen Zweigen so viele entzückende kleine Überraschungen versteckt. Den ganzen Vormittag durften sie bei Mama zubringen, die war dann so besonders gut und heiter, und am Nachmittag gingen sie alle zu Marion, die stets ein ordentliches Fest veranstaltete. Onkel George war jedesmal dabei und machte so viel Spaß! Kein Wunder, daß die kleinen Mädchen, während

sie Hand in Hand vor Helene hertrippelten, so viel zu sprechen, zu raten und zu wünschen hatten für morgen!

So war „Fräulein dear" ihrer eigenen Unterhaltung überlassen und sie langweilte sich dabei nicht. Wieviel liebende, sorgende Gedanken erfüllten ihr Herz, das einst so arm und so öde gewesen war. Heute verweilten sie immer und immer wieder bei Harald, der ja auch ihr Liebling und ihres Herzens Lust gewesen war, seit sie ihn zum erstenmal auf den Armen gehalten hatte. Unter ihrer eigenen nächsten Obhut war der prächtige kleine Bursche aufgewachsen; alle seine fröhlichen Kinderjahre gingen jetzt an ihr vorüber; wie war er so wild und übersprudelnd und dabei so mannhaft und aufrichtig gewesen, wie zärtlich gegen die Mutter, wie lieb gegen die Schwestern und sie selbst! Ja, wohl war es schwer, ihren schönen, hochherzigen, reichbegabten Knaben hinzugeben, zu wissen, daß sie alle in Zukunft nichts weiter von ihm haben würden, als einige kurze Besuche zwischen langen, jahrelangen Trennungen. Und wie, wenn über kurz oder lang zum zweitenmal eine Botschaft käme wie die vor zehn Jahren, und es dann hieß: „Niemals, niemals wieder!"

Helene atmete tief auf, wie um ihr Herz von einer schweren Last zu befreien, und erinnerte sich der Worte, welche sie selbst zu Ellen gesagt hatte: daß es Gottes Wille sei! Darum gaben sie ihn hin, darum war selbst die Mutter imstande gewesen, sich von dem Sohne, der ihr höchstes Kleinod war, loszureißen, ob es auch gleichsam ihr Herzblut kostete. Daß sie es gekonnt, war ein Beweis der großen, wunderbaren Veränderung, welche mit dieser Frau vorgegangen war. Auch Helene blickte jetzt über alle die Jahre zurück, von welchen Marion heute ihrem Bruder erzählt hatte; nicht aber, um sich zu sagen, daß *ihr* Einfluß diese Veränderung bewirkt habe, o nein, nur um sich zu freuen, daß sie ausgeharrt hatte auf der Stelle, wo ihr Gott zwar viel Schweres zu tragen, aber auch so viel Gutes zu thun gegeben hatte. Und niemals konnte sie diesen Rückblick thun, ohne ihn zuletzt auf dem Veilchenstrauß ruhen zu lassen, den jene freundliche Hand ihr einst in den Schoß gelegt. Sie wußte wohl, es war ein Zusammenhang zwischen ihm und allem, wofür sie heute Gott zu danken hatte, und unwillkürlich traten ihr Haralds Worte auf die Lippen, wenn sie der Geberin gedachte: „Könnte ich ihr einmal etwas zuliebe thun dafür!" Aber wie unmöglich war das!

„Da ist Marion in Onkel Georges Ponywagen!" rief Cherry mit einem Luftsprung, auf die Allee deutend, welche nach der Stadt führte.

Die zierliche kleine Equipage hielt in diesem Augenblick an, und die junge Frau, welche im Begriff war nach ihrer Wohnung zurückzukehren, nickte und lächelte.

„Dürfen wir einsteigen? O dürfen wir einsteigen?“ riefen die Kinder atemlos, und Marion erlaubte es lachend, nachdem Helene eingewilligt, daß sie eine Strecke weit fahren und der Wagen dann noch einmal umkehren solle, um sie nach Haus zu bringen. Die entzückten kleinen Mädchen nickten und grüßten, so lange sie „Fräulein dear“ sehen konnten, die ihnen lächelnd nachblickte und sich dann umwandte, um noch einen kurzen Gang zu machen, bevor sie ebenfalls heimkehrte.

Der Park war menschenleer, und auf dem Fußpfade, der sich zwischen Laurustinushecken verlor, war Helene noch keinem einzigen Spaziergänger begegnet, als sie bei einer Biegung plötzlich zwei Männer vor sich sah, während zugleich der Klang eines deutschen Wortes ihr Ohr streifte. Dies war in der Hafenstadt zwar keine große Seltenheit, aber immer bewegte es sie wie ein Ton altbekannter Musik. Unwillkürlich streifte daher ihr Blick die beiden, welche jetzt an ihr vorübergingen. Der eine war groß und stark, und Helene glaubte etwas Abstoßendes in seiner Miene wahrzunehmen; der andere, kleiner und schlanker, hatte ein blasses, feines Gesicht; das war alles, was sie bemerkte.

„Du mußt es jetzt thun, oder! —“ sagte der erste in hartem, höhnischem Ton, so daß Helene wie besorgt noch einen halben Blick zurückwarf auf den fremden Jüngling, welcher an der Seite jenes widerwärtigen Menschen ging. Andere Gedanken nahmen sie jedoch gleich darauf wieder in Anspruch.

„Mama, ist es wahr, daß Du nicht mitgehen willst?“ fragte Daisy am andern Tage betrübt und schmiegte ihr blondes Lockenköpfchen an das schwarze Gewand, welches Mistreß Lindsay seit dem Tode ihres Gatten nie wieder abgelegt hatte. Daisy und Cherry hatten sie nie anders gekannt, aber sie hatten auch der Mutter schönes blasses Gesicht nie anders gekannt als unendlich mild und liebevoll.

„Nein, mein Kind!“ erwiderte Mistreß Lindsay und streichelte die beiden Köpfchen, die sich zärtlich an sie drängten. „Ich bin heute nicht stark genug dazu.“

„Ich werde bei Dir bleiben, Mama!“ sagte Harald. Aber die Mienen seiner kleinen Schwestern verrieten über diese Aussicht eine solche Bekümmernis, daß die Mutter lächelnd entgegnete: „Nein, Harald, heute mußt

Du Deine Geburtstagspflicht erfüllen und mitgehen. Morgen haben wir noch einen ganzen Tag zusammen." Aber ihre Stimme bebte ein wenig, denn morgen war Haralds letzter Ferientag. Onkel George wollte ihn selbst nach der Seemannsschule bringen, die er von jetzt an besuchen sollte, bis er als Midshipman auf der prächtigen Fregatte, die seines Vaters vertrautester Freund befehligte, eintreten konnte.

„Du willst doch nicht allein bleiben, Mama?" fragte der Knabe.

„Nein," erwiderte Mistreß Lindsay. „Helene hat zwar den Kleinen versprechen müssen, Euch alle wenigstens zu Marion zu begleiten, um ihre Herrlichkeiten anzusehen, aber sie will dann zu mir zurückkommen und wir werden einen angenehmen Nachmittag miteinander haben."

„Einen Nachmittag ohne Lärm meinst Du!" versetzte Cherry. „Ich habe gern Lärm, Mama!"

„Das glaube ich," erwiderte diese.

„Die Ferien sind darum hübsch, weil man mehr Lärm machen darf als sonst," sagte Daisy; „nicht wahr, Harald?"

Harald lachte, da er nicht leugnen konnte, daß diese Ansicht seinen eigenen Gefühlen bis vor sehr kurzer Zeit entsprochen hätte.

So lieferte denn Helene ihre vergnügte kleine Gesellschaft am Nachmittag in Marions Wohnung ab und kehrte dann, ganz zufrieden, der Aussicht auf „viel Lärm" zu entgehen, nach Hause zurück, um Harald nachzuschicken, der sich's nicht hatte nehmen lassen, wenigstens so lange seiner Mutter Gesellschaft zu leisten.

Wie gewöhnlich nahm sie ihren Weg durch den Park, der um diese Stunde immer wenig besucht zu sein pflegte. Helene schlug einen Seitenweg ein, den sie besonders liebte, und erfreute sich der stillen Luft und des klaren, goldigen Nachmittagshimmels, als ihr plötzlich jemand auffiel, der in einiger Entfernung vor ihr unbeweglich dastand. Ehe sie nahe herangekommen war, setzte derselbe seinen Weg zwar fort, doch nicht ohne daß sie den jungen Mann erkannt hätte, welchem sie gestern an der Seite jenes unangenehm aussehenden Menschen begegnet war. In kurzem blieb er wieder stehen, die Augen starr auf den vor ihm liegenden Wasserspiegel eines kleinen Bassins geheftet. Helene glaubte ihn auf jene bösen Worte hinstarren zu sehen: „Du mußt es jetzt thun!" Wie sie darauf kam, wußte sie selbst nicht. Sie besaß ein eigentümlich warmes, feines Mitgefühl für Fremde, seit sie selbst, die Fremde, einst so zarte Teilnahme erfahren hatte. Und dieser Jüngling war ein Deutscher, ein Landsmann! —

Welche Gefahr mochte ihn bedrohen? Ob er fern im lieben Vaterlande wohl eine Mutter hatte, die um ihn sorgte und bangte?

Mit traurigem Blick war Helene an ihm vorübergegangen. Sie konnte ihn ja nicht fragen, was ihm fehle, obwohl ihre ängstliche Schüchternheit sich längst in den Mut der Liebe verwandelt hatte, der zum Helfen so nötig ist; und hätte sie ihn fragen können, helfen konnte sie ihm schwerlich. Das alles wußte sie und dennoch kehrte sie nach fünf Minuten wieder um, nur um noch einmal an ihm vorbeizugehen.

Er stand noch auf derselben Stelle, unbeweglich wie zuvor; als sie aber ganz in seiner Nähe war, geschah etwas sehr Unerwartetes. Mit einer plötzlichen ungestümen Bewegung, als ob er fortstürzen wolle, wendete der junge Mann sich um; und er mußte in der That halb sinnlos sein, denn er stieß so heftig mit der langsam vorübergehenden Dame zusammen, daß sie taumelte und einen leisen Schreckensruf hören ließ. — „Ich bitte — verzeihen Sie!“ stammelte er, tief bestürzt über seine Unhöflichkeit und zugleich betroffen von dem deutschen Worte, das so plötzlich sein Ohr traf. Er bemühte sich sie zu stützen, aber Helene hatte sich bereits erholt und sie konnte es nicht unterlassen, den so unverhofft gegebenen Augenblick zu benutzen; sie heftete die Augen ernst auf sein noch sehr jung aussehendes Gesicht, und als er beschämt wiederholte: „Ich bitte um Verzeihung, ich sah Sie nicht!“ — da erwiderte sie mit leisem Nachdruck: „Ich sah Sie und ich fürchtete, Sie ständen auf einer gefahrvollen Stelle — auf einer Stelle, wo man zwischen Gutem und Bösem zu wählen hat!“

Der junge Mann starrte sie erschrocken an und ein Schauer durchrieselte ihn. Es war ein ganz fremdes Gesicht, und doch, der Ausdruck des Blickes, die sanften Linien der schönen Stirn, das schon mit Silberfäden durchzogene schlichte Haar erinnerten ihn unerklärlich an etwas, woran er jetzt nicht denken durfte — an seine Mutter! — Trotzdem sagte er nur mit bitterem Lachen: „Sie haben einen scharfen Blick und doch nicht scharf genug, denn ich habe nur noch zwischen Bösem und Bösem zu wählen!“

Er wendete sich hastig zum Fortgehen und lauschte doch noch unwillkürlich auf die sanfte Stimme.

„Niemand ist gezwungen das Böse zu wählen,“ sagte Helene eindringlich — „glauben Sie das! Wer das Gute wählt, dem steht Gott bei!“

„Mir nicht mehr!“ —

„Denken Sie an Ihre Mutter!“ — Helene sagte dies unwillkürlich

Aber er eilte ohne Antwort fort. Plötzlich kehrte er um, und als er sie wieder erreicht hatte, hielt er ihr eine Karte hin.

„Sie sind eine Deutsche," sagte er hastig, „und Sie haben ein freundliches Herz. Dies ist die Adresse meiner Mutter; wollen Sie ihr schreiben, daß ich sie um Verzeihung bitte? Ich kann es nicht selbst thun!"

Helene blickte traurig betroffen auf die Karte: »Frau Marie von Reben, Rittergut Königshöhe« las sie und das Blut strömte ihr plötzlich zum Herzen. „Ihr Sohn — ist es ihr Sohn, der sich ins Verderben stürzen will? — Nein, o nein — ich kann Ihnen nicht sagen, was ich Ihrer Mutter verdanke! Lassen Sie mich versuchen, ob ich Ihnen nicht helfen kann, ich oder meine Freunde! Ich bitte Sie um Ihrer Mutter willen!"

Der junge Mann, der sich schon wieder zum Gehen gewendet hatte, stand wie erstarrt. Konnte es — konnte es sein, daß Gott im Himmel ihm doch noch die Hand entgegenstreckte, um ihn zu retten — um ihn dem Leben, der Ehre, den Eltern zurückzugeben? — Ihm schwindelte plötzlich, er wurde bleich und wäre vielleicht umgesunken, hätte er sich nicht an die Fremde lehnen können, wie er sich an seine Mutter gelehnt haben würde.

In diesem Augenblick erscholl Haralds muntere Stimme: „Holla, Fräulein dear, Mama hat mich fortgeschickt!" — und dann im höchsten Erstaunen: „Wer in aller Welt ist das?"

„Harald," sagte Helene schnell, „weißt Du noch, daß Du mir gern einmal etwas zuliebe thun wolltest? — Dies ist ein Landsmann von mir, ich kenne seine Mutter. Er scheint sehr krank zu sein; willst Du ihn um meinetwillen nach Hause führen? Nein, nicht nach unserem Hause; Onkel Georges Haus ist näher, laß uns dorthin gehen!"

Master Forster, den alle Kinder Onkel George nannten, war Marions Schwiegervater, ein ehrenfester alter Herr und zugleich so voll heiterer Herzensgüte, daß jedermann Vertrauen zu ihm hatte.

„Selbst einen Taugenichts würde ich nicht von mir weisen, wenn Fräulein dear für ihn bittet," versicherte er, Helene herzlich die Hand schüttelnd, „und dieser arme Bursche sieht noch nicht aus wie ein Taugenichts. Nun, wir werden sehen!"

Walter von Reben hörte diese Worte nicht. Seine körperliche und geistige Erschöpfung hatte eine tiefe Ohnmacht herbeigeführt, von welcher er sich nur erholte, um in festen Schlaf zu sinken.

„Nun hat es keine Not mehr, er wird schon zurecht kommen, überlaßt

ihn nur mir," beruhigte Onkel George. Und so geschah es, daß, als der junge Mann mitten in der Nacht die Augen aufschlug, er sich in einem großen, matt erleuchteten Schlafzimmer befand, bewacht von dem ernst forschenden, aber zugleich väterlich wohlwollenden Blicke des alten Herrn.

Es mochte dem Fremden schwer werden, sich der Vorgänge des letzten Nachmittags zu erinnern; unruhig blickte er umher. „Seien Sie ruhig, Sie sind ganz sicher hier," waren die ersten Worte, die er hörte.

„Aber wo bin ich?" fragte der junge Mann zweifelnd. — Als Antwort erzählte ihm Master Forster einfach die Geschichte seiner Begegnung mit Helene und fügte hinzu, daß er auf ihre Veranlassung hierher geführt und wie gern er um ihretwillen aufgenommen worden sei.

Ein brennendes Rot bedeckte jetzt das Gesicht des Jünglings; er versuchte sich aufzurichten und sagte hastig: „Reden Sie noch nicht so zu mir, ich bitte Sie! Ohne mein Wissen und Willen bin ich in Ihr Haus gekommen, aber ich darf jetzt keine Minute länger hier zubringen, ohne daß Sie erfahren, wie es mit mir steht!" Er atmete tief; Master Forster aber nickte ihm freundlich zu. „Recht so!" sagte er. „Nun reden Sie, ich habe Zeit!"

Am nächsten Morgen, als die Familie am Frühstückstisch versammelt war, verkündigte plötzlich Cherry mit lautem Jubel, daß Onkel George durch den Garten komme, worauf sie die Glasthür, um Daisy den Rang abzulaufen, so hastig aufriß, daß sie dem alten Herrn fast kopfüber entgegenfiel.

„Halt, halt!" sagte Onkel George, indem er das kleine Mädchen sanft auf ihre Füße stellte. „Hab' ich's nicht gesagt, daß wir heute mit zehn Jahren noch nicht ein bißchen klüger sein würden als vorgestern mit neun? Nun, laß mich nur hinein, denn ich will heut einmal jemand anders besuchen als Dich. — So," fuhr er zu Helene gewendet fort, indem er sich wie gewöhnlich in den Lehnstuhl setzte, „Sie haben also Ihren jungen Landsmann noch von dem Rachen des Löwen hinweggerissen!"

„Was meinen Sie?" fragte Helene mit ängstlicher Spannung.

„Ich meine, daß er Ihnen gerade in dem Augenblick in die Hände gefallen ist, wo er nur um ein Haar breit davon entfernt war, entweder an sich selbst oder an anderen zum Verbrecher zu werden. Er hat sich so ziemlich in die schlechteste Gesellschaft begeben, die er finden konnte, und was das Schlimmste war: die Schurken hatten ihm die Überzeugung beizubringen gewußt, daß er bereits in ihr eigenes verbrecherisches Treiben so

weit verwickelt sei, daß ihm nur noch die Wahl bleibe zwischen öffentlicher Schande — Wechselfälschung — zu der sie ihn verleiten wollten — oder Selbstmord. Für seine Eltern würde er in jedem Falle verloren gewesen sein."

Helene schauderte; Harald aber rief: „Und was denkst Du für ihn zu thun, Onkel George?"

„Was ich kann. Die schlimmste Gefahr ist gestern schon an ihm vorübergegangen, aber dafür hat er nicht mir zu danken. Zunächst ist der Aufenthalt unter meinem Dache und das Interesse eines rechtschaffenen Mannes für ihn eine Sicherheit, und was das übrige betrifft, so schreibt er bereits an seinen Vater. Es scheint, daß er sich vollständig ermannt hat und auch beabsichtigt, die Folgen seiner Thorheiten auf sich zu nehmen. Vielleicht könnte mancher, der noch guten Kern in sich hat, gerettet werden, wenn sich ihm eine helfende Hand entgegenstreckte, wie diesem."

„Gott sei Dank dafür!" sagte Helene leise.

„Mich freut es, daß er der bösen Gesellschaft entrissen ist!" rief Harald. „Darf ich ihn besuchen, Onkel George?"

„Habe nichts dagegen, nur weiß ich nicht, ob der junge Mann schon imstande ist, einen Besuch zu empfangen. Es hat ihn tüchtig zusammengeschüttelt, aber vielleicht trägt diese Geschichte mehr dazu bei, ihn zum Manne zu machen, als irgend etwas anderes."

Walter von Reden durfte noch einige Zeit in dem gastlichen Hause und dem edlen Kreise verweilen, der ihn, wie er sich immer aufs neue mit tiefster Beschämung sagte, ohne all sein Verdienst rettend aufgenommen hatte. Von ihm selbst erfuhr nun Helene, daß er, nachdem er im Oktober seine Schulzeit auf einem großen Institut beendet, auf seinen dringenden Wunsch die Erlaubnis der Eltern erlangt hatte, einen jungen Engländer, welcher bisher die nämliche Anstalt besucht, auf mehrere Monate nach London zu begleiten, um der englischen Sprache vollkommen mächtig zu werden und zugleich die Herrlichkeiten der Weltstadt kennen zu lernen. Vater und Mutter ahnten nicht, daß jener Freund ihn in Kreise und zu Zerstreuungen führen würde, welche den zum erstenmal sich völlig selbst überlassenen Jüngling in einen Taumel versetzten, der ihn jeden Halt verlieren ließ; und nun zog der sogenannte Freund sich mit kalter Gleichgültigkeit von ihm zurück und Walter blieb gänzlich einem Deutschen überlassen, der sich ihm freundlich genähert hatte, scheinbar um als Landsmann ihm aus einer Verlegenheit helfen zu wollen. Und gerade dieser Mensch war es gewesen, der den unerfah-

renen Jüngling auf die schlimmsten Abwege geführt und bis zu jenem Punkt gebracht hatte, wo nur eine Fügung, die ihm selbst immer wieder wie ein Wunder erscheinen wollte, ihn vor dem Sturz in den Abgrund hatte bewahren können.

In diesen Wochen erhielt Helene einen Brief, von Walters Mutter geschrieben, der sie tief bewegte, und als sie denselben beantwortete, legte sie einige längst verwelkte Veilchen zwischen die Blätter; sie hatte den Strauß neben ihren liebsten Andenken sorgfältig aufbewahrt.

Das Haus, in welchem sie so viel Liebe gegeben und empfangen hatte, blieb Helenens Heimat, wo sie Harald noch als das Ebenbild seines Vaters erblickte, Daisy und Cherry sich zu lieblicher Blüte entfalten sah und an Mistreß Lindsays Seite einem fried- und liebevollen Alter entgegenging. Aber sie hat auch noch ihre vormalige kleine Marie in deren eigener Heimat besucht, und diese nach so langen Jahren neugeknüpfte innige Beziehung war ihr wie eine süße Blume, die sie unverhofft noch spät an ihrem Lebenswege gefunden.

„Niemand weiß, was er dem andern noch einmal zuliebe thun kann," hatte Helene gesagt, und diese Worte hatten sich an ihr selbst bewährt. Aber niemand weiß auch, ob eine kleine Freundlichkeit, ein stilles, unbedeutendes Zeichen herzlicher Teilnahme nicht oft auf ein armes Herz wirkt gleich der Berührung eines Engels, oder gleich einem frischen Wassertropfen, welcher den Keim des Glaubens und der Liebe, der vielleicht im Verdorren war, lebendig erhält und so noch wunderbare Früchte erzeugt.

Unser Sperling

daheim und in der Fremde.

Von

. Eduard Rüdiger.

Der Bürgermeister des rheinhessischen Dörfleins Laubenheim hat am 15. Januar 1882 durch die Gemeindeschelle bekannt gemacht, daß er für jeden eingelieferten Spatzenkopf von Amts wegen drei Pfennige vergüte. Teils hat er nun in Nachbarorten (beispielsweise zahlt Worms seit 8. März sogar fünf Pfennige) Nachahmer gefunden, teils sich Tierschutzvereine zu

Gegnern gemacht, welche diesen Winterfeldzug in der sachgemäß immerhin richtig gewählten Zeitperiode nicht in Ordnung finden wollen. Der Sperling ist unser allergewöhnlichster Vogel, der sich dem Menschen unstreitig am meisten angeschlossen, der am meisten durch die nahe Berührung mit dem Menschen gelernt, der sich durch Keckheit, Vorsicht und Klugheit interessant, durch Zudringlichkeit lästig macht, den wenigstens zu „kennen" jedermann vorgibt. Trotzdem hat die Erfahrung in jedem einzelnen Falle gelehrt, daß wohl mehr aus Unkenntnis als aus Gewinnsucht Köpfe eingeliefert wurden, die keineswegs von Spatzenleibern abgeschnitten waren.

Außergewöhnliches ist nun auch an jenem 15. Januar nicht geschehen; im Gegenteil, der Dorfregent von Laubenheim handelte durchaus berechtigt nach alt- und neuhistorischen Vorbildern.

Nur wenige Monate früher hat, wie die „Times" schreiben, die Regierung von Südaustralien den Sperlingen den Krieg erklärt. Die Versuche, diesen europäischen Vogel in anderen Weltteilen einzubürgern, kann man sämtlich als gescheitert bezeichnen. — Die Ansiedler in Australien suchten, nachdem sie die ebenso schönen wie harmlosen dort heimischen Finkenvögel aus Unverstand oder Vorurteil mit Waffen oder gar mittels Gift stellenweise ausgerottet oder doch arg verringert hatten, Abhilfe gegen die auftretenden Insektenplagen durch Einbürgerung des Sperlings. Erst vor achtzehn Jahren wurde seine Ankunft mit Begeisterung aufgenommen, heute schon ist er wieder zur Ausrottung verurteilt. Die Nachkommenschaft der vierundzwanzig Dutzend Paare, welche eingeführt worden sind, hat sich nämlich unter den denkbar günstigsten klimatischen Verhältnissen bis auf Millionen vermehrt; täglich liefen viele Beschwerden und Schadennachweise bei der Regierung ein. Hier hatten sie in zehn Tagen anderthalb Tonnen Trauben, dort Pfirsiche, Nektarinen, Aprikosen, Birnen und Pflaumen verzehrt; für Feigen zeigten sie überall besondere Vorliebe und überall machten sie als Regel eine dreimalige Erbsennachsaat nötig. Da alle bisherigen Ausrottungsmaßregeln sich deren erstaunlicher Fruchtbarkeit gegenüber als unzureichend erwiesen, hat nunmehr die Regierung eine Prämie von sechs Denaren für jedes Dutzend Sperlingsköpfe ausgesetzt, während für jedes Hundert Sperlingseier gar die unverhältnismäßige Summe von zwei Schillingen und sechs Denaren ausgezahlt wird.

Der Gedanke, in neue Ansiedelungen aus der alten Heimat Pflanzen und Tiere einzuführen, hat freilich wohl etwas unsagbar Bestrickendes; werden solche Unternehmungen aber nicht mit aller Umsicht ins Werk gesetzt,

so sind die Erfolge gerade das Gegenteil von dem, was gewollt worden. Australien ist in dieser Beziehung vorzugsweise schlimm daran. Vor fünfundzwanzig Jahren gerieten die schottischen Ansiedler der damals noch jungen Kolonie Viktoria in sehr bedeutende Aufregung, weil die erste Distel, und zwar eine echt schottische, glücklich und wohlbehalten in Australien gelandet worden war. Für eine kurze Zeit wurde durch dieses Ereignis Handel und Wandel unterbrochen, sogar das Goldfieber verflog und Kaufleute an der Börse wurden sentimental; Makler kamen in wehmütige Stimmung bei der Vorstellung, daß die Pflanze, welche bekanntlich das schottische National-Symbol ist, von nun an auch in Australien blühen werde. Franzosen hätten sich in einem ähnlichen Falle auf der Straße umarmt, die Schotten aber feierten das Ereignis durch ein großes Essen zu Ehren des Patrioten, der mit schweren Kosten und unendlicher Mühe die kostbare Pflanze zu ihnen gebracht. Das Gastmahl verlief herrlich und die Pflanze zierte den Tisch, natürlich nicht als Speise, wohl aber als Gegenstand begeisterter Reden. Nach diesem Essen, wahrscheinlich wohl am darauffolgenden Tage, wurde die Distel in australische Erde verpflanzt, und mit Freuden nahmen die in der Gegend ansässigen Schotten wahr, daß sie prächtig gedieh. Und in der That, es wurde eine herrliche Distel, der Stamm einer großen Anzahl ähnlicher.

Von jenem Tage an hat die schottische Distel nimmer aufgehört sich auszubreiten. Sie gedieh so überaus prächtig, daß selbst ihre glühendsten Verehrer davon verblüfft wurden. Tausende und Abertausende von Äckern des besten Landes in Australien sind von der schottischen Distel bedeckt, die allen Anstrengungen der Farmer, sie wieder auszurotten, spottet. Die Gesetzgebung hat zahllose Pläne in Vorschlag gebracht und Tausende von Pfund Sterling verausgabt, um nur der Ausbreitung der Pflanze entgegenzuarbeiten. Dieser mißliche Versuch hat noch andere neben sich. Was nämlich die Distel für das australische Festland, das wurde für Tasmania die eingeführte wilde Rose. Als Gartenstrauch ins Land gebracht, hat sie in dem zusagenden Klima eine nie gekannte Größe erreicht. Sie hat ihre dicken und zähen Wurzeln tief in das Erdreich gesenkt und Zweige von drei bis vier Metern getrieben zum Ärger des Bauern und Schafzüchters. In Neu-Seeland wurde mit Mühe und Not die harmlose Wasserkresse an einigen Bächlein angepflanzt und dieselbe hat sich in kurzem so sehr ausgebreitet, daß die Mündungen der Flüsse dadurch verstopft und Überschwemmungen veranlaßt wurden, welche Menschenleben kosteten und viel

Eigentum zerstörten. Auch hier verausgabt die Regierung alljährlich viele tausend Pfund Sterling, um die zu üppige Wasserkresse in Schranken zu halten.

Alle jene Plagen aus der Pflanzenwelt werden aber weitaus in Schatten gestellt durch die Leistungen des Sperlings. — — —

Ebenso und aus gleichen Ursachen bestrebten sich auch die Ackerbauer in Nordamerika, unseren Spatz dorthin zu verpflanzen. Nur zu bald mußte man aber auch dort einsehen, welchen Mißgriff man begangen. Der Vogel zeigte sich geradezu bösartig und brachte doppelten Nachteil: er verdrängte nämlich in Amerika wie in Australien die schönen, harmlosen und nützlichen einheimischen Arten vollends und erwies sich zugleich in Wirklichkeit für die Nutzgewächse ausnahmslos schädlicher als jene. Nach New-York wurden die ersten Sperlinge in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre gebracht. Als sie dort sich fortpflanzten und auch den Zerstörungen der Raupen an den Zierbäumen in den Straßen und Parks vorübergehend Einhalt thaten, wurde in anderen Städten ebenfalls der Wunsch rege, sie eingebürgert zu sehen. In Cincinnati — so erzählte Dr. Zipperlen vor einigen Jahren in der „Gefiederten Welt" — waren es besonders die deutschen Bürger, die sich der Sache annahmen. Die deutsche Presse redete einstimmig den Sperlingen das Wort. Es wurden Lobreden auf die Spatzen losgelassen, und so beschloß, nachdem auch die englische Presse sich günstig über das Vorhaben ausgesprochen, der Stadtrat, zweihundert Paar Sperlinge anzukaufen und in den öffentlichen Parks fliegen zu lassen. Da die Nachfrage aber sehr groß war, konnten nur achtzig Paar gekauft werden und diese wurden zu acht Dollar das Paar erstanden. Laut Stadtratsbeschluß wurden sie so verteilt, daß auf den Lincolnpark fünfunddreißig Paar, auf den Washingtonpark dreißig Paar und auf den kleinen Hapkinspark fünfzehn Paar kamen. Natürlich erwartete man, daß sie auch dort bleiben sollten. Sie wurden am bestimmten Tage freigelassen und freuten sich ersichtlich ihrer wiedergewonnenen Freiheit; aber die Bäume und Ziersträucher waren ihnen eine neue Natur, ein nicht verstandener Luxus, und die verkauften Einwanderer sehnten sich trotz der reichlich gedeckten Tafel nach den Viehställen und verlassenen Schwalbennestern und Düngerhaufen der lieben Heimat in Europa zurück und eines schönen Tages waren unsere Redemtionisten d. h. Einwanderer, die ihr Überfahrtsgeld durch Arbeit in Amerika abverdienen mußten und wirklich an den Meistbietenden auf eine Anzahl von Jahren verkauft wurden — verschwunden. Nur drei Tage hatten sie die Gastfreundschaft der Amerikaner angenommen und dann nach

dem Grundsatz, den jeder Einwanderer beherzigen sollte, sich nicht auf andere, sondern nur auf sich selbst zu verlassen und sich auf eigene Füße zu stellen — ihre Festtafel und die reizenden Parks verlassen und sich zu den an der Millereck — einem durch den westlichen Stadtteil fließenden Bach — wohnenden deutschen Gärtnern und Milchleuten geflüchtet, wo deutsche Laute an ihr Ohr schlugen und unter dem Dache Strohhalme verlockend herausguckten, die sie an ihre verlassenen Wohnstätten in Europa erinnerten. Dort waren sie auch willkommen. Die Sprache klang ihnen bekannt, sie sahen die deutschen Gärten und Ställe, die alten Düngerhaufen, und der Besitzer aller dieser Schätze, der vielleicht in dreißig Jahren keinen deutschen Vogel mehr gesehen hatte, freute sich über die Ankunft der gefiederten Gäste. Bei den Gärtnern, die hauptsächlich nur Gemüse ziehen, konnten die Sperlinge auch weiter keinen Schaden thun, ebensowenig bei den Milchleuten, und so kam es, daß sie als Vortrab der Einwanderung deutscher Vögel überall gern gesehen wurden. Ihre bekannte Fruchtbarkeit haben sie unter dem veränderten Klima nicht verloren. Ein Jahr währte es und einzelne Paare kamen nach der Stadt geflogen, sich umzusehen. Ihr Bericht muß günstig ausgefallen sein, denn bald siedelten sie sich in der Stadt an, wo sie zwischen den kunstvollen Verzierungen der Dächer oder in zufällig entstandenen Mauerlöchern ihre kunstlosen Nester bauten. Auf hohen Stangen oder Bäumen angebrachte Nisthäuschen luden außerdem in vielen Straßen zum Bleiben ein. Aber nicht bloß nach der Stadt zogen die Spatzen, nachdem sie sich einmal amerikanisiert hatten, sondern sie verbreiteten sich in der ganzen Umgegend; auch nach der Stärkefabrik eines Herrn Erkenbrecher, fünf Meilen von der Stadt entfernt, kamen sie. Daß sie dort gut aufgenommen würden, ahnten sie wohl — denn jener Herr ist nicht bloß der Anreger für die Einführung deutscher Singvögel, sondern auch der Vater des zoologischen Gartens in Cincinnati — und täuschte das ihm geschenkte Zutrauen nicht, indem er in einem gerade im Bau begriffenen hohen Fabrikschornsteine einzelne Backsteine ausfallen ließ, auf diese Weise den Spatzen geeignete Räume zum Brüten schaffend. Da nun der Schornstein stets warm ist, so brüten die lieben Ankömmlinge jahraus jahrein. An Futter fehlt es ihnen nicht; doch war ihr Gönner schon veranlaßt, Drahtgitter an die Fabrikfenster machen zu lassen, denn die so freundlich aufgenommenen Landsleute begnügten sich bald nicht mehr mit dem auf den Straßen liegenden Abfall, sondern holten sich das Beste aus dem aufgespeicherten Vorrate. Seit der Zeit haben sie sich in die Tausende ver-

mehrt; sie sind in jeder Straße der Stadt, wo der Tisch stets reichlich für sie gedeckt ist. Aber ihr freches Wesen haben sie im fremden Lande nicht abgelegt, im Gegenteil, sie scheinen den amerikanischen Bummler sich zum Vorbild genommen zu haben und sind womöglich noch mehr unabhängig als in der früheren Heimat. Freilich gibt es in der Stadt keine Kirschen und Trauben zu stehlen, deshalb werden sie stets Fürsprecher finden, da seit ihrer Einführung kein Raupenfraß vorgekommen ist. Dennoch hat unser Proletarier einigermaßen an Kredit verloren, wenigstens bei den auf ihren in der Nähe der Stadt gelegenen Landhäusern wohnenden Amerikanern, welche es sich verbitten, daß er in den Karniesen der reichverzierten Dächer ihrer Villen sein Nest baut und alles übertrieben verschmutzt, andererseits aber, daß derselbe Spatz, der reichlich von den Brosamen leben könnte, die von der Reichen Tische fallen, auch noch die sorgfältig gepflegten Kirschen und Trauben stiehlt. Zwar ist noch nicht der offene Krieg gegen ihn erklärt, der Sperling wird auch in den Städten nie mehr ausgerottet werden, da er dort keinerlei Schaden anrichten kann, aber alle Villenbesitzer werden wohl um so erbitterter gegen ihn zu Felde ziehen, namentlich sobald sie herausfinden, daß gebratene junge Spatzen als Frühstück nicht zu verachten sind. — — —

In Italien, welches Land bekanntlich die „kleinen Vögel", gleichviel welchen Namens, als angebliches „Volksnahrungsmittel" leider für sich beharrlich in Anspruch nimmt, treiben viele lüsterne Bauern förmlich eine planmäßige, ergiebige Spatzenzucht. Ihre Thoreinfahrten haben dazu einen zweistöckigen Überbau, im unteren hausen die Knechte, im oberen unbehelligt — die Spatzen. Rings sind die Wände dicht durchlöchert und innen hängt vor jedem Loche ein Nistkasten. Sind die Bruten nahezu flügge, so werden sie wie ein selbstverständliches Eigentum mit aller Bequemlichkeit den Nestern entnommen und — gemütlich verspeist. Satt machen sie aber eben nicht.

Genau hundertsechsundachtzig Ortschaften zählt ganz Rheinhessen. Nicht weniger als hundertsiebenunddreißig derselben tragen die Namenendigung „heim", und die Deutung ist erlaubt, daß sie sämtlich eine „Heimstätte" hochedler Rebensäfte sind. Wer hätte beispielsweise als „Festwein" noch keinen „Laubenheimer" erprobt und wer wüßte nicht, welche schwerwiegenden Schädigungen der fleißige, oft vergebens hoffende Winzer dem Sperlingsvolke zu verdanken hat! Sein Grimm ist daher nicht unberechtigt. Er will die kostbaren Früchte seines Schweißes sich nicht stillschweigend allzuarg zehnten lassen. Da wird die Gemeindeschelle gerührt!

Übrigens sind „Spatzenköpfe" eigentlich eine uralte Gepflogenheit im weiland heiligen Römischen Reiche. Auch in Preußen war schon im Jahre 1711 eine der ersten Regierungsthätigkeiten das Patent „wegen Lieferung derer Sperlinge". — „Nachdem nämlich aus der Erfahrung bekandt, was für großen Schaden und Ungelegenheit die Sperlinge sowohl im Felde als auf Boden und in Scheunen überall verursachen, und wie schwer es falle, diese so schädlichen Vögel zu vertreiben, gleichwohl aber die Noth erfordert, denenselben so viel als möglich nachzustellen und den Schaden, welchen sie anrichten, sorgfältigst abzuwenden: so wird hiermit die Verordnung gemachet, daß ein jeder vollständiger Ackermann deren Sechszig, ein Halbspänner Dreißig, ein Kossathe oder Einwohner Funfzehen alle Jahr beym Ausgang des Junii dem Richter eines jeglichen Orts überlieffern, dieser aber solche denen Beambten hinwiederum ausantworten soll mit der Verwarnung, daß derjenige, so die gesetzte Zahl von diesen Vögeln nicht abgiebet, vor einen jeglichen, so ihm mangelt, vier Pfennige Straffe erlegen solle. Wornach sich sowohl die Beambte als die Richter und die Unterthanen zu achten und darunter nichts zu verabsäumen haben." — Es wurde aber trotzdem vielfach verabsäumt, denn unterm 1. Mai 1714 heißt es ausdrücklich: „daß Se. Königliche Majestät in Preußen, unser allergnädigster Herr ꝛc. mit besonderem Mißfallen wahrgenommen, was gestalt dem unterm 2. Januarii 1711 emanirten Patente wegen Vertilgung derer Sperlinge nicht überall gebührend nachgelebt werde." Die alte Verordnung wird neu bekräftigt und jeder Hufner hat fortan fünfzehen, jeder Kossathe oder Einwohner zehn Sperlingsköpfe alljährlich einzuliefern.

Selbst die neuzeitlichen Fachgelehrten haben es trotz all ihrer Beobachtungen noch zu keinem fertigen, unantastbaren Richterspruche gerade über den Sperling gebracht. Es empfiehlt sich daher dringend, die Tierwelt nicht in zwei Gruppen, unbedingt nützliche und unbedingt schädliche, scharf zu scheiden, da dies entschieden sich nicht durchführen läßt, vielmehr lokale, ja sogar individuelle Abänderungen vorgesehen werden müssen. Es bleibt uns somit völlig unbenommen, durch unsere eigene Brille zu schauen oder gar, aus natürlich rein persönlichen Gründen, den Spatz für unseren Liebling zu erklären. Er selber, das zeigt er uns alle Tage, macht sich blutwenig aus unserem beifälligen oder absprechenden Urteile über seine Sippe. Uns von allen Sitzgelegenheiten weidlich zu beschimpfen, das scheint ihm alltägliches Bedürfnis.

Wenn wir in der bei dem allgemeinsten Interesse für die Sache sehr

reichhaltigen Litteratur Umschau halten, stoßen wir auf die widersprechendsten Meinungen. Bischoff sagt in seiner Schrift: „Nutzen und Schaden der in Bayern vorkommenden Vögel" wörtlich: „Wo seine Vermehrung nicht übermäßig groß ist, kann der Sperling als ein nützlicher Vogel bezeichnet werden; er lebt von Sämereien, Getreide, Beeren, Kirschen und allerlei Insekten, besonders vertilgt er viele Maikäfer." — Alles eher als das belehrt uns aber kein Geringerer als der bekannte Präsident der „Allgemeinen deutschen ornithologischen Gesellschaft" von Homeyer: Nur Vorurteil und oberflächliche Beobachtung hätten den Sperling als Vertilger der Maikäfer sehen wollen, während doch dies Verdienst in den jedesmaligen Fällen nachweislich den Fledermäusen gebühre. Herr von Homeyer läßt ferner kein gutes Haar, hier zu sagen keine gute Feder am Spatz. Er behauptet, daß beispielsweise dem Gimpel ein großer Teil des Schadens zur Last gelegt wird, den der Sperling verursacht. Frißt ersterer auf seiner Frühjahrswanderung auch Obstbaumknospen, so frißt doch der Sperling deren noch hundertmal mehr, während sich nur für den ersteren Kläger und Richter genug finden. Die Bezeichnung „Raupenjäger" verdiene er auch wohl kaum. Der Sperling füttere wie alle Finkenarten die Jungen in den ersten Tagen freilich wohl mit Insekten, vorzüglich mit Raupen, aber schon nach wenigen Tagen treten Sämereien dazu und sehr bald werden diese Hauptnahrung; es sei ein verhältnismäßig zu kleiner Zeitraum, in dem er Raupen regelmäßig fresse, es sei eine sehr vereinzelte Erscheinung, wenn ein alter Sperling oder ein flügger junger eine Raupe verzehre.

In größerer Entfernung von dem Brutplatze eines Meisenpaares war eine Stachelbeeranpflanzung stark mit Raupen bedeckt. Die alten Meisen hatten ihr Jagdrevier der zu großen Entfernung wegen nicht bis dahin ausdehnen können, und die Sperlinge, welche rings um die Stachelbeeren auf den Gemüseländern saßen, fanden sich nicht veranlaßt, eine Raupe zu fressen. Als nun aber die jungen Meisen ausgeflogen waren, führten die alten sie sofort zu diesem reich gedeckten Tische und in vier Tagen waren durch die Nachkommenschaft eines einzigen Meisenpaares alle Raupen vertilgt, die bisher unter Hunderten von Sperlingen ihr Dasein ganz ungefährdet gefristet hatten. — Der Spatz entwickelt vorzugsweise seine Thätigkeit in den Gärten, nimmt die ausgestreuten Sämereien auf, beißt die Keime junger Pflanzen ab, frißt die schwellenden Knospen, wird Kirschendieb und verdrängt die allernützlichsten Vögel. Ist das Getreide nur erst

einigermaßen entwickelt, sucht er es heim. Er verwirft viel und lebt im Winter nur von Körnern, aber den besten, die er sich aus Ställen und Scheunen zu holen weiß. Wo mehrere Tausende sich auf einem Gute einquartieren, geht schon ein Kapital verloren. Herr von Homeyer hat nach und nach zu den verschiedensten Zeiten gegen zweitausend Spatzen untersucht und nimmt an, daß jedes überwinternde Sperlingspaar mit seinen Jungen dem Landmann zwei bis drei Mark koste.

Meines Erachtens hat Giebel in seinem weitverbreiteten Vogelschutzbuche den Wert auch unseres Vogels thunlichst richtig abgewogen, wenn er sagt: „Überall in Menschennähe dreist und aufdringlich, listig und verwegen. Nur einzelne im Walde liegende Gehöfte vermeidet er und zieht die Städte und Dörfer mit fruchtbaren Getreidefeldern vor. Der Sperling verläßt seinen Geburtsort nicht, entfernt sich keine Stunde weit von demselben und ist daher ein Standvogel im engsten Sinne. Sämereien, Früchte, zarte Blätter, Knospen und Blüten, Beeren, keimende Samen, allerlei Insekten und deren Larven dienen ihm zur Nahrung. Die Ansichten von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Sperlings waren von jeher sehr geteilt und kämpfen bis heute noch gegen einander. Kein Kostverächter und stets bei gutem Appetit frißt er am liebsten, was er am reichlichsten und bequemsten findet, und man kann ihn hier als den ärgsten Weizendieb verdammen, dort als den nützlichsten Insektenfresser hochschätzen. Beides ist durch zuverlässige Beobachtungen erwiesen, und kann sich jeder sehr leicht davon überzeugen, wie er Maikäfer, Blattläuse, Räupchen in ungeheuren Mengen vertilgt, ein andermal Blüten, Knospen, Körner in großer Menge verzehrt. Daher hat sich seine systematische, nachdrückliche Verfolgung (Einlieferung einer Anzahl Sperlingsköpfe von jedem Morgen Feld) durch nachfolgenden Insektenfraß gerächt, wie andererseits seine übermäßige Vermehrung stets empfindlichen Schaden an Obst und Sämereien zur Folge hat. In Städten, wo er auf Straßen und Höfen viel Unterhalt findet, auch von Katzen, Mardern, Wieseln, Eulen und Ratten nachdrücklich verfolgt wird, vermehrt er sich nicht leicht gefährlich und wird hier in den Gärten durch seinen Insektenfraß entschieden nützlich. Da er fast den ganzen Sommer hindurch Junge aufzufüttern hat, so vertilgt er sehr ansehnliche Mengen des den Blättern, Knospen und Blüten überaus schädlichen Geziefers. Wo er aber im Sommer und später in großen Gesellschaften das reiche Feld heimsucht, da kann man auch den Verlust durch ihn nach Scheffeln messen. Dann ist es dringend geraten, seine Zahl zu beschränken.

Will man sich durch Untersuchung des Mageninhaltes direkt von der Nützlichkeit und Schädlichkeit überzeugen, so beschränke man sich nicht auf zehn oder zwanzig Mägen, sondern öffne deren Hunderte und zu jeder Jahreszeit von alten und jungen Vögeln. Zur Erntezeit wird man einzelne Magen ganz von Körnern vollgepfropft finden, im Frühjahr und bei Jungen dagegen wird man sie ebenso mit Insekten, Raupen und Larven gefüllt sehen, in anderen findet man ebenso viele Körner wie Insekten, mehr Unkrautsamen als nützliche Körner oder das umgekehrte Verhältnis. Daraus folgt, daß wir den Sperling mit sehr wachsamem Auge verfolgen und sehr vorsichtig behandeln müssen. Jedenfalls schone man seine Bruten und ihn selbst während derselben so sorglich wie jeden anderen Insektenfresser und verfolge ihn nur da, wo er wirklich verheerend wirkt und durch ausgestellte Scheuchen nicht abzuhalten ist, aber mit Blaserohr, Fallen und Leimruten, weniger mit der Flinte, da diese die anderen nützlichen Insektenfresser zugleich verscheucht."

Nun zum Schluß. Die vielseitigen guten wie schlimmen Charaktereigenschaften unseres Sperlings bestätigen wohl meine eigenen letztjährigen Beobachtungen zur Genüge!

Ein Herr hatte für seinen abgetragenen Cylinderhut keine Verwendung; er machte sich einen Scherz damit: er nagelt ihn mit dem Rande an die Hauswand in einem Wirtsgarten, schneidet vorn in die Platte ein rundes, genügend großes Loch und — Herr Spatz macht richtig das Freiquartier ausfindig. Nicht lange und der liederliche Baumeister hält es nicht der Mühe wert, verräterische Strohhalm-Enden zu beseitigen; so ausgesprochen sicher fühlt er sich vor aller Augen an seiner außergewöhnlichen Niststätte.

Gerade das Gegenteil, aller Vorsicht Meister, ist ein anderer Spatz, der auch Familienpflichten hat. Wenn ich hoch oben in der Mansarde eines Freundes am Fenster stehe, ahnt der Schelm nicht, daß ich das Gezirp seiner zahlreichen Kinderschar aus nächster Nähe auch höre. Mit Aufbietung aller Kraft trug er mit seinem Schnabel eben einen wertvollen großen Brocken bis hinauf in die Dachkandel. Hier, am erfahrungsmäßig sicheren Orte, wird Halt gemacht, kurz ausgeruht, oder die liebevolle Verteilung durch verschiedene Schnabelhiebe schnell vorbereitet. Da — plötzlich und unerwartet begegnen sich mein beobachtendes Auge und das dunkle Vogelauge. Der Sperling fährt ersichtlich zusammen. Erst schielt er mich nun unschlüssig und unsicher an, dann läßt er seinen Brocken so mißachtend

fallen, als ginge ihn die ganze Sache ja eigentlich gar nichts an, dann schielt er und schielt und tänzelt die Kandel entlang und endlich — fliegt er ab, läßt seine schwer gewonnene Beute im Stiche. Weit gefehlt! Von irgendwoher ist er aufmerksamster Beobachter. Nachdem ich mich im Hintergrunde so aufgestellt, daß er mich unmöglich noch draußen wahrnehmen kann, kommt er wieder bedächtig herangeflogen und bald verrät das laute Gebettel der nackten Kleinen, daß der Brocken nunmehr seine Bestimmung erhalten.

Faustrecht gilt in der Vogelwelt auch. Nur ein einziger Nistkasten hatte Platz in meinem Hausgärtchen, aber es war ein so natürliches, quirlästiges, bemooftes Tannenstammstück, so einladend für ein vorüberstreichendes noch heimatloses Vogelpaar, daß es nicht Wunder nahm, wenn er schon nach wenigen Stunden zur Familienwohnung von Blaumeisen erkoren wurde. Eigentlich war gerade nur diesen die Thür zur Wohnung zu groß, was sich auch später bitter rächte; aber das Plätzchen war gar zu traulich, wenige Fuß über der Krone eines zartblütigen Aprikosenbaumes, und die lebendigen bunten Tierchen waren in der That durch ihr ganzes Verhalten eine hochwillkommene Zierde des Gartens. Wie emsig wurden, als wäre etwas versäumt, die Neststoffe aus Hof, Garten und Feld herbeigetragen! Und erst die Lust, als es das fleißig brütende Weibchen zu ernähren galt! Bald sollte eine zahlreiche Kinderschar treue Eltern beglücken. Da kam plötzlich alles anders. Zu keiner ungelegeneren Zeit konnte es einem entfernten Nachbar einfallen, die noch rauhe Nordseite seines Hauses nunmehr ebenfalls betünchen zu lassen. In allen vom Bau her noch offenen Gerüstlöchern hatte seit Jahren eine Spatzenkolonie sich begründet. Und gleichviel, ob solche bereits im neuen Brutgeschäft begriffen, ob sie die ersten Anstalten dazu machten oder gar schon mit Nahrungssorgen bei der schlechten Zeit zu kämpfen hatten: unvorhergesehen und ohne jegliche Kündigungsfrist wurde dem ganzen fröhlichen Chor die Wohnung „vor dem Schnabel" geschlossen. Die Löcher wurden sämtlich vermauert. In alle Winde zogen die so lange hier friedlich vereint gewesenen Scharen. Aber nicht alle. Ei — dachten wohl Herr und Frau Spatz, als sie gerade über meinem Gärtchen flogen, in klassischer Spatzenweisheit — nicht nur zum Zeitvertreib zieht der Mensch, schon unserer Ureltern ungerechter Widerpart, so lange weiße Fäden kreuz und quer und läßt daran bunte Papiere im Winde flattern. Dahinter steckt etwas. Wir haben Zeit; warten wir, was solch negierende Einladung bedeutet. Wir ahnen, wenn unsere Jungen

nach Atzung schreien, liefern wohl Schotenbeete frisches Gemüse und die Erdbeerrabatten süßes Dessert. — Und schon saßen die beiden bösen Schelme zum weiteren Kriegsplan auf der Blaumeisenburg. Die Umgebung behagte, der Entschluß zum Bleiben ward schnell gefaßt, und der Besitzergreifungsakt an sich muß sehr wenig förmlich, aber sehr energisch gewesen sein. Die armen zarten Meisen vermochten sich des unvermuteten Überfalles nicht zu erwehren, der Einschlupf war den gedrungenen Spatzen eben recht; märchenhafte Schwalbenscharen standen zum Einmauern nicht zur Verfügung, und so kam es, daß ich den einen Sonntag friedlich stille brütende Meisen und den folgenden schon ewig spektakulierende brütende Spatzen beherbergte. Gewalt ging vor Recht, gerade wie bei uns Menschenkindern oft auch!

Grimmig kalt war es. Es fror am hellen Tage. Mühsam war über den Hof eine Gosse für das Küchenwasser ins Eis gehauen. Dampfend nahm es seinen Lauf. Das sehen — vergißt ein junger Spatz Zeit und Stunde, steigt wohlgemut in das warme einladende Element und badet sich tüchtig wie in den Hundstagen. Aber — dieser Hochgenuß zur Unzeit hat einen gar bitteren Nachgeschmack. Als Hänschen sich gerüttelt und geschüttelt und das Fliegen versuchen will, geht's nicht, durchaus nicht, und gar betrübt und traurig hält der arme Schelm Umschau nach einem Schlupfwinkel. Rütteln wie Schütteln hilft nicht, er kann nur springen. Ein Satz auf den Kinderschlitten gelingt endlich. Wieder Schütteln. Ein Sprung auf einen Steinhaufen gelingt und ein Sprung auf eine Karre gelingt auch, aber nun ist's auch aus. Der blaue Himmel lacht und die wohlbekannte Hofmauer ist nur gerade so hoch wie immer, der geläufige Weg zur Freiheit hinüber aber diesmal verboten. Auffällig trostlos muß der Spatz wieder ganz auf die Erde nieder. Plötzlich, sich völlig frei zeigend trotz seiner Hilflosigkeit, ist er sich eines Rettungsweges bewußt. Quer über den langen Hof wird in einigen hundert Sätzen gehüpft. Dort in der Ecke steht eine Leiter angelehnt, sie vermittelt den Aufstieg zu einer sonnenbeschienenen Bodenluke. Und richtig und hurtig — Sprosse um Sprosse nimmt der kleine noch immer so nasse Gesell. Endlich ist er oben, hoch oben, jetzt drohen ihm von unten keinerlei Gefahren mehr. Glückselig trippelt er, bis sein Gefieder völlig trocken, auf dem Balken hin und her, der dumme, kluge Spatz.

Wenn auf irgend einer sorglich aufgestellten „Vogelscheuche" selber eine Vogelgesellschaft die Schnäbel höhnisch wetzt, gewiß sind's Spatzen, die uns

ihr überlegenes Wissen und Können vor Augen führen wollen. Wenn ans Stadtfenster in der Morgenröte ein Vogel klopft, gewiß ist's ein früh aufgestandener munterer Spatz, der dem verschlafenen Menschenkinde den Morgengruß bietet, denn verderben will er es mit niemand. Ins Zimmer aber — kommt er nimmer. Trotzdem wir ihn auf Weg und Steg vom Morgen bis zum Abend um uns sehen, trotzdem er uns genauer kennt wie irgend ein anderes Glied der gefiederten Welt, verzichtet er beharrlich auf unsere Gastfreundschaft, auf unser ausgesprochenstes Wohlwollen in den Käfigen. Läßt sich ja einmal ein Sperling berücken und erwischen, so weiß er sich uns bald vorsätzlich so unleidlich zu machen, daß sein angeborener unbändiger Freiheitsdrang gern von jedermann befriedigt wird.

Die Generalprobe.

Ein Festspiel zum Geburtstag der Schulvorsteherin, dargestellt von ihren Schülerinnen.

Von

Lydia Röttger.

(Die Szene ist ein geräumiges Schulzimmer. Die Kinder erscheinen in ihren alltäglichen Kleidern, der „Regisseur" mit einer Papierrolle und die Darstellerin der „Woche" mit einem frischen Blumenkranze in der Hand.)

Personen.

Regisseur: Meta
Vorsteherin: Marie
Die Woche: Gertrud
Sonntag: Margarete
Montag: Wally
Dienstag: Käthe
Mittwoch: Else
Donnerstag: Eva
Freitag: Paula
Sonnabend: Klärchen

} Schülerinnen.

(Die Kinder stehen bunt durcheinander, Meta als Regisseur tritt vor. — Das Gespräch der Schülerinnen miteinander muß sehr fließend geführt werden, damit es möglichst natürlich klingt.)

Meta.

Heute soll Generalprobe sein und wir müssen sehen, ob wir das Gedicht zum Geburtstag unserer Vorsteherin gut auswendig können. Wenn ihr nur unsere Verse gefallen werden! Mir ist ganz angst und bange!

Gertrud.

Etwas Besonderes haben wir freilich nicht; aber ein Schelm gibt mehr als er hat, und unser Fräulein wird milde urteilen! — Seid Ihr denn alle bereit?

Eva.

Vollkommen; wir wissen nur nicht, wie wir uns aufstellen sollen!

Meta.

Die Wochentage stehen in einer Reihe; Montag fängt an und jeder gibt dem nächstfolgenden die Hand ....

(Sie ordnet die Tage in einen Halbkreis.)

Margarete.

Und wo bleibe ich als Sonntag?

Eva.

Tritt hinter uns, Gretchen —

Else.

Oder vor —

Paula.

Ja, das ist noch besser!

Marie.

Still, das geht nicht! Wenn alle ihren guten Rat geben wollen, wird nie etwas. Meta ist einmal zum Festordner gewählt, zum „Regisseur", wie es in der Theatersprache heißt, und muß die Plätze anweisen.

Meta.

Schade, daß wir kein Publikum haben!

Gertrud.

Wir haben eins. Ein herrlicher Gedanke: Mariechen könnte unser Fräulein vorstellen!

Marie.

Nein, nein, nicht ich!

Meta.

O ja! Wir reden Dich dann an. Schnell, setz' Dich hin!

(Meta zieht einen Stuhl heran und stellt ihn dem Halbkreise der Tage schräg gegenüber.)

Gertrud.

Hierher, ohne Widerspruch!

Marie.

Warum denn ich?

Meta.

Du eignest Dich ganz gut dazu; bemühe Dich nur ein ernstes Gesicht zu machen!

Marie.

Ich werde so lachen, daß Ihr samt und sonders gestört werdet!

Eva.

Nicht doch — eine Schulvorsteherin ist immer ernst und würdig!

Marie.

Glaubt Ihr nicht, daß unser Fräulein auch herzlich lachen kann?

Meta.

Daran zweifelt niemand. Aber wir müssen anfangen, und ich bitte Dich, sei vernünftig!

Marie.

Fangt nur an — fangt nur an! Ihr Wochentage, gratuliert mir!

(Marie hat sich gesetzt; neben ihr steht Meta und sieht ab und zu in die Papierrolle, als ob sie das Gedicht nachlesen wollte. Die „Woche" steht im Hintergrunde. Die Tage wenden sich halb zu Marie und halb zu den Zuschauern, doch so, daß die Worte, welche der Vorsteherin gelten, direkt an Marie gerichtet werden. — Der Sonntag tritt an der Seite des Montags vor.)

Sonntag.

Ich fange an aus zweifach gutem Grunde:
Denn was ich stets in eurem Kreis bedeute,
Bin ich nicht minder jetzt in dieser Stunde —
Vernehmt es wohl, es ist ein Sonntag heute!

(Zur Vorsteherin:)

Wie ich ein Ruhtag bin, der ohne Plage
In Stille heiliget die Werkeltage,
Der gern den Menschen schenkt auf ihren Wegen
Die Kraft zur Arbeit und den rechten Segen,
Muß ich auch jetzt in Deine Seele geben
Die Feierstimmung für das ganze Leben!

Montag

(rasch vortretend, während der Sonntag sich langsam zurückzieht).

Der Montag folgt dem Sonntag auf dem Fuße
Und endigt schnell die schöne Zeit der Muße;
Doch macht der Mensch ans Werk sich ohne Säumen,
Helf' ich die Arbeit aus dem Weg ihm räumen;
Und stöhnt er auch, sieht er mich kleinen Kopf
Und diesen langen Schweif (zeigt die Reihe hinunter), ist er kein Tropf,
Versteht er wohl mein Flüstern: „Hab' nur Mut!"
Und was so schwer Dir scheint, wird alles gut!

(Tritt zurück in die Reihe.)

Dienstag (tritt vor).

(Zur Vorsteherin:)

Hast Du am Montag Dich mit Mut versehen,
Wird es am Dienstag desto besser gehen.
Bei munterm Schaffen wird die Aufgab' schwinden,
Und kannst Du auch ihr Ende noch nicht finden,
Will ich zum Troste Dir ein Angedenken:
Von ganzem Herzen wahren Frohsinn schenken!

(Tritt zurück.)

Mittwoch (tritt vor).

(Zur Vorsteherin:)

Ich stelle Dir der Woche Mitte vor,
Ein Bergesgipfel, den Du kühn erklommen.
Du wandest Dich mit viel Geschick empor,
Wirst Du so gut auch nun hinunter kommen?

Ja, ich gestehe, wichtig ist dies Fragen,
Denn manche Steine liegen Dir zu Füßen,
Und leider kann ich Dir, ich muß es klagen,
Den Pfad nicht ebenen mit glatten Fliesen.
Nur eines kann Dir helfen bei dem Wandeln:
Ich rate Dir, hübsch mit Geduld zu handeln. (Ab.)

Donnerstag (tritt vor).

(Zur Vorsteherin:)

Ein kleiner Rest aus längst entschwundnen Zeiten,
Möcht' ich vergangnes Gut zu uns herleiten.
Dem Gotte Donar dank' ich meinen Namen,
Und ihm zuliebe bin ich treu bedacht,
Daß deutsche Tugenden uns nicht erlahmen
Und deutscher Sinn wie ehmals in uns wacht.
Wie Donar einst, ermahne ich zur Treue,
Sie brachte keinem, der sie übte, Reue,
Und darum bitt' ich Dich, wie Du seit Jahren
Sie uns erzeigt hast, sie auch zu bewahren! (Ab.)

Freitag (vortretend).

Was prahlt der Donnerstag, mein lieber Vetter,
Sein Name sei das Erbteil alter Götter?
Von gleichem Namen bin ich, könnt's erproben,
Doch liebe ich es nicht, mich selbst zu loben —
Und thäte ich's — ihr nähmt es nicht zu Herzen
Und dächtet nur, ich wollte mit euch scherzen!
Denn leider geht von mir die schlechte Kunde:
Ein Unglück sei mit mir in stetem Bunde,
Am Freitag gehe alles kreuz und quer
Und selbst sein Bestes wäre nicht weit her!
Doch wie mich auch Gerücht und Sage schuf,
Ich schwöre, ich bin besser als mein Ruf!
Und wer dem Beispiel folgt, das ich ihm weise,
Bleibt ohne Anstoß auf der Lebensreise.

(Zur Vorsteherin:)

Hast Du schon manchmal Grund Dich recht zu grämen,
Laß das Vertraun auf Bess'rung Dir nicht nehmen. (Ab.)

Sonnabend (tritt vor).

(Zur Vorsteherin:)

Ich bin der Woche allerletzter Zipfel
Und doch im Grunde krön' ich sie als Gipfel;
Denn ich verkünde Dir, hör' mir gut zu,
Nach aller Arbeit die verdiente Ruh. —
Gelang Dein Werk und warst Du wohlberaten,
So sonne Dich im Glanze Deiner Thaten,
Und ward es schlecht, so tröste Dich, o Herz,
Ich weiß ein kräftig Kraut für jeden Schmerz:
Es macht Dir leichter auch die schwerste Zeit
Die alles mildernde Zufriedenheit. (Ab.)

Sonntag

(der sich inzwischen an das andere Ende des Halbkreises begeben hat, tritt noch einmal vor).

(Zur Vorsteherin:)

Ein Markstein an der Grenze von zwei Reichen
War ich der Anfang und bin nun das Ende;
Doch wünscht' ich wohl, ich brauchte nie zu weichen,
Damit für Dich sich ew'ger Sonntag fände!
Versteh' mich recht: Weil ich so sehr Dich liebe,
Möcht' ich, daß es wie heute immer bliebe
Und die Alltäglichkeit mit ihrer Qual
Sich von Dir löste ein für allemal.

Die Woche

(tritt aus dem Hintergrunde vor und spricht zum Sonntag und den andern Tagen:)

Leicht kann zur Wirklichkeit dein Wünschen werden,
Wenn jeder von den Brüdern sich bemüht
Das abzustreifen, was ihn zu der Erden
Als Staub zum Staube mächtig niederzieht;
Kehrt frommer Sinn auch bei der Arbeit ein,
Wird jeder Tag im Geist ein Sonntag sein!

(Sonntag tritt an die Seite des Sonnabend, die Woche wendet sich mehr an die Zuschauer, zuletzt an die Vorsteherin.)

Der Woche aber ist es ein Vergnügen,
Zum Ganzen alles Einzelne zu fügen,
Und hat sie's zweiundfünfzigmal gethan,
Läuft sie aufs neu' von vorne ihre Bahn;
Vergangne Zeit erscheint dann wie ein Traum,
Und was geschehn, wahrt die Erinnrung kaum. —
Folg' meinem Rat: schau' vorwärts, nicht zurück,
Denn in der Hoffnung ruht das höchste Glück —
Die wird vor Leid und Kummer Dich behüten
Und so die Tage aneinander schließen,
Daß wie im Kranz die süßen Frühlingsblüten,
Dich heitre Zukunftsbilder werden grüßen!

(Als Gertrud den Kranz Marien überreichen will, springt diese auf.)

Marie.

Das geht zu weit! Gertrud, was thust Du? Wollt Ihr mit unserm Fräulein einen Scherz treiben?

Gertrud.

Gewiß nicht! Aber wir müssen doch proben — ich bitte Dich, was ist denn nur dabei....

Marie.

Du fragst noch? Was soll ich mit dem Kranze? Er welkt ja längst, eh' Fräulein ihn nur sieht!

Meta.

Ach ja, wie konnten wir nur so unüberlegt sein, den Kranz in die Probe mitzubringen!

Margarete.

Was ist nun zu thun....

Eva.

.... Ich wüßte gern....

Else.

Sollen wir andere Blumen besorgen?

Meta.

Wäre es nicht das beste, den Kranz jetzt gleich zu überreichen? Ihr habt ja leidlich gut gewußt und braucht Euch nicht weiter vorzubereiten. — Kommt, ich will Euch zu unserer Vorsteherin führen!

Else.

Wir sollen die Reimerei noch einmal sagen?

Käthe.

Warum nicht gar? Das vertrage ich nicht!

Meta.

Wenn Ihr nicht wollt, mag Marie für uns alle reden — gib ihr den Kranz!

(Gertrud reicht auf Metas Wink Marien den Kranz.)

Marie.

Ich? Das kann auch eine andere....

Gertrud.

Nein, nein, Du warst im Spiel unsers Fräuleins Stellvertreterin und mußt ihr darum unsern Glückwunsch feierlichst ausrichten....

Marie.

Was soll ich ihr sagen? — Meta versteht das Reden viel besser, und da sie außerdem „Regisseur" ist, muß sie es thun — (gibt ihr rasch den Kranz). Da hast Du ihn und nun ... thue uns den Gefallen —

Meta.

Wenn Ihr es durchaus wünscht, will ich gern die Überbringerin sein; aber Ihr müßt alle mitkommen!

(Meta tritt vor, mit ihr Marie und Gertrud; während der Kreis der Tage diese drei umgibt und so die Gruppe abschließt, spricht sie zur Vorsteherin.)

Meta.

Nimm diesen Kranz, bescheidne kleine Gabe;
Doch denke so: die Blüten seien wir,
Und unsre ganze, unsre einz'ge Habe,
Ein dankbar Herz, brächt' ich mit ihm zu Dir.

Welkt dann die Blume ab zu frühem Grabe,
Sind wir an trauter Stätte nicht mehr hier,
Bleibt Deine Güte dennoch unermessen,
Und wie wir Dich, wirst Du uns nie vergessen.
Nimm hin, und mög' auf allen Deinen Wegen
Dich stets begleiten Gottes reichster Segen —

(Überreicht den Kranz.)

Alle.

Und wie im alten, so im neuen Jahr
Behalte lieb uns, Deine Kinderschar.

Fräulein Lydia und Eva.

Von

Hedwig Gäde.

Schönroda den 1. September.

Heut ist mein Geburtstag, ich bin fünfzehn Jahr geworden. O, wie habe ich mich auf diesen Tag gefreut; er war auch sehr schön und hat mir alles gebracht, was ich von ihm erwartet, ja mehr als das, denn Väterchens Güte hat mich wieder so reich bedacht und überrascht. Auch die gute Tante Sabine hat mir so viel Liebe erwiesen. Wie schön hatte sie doch den Geburtstagstisch geschmückt, ein großer Kranz von Astern und Levkojen umgab ihn, in der Mitte prangte der große wohlbekannte Napfkuchen, den ich so gern esse, umgeben von fünfzehn Wachslichtern, das große Lebenslicht mitten drin, rings umher lagen und standen viel schöne und nützliche Sachen, darunter auch allerlei „Tand und Flitterkram", wie Tantchen sagte, „der eigentlich für solch ein junges Ding, wie Du bist, noch gar nicht paßt," fügte sie hinzu.

„Hier ist aber auch etwas für den Ernst," sagte sie, mir dies Tagebuch überreichend, das, nebenbei gesagt, übrigens auch sehr schön in rot und gold gebunden, die Zierde meines kleinen Schreibtischchens bildet. „Du klagst oft," fuhr sie fort, „daß es Dir an Altersgenossinnen fehlt, mit denen Du nach Herzenslust vertraulich plaudern könntest; nun sieh,

Eva, dieses Buch soll fortan eine Vertraute ersetzen; erzähle ihm täglich, oder doch so oft es Dich dazu drängt, was Du thust und treibst, was Dir im Leben begegnet und welche Empfindungen und Gedanken Du dabei hast, aber wahr und treu, ungeschmückt und ungeschminkt, das Gute wie das Schlimme. So wird das Buch zugleich ein Spiegel Deines Inneren werden, und wenn Du nach längerer Zeit einmal das Niedergeschriebene durchliest, wird es Dir Licht und Schatten zeigen und Du wirst vielleicht selbst manchen Fehler, manches Unrecht erkennen, das Du Dir von anderen nicht gern zeigen ließest."

Ach ja, die gute Tante hat recht; ich lasse mich gar nicht gern tadeln und kann dabei immer recht unfreundlich werden. — „Ich wollte," sagte die Tante seufzend, indem sie mich auf die Stirn küßte, Deine gute Mutter lebte noch; Papa ist von seinen umfangreichen Geschäften und den Fabriken so sehr in Anspruch genommen, daß er sich wenig mit Deiner Erziehung befassen kann, und ich verstehe mich so schlecht darauf und bin viel zu schwach gegen Dich."

Ach was wollte ich denn selbst lieber, als daß mein geliebtes Mütterchen noch lebte, die mich mit ihrem ernsten Blick und ihrem sanften Wort und ihrer festen, bestimmten Weise so gut zu leiten und zu lenken wußte; jetzt setze ich meist meinen eigenen Willen durch und das mag wohl nicht gut für mich sein.

„Weißt Du, Eva," sagte neulich Bruder Otto, der ein Jahr jünger als ich, aber sehr gesetzt und klug und ein rechter Bücherwurm ist, „daß Du in dem letzten Jahre gar nicht liebenswürdig geworden bist?"

„Liebenswürdig? Ach nein," platzte der altkluge Hans von zwölf Jahren heraus, „eine heftige, eitle, hoffärtige Person ist sie, mit der nicht einmal mehr ein vernünftiges Spiel zu machen ist."

„Ach was wißt Ihr alte dumme Jungen, ob man liebenswürdig ist oder nicht," sagte ich, den kleinen Brausekopf küssend.

„Aber Tante und die alte Babette sagten es auch," entgegnete Hans überzeugend, „und Babette meinte, Du würdest Dich noch sehr ändern müssen, wenn Du eine so gute Herrin werden wolltest, wie die Mama es war."

Babette ist unsere Haushälterin, die seit zwanzig Jahren in der Familie lebt und in großem Ansehen steht; nun ja, ich bin auch nicht immer respektsvoll gegen sie und laufe gern davon, wenn sie mich in der Wirtschaft anstellen will. Ich lachte über das Urteil, aber im stillen hat es mir doch recht weh gethan. Ich möchte gern gut und liebenswürdig sein, und

weiß es wohl, daß ich mich noch sehr ändern muß, um es zu werden, fasse auch immer die besten Vorsätze dazu, aber ich vergesse sie so leicht wieder. Wenn ich nur wüßte, was ich thun könnte, sie mit Ernst zu halten. Nun, in diesem Jahre soll es aber gewiß besser werden.

Den 12. September. „Was würdest Du dazu sagen, Eva," fragte mich heute früh Papa, indem er einen Brief zusammenfaltete, „wenn ich Dich diesen Winter in die Stadt schickte?"

„O Herzensväterchen, das ist ja längst mein Lieblingswunsch; dann hören doch endlich die langweiligen Unterrichtsstunden bei Herrn Müller auf, dann komme ich im Pensionat mit anderen jungen Mädchen zusammen und wir können gemeinsam all die Herrlichkeiten, die es in der großen Stadt zu hören und zu sehen gibt, genießen; ach das wäre ja köstlich!" rief ich entzückt.

„Gemach, gemach, meine Kleine!" sagte Papa, indem er sich lachend meiner stürmischen Liebkosungen zu erwehren suchte. „Die Sache ist denn doch etwas anders, als Du es Dir vorstellst. Erstens hört das Lernen noch lange nicht auf. Du wirst Musik, Sprachen, Zeichnen und anderes noch fleißig treiben. Tüchtige Lehrer und Lehrerinnen sollen Dir Unterricht erteilen und es wird Dir zu dem Schauen der großstädtischen Herrlichkeit dabei nicht viel Zeit bleiben."

„Aber in die Tanzstunden darf ich doch gehen?" fragte ich sehr kleinlaut.

„Meinetwegen," antwortete Papa lächelnd, „obgleich ich denke, Du verstehst das Hüpfen und Springen schon so genug; nun, es mag Dein Lohn sein, wenn Du hübsch fleißig bist und Fräulein Bertrand mit Dir zufrieden ist."

„Fräulein Bertrand?" fragte ich sehr verwundert.

„Ja," sagte Papa, „in ein Pensionat unter einen ganzen Mädchenschwarm kommst Du nämlich nicht. Deine Brüder, die nun ein Gymnasium besuchen müssen, gehen mit Dir zur Stadt, und ich will, daß Ihr eine eigene kleine Häuslichkeit haben sollt. Fräulein Bertrand ist eine bewährte Erzieherin; sie hat mir in diesem Briefe soeben mitgeteilt, daß sie bereit ist, Eurem kleinen Hauswesen vorzustehen, Euch zu überwachen und zu leiten. Aber Du siehst ja ganz erschrocken aus, Eva, ist das so wenig nach Deinem Geschmack?"

„O Papa!" rief ich mit ausbrechenden Thränen, „ich bin jetzt fünfzehn Jahr und dachte, ich sollte nun ein bißchen selbständig werden —

und nun soll ich noch eine Erzieherin bekommen, die immer mein Schrecken war!"

„Fräulein Bertrand soll aber eine sehr liebe, kluge Dame sein; Ihr werdet schon gut miteinander fertig werden!"

„Ach, aber sie ist gewiß schon alt und dann hat sie keinen Sinn und Verständnis mehr für Jugendlust und Fröhlichkeit und wird sicherlich bloß immer schelten."

„Dann mußt Du dafür Sorge tragen, daß sie keinen Grund dazu hat," entgegnete Papa und folgte dem Diener, der ihn abrief. — Ich blieb weinend zurück. O meine schönen Träume von der Übersiedelung nach der Stadt — wo seid ihr geblieben! — Tante Sabine wollte mich trösten und erzählte mir allerlei Gutes und Liebes, was sie von Fräulein Bertrand gehört hatte, aber sie machte es nur schlimmer. „Du wirst auch unter des Fräuleins Leitung Dich in der Wirtschaft nützlich machen lernen, das wird Dir in dem kleinen Haushalte gewiß Spaß machen," schloß sie ihre Rede. — Ich schüttelte sehr energisch den Kopf. Auch das noch! Wirtschaften — wo ich nur an Vergnügen und Zerstreuungen dachte!

„Aber Eva," mahnte die Tante, „bedenke, daß Du in ein paar Jahren den ganzen großen Haushalt und ernste Verpflichtungen übernehmen mußt; da ist es Zeit, daß Du anfängst zu lernen. Du weißt, ich bin alt und kränklich und sehne mich nach Ruhe; ich kann nicht immer bei Euch bleiben."

Ja, die gute Tante bringt uns freilich ein großes Opfer, daß sie in unser großes, geräuschvolles Hauswesen übersiedelt ist und die Sorge für uns Kinder und die vielen Leute übernommen hat. Sie hat immer ein so hübsches Stillleben geführt und in einem wundervollen „Alt-Jungfernheim", wie sie ihr Häuschen in der Vorstadt von N. nennt, im gemütlichen Verkehr mit ihren Freundinnen gelebt. Ich glaube gern, daß sie sich wieder nach Hause sehnt; aber mich gruselt's, wenn ich daran denke, einmal alle ihre Sorgen und Verpflichtungen zu übernehmen, und ich weiß wohl, in der Familie ist oft die Rede davon, Papa solle uns eine zweite Mutter zuführen. „Das kann ich nicht um Evas willen," entgegnet er immer. O der liebe, gute Vater! Ach, er hat recht — nur das, nur das nicht; ich könnte es nicht ertragen und ich will ihm dafür auch recht dankbar sein und mich in alles fügen, auch in die Erzieherin, und — wirtschaften lernen.

Zum ersten Oktober übersiedeln wir nach N. Wir rüsten schon, das heißt Tante Sabine denkt an alles, was mitgenommen werden soll, und guckt in alle Schübe und Schränke; alle Kisten und Koffer unseres Hauses

stehen in Bereitschaft. Ich habe dem Stubenmädchen scharf eingeprägt, was ich alles mitnehmen will, im übrigen kümmere ich mich um nichts und genieße noch die wundervollen Herbsttage und schweife mit unserer kleinen Pony-Equipage noch fleißig umher. Ach es ist doch sehr schön in unserem Schönroda, aber die Großstadt wird wieder viel anderes Schönes bieten. Die armen Jungen thun mir leid, sie werden viel entbehren: ihren Wald, ihre Gondelfahrten, die Ponies vor allem, die sie so lieben, das Eichhörnchen und die Lachtauben. Der Abschied fällt ihnen sehr schwer, aber sie verbeißen ihren Schmerz mannhaft und schleppen nur so viel als möglich von ihrer beweglichen Habe zum Einpacken herbei: die Käfer- und Steinsammlungen, Schachbrett und Domino, Bücher und Spiele allerlei. Natürlich geht Fidel, der lustige Spielgefährte der Brüder, mit. Ich nehme nicht so viel unnützen Ballast mit. Papa wird mir ein hübsches Sümmchen mitgeben und da werde ich in der Stadt allerlei kaufen, was mir gefällt. Ich habe Tante Sabine darum auch gebeten, mir hier keine neuen Kleider machen zu lassen. Ich werde das ja alles in N. viel moderner und schöner bekommen, und Fräulein Bertrand, die in reichen Häusern gewesen sein soll, wird das alles schon verstehen.

Sie ist da, die Gefürchtete! Wir kamen heut nachmittag vom Garten herein und stürmten in der Halle an einer Dame vorbei, die dort neben einem ziemlich schmalen Köfferchen stand. Ich lief voran, Hans wollte mir etwas abjagen. „Der Herr Kommerzienrat lassen bitten," sagte der Diener, indem er sie ins Familienzimmer führte. Als wir zum Kaffee gerufen wurden, stellte sie uns Papa als Fräulein Lydia Bertrand vor. Wie ärgerlich, daß sie mich auch gerade so zuerst sehen mußte. Ich hatte ihr als erwachsene junge Dame entgegentreten und ein bißchen imponieren wollen. Aber wie ganz anders ist sie auch, als ich erwartet hatte; niemals hätte ich in dem noch ziemlich jungen Mädchen in dem schlichten, glatten grauen Kleide mit dem dunklen Strohhut unsere Erzieherin vermutet. Sie sieht etwas blaß aus, hat aber sehr einnehmende Züge, namentlich wundervolle dunkelblaue Augen, die so eigen blicken, als könnten sie tief ins Herz schauen; und als sie mich so freundlich ansah, da mußte ich ihr unwillkürlich die Hand hinüberreichen. Eigentlich gefällt sie mir, wenn sie nur nicht so äußerst einfach gekleidet ginge. Wenn sie mit mir bei den uns bekannten Familien Besuche machen wird, so muß sie sich jedenfalls besser anziehen. Die Jungen sind schon ganz gut Freund mit ihr; sie haben sie überall eifrig umhergeführt und ihr alle ihre Herrlich-

keiten gezeigt, worauf sie sehr liebenswürdig eingegangen ist, und lachen kann sie recht herzlich. Das wäre also alles gut, aber die großen, ernsten Augen! Wir gingen auch durch das Treibhaus. Otto hatte ganz ritterlich einen hübschen Strauß für das Fräulein gebunden und Hans wollte im höchsten Eifer noch eine seltene Blüte von einem Gestell herabnehmen, dabei warf er einen Blumennapf herunter und die feuchte Erde spritzte über mein sauberes Kleid. Ich fuhr sehr heftig auf und schalt ihn tüchtig. Das Fräulein sagte nichts, aber sie sah mich groß und ernst an und in ihren Augen stand eine Strafpredigt für mich. Ich ging rasch fort und schämte mich sehr, war dann auch wieder sehr liebenswürdig gegen Hans.

N. am 3. Oktober. Da sitze ich heut zum erstenmal am Fenster in unserem neuen städtischen Heim und sehe hinunter auf das Leben und Treiben in den Straßen. Wie das läuft und rennt, kribbelt und krabbelt, gerade wie in einem Ameisenhaufen. Und welch ein Lärm und Getöse ohne Ende; selbst in der Nacht wird es nicht ganz still und ich habe zum erstenmal in meinem Leben nicht schlafen können. Wie ganz anders ist das alles als zu Hause; mir wird ganz eigen, wenn ich an unser stilles, friedliches Schönroda denke. Du wirst doch nicht Heimweh haben, Eva? Sei nicht kindisch! Es wird gewiß hier noch sehr hübsch werden. Unsere Wohnung ist klein, aber allerliebst, mit der Aussicht auf einen freien Platz; und das ist gut, in einer Straße wäre es mir zum Ersticken eng. Wir haben nur drei Zimmer: in dem einen hausen die Brüder, das zweite teilen Fräulein Bertrand und ich als Schlafzimmer, das dritte, größte ist unser Wohn- und Besuchszimmer, auch Salon und Musiksaal. Es hat einen schönen, tiefen Erker, in dem habe ich mein kleines Boudoir. Es ist wirklich ganz reizend, das Plätzchen. An dem breiten Fenster steht mein Schreibtisch mit allerlei hübschen Nippes geschmückt, ein kleiner Sessel steht davor, auf dem breiten Fensterbrett ist ein zierlicher Arbeitskorb etabliert, den wir gestern zusammen gekauft haben. Ich soll nämlich auch unter Fräulein Bertrands Anweisung Handarbeit treiben, die ich immer sehr langweilig gefunden habe; Fräulein Bertrand versichert aber, sie wolle es mir schon schmackhaft machen: wir würden dabei recht traulich plaudern und abwechselnd vorlesen, und nun freue ich mich fast auf diese Stunden. Als wir auspackten, vermißte ich vieles: Bücher, Figuren und allerlei Kleinigkeiten; ich war sehr ärgerlich und schalt auf Lisette daheim. „Das finde ich natürlich," sagte das Fräulein lächelnd, „Sie haben ja das Packen, wie ich bemerkte, allein dem Mädchen überlassen; so geht es immer, wenn

wir uns allein auf Kopf und Hände anderer verlassen. Selbst handeln ist das Sicherste und Beste."

Ja, Fräulein Bertrand scheint das Handeln freilich aus dem Grunde zu verstehen. Es war eine wahre Lust, zu sehen, wie unter ihren ordnenden Händen und bei ihren praktischen Anweisungen das Chaos sich lichtete und alles so hübsch wurde. Sogar die Jungens hatte sie als Handlanger angestellt, und mit wahrem Feuereifer haben sie geholfen; ich natürlich auch, doch wurde ich von der ungewohnten Arbeit bald müde, setzte mich in eine Sofa-Ecke und nickte ein. „Faulpelz!" tönte es da auf einmal neben mir. Die schmeichelhafte Bezeichnung kam natürlich aus dem Munde meines galanten Bruders Hans, der die leeren Koffer eben in die Rumpelkammer schleppte. „Schon wieder ruhen!" sagte er geringschätzig. „Da sieh mal Fräulein an; sie gönnt sich keine Minute, ehe nicht alles in Ordnung ist." Das war auch wirklich so, und ich eilte, um ihr beim Auspacken der Wäschkisten zu helfen. Ein Hauptschmuck fehlt aber noch unserer Wohnung: die Blumen. Morgen wollen wir in eine Handlung gehen und welche zum Schmuck meines Erkers kaufen; doch nicht für den Erker allein — auch Fräulein hat ein allerliebstes Fensterplätzchen, das wir ihr, da sie Blumen sehr liebt, besonders hübsch damit zieren wollen. Die Brüder thun ganz geheimnisvoll, sie wollen sie mit etwas recht Besonderem überraschen. Das freut mich, denn ich glaube fast, ich habe sie schon recht lieb gewonnen und wir werden sehr gut miteinander auskommen.

Den 5. Oktober. Heute war kein guter Tag, oder vielmehr ich war nicht gut, sondern recht unartig. Früh war meine Stimmung so sonnig wie der Himmel. Wir waren aus gewesen und hatten allerlei Einkäufe gemacht; dabei gab es viel Schönes zu sehen und mancherlei Neues amüsierte mich. Auch eine Konditorei wurde besucht, was mir besonders lieb war, denn ich bin ein Naschkätzchen. Sehr fröhlich wanderte ich mit meinem Kuchenpaket heim und wir waren bei dem von Fräulein Bertrand auf der Maschine gekochten Kaffee und unserem Lieblingsgebäck unbeschreiblich lustig. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Auf einmal kommt Susanne herein, ganz reisemäßig, knixt und sagt uns allen Lebewohl. — „Aber was fällt Dir denn ein, Susa!" rief ich erstaunt, „wo willst Du denn hin?" — „Nach Hause, nach Schönroda, Fräulein!" — „Aber bist Du denn von Sinnen; sollen wir uns denn hier ein fremdes Mädchen nehmen?" — „Nein, liebe Eva," sagt Fräulein Bertrand sehr ruhig, „wir werden gar kein Mädchen haben." — Ich stand sprachlos vor Staunen

und vergaß darüber, der Susa Grüße an Papa und Tante Sabine mitzugeben. Als das Mädchen fort war, wandte sich Fräulein wieder zu mir. „Ich habe eine tüchtige, ordentliche Aufwärterin engagiert," sagte sie erklärend, „die alle gröbere Arbeit thun und einholen wird; das Kochen werde ich selbst besorgen und Evchen wird mir dabei helfen!" — „Nein, das werde ich nicht!" rief ich ganz außer mir; „ich werde mir sicher nicht die Hände mit Küchenruß und Schmutz verderben, dazu haben wir Leute genug!" — Wo waren meine guten Vorsätze, meine Besinnung geblieben? Wie ernst mögen Fräulein Bertrands Augen geblickt haben; ich sah sie aber nicht an, wartete auch ihre Antwort nicht ab, sondern stürmte hinüber in meinen Erker, verschanzte mich hinter die neuen schönen Blattgewächse, weinte bitterlich und grollte. Gegen Abend sah ich, wie Fräulein das Schlüsselbund nahm, eine blendend weiße Leinenschürze umthat und in die Küche ging. Bald hörte ich das Feuer lustig prasseln und das Klappern von allerlei Geschirr. Mein Groll war im Abziehen. „Wie nett das Fräulein das nun wieder alles angreifen wird," mußte ich denken, „und am Ende wäre es doch amüsanter, ihr zu helfen, als hier im Schmollwinkel zu sitzen." Bald darauf öffnete sie die Thür zu dem Knabenzimmer. „Freiwillige vor!" rief sie lachend. „Ich bereite heute die erste Mahlzeit für uns und sie soll nicht schlecht werden, aber ich brauche Hilfe; wer will Eierschnee quirlen und die Einmachgläser, die Tante Sabine uns so reichlich mitgegeben, untersuchen und aufbinden?" — Beinahe hätte ich laut gelacht. Beide Brüder stürmten mit Jubelgeschrei hinaus und bald hörte ich draußen Schnee schlagen, als sollte der Topf in Stücke gehen, und dazu gab es ein Lachen und Scherzen ohne Ende. Wie gern wäre ich dabei gewesen, aber ich schämte mich zu sehr und trotzte weiter. Das Abendbrot war köstlich: eine Apfelsuppe mit gerösteten Semmelwürfeln und ein prachtvoller Eierkuchen mit eingemachten Brombeeren und Himbeergelee; aber mir schmeckte doch kein Bissen. Die Jungens waren vergnügt bis zum Übermut, auch Fräulein Bertrand war heiter — niemand schien auf meine Verlegenheit und Verstimmung zu achten; aber ich glaube, das Fräulein war doch betrübt über mich, sie ließ es nur nicht merken.

Den 6. Oktober. Gottlob! Heut ist mein Herz wieder leicht und frei; Fräulein Bertrand ist wieder mit mir ausgesöhnt. Ich war heut vormittag ganz allein. Die Aufwärterin war, nachdem sie alle Arbeit gethan, fortgegangen, die Brüder waren zur Schule, auch Fräulein war ausgegangen; da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, in unsere Küche

ǧez. v. W. Claudius

A. B. XXVIII

Zur Erzähl.: Lydia und Eva.

zu blicken. Ach wie nett — wie im Putzstübchen sieht es darin aus; ich mußte gleich an meine große Puppenküche denken; wie all das Kupfer- und Messinggerät blitzte und blinkte. Ich lief nach meiner Kommode. Mir fiel ein, Tante Sabine hatte mir ein halbes Dutzend weißer Latzschürzen mitgegeben, ich mußte eine anprobieren; wie zierlich, mit gestickten Streifen! Ei, ich sah allerliebst darin aus — ach und ich hatte ja auch versprochen wirtschaften zu lernen. Nun suchte ich in der Küche nach Arbeit. Fleisch und Gemüse brodelten schon sachte am Feuer fort, aber da stand noch ein Korb mit Salat; ich verlas und wusch ihn sauber; doch nun fand ich nichts mehr. Ich ging in unseren Salon zurück, um den Staub sauber abzuwischen und die Blumen zu gießen. Als ich in meinen Erker trat, bemerkte ich auf meinem Schreibtisch, wo bisher noch eine Figur oder dergleichen fehlte, unter einer Gruppe von Palmen und Farnkräutern ein schönes weißes Marmorkreuz, darunter lagen zwei kleine schwarz gebundene Bücher mit Goldschnitt. Es war das Neue Testament und die Psalmen. Als ich neulich auf Fräulein Bertrands Arbeitstisch die Bibel liegen sah, war ich bewegt; gerade so war es auch bei Mama. — „Hast Du keine Bibel, liebe Eva?“ fragte das Fräulein. — „Meine alte Schulbibel; die habe ich aber zu Hause gelassen,“ erwiderte ich etwas beschämt. — „Das ist nicht gut,“ sagte das Fräulein, „denn sieh, was das Brot für unseren Leib, das ist Gottes Wort für unsere Seele; es muß ja die tägliche Richtschnur unseres Lebens, Denkens und Handelns sein.“ — Nun wußte ich, wem ich diese Überraschung zu danken hatte. Während ich noch ganz gerührt und beschämt dastand, legte sich eine Hand sanft auf meine Schulter; es war Fräulein Bertrand. Ich fiel ihr um den Hals, bat mit tausend Thränen um Verzeihung wegen meiner Unart, dankte ihr, gelobte Besserung und alles Gute und bat, nur Geduld mit mir zu haben. Das hat sie mir versprochen. Sie will meine treue Freundin sein; ich soll sie auch jetzt bei ihrem Vornamen nennen, das klingt traulicher. Ach, nun wird es gewiß sehr schön bei uns werden! „Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfinge, meinen guten Vorsätzen getreu zu bleiben!“ klagte ich. — „Du mußt beten um die rechte Kraft von oben,“ antwortete Fräulein Lydia. „Unsere eigene Kraft ist ein schwaches Rohr, das hundertmal bricht. Nur mit Gottes Hilfe können wir besser und tüchtig werden, seinen Willen zu thun.“

Mir war sehr feierlich zu Mute, als ob ich in der Kirche wäre, und ich versprach es nun auf diese Weise zu versuchen. Gott gebe, daß es mir gelingt.

Im November. Wir sind nun völlig in der Stadt eingerichtet; es gefällt mir immer besser hier. Meine Zeit ist jetzt gehörig eingeteilt. Vormittags helfe ich Fräulein Lydia meist in der Häuslichkeit, woran ich auch schon etwas Geschmack gefunden habe. Nachmittags besuche ich verschiedene Unterrichtsstunden, in denen es mir auch recht gefällt; dann treibe ich mit Fräulein Lydia Musik und Gesang, oder es wird ein Spaziergang gemacht. Abends sitzen wir dann sehr traulich mit einer Handarbeit beisammen. Fräulein Lydia erzählt so hübsch oder liest vor; wenn die Brüder keine Arbeiten haben, so nehmen sie auch daran teil, und dann werden Rätsel gelöst und manch fröhliches Spiel gemacht; zuletzt bringt unser liebes Hausmütterchen Lydia einen verdeckten Teller oder Körbchen mit irgend einer süßen Überraschung zum Naschen und Knabbern, ein selbst gefertigtes Gebäck oder schönes konserviertes Obst von Schönroda. Diese Abende sind unser aller Vergnügen. Bis jetzt habe ich noch keinen bösen Rückfall meiner alten Ungezogenheit gehabt, lebe vergnügt und verträglich mit den Brüdern und gewinne Fräulein Lydia immer lieber. Auch viel Schönes habe ich schon gesehen und kennen gelernt; wir haben schon Kunstausstellungen, Museen und gute Konzerte besucht und Lydia weiß alles so schön zu erklären und zu belehren. Auch mein lebhaftester Wunsch, Freundinnen zu finden, hat sich erfüllt: Marie Leonar, die Tochter eines Professors, und Adelheid von Bönigk, eines Majors Töchterlein, die ich in den Unterrichtsstunden kennen gelernt habe. Es sind sehr liebe, heitere, freundliche Mädchen, auch Herzensfreundinnen; sie haben mich als dritte in ihren Bund aufgenommen. Nun kommt das Kleeblättchen oft sehr vergnüglich zusammen. Fräulein Lydia sieht es besonders gern, wenn sie zu uns kommen; dann gibt es selbst gebackene mürbe Plätzchen oder Mandelkringel und ich mache den Thee oder Kaffee eigenhändig auf der Maschine. Aber der Hauptspaß dieses Winters kommt erst noch: die Tanzstunden. Sie werden der Reihe nach in verschiedenen Familien stattfinden, auch Marie und Adelheid nehmen daran teil. Ich freue mich außerordentlich darauf. Fräulein Lydia bedauert die vielen schönen Stunden als verlorene, in denen sie mich dorthin begleiten wird, und die Herren Brüder zucken mitleidig über mich die Achseln.

Im Dezember. Ich habe lange nicht mit meinem Tagebuch geplaudert, weil ich in Wirklichkeit so viel mit meinen Freundinnen zu schwatzen habe, und ich habe deren jetzt drei. Die dritte und neueste nimmt mich gerade am meisten in Anspruch. Ich habe sie im Hause ihres Vaters, des Bankiers Rodenheim, wo unser erstes Tanzkränzchen stattfand, kennen

gelernt. Toni kam mir sehr freundlich entgegen und nun sind wir fast täglich zusammen. Sie ist sehr lebhaft, manchmal ein bißchen übermütig und sehr amüsant, denn sie ist sehr witzig und weiß Personen und Ereignisse so drollig darzustellen. Marie und Adelheid sind ein bißchen eifersüchtig, sie verkehren wenig mit ihr und sagen, ihre Eltern wünschten es nicht. Nun, meine gute Lydia würde es auch gerade nicht wünschen; sie schüttelt den Kopf und meint, Toni würde keinen guten Einfluß auf mich haben, sie wäre oberflächlich und mokant und sehr anspruchsvoll. Nun ja, ihr Vater ist beinahe Millionär, da ist sie etwas verwöhnt. Es ist prächtig in ihrem Hause und fast immer Gesellschaft dort, da sind wir jungen Mädchen so hübsch ungestört in Tonis Zimmer. Wir tanzen meist oder üben kleine Theaterstücke ein; es sind nämlich immer noch viel andere junge Mädchen da; ach, es ist zu amüsant! Die Brüder sind sehr unzufrieden, daß ich jetzt abends so oft aus bin und sagen, früher war es hübscher. „Ach es ist doch jammerschade, jetzt in der schönen Adventszeit, wo wir uns auf die Ankunft des lieben heiligen Christes freuen und vorbereiten, sich mit so dummen Dingen, wie Tanzen, Putzen und so weiter beschäftigen zu müssen," sagte Fräulein Lydia neulich, als der Wagen vorfuhr, um uns zur Tanzstunde abzuholen; dabei warf sie einen wehmütigen Blick auf ihren riesigen Arbeitskorb, in dem allerlei warme Stoffe und Wollknäuel beherbergt werden, aus denen sie Kleidungsstücke für arme Kinder verfertigt und von dem sie sich nun trennen mußte. Ich sollte ihr bei diesen Arbeiten helfen und hätte es gewiß auch herzlich gern gethan, wenn ich nicht gerade so sehr viel anderes zu thun hätte. Toni und ich verfertigen, das heißt mit Hilfe von Lisette, Tonis Jungfer, einige Kostüme für unsere Rollen; das nimmt viel Zeit in Anspruch, ebenso auch unsere Toilette für die Tanzabende. Auf Tonis Rat habe ich übrigens meiner guten Lydia nichts davon gesagt, sie denkt gar zu ernst über so etwas. Toni findet es sehr lächerlich, sich selbst mit Arbeiten für die Armen zu quälen; man kann sehr wohlthätig sein, ohne sich mit so etwas zu befassen. Herr Rodenheim gibt zu öffentlichen Sammlungen Hunderte. „Da wären wir unvermögenden Leute recht übel daran," entgegnete mir Lydia lächelnd, als ich ihr das erzählte. „Ich zum Beispiel, ich habe nur wenig Geld und möchte doch viel geben; da müssen meine Hände fleißig dazu helfen. Und liebe Eva, der Herr sieht auf das Herz und auf die Liebe, mit der wir geben." — Nun, ich will ja auch gern aus meiner Sparkasse beisteuern, aber arbeiten kann ich diesmal nicht.

Den 10. Dezember. Es thut mir wirklich sehr leid; mein Ver-

hältnis zu Fräulein Lydia ist ernstlich getrübt. Sie wird aber auch immer strenger, und Toni hat doch am Ende recht, wenn sie sie eine einseitige Pedantin nennt; da geht es wirklich nicht anders. — „Es schmerzt mich, Dich zu betrüben, aber ich werde Deinen Verkehr mit Toni Rodenheim sehr beschränken müssen; meine Ahnung hat mich nicht getäuscht: es ist nicht zu Deinem Vorteil. Eitelkeit und Vergnügungssucht nehmen Dein Herz mehr und mehr in Besitz und ersticken die besseren Regungen," sagte sie neulich sehr ernst, als ich eben wieder eine Einladung zum Thee von Toni erhalten hatte. — „Ich werde mich aber darin ganz gewiß nicht beschränken lassen!" rief ich sehr heftig, „denn Toni gerade ist meine liebste Freundin, und Sie haben nicht das Recht, sie mir zu nehmen, oder ich würde mich bei Papa darüber beklagen!" — Fräulein Lydia sah mich traurig an. „Dann würde auch ich Deinem Vater über diese Sache Bericht erstatten müssen; er mag dann darüber entscheiden. Ereifere Dich darum nicht so sehr und laß uns inzwischen gute Freunde bleiben." Sie reichte mir dabei freundlich die Hand, ich nahm sie nur zögernd. — „Eva, sei artig und vernünftig," baten die Brüder. „Laß die dumme Einladung und bleibe wieder einmal bei uns; Du weißt ja, wie hübsch die Abende sonst immer waren." — Ich ging aber doch, denn Toni hätte mir mein Ausbleiben sehr übel genommen. Aber die Freude war mir verdorben; ich fand auch an dem Abende das Theaterspielen recht albern und die Mädchen gar nicht so liebenswürdig wie sonst. Lucie Kroneck, die auf mich wegen Tonis Bevorzugung sehr eifersüchtig ist, war sogar recht unartig gegen mich, und ich ließ mich höchst verstimmt früh nach Hause begleiten. Auf dem Flur hörte ich schon das fröhliche Lachen der Brüder, in das auch Lydia herzlich einstimmte. „Was sie nur vorhaben mögen," dachte ich. Nun, das Vergnügen war sehr einfach. Lydia hantierte wieder in ihrem Flicken- und Lappenkorbe herum, Otto zeichnete ihr nach einer Musterzeitung einen Jackenschnitt, und Hans wickelte an einem riesigen Wollknäuel; Fidel war der einzige, dem Müßiggehen erlaubt war. Auf dem Tische stand eine große Schüssel Bratäpfel, der alle fleißig zusprachen, und dabei waren sie so recht seelenvergnügt. Ich wäre es mit ihnen gewiß auch gewesen, aber ich kann mich von Toni wirklich nicht losmachen und fürchte ihre Neckereien; sie sagt ohnehin oft, ich wäre noch wie ein kleines Kind, das sich von seiner Gouvernante am Gängelbande führen läßt.

Den 15. Dezember. Ich habe nichts über meinen Streit mit Fräulein Lydia wegen Toni an Papa geschrieben und Lydia hat es auch nicht

gethan. Es hat sich ganz von selbst gemacht, daß unser Verkehr etwas beschränkt worden. Unser armer Hans hat eine sehr böse Grippe und muß Bett und Stube hüten. Bei Rodenheims sind sie in bezug auf Krankheit sehr ängstlich, und da auch gerade die Masern herrschen, so fürchten sie, es könne aus der Grippe noch Schlimmeres werden; Toni kommt daher nicht zu mir und ich gehe jetzt auch nicht hin, so habe ich denn wieder viel mehr Zeit frei, helfe meinen Hans pflegen und ihm die Zeit vertreiben. Ja sogar mit Lydias Flickenkorb habe ich mich befreundet und finde die Arbeit doch nicht so uninteressant. Ich habe die in das Putzfach schlagenden Artikel, wie Lydia scherzend sagt, übernommen, das heißt ich verfertige aus einer alten seidenen Mantille ein paar warme Wintermützchen für kleine Mädchen und habe meinen Schleifenkasten tüchtig geplündert, um sie recht hübsch herauszustaffieren. Otto liest, wenn die Schularbeiten fertig sind, ein sehr interessantes Buch, das uns Lydia ausgewählt hat, vor, und wir sind, um das Krankenbett herum sitzend, möglichst vergnügt. Aus der Weihnachtsreise nach Hause wird nun zu unser aller Betrübnis nichts. Hans darf bis dahin noch nicht reisen und wir können den armen Schlucker doch nicht allein hier lassen. Fräulein Lydia tröstet uns und sagt, das Weihnachtsfest soll auch hier möglichst schön werden.

Weihnachten. Ja, es war wunderschön, das liebe Fest, ich erinnere mich kaum je eines froher verlebt zu haben. Wir hatten vorher noch tüchtig zu thun, denn unser kleines Heim mußte blitzblank und sehr festlich aussehen, auch hatte ich noch kleine Arbeiten für Lydia und die Brüder angefangen, da flog die Zeit nur so dahin. Unser Salon war wie ein Wintergarten anzusehen, so war er mit Tannengrün und Guirlanden geschmückt, auf der einen Seite stand ein Christbaum für die Armen, denen Lydia beschert, auf der anderen der für uns bestimmte, beide aufs schönste ausgeputzt; in meinem Erker eine allerliebste Krippe und Weihnachtstransparent, von Lydia unter Ottos Beihilfe heimlich erbaut. Um halb drei Uhr kamen die armen Leute, einige alte Mütterchen und Frauen mit ihren Kindern; wir bewirteten sie mit Kaffee und Rosinenstollen, den Tante Sabine in reichlicher Menge von zu Haus geschickt; ich goß den Kaffee ein und die Brüder verteilten den Kuchen, und es war eine Lust zu sehen, wie es allen schmeckte. Fräulein Lydia ging ordnend ab und zu, sprach leutselig und freundlich mit allen und strahlte vor Freuden; die armen Leute scheinen sie aber auch alle sehr zu lieben, „sie ist ein guter Engel," sagten die alten Frauen leise. Als ich die Tische übersah, da staunte ich,

was das gute Fräulein Lydia in ihrer Liebe und mit ihrem Fleiß geschaffen hatte. Wieviel warme Jacken, Röckchen, Schürzchen, Schälchen, Strümpfe und dergleichen waren doch aus ihrem unergründlichen Korbe hervorgegangen, und wie groß war die Freude der Armen über die bescheidenen Gaben. Ach, ich hatte, an Überfluß und Wohlleben gewöhnt, noch nie gesehen, mit wie wenigem ein armes Kind zu erfreuen ist. Bei jedem Päckchen der Erwachsenen lag ein Geldröllchen, zu denen die Brüder und ich hatten beisteuern dürfen. Die Kinder wurden noch mit Spielsachen erfreut; mir fielen dabei eine kleine niedliche Puppenküche und Stube und nette Pappkästchen auf. Lydia lächelte. „Weißt Du wohl, wer die hübschen Sachen gemacht hat? Da stehen die Meister!" sagte sie, auf die Brüder deutend, die ganz stolz dazu blickten. — „Aber wo in aller Welt habt Ihr alten Jungen denn diese Kunst erlernt?" rief ich voller Staunen. — „Da steht unsere Lehrmeisterin," hieß es nun wieder zurück, indem sie fröhlich auf Fräulein Lydia deuteten. — „Und wann habt Ihr denn all diese niedlichen Sachen gearbeitet," fragte ich weiter, „daß ich gar nichts davon zu sehen bekam?" — „In all den Abendstunden, wo Du zu Thee und Tanz ausgebeten warst," antwortete mir Hans etwas ironisch. Ich nahm die Lektion ganz still hin; ach ja, wie viel hätte auch ich in diesen Stunden Nützliches schaffen können! Und ich nahm mir vor, es solle anders werden; wenn ich im nächsten Winter daheim sein werde, da will auch ich eine Bescherung für die Armen unseres Dorfes veranstalten und fleißig für sie arbeiten, dann will ich den Dank wirklich verdienen, den ich diesmal recht unwürdig empfing. Ich schämte mich tief, als mir die armen Frauen „die lieben fleißigen Hände, die so viel für sie gearbeitet," wie sie sagten, küssen wollten und verwies sie an Lydia. Aber auch sie wollte nichts von Dank hören. Sie meinte, der liebe Gott habe uns in seinem Sohne, dem lieben Christkindlein, eine so große Gabe beschert und so viel Liebe erwiesen, daß wir nur einen kleinen Teil unseres Dankes dafür abtrügen, wenn wir unseren Mitmenschen recht viel Liebe erzeigten. Dann las sie uns die schönen Weihnachtssprüche und Verheißungen vor, und zum Schluß sangen wir mit vollem Herzen und im vollen Chor das liebe alte Weihnachtslied: Vom Himmel hoch da komm ich her! u. s. w. Dann ging es an unsere eigene Bescherung. War das ein Jubel, wie hatte die Liebe für uns so reich gesorgt. Auch für Lydia hatten wir ein allerliebstes Tischchen aufgebaut, zwischen ihren Lieblingen, frischen, blühenden Blumen, waren unsere kleinen Gaben und diejenigen von zu Haus hübsch geordnet. In einem

Kästchen, das Otto zierlich geklebt hatte, lag Papas Geschenk: blinkende Geldröllchen. „O, nun bin ich reich!“ rief sie in herzlicher Freude. — „Aber nun müssen Sie sich auch endlich einen neuen Mantel kaufen und ein paar hübsche moderne Kleider machen lassen,“ fuhr es mir unbedacht heraus und ich wurde dann ganz verlegen, aber Lydia lächelte nur freundlich. „Wir wollen sehen,“ sagte sie, „ob niemand etwas noch nötiger braucht, als ich Mantel und Kleider.“ — „Nein, nein,“ entgegnete ich lebhaft, „Sie sollen nicht alles weggeben, Sie müssen mir versprechen, künftig etwas mehr für Ihre Toilette zu thun, ich möchte Sie gern auch mal recht hübsch sehen.“ Lydia blickte mich mit ihren tiefen blauen Augen wieder so eigen an. „Liebes Kind, Kleider sind eitle Sachen, lies einmal in Deiner Bibel, was der Apostel Paulus für den rechten Schmuck einer Frau hält.“ — Als wir am ersten Feiertage aus der Kirche kamen, wartete unserer noch die Hauptfreude: da saß der liebe Vater auf dem Sofa, er hatte es nicht über das Herz bringen können, ohne seine Kinder Weihnacht zu feiern; nun war erst das Fest vollkommen schön. Und welche Freude war es für mich, Väterchen in unserer kleinen Haushaltung als Wirtin bedienen und bewirten zu können; er sah mir recht wohlgefällig zu, wie ich Lydia zur Hand ging, mit dem weißen Latzschürzchen angethan servierte und präsentierte, klopfte mich freundlich auf die Wangen und lobte sein kleines Hausmütterchen; auch die gute liebe Lydia lobte meine Anstelligkeit und meinen Fleiß, niemand erwähnte wie unwillig und unartig ich zuerst gewesen bin, nur Hänschen konnte es nicht lassen, sich recht nachdrücklich zu räuspern und mich mit seinen Schelmenaugen anzublinzeln, und die kleine Mahnung war mir ganz recht. Am zweiten Feiertage hatten wir eine kleine Gesellschaft. Marie und Adelheid waren von Fräulein Lydia zu uns geladen, auch den Brüdern hatte sie einige ihrer Kameraden gebeten; wir haben alle zusammen Kaffee getrunken, dann sehr fröhlich Gesellschaftsspiele gespielt und musiziert und uns die Zeit aufs schönste vertrieben. Die lieben beiden Mädchen waren sehr freundlich und liebenswürdig und ließen es mich nicht entgelten, daß ich sie eine Zeit lang Tonis wegen etwas vernachlässigt hatte. Wir schieden wieder als die zärtlichsten Freundinnen. „Nun, liebe Eva,“ fragte Lydia, als ich abends noch im Bett sehr vergnüglich über den verlebten Tag plauderte, „meinst Du nicht, daß man auch ohne laute Zerstreuungen und Vergnügungen, wie Tanz, Theater, Konzerte und dergleichen, recht glücklich und fröhlich in seinem Hause sein kann?“ — „O gewiß, gewiß,“ versicherte ich aufrichtig; „ich will mir auch künftig

gern an den stillen Freuden des Hauses genügen lassen und nicht mehr so eifrig nach Vergnügen und Lustbarkeiten trachten. Toni soll mich gewiß nicht mehr verleiten und in meinen guten Vorsätzen wankend machen!" — „Still, still, liebes Kind, versprich nicht zu viel — und vor allem sei nicht so sicher. Die Versuchung wird Dir noch oft nahe treten, da sollst Du Dich erst bewähren, da heißt es wachen und beten, denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde." So warnte Fräulein Lydia in ihrer milden, freundlichen Weise, und mir schien es, als müsse es bei ihrem Beispiel und in ihrer Nähe gar nicht schwer sein, gut zu werden. So schloß ich denn das alte Jahr ab mit vielen guten Vorsätzen und Plänen für das künftige. Möchte sich alles erfüllen.

April. Als ich zum letztenmal in diesen Blättern schrieb, war noch tiefer Winter und Schnee bedeckte die Erde, heut stehen schon Schneeglöckchen vor mir in einer Schale. Warum ist diese große Lücke in meinem Tagebuch? O, es sollte ja ein Spiegel meines äußeren und inneren Lebens sein, und eine Stimme in meinem Herzen sagte mir, daß es kein hübsches, freundliches Bild sei, was dieser Spiegel wiedergeben würde, da schrieb ich lieber gar nicht und übertäubte diese Stimme. Doch heut will ich es nachholen und zu meiner Strafe und Warnung für künftig wahr und getreulich über die Ereignisse der letzten Wochen und Monate berichten. O wie recht hatte Fräulein Lydia, als sie mich warnte, nicht allzu sicher zu sein, die Versuchungen würden noch oft an mich herantreten. Ja, sie kamen nur zu bald und zwar in der kleinen geschmeidigen Gestalt von Toni Rodenheim. „O liebe, einzige Herzens-Eva," jubelte sie, als wir zum erstenmal nach Neujahr wieder in der Tanzstunde zusammenkamen, wie freue ich mich Dich wiederzusehen, wie langweilig war es ohne Dich, nun wollen wir es aber nachholen und um so öfter zusammenkommen." — Sie achtete gar nicht auf meine verlegenen Einwendungen und erzählte nur von all den durchlebten Vergnügungen und alledem, was noch den Winter in Aussicht stand. Bald kam sie wieder täglich, um mich zu Spazierfahrten oder Besuchen abzuholen, und es dauerte nicht lange, da hatte mich ihr Einfluß wieder gefangen genommen; ich verlor wieder den Geschmack an dem einfachen Leben im Hause mit seinen stillen Freuden, hatte wieder keine Zeit mehr für nützliche, ernste Beschäftigungen, vernachlässigte meine Brüder, ebenso die gute Marie und Adelheid, hörte mehr auf Tonis oft recht boshafte Einflüsterungen, als auf Fräulein Lydias treue, ernste Ermahnungen, und Eitelkeit und Hoffart bemächtigten sich immer mehr

meines Herzens. Mit Lydia schmollte ich oft, denn ich hielt sie für ungerecht streng und konnte es ihr nicht vergeben, daß sie meine Bitte, ihre Toilette etwas zu verbessern, nicht erfüllt hatte. Toni schürte noch meinen Groll. „Höre Eva," sagte sie eines Tages sehr bestimmt, „wenn Dein Fräulein Lydia noch einmal mit ihrem alten Mantel und der großmütterlichen Kapotte Dich auf die Eisbahn begleitet, so mache ich sie öffentlich lächerlich, es ist geradezu eine Schande und Beleidigung für Dich; sie ist eine geizige Person und ohne allen Geschmack." — „Geizig ist sie gewiß nicht," wagte ich sie zu verteidigen, „sie ist nur zu wohlthätig!" — Toni zuckte nur verächtlich die Achseln, ich traute ihr aber zu, daß sie Wort hielt, und als am andern Tage die Brüder sich zum Schlittschuhfahren rüsteten und Lydia in dem unglücklichen Mantel erschien, schützte ich Kopfweh vor und blieb sehr verstimmt und ärgerlich zu Hause; Otto aber, der etwas von unserem Gespräch erlauscht hatte, warf mir einen unwilligen, strafenden Blick zu und führte Lydia so ehrfurchtsvoll die Treppe hinunter, als sei sie eine Königin. Toni erzählte mir abends halb belustigt, halb ärgerlich: Otto habe weder sie, noch eins der andern bekannten jungen Mädchen, sondern nur Fräulein Lydia „Prinzeß Unmodern" im Stuhlschlitten gefahren. Ich konnte über ihre spöttischen Bemerkungen aber nicht lachen, ich war böse auf Lydia, aber auch auf Toni, auf mich und alle Welt. Da kam ein Brief von Papa, hastig und erfreut griff ich danach, enthielten doch diese Briefe immer so viel Liebes und Gutes und brachten mir immer eine Freude; ach wie bitter wurde ich diesmal enttäuscht. Papa schrieb mir in sehr ernsten Ausdrücken, da ich auf Fräulein Bertrands ernste Ermahnungen nicht gehört habe, so sehe er sich zu seiner Betrübnis genötigt, mir den intimen Verkehr mit Toni Rodenheim aufs bestimmteste zu untersagen. Ich war außer mir und weinte den ganzen Abend. „Liebe Eva," sagte Fräulein Lydia, indem sie sanft ihren Arm um meine Schultern legte, wenn der Arzt das Messer gebraucht, um einen bösen Schaden auszuschneiden, so thut das dem armen Kranken freilich weh, aber es ist doch zu seinem Heil; sieh, so müssen jetzt wir, die Dein Bestes wollen, Dir auch wehe thun, aber auch Dir wird Heil und Segen aus dem kleinen Schmerz erwachsen und Du wirst es uns gewiß noch danken." — Doch ich machte mich unwillig los und klagte nur, daß sie mir alle Freude und Jugendlust verderben wolle. Noch empörter war Toni; sie schmähte auf Fräulein Lydia in den bittersten Ausdrücken. „Doch laß nur gut sein, Evchen," tröstete sie, „wenn nur erst Dein Papa wieder in die Stadt kommt, dann

ſtelle ich mich ihm vor und dann wird er ſehen, wie ich verleumdet worden bin; inzwiſchen müſſen wir heimlich zuſammenkommen. Du beſuchſt künftig recht oft Marie und Adelheid und gehſt immer ein Stündchen früher fort und kommſt zu mir, o, wir wollen ſie alle überliſten.“ — „Pfui, Toni, das wäre ſo ſchlimm wie eine Lüge; nein, ſolche Heimlichkeiten mag ich nicht!“ — „O, das vorzügliche Fräulein Lydia hat auch ihre Heimlichkeiten und nimmt es mit der Wahrheit auch nicht genau,“ entgegnete ſie ſchnippiſch. — „Ach, Toni, wie kannſt Du ſo etwas ſagen, das iſt ſicher nicht wahr!“ rief ich entrüſtet. — „Und wenn ich es nun beweiſen könnte? Weißt Du, wohin ſie täglich in der Dämmerſtunde geht und ſtundenlang fortbleibt?“ fragte ſie triumphierend. — „Sicherlich zu ihren Armen; ſie hat mich in der erſten Zeit oft aufgefordert ſie zu begleiten, ich hatte aber nicht Luſt ſteile, enge Treppen hinauf zu klettern und in dumpfe, ſchmutzige Kellerſtuben zu gehen; Du ſelbſt, Toni, hatteſt mich ja ſo davor gewarnt; da lehnte ich es denn immer ab und nun fordert ſie mich nicht mehr auf.“ — „Das glaube ich wohl,“ entgegnete ſie höhniſch, „ſie weiß wohl warum. Hat ſie nicht Deinem Papa erzählt, ſie ſei von guter Familie, die Tochter eines höheren Beamten? Ein bloßes Märchen iſt das, ſie iſt von ganz geringer Herkunft und ſo iſt alles Lüge und Heuchelei! Unterbrich mich nicht und höre nur. Ich begegnete Deinem Fräulein mehreremal in einer abgelegenen Straße, wo nur geringe Leute wohnen, ſie ging jedesmal in ein Haus, wo zufällig eines unſerer Nähmädchen, die Schweſter meiner Jungfer, wohnt. Nun, ich bin ein bißchen neugierig und ließ Jettchen Schulz aufpaſſen; es war auch gar nicht ſchwer etwas heraus zu bekommen, denn in ſolchen Häuſern ſind die Wände dünn und die Schlüſſellöcher weit. Jettchen wußte bald genau, daß Fräulein Lydia täglich eine ganz gewöhnliche, alte arme Perſon beſucht, die einmal Wäſcherin oder ſo etwas geweſen ſein ſoll; ihr Handkörbchen enthielt immer allerlei gute Dinge, außerdem bezahlt ſie die Miete und ſorgt für Holz und Kohlen. Das Fräulein ſoll außerordentlich aufmerkſam und liebevoll zu der Alten ſein, die ſie ſtets nur »ihr liebes Kind« und »mein Töchterchen« nennt. Seit einigen Tagen, berichtete Jettchen, ging etwas beſonderes nebenan vor, es wurde gepackt und von fortgehen geſprochen, da mußte ich doch ſelbſt einmal hören und ſehen, ehe der Vogel ausflog, damit ich Dir die ganze nette Geſchichte erzählen konnte. Und richtig — da ſah ich das Fräulein zu den Füßen der Alten ſitzen, die ſie ſorglich mit einer gehäkelten Wolldecke umhüllte, ſie ſtreichelte ihr zärtlich die runzeligen braunen Hände

und tröstete die alte Frau, die leise klagte und weinte, und sagte ihr, sie möge nur Mut und Geduld haben; sie nannte sie ihr gutes, liebes Mütterchen, sie seien nun bald am Ziel und es sollten bessere Tage für sie kommen. Dann fuhren sie mit Koffer und Betten in einer Droschke fort, wohin? das habe ich noch nicht auskundschaften können; doch wozu auch, ich dächte Du hättest nun genug Beweise für ihre Falschheit!" so schloß sie triumphierend.

Ich war sprachlos vor Bestürzung. Wer konnte Lydia tadeln, daß sie für ihre alte Mutter sorgte; aber wie durfte sie meinen Vater über ihre Familie täuschen und dann wiederum die Mutter verleugnen und dabei doch stets gegen Lüge und Hochmut predigen? Ich war außer mir, meine Gedanken verwirrten sich, je mehr ich darüber nachdachte. Als ich nach Hause kam, trat mir das Fräulein freundlich und unbefangen wie immer entgegen. „Ich kann Dir eine Freude machen, Eva," sagte sie, mir ein feines, duftiges Billetchen reichend, „Frau Präsidentin von Werthern erzeigt uns die Ehre, uns zu morgen abend einzuladen. Es soll musiziert werden und sie spricht den Wunsch aus, daß auch Du etwas vortragen möchtest." Ich habe nämlich mit Alice, ihrer Tochter, zusammen Gesangunterricht und wir sollten unsere kleinen Künste zeigen. Toni hatte es immer eine besondere Auszeichnung genannt, zu Präsidents geladen zu werden und es lange vergeblich gewünscht; auch ich war daher sehr vergnügt und vergaß alles andere darüber, übte fleißig mit Fräulein Lydia und dachte viel, ach nur zu viel an meine Toilette, denn ich wollte in dieser gewählten Gesellschaft auch recht elegant erscheinen. Als ich, nach meiner Meinung sehr schön gekleidet, abends in unseren kleinen Salon trat, schlug Lydia erschrocken die Hände zusammen. „Aber Eva, wie hast Du Dich herausgeputzt, Brosche, Ringe, Kette und Kreuz, wie eine große Dame, die zu einem Ball gehen will. Nein, liebes Kind, so kann ich nicht mit Dir an einem einfachen Theeabend erscheinen," und dabei band sie mir die breite Atlasschärpe ab und löste die vielen rosa Schleifen, die über das Kleid verstreut waren, los. Sprachlos vor Entrüstung, mit aufquellenden Thränen sah ich sie an. Ach, sie trug wieder eines ihrer nüchternen grauen Kleider, ein Spitzenkräuschen um Hals und Hände und als einzigen Schmuck ein Samtband mit einem altmodischen Amethyst-Kreuz. Da wallte mein böser Zorn hoch auf, und ach, was sprudelte meine Zunge für harte Worte hervor. „Und ich schäme mich, so mit Ihnen in einer Gesellschaft zu erscheinen, in einem Anzug, wie ihn jedes Dienstmädchen

trägt; aber Sie wissen gar nicht, was sich für eine elegante Gesellschaft schickt — denn Sie sind eben keine hohe Dame!" — „Nein, Eva, das will ich auch nicht sein, sondern eine einfache Lehrerin," entgegnete sie ruhig. — „Die vorgibt aus guter Familie zu sein und doch nur von geringer Herkunft ist und darum auch mit Vorliebe mit Leuten aus den niederen Ständen verkehrt," setzte ich zornig ohne alle Besinnung hinzu. Lydia wurde sehr blaß und sah mich mit einem Blick voll Erstaunen, aber auch voll Schmerz an. Sie fühlt sich getroffen, redete ich mir vor. — „Frau Professor Leonar und Marie warten unten mit der Droschke!" rief Hans dazwischen ins Zimmer, und Lydia ging hinaus, um ihren Mantel zu holen. „Ich glaube zu ahnen, Eva, worauf Deine Anschuldigungen sich beziehen und wir wollen die Sache heut abend noch weiter besprechen," sagte sie dann ruhig, aber sehr ernst und traurig zu mir; „doch nun komm!"

Ich folgte ihr schweigend, mir war sehr beklommen; wenn ich auch glaubte ihr nur die Wahrheit gesagt zu haben, so war mir doch nicht wohl dabei zu Mute. Auch im Kreise der fröhlichen jungen Mädchen, in den ich nun trat, wich der Schatten nicht. Ich hatte das Gefühl, als müsse ich zu Lydia eilen und um Verzeihung bitten; das wurde noch stärker, als ich sah, mit welcher Auszeichnung die Frau des Hauses Lydia behandelte. Sie führte sie sogleich ihrer Mutter, der Frau Generalin von Werner zu, und die würdige alte Dame zog sie neben sich in das kleine Eckſofa. „Sie böses Kind," sagte sie liebevoll, „muß man Sie denn immer erst einladen, wenn man Sie einmal sehen will? Freilich, wer seine Zeit so anzuwenden pflegt wie Sie, der hat zu Besuchen nicht viel davon übrig." — So nahm Lydia in ihrem unscheinbaren Kleide den Ehrenplatz in der Gesellschaft ein. Während wir musizierten, hatten sich noch mehrere der Familie befreundete Herren eingefunden. „Wer ist der ältliche Herr dort mit dem schönen, edlen Kopf?" fragte ich Marie. — „O, das ist ja Professor Strahl, eine Berühmtheit, einer unserer ersten Augenärzte und Operateure; aber sieh, er scheint ja Fräulein Lydia gut zu kennen: er reicht ihr so freundlich die Hand." — „Sieh da, Fräulein Bertrand," hörte ich ihn mit schöner sonorer Stimme sagen; „ich freue mich, Sie hier zu finden und Ihnen über Ihren Schützling gute Kunde zu geben. Der alten Christine geht es heut gut, sie befindet sich so wohl, daß ich in einigen Tagen mein Werk auszuführen hoffe." — „So segne Gott Ihre Hand!" antwortete Lydia bewegt. — „Sie müssen wissen, meine Damen," wandte er sich zu den Umstehenden, „daß dieses edle, hochherzige Fräulein —" „O still, still, lieber Herr Pro-

fessor!" unterbrach ihn Lydia bittend und hoch errötend; doch der Herr Professor erzählte den Damen weiter. Ich hörte leider nichts, denn die Musik begann eben wieder. Ich fühlte mich sehr unglücklich — es war ja nur zu klar: Lydia war gut und edel, sie konnte nicht täuschen; alle erkannten ihren Wert, nur ich, die ihr so nahe stand, hatte sie verkannt, aufs tiefste gekränkt, ihre Güte mit Undank gelohnt; o, ich war sehr böse gewesen. Der Abend schien mir schrecklich lang; endlich waren wir zu Haus. Ich wollte sprechen, aber ein krampfhaftes Schluchzen erstickte meine Worte. — „Still, still, mein Kind," bat Lydia, indem sie mich zum Sofa führte; „wenn Du ruhig geworden bist, dann will ich Dir eine einfache Geschichte erzählen!" — Sie reichte mir einen kühlenden Trank, strich mir das wirre Haar aus der heißen Stirn, und sich zu mir setzend und meine Hand in der ihren haltend, begann sie zu erzählen: „Es mögen jetzt wohl fünfzehn Jahr her sein, da wurde ein höherer Regierungsbeamter aus der Residenz in eine ferne Provinzialhauptstadt versetzt. Es war kein angenehmer Tausch. Land und Leute waren so ganz anders: gegen die Fremden mißtrauisch und abstoßend; dazu hatte er die schwere Aufgabe, veraltete Mißbräuche aufzuheben und neue Gesetze mit aller Strenge durchzuführen. Das zog ihm natürlich Widersacher und Feinde zu, die heimlich und offen gegen ihn arbeiteten und nur zu bald Gelegenheit fanden, ihn tödlich zu treffen; denn als nach einiger Zeit aus einer unter seiner Verwaltung stehenden Kasse bedeutende Summen auf unerklärliche Weise verschwanden, da scheute sich die Verleumdung nicht, seinen fleckenreinen Namen anzutasten. An der empfindlichsten Stelle getroffen, trug der tiefgekränkte Mann selbst auf eine Untersuchung an, doch er sollte seine Rechtfertigung nicht erleben. Durch die furchtbare Aufregung herbeigeführt, brachte ein Schlagfluß ihm einen plötzlichen Tod. Tief gebeugt trauerten verlassen und ohne Freunde seine Witwe und ihr einziges Kind, ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, am Grabe des teuren Mannes. Doch der liebe Gott wollte die Armen noch schwerer prüfen: der Bankerott eines großen Bankhauses beraubte sie gleichzeitig ihres ganzen Vermögens. In tiefster Verborgenheit und großer Dürftigkeit lebte die Frau von einer geringen Pension, sich einzig der Erziehung des heiß geliebten Kindes widmend. Aber Schmerz und Sorge entwickelten rasch den Keim einer tödlichen Krankheit. Die glänzende Rechtfertigung des teuren Toten war ihre letzte Lebensfreude; als der Herbst zum zweitenmal ins Land zog, da streute er seine goldenen Blätter auch auf ihr Grab. Nun war ihr armes Kind ganz hilflos und verlassen. Doch

nein, sie hatte eine Stütze und Freundin — eine treue Dienerin ihrer Eltern, die der Mutter aus den Zeiten des Glückes in Elend und Armut gefolgt und bis zum letzten Hauch eine treue Hilfe und Pflegerin gewesen war. „Fasse Mut, teures Kind!“ so tröstete sie die Waise; „Du hast niemand auf der Welt, aber Du hast Deinen Gott im Himmel und mich. Du wolltest gern Erzieherin werden.“ — „Doch nun fehlen mir zur Ausbildung auch die notwendigsten bescheidenen Mittel,“ warf das junge Mädchen trostlos ein. — „Ich werde für Dich arbeiten und Du wirst lernen, mein Herz!“ entgegnete jene — und sie hielt treulich Wort. Sie zogen wieder in eine größere Stadt, wo das treue Mädchen als geübte Feinwäscherin und Plätterin bald sehr gesucht war. Sie arbeitete Tag und Nacht. Aber auch ihr Pflegekind that das Seinige, lernte und arbeitete emsig; nach einigen Jahren machte sie ihr Examen als Lehrerin und war nun glücklich, selbst für sich sorgen zu können und ihrer älteren Freundin nicht länger zur Last fallen zu dürfen. Ach das Opfer, das jene gebracht hatte, war größer als sie ahnte. Das gute Mädchen war im stillen mit einem wackeren Handwerker verlobt gewesen; sie hatte eine kleine Summe erspart, womit der Hausstand und das Geschäft des jungen Mannes begründet werden sollte. So nahe am Ziele verzichtete sie auf ihr Glück, gab ihr Wort dem Bräutigam zurück und gab alles für das geliebte Kind ihrer früheren Herrin dahin. Dieses Kind, liebe Eva, war ich selbst. Meine treue Christine ist jene arme, kranke Person, welche ich täglich besuche. Sie hatte jahrelang hartnäckig jede Unterstützung von mir abgelehnt, auch in ihren Briefen nie erwähnt, wie allmählich Krankheit und Mangel bei ihr angeklopft; wie groß war daher mein Schreck, als ich aus der Ferne heimkehrend sie in großer Dürftigkeit, von der Gicht gelähmt, dem Erblinden nahe wiederfand. Du wirst nun einsehen, liebe Eva, daß für sie zu sorgen und zu arbeiten nur eine heilige Pflicht der Dankbarkeit ist. Sie, die mir alles geopfert, sie mein Mütterchen und treueste Freundin zu nennen, wird stets mein Stolz und meine Freude sein.“ — Sie schwieg in großer Bewegung; ich aber sank zu ihren Füßen und drückte mein thränenüberströmtes Gesicht in ihren Schoß. „O Lydia, liebe Lydia,“ schluchzte ich, „werden Sie mir je vergeben können? Ach ich war zu böse, zu abscheulich, aber haben Sie Mitleid mit mir und verzeihen Sie mir!“ — Sie zog mich sanft empor und küßte mich. „Ich habe großen Schmerz empfunden,“ sagte sie, „nicht um Deiner Kränkungen willen, sondern Deinetwegen. Es that mir wehe, in Deinem Herzen das böse Unkraut wuchern zu sehen. Du bist irre-

geleitet. Du haſt nicht gewacht und gebetet, biſt nicht ſtreng gegen Dich und Deine Fehler geweſen. Laß Dir dieſe ernſte Stunde ſtets eine heilſame Mahnung ſein und fange in Gottes Namen die Arbeit an Deinem Herzen von vorne an.“ — Ich ſchmiegte mich feſt an ſie, ich fühlte mich da ſo geborgen; ich machte diesmal keine großen Verſprechungen, ich traute mir ja ſelbſt nicht, aber ich bat den lieben Gott ſo inbrünſtig wie noch nie, mir Kraft zu geben, gut und fromm und Lydias Liebe wert zu werden.

Mai. Lydia hatte ihre Chriſtine, als ſie völlig erblindet war, in eine Augenklinik gebracht. Die Operation iſt jetzt vorüber und — gottlob! gelungen. Die Kranke geht der Geneſung entgegen. Ich habe heut Lydia zu ihr begleiten dürfen; da habe ich ihr den erſten friſchen Maiblumenſtrauß und meine ſchönſten Monatsroſen gebracht. Sie war ſehr erfreut. „O lieber Gott, wie gnädig biſt du, daß ich wieder deine lieben Menſchen- und Blumenkinder ſehen kann!“ rief ſie dankbar aus; dann legte ſie mir die Hand wie ſegnend aufs Haupt, und ich habe dieſe Hände, die ſo opferfreudig gearbeitet, mit Ehrfurcht geküßt. Ach, aber geſund, zu neuer Arbeit fähig, werden dieſe armen, kranken Hände freilich nie wieder werden. Lydia will Chriſtine zur Linderung ihrer Leiden im Sommer gern nach Warmbrunn in das Bad ſchicken und ſie dann in irgend einem Stift einkaufen, wo ſie treue Pflege und Wartung findet. „Du ſiehſt, liebes Kind,“ ſagte ſie, „daß ich dazu viel Geld brauche, ſehr ſparen mußte und an ſchöne Kleider und unnützen Tand nicht denken konnte, auch noch lange nicht denken darf; es fehlt noch viel an der Summe, die ich gebrauche.“ — Es ſind noch einige hundert Thaler, und ich mache die kühnſten Pläne, wie ich ihr dazu helfen ſoll.

Der liebe Gott ſcheint meinen Plänen günſtig zu ſein. Väterchen kam unverhofft zu dem Konzert, welches von unſerem Muſikinſtitut gegeben wurde. Ich hatte ein Solo geſungen und habe mit der Frau Muſikdirektor vierhändig geſpielt. Ich glaube, ich habe meine Sache nicht ſchlecht gemacht; ich war ſo recht froh und freudig dabei, wie ſeit lange nicht. Papa lobte mich dann zu Hauſe und freute ſich meiner Fortſchritte. „Und wie ſteht es denn mit dem längſt ſo ſehnlichſt gewünſchten neuen Flügel?“ fragte ich ſchmeichelnd. — „Den ſollſt Du jetzt haben, Kind, zum Lohn für Deinen Fleiß!“ war ſeine freundliche Antwort. — „Wenn ich nun aber verzichtete, das heißt auf den Flügel, und Dich dafür um das Geld, was er koſten würde, bäte?“ — Papa lachte. „Nicht übel, Kind, ein paar hundert Thaler als Taſchengeld zum Vernaſchen.“ — „O nein, Väterchen, zu einem

bessern Zweck!" Ich flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er wurde sehr ernst, sah mich nachdenklich an und sagte, er wolle es sich überlegen. Er hat nicht lange überlegt, der gute, liebe Vater, denn schon nach einigen Tagen brachte mir der Briefträger eine Postanweisung und zählte mir lange Reihen Geldes auf. Auf der Karte stand von Väterchens Hand geschrieben: „Zweihundertfünfzig Thaler zu einem neuen Flügel, das heißt zu beliebiger Verwendung!" Jubelnd eilte ich nun zu Lydia und legte das Geld in ihre große Sparbüchse für Christine. Sie war überglücklich über die schnelle Abhilfe ihrer Sorgen und voller Dank gegen den lieben Gott und meinen guten Vater. Meinen Anteil von Dank verdiente ich eigentlich nicht. Dann habe ich mich an meinen alten, etwas klimperigen Flügel gesetzt und nach Herzenslust gespielt, und wunderbar, das klang mir heut wie Sphärenmusik!

Schönroda im August. Nun bin ich wieder in meiner lieben schönen Heimat. Zu Ende des Juni begleitete Lydia ihre alte Christine ins Bad; unsere lieben Jungen kamen zu Herrn Professor Leonar in Pension, wo sie sehr gut aufgehoben sind, denn mit unserer kleinen Stadtwirtschaft ist es aus. „Du siehst blaß aus, meine Kleine," sagte Papa im Frühjahr, „befindest Du Dich nicht wohl?" — „Ich bin wohl, Väterchen, aber ich glaube, ich habe Heimweh!" — „So hast Du des Stadtlebens und seiner Freuden genug?" — „Übergenug! Nimm mich nur wieder heim und ich will Dein gutes, artiges Kind sein," sagte ich, ihm um den Hals fallend. — „Aber kannst Du Dich denn so leicht von Fräulein Lydia trennen?" — „O nein, nein, die muß bei uns bleiben, sonst könnte ich auch zu Hause nicht ganz glücklich sein." — Und sie hat eingewilligt. Papa hat sie gebeten, künftig als die Repräsentantin unseres Hauses und auf meinen ausdrücklichen Wunsch als meine Erzieherin bei uns zu bleiben; denn ich fühle es wohl, daß ich noch lange von dieser teuren Hand geleitet werden muß, ehe ich mit Sicherheit durchs Leben gehen kann und gut und brav geworden bin.

Ich habe alle Hände voll zu thun und wandere mit dem Schlüsselkörbchen treppauf, treppab. Seit ich wieder hier bin, habe ich Tante Sabine einen Teil ihrer Last abgenommen und die Speisekammer übernommen. In den letzten Tagen haben wir die Zimmer für Lydia eingerichtet, so hübsch und wohnlich wie nur möglich. Ich gehe immer noch einmal hinein und sehe, wo sich noch etwas Schönes anbringen läßt. Blumentisch und Vasen sind gefüllt, und die Brüder, die zu den Ferien da sind, schleppen mit dem Gärtner einen ganzen Wald von Zweigen und Topfpflanzen her-

bei, um den Gang zu ihrer Wohnung zu schmücken, denn wir erwarten sie morgen. Goldmätzchen, ihr Liebling, sitzt in einem schönen, von Otto geschnitzten Bauer und schmettert gar lustige Weisen. Neben Lydias Zimmer ist noch ein traulich sonniges Stübchen mit gutem, aber etwas unmodernem Hausrat, wie es alte Leute lieben. Ein mächtiges Federbett steht darin, eine weiche Wolldecke bedeckt den Fußboden, in der Fensternische steht ein bequemer Lehnstuhl mit einem von mir gehäkelten Fußkissen, auf einem Tischchen davor Lydias Bild mit einem Epheukranz umgeben. Und wer soll hier wohnen? Niemand anderes als die treue Christine. Der gute, liebe Papa hat ihr dies Asyl angeboten. „Sie hat es verdient," sagte er, „daß Lydias Liebe ihren Lebensabend wie Sonnenschein verkläre; keine fremde Hand soll ihr einmal die Augen zudrücken."

Heut war ein rechter Freudentag. Unsere lieben künftigen Hausgenossen sind da. Ich war ihnen bis zur nächsten Station entgegengefahren. Welch ein freudiges Wiedersehen war das. An der Vortreppe standen Papa und die Brüder. „Gott segne Ihren Eingang!" sagte Papa, indem er Lydia ins Haus führte. Wir waren alle bewegt. Otto und ich geleiteten Christine, die nur mühsam gehen kann, und Hans trug eifrigst ihren großen Reisebeutel nach. Dann führte ich die Angekommenen nach ihren Zimmern und ließ die beiden Glücklichen eine Weile allein. Übervollen, glücklichen Herzens eilte ich dann nach meinem eigenen Stübchen. Aber war es denn das wirklich? — täuschten mich meine Augen nicht? — da stand ja ein neuer, prachtvoller Flügel. Leise, wie liebkosend, glitten meine Finger über die Tasten. O wie perlten die Töne so voll und rein! Kräftiger schlug ich an, und mit dem schönen Choral: „Lobe den Herrn meine Seele!" weihte ich mein herrliches Instrument ein. Leise waren Papa, Lydia und die Brüder hereingekommen und stimmten im vollen Chor ein — denn wer hätte nicht täglich zu danken und zu loben! Dann aber fiel ich dem Papa jubelnd und weinend zugleich um den Hals. „O Du bester, herrlichster aller Väter, es ist zu viel, zu viel der Güte!" rief ich, ihn zärtlich liebkosend. „Soll ich denn gar kein Opfer bringen dürfen? Nun, so will ich wenigstens Deine Güte mehr und mehr zu verdienen suchen; dazu helfe mir der liebe Gott!" Und so endete der schönste, frohste Tag, den ich bisher erlebt.

Die Kokospalme.

Von

August Hummel.

Die Kokospalme, eine der edelsten Baumgestalten, gedeiht im warmen Erdgürtel überall in der Nähe der Meeresküsten. Man könnte einen viele Meilen breiten Gürtel in der Richtung des Äquators um die Erde herum legen und dürfte sicher darauf rechnen, in mäßiger Höhe über dem Spiegel des Meeres und in nicht zu weiter Entfernung von seinen Küsten diese Königin der Palmen überall anzutreffen. Freilich ist die Art ihres Anbaues je nach der Landesnatur verschieden. Auf den Korallen-Eilanden des Stillen Meeres, zu denen vielleicht Meeresströmungen die dickbastigen Nüsse zur Aussaat geführt haben, überläßt der träge Malaye den edlen Baum sich selbst oder widmet ihm wenigstens nicht besondere Pflege; der spärlichen Bevölkerung dieser Inseln genügt der ohne besonderes Zuthun gewonnene Ertrag. Wo aber hier und da in dem Verbreitungsgebiete der Kokospalme die Bevölkerung in dichten Massen sitzt, da weiß man das kostbare Naturgeschenk aufs beste zu schätzen, da hegt man die edle Palme in Pflanzungen, pflegt und schützt sie und steigert dadurch ihren Ertrag auf den höchsten Grad. So ist es zum Beispiel auf der Insel Ceylon, jenem pflanzengrünen Eilande, auf dem Indiens Natur sich zur höchsten Formenentfaltung steigert. Dort bilden die Kokospflanzungen einen stetig wiederkehrenden Zug in der Landschaft; dort zeigt der Mensch, wozu warme, feuchte Luft und sorgliche Pflege den edlen Baum machen können; dort schüttet die Kokospalme ihren Segen dem Menschen im reichsten Maße in den Schoß.

All' diese Kokospflanzungen sehen sich ähnlich, und im Jahreslaufe wiederholen sich in ihnen dieselben Geschäfte. Keiner fehlt der schmale Streifen von Wald oder Gebüsch, um besser die umherschweifenden Trupps von Büffeln oder Elefanten abhalten zu können, welche trotz Gräben, Hecken und Wächtern eine junge Pflanzung bis in den Grund hinein zu verwüsten imstande sind. Im Innern sind die jungen Pflanzen geschieden von den tragbaren Palmen, die etwa mit dem siebenten Jahre Früchte zu bringen beginnen, aber erst mit dem elften Jahre ihre volle Tragfähigkeit erlangen. Überall regelmäßige Zwischenräume und gerade Reihen wie in einem sorgsam gepflegten deutschen Forste. Und zu dieser Regelmäßigkeit bildet der Ge-

gez v F Flinzer

I A P XXIX

Die Kokospalme

danke, unter Palmen zu wandeln, einen für den Sinn des Europäers bestrickenden Gegensatz. Wie wundersam anmutig heben sich die großen, saftiggrünen Wedel von dem tiefblauen Himmelsgewölbe ab! Und nun dazu dieser goldig-grüne Schmuck der Früchte, die sich auf jeder tragbaren Palme in allen Stufen der Entwickelung finden! In traubenförmigen Büscheln hängen sie rings um das obere Ende des Stammes, die ausgewachsenen großen goldgelben Nüsse unten, die kleineren grünen über ihnen, noch höher zahlreiche andere, von der halb ausgewachsenen bis zu der, welche eben die welke Blütenhülle abgestoßen hat. So dicht hängen sie, daß sie die Spitze des Stammes fast ganz verbergen. Und über die Fruchtbüschel drängen sich hervor einige federartige Blumen, weiß wie Schnee, glatt wie polierter Marmor und glänzend wie Seide: sie sind eben aus der Blütenscheide gequollen und gehören zu dem Zartesten, was die Natur an Blütengebilden hervorbringt.

In einem Klima freilich, dessen feuchte Wärme eine Kokospalme in wenigen Jahren zu einem mächtigen Baume entfaltet, entwickelt sich ebenso machtvoll auch das Tierleben. Und so ist es erklärlich, daß dem edlen Baume eine Menge von Feinden erstehen, die teils mit verwüstendem Zahn räuberisch Stamm, Wedel, Frucht und Blüte anfallen, teils im Innern verborgen der Palme allmählich an das Leben gehen. Der Elefant, das Wildschwein, eine Rattenart, die weißen Ameisen, das Stachelschwein, das artenreiche Geschlecht der Affen beschädigen sie, wenn sie jung ist, oder machen sich an die Früchte. Und trotzdem sind sie noch die Feinde, welche sich am ersten abhalten lassen. Die nächtlichen Angriffe der streifenden Elefantenherden werden durch Feuer und gelegentlich abgefeuerte Schüsse abgeschreckt; Wildschweine und Stachelschweine fängt man in Fallen oder hetzt die letzteren mit Hunden; die Affen werden heruntergeschossen, und die weißen Ameisen, deren Bauten oft gerade unter den kräftigsten Bäumen den Boden lockern und die außerdem Rinde und Holz zernagen, werden vergiftet. Bei alledem aber leidet manche Pflanzung zuweilen arg und ihr Ertrag wird durch diese Räuber bedeutend geschmälert.

Aber die Angriffe all' dieses feindlichen Getiers sind kaum so zerstörend wie die des beharrlichsten Feindes, dessen Verwüstungen die Kokospalme vom dritten Jahre an ausgesetzt ist. Dieser Feind ist der Palmbohrer, ein etwa vier Centimeter langer Käfer von schönem Körperbau mit rüsselförmigen Mundteilen und schwarzen, harten Flügeln. Seine verwüstende Thätigkeit treibt er meist des Nachts. Er sucht dann die weichsten

und saftigsten Teile des Baumes in der Nähe der Krone auf, beginnt mit seinem kräftigen Rüssel zu bohren und ist am Morgen meist schon so weit in den Baum hineingedrungen, daß ein Absuchen der Palme nötig ist, um den gefährlichen Eindringling zu entdecken. Gelingt es nicht, ihn rechtzeitig aufzufinden, so bleibt er einige Tage in dem selbstgegrabenen Versteck, legt seine Eier ab und verläßt dann die Palme wieder. In den gegrabenen Höhlungen aber beginnt es sich allgemach zu regen. Aus den Eiern schlüpfen die Larven des Palmbohrers, häßliche, wurmartige Geschöpfe mit schwarzem Kopfe, ähnlich der Larve des Maikäfers, dem bekannten Engerlinge; ihren hungrigen Bissen fallen die feinen Fasern zur Beute, aus denen sich der Palmstamm aufbaut; weiter und immer weiter greift im Innern des edlen Baumes die Verwüstung um sich. Da zeigen sich denn auch bald im Äußeren die untrüglichen Spuren der Krankheit des Baumes: die langen Wedel hängen schlaff herunter und ihr sonst so frisches Grün geht nach und nach in fahles Gelb über; viele Nüsse fallen ab und andere scheinen bald folgen zu wollen; die hervorbrechenden Blüten treten halb welk an das Tageslicht, und ehe sie zur Entwickelung gelangen, fallen die Hüllen von den verkümmerten Staubgefäßen. Es ist die höchste Zeit, dem heimtückischen Feinde der Palme auf die Spur zu kommen, wenn der schöne Baum noch gerettet werden soll.

Da sind es denn nun die gelenken Buben der Eingeborenen, welche sich in der Palmpflanzung in vielfacher Weise nutzbar machen. Mit einem scharfen Gartenmesser versehen, klettern sie die verdächtigen Stämme auf und ab. Treffen sie auf eine vom Palmbohrer befallene Stelle, dann schneiden sie tief hinein in die leicht nachgebende Fasermasse. Ist das Loch erst so groß, daß man die Hand hineinzwängen kann, so werden aus der Höhlung sorgsam alle Überbleibsel der zerstörten Fasern entfernt, welche das Ausschlüpfen etwa zurückgebliebener Eier begünstigen können, und dann wird die Höhlung dicht mit Lehm ausgefüllt. Noch wirksamer ist es, wenn der verderbliche Käfer vor dem Eierlegen überrascht werden kann. Daher spürt man auch mit Eifer den sich eben einbohrenden Käfern nach und selten ist eine solche Jagd auf Palmbohrer ohne Erfolg. An einem einzigen Morgen findet ein fleißiger Junge oft gegen zwanzig der schwarzröckigen Gesellen, welche dann getötet und nach der Landessitte an kleinen Galgen überall in der Pflanzung aufgehängt werden, zur Warnung für ihre noch lebenden Genossen.

Die Buben der Eingeborenen machen sich überhaupt den Pflanzungen

in den verschiedensten Arten nützlich. Ohne ihre Hilfe würde das Nüsse-pflücken eine zeitraubende und kostspielige Arbeit werden; für sie aber hat die Zeit wenig Wert und an Geschicklichkeit im Klettern thun sie es beinahe den Affen gleich. Man muß erstaunen über die Gewandtheit, welche die halbnackten Buben beim Ersteigen der narbigen Stämme zeigen. In wenigen Minuten sind sie oben, suchen geschickt die reifen Früchte aus, drehen sie kräftig vom Fruchtstiel und werfen sie herunter. Ihre Gefährten drunten besorgen den Transport. Sie haben dabei eine ganz praktische Art. Indem sie einen Streifen der zähen Basthülle herausschlitzen, ohne ihn abzulösen, knüpfen sie an diese natürlichen Henkel ein Bastseil und hängen so die Nüsse über die Schulter; auf diese Weise tragen sie dieselben schnell nach dem abseits haltenden, mit Rindern bespannten Wagen, der die Ernte nach dem Speicher bringt.

In diesem beginnt die erste Benutzung der Nüsse. Man schlitzt zunächst die Basthülle auf und löst die Nuß heraus. Die Nüsse werden zu weiterer Verwendung fortgeschafft, die Basthüllen aber in die großen, mit Wasser gefüllten Gruben geworfen, welche in der Mitte eines umzäunten Platzes angelegt sind. Hier werden die letzteren etwa zwei Wochen lang der Einwirkung der Fäulnis überlassen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Hülsen wieder herausgenommen und auf Steinen geklopft, um die elastische Faser von allen Unreinigkeiten zu befreien. Sodann werden die Fasern auf sandigem Boden gut getrocknet und hauptsächlich nach der Farbe in drei Sorten geschieden. Die vollständig getrocknete Kokosfaser liefert dann den Gespinststoff, aus welchem der Seiler grobes Garn oder Stricke dreht, die sich durch ungemeine Dauerhaftigkeit auszeichnen.

In anderen Räumen der Pflanzung erfolgt gleichzeitig die weitere Verwertung der Nüsse. Da sitzt ein halb Dutzend kräftiger Burschen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, jeder mit einem Haufen von Nüssen neben sich. Jede Nuß wird mit einem schweren, scharfen Messer auf einen Hieb kunstgerecht in zwei Hälften gespalten und dann die Hälften auf einen Haufen geworfen. Kleinere Knaben tragen die aufgeschlagenen Früchte nach den Plätzen vor den Schuppen, wo andere, von Weibern unterstützt, sie nebeneinander in Reihen legen, das Fleisch aufwärts gekehrt, so daß es von den vollen Strahlen der Sonne getroffen werden kann. So bleiben sie zwei Tage liegen; dann löst sich der ausgetrocknete Kern von der Schale und wird herausgenommen. Wird derselbe bei trockenem Wetter noch zwei Tage länger der Sonne ausgesetzt, so ist er vollkommen trocken, spröde

und ölig. Um das Öl herauszupressen, wendet man vielfach eine sehr kunstlose, von Büffeln getriebene Mühle an; neuerdings aber beginnt man auch, sich die Maschinenwerke der Europäer zu nutze zu machen; dann legt man mächtige Preßwerke an, neben denen der Schlot der Dampfmaschine raucht. Selbst bei der Verarbeitung der Nüsse geht nichts von der edlen Frucht verloren. Der Abfall beim Pressen gibt eine Art Ölkuchen, welcher als treffliches Futter für Rinder und Federvieh verwendet wird; angefeuchtet und teilweis in Fäulnis übergegangen, wird er als kräftiger Dünger für die Plantage benutzt.

Die Europäer machen beim Anbau der Kokospalme in Plantagen hauptsächlich die Nuß des herrlichen Baumes nutzbar. Anders der Eingeborene der indischen Inselflur. Ihm ist die Kokospalme, wie dem Araber die Dattelpalme, geradezu ein Baum des Lebens. Wenn er einen dieser Bäume, sobald er die Tragfähigkeit verloren, gefällt hat, so baut er von dem festen Holze des stattlichen Stammes seine Hütte und benutzt die breiten, dauerhaften Wedel zur Bedachung. Streifen der Rinde werden als Bolzen und Riegel verwendet; sie tragen auch das kleine Gesims, auf dem sein Vorrat von selbstgefertigten Geräten und Gefäßen steht. Mit den Blattstielen hegt er sein Feld ein. Sein Kind wird in Schlaf gewiegt in einem aus rohen Schnüren gebildeten Netze, das er aus den Fasern der Nußhülle auf rohem Webstuhl selbst gewebt hat. Sein Mahl aus Reis und geschabter Kokosnuß wird über einem Feuer aus Nußhülsen gekocht und aus dem zum Teller zusammengefalteten Stücke eines grünen Kokosblattes mit einem aus Kokosschale geschnitzten Löffel gegessen. Wenn er bei Fackellicht fischt, so bedient er sich eines aus Kokosfasern geflochtenen Netzes, und auch seine Fackel ist ein Bündel ölhaltiger Pflanzenstiele; als Kanoe dient ein ausgehöhlter Stamm der Palme. Dürstet ihn, so labt er sich an dem frischen Safte der jungen Nuß; hat er Hunger, so verzehrt er den weichen Fruchtkern. Will er sich erheitern, so schlürft er ein Glas des aus gegorenem Palmensaft bereiteten Araks und tanzt zu dem Schalle von Fingerklappern, die er aus der beinharten Schale der Nuß geschnitzt hat. Abgespannt vom wirbelnden Tanze erquickt er sich mit dem ungegorenen Safte, und seine gebackene Brotfrucht würzt er mit Essig, welcher aus dem gegorenen Safte gewonnen ist. Erkrankt er, so dient Kokosnußöl zum Einreiben des Körpers. Kokoszucker und Kokosmilch geben seinem Kaffee die nötige Süße und Milde; er trinkt ihn bei einer Lampe, welche aus der Nußschale bereitet ist und mit Nußöl gespeist wird. Über

seiner Wiege wie über seinem Grabe hängt ein Strauß von Kokosblüten, um die bösen Geister fern zu halten. So gibt es, außer dem Dattelbaum, keine dritte Pflanze, welche so vielseitig und tief in das Leben der Menschen eingreift, wie die Königin der indischen Gewächse, die Kokospalme.

Botschica und Huythaca.

Südamerikanische Sage.

Von

L. Kuhls.

Um zu wissen, an welchen Fleck der Erde sich diese kleine Sage knüpft, bitte ich meine jungen Leserinnen den Atlas zur Hand zu nehmen und die beste Karte von Südamerika aufzuschlagen. Sie finden da in dem nördlichen Teile den Magdalenenstrom, der in die karibische See mündet. Wenn wir diesen Fluß stromaufwärts schiffen, so kommen wir bis zu dem Städtchen Honda, woselbst die Stromschiffahrt aufhört; es liegt am Zusammenflusse des Rio Guali mit dem Rio Magdalena. Wir befinden uns 212 Meter über dem Meere, und da wir 125 geographische Meilen zurückgelegt haben, so mußte das Schifflein gegen zwei Meter auf die Meile steigen. Aber nun müssen wir aussteigen und uns zu Fuß weiter begeben.

Durch die beiden anmutigen und temperierten Thäler von Guaduas und Viletta steigt man ununterbrochen durch einen dichten Wald zur Hochebene von Bogota auf. Bei dem Dorfe Facativa tritt man in das Plateau einer fast baumlosen, unabsehbaren Ebene, in welcher Kartoffeln und Weizen mit großem Fleiß gebaut werden; dort liegt das Funsa, unter spanischer Herrschaft einst Bogota genannt. Seit der Revolution hat man die Namen geändert: der des Dorfes Bogota ist auf die Hauptstadt übergegangen und dem Lande wurde der altindische Name Cundinamarca beigelegt.

Bogota, die Stadt, liegt an einer fast senkrecht herabstürzenden Felswand, an welcher in 666 Meter Höhe vogelnestartig zwei Kapellen liegen, von denen man eine herrliche Aussicht auf die ganze Gebirgsebene und auf die Schneeberge der gegenüber liegenden mittleren Andeskette genießt.

Im Südwesten sieht man fast ununterbrochen eine Dampfsäule aufsteigen; sie bezeichnet den Punkt, wo der ungeheure Wasserfall des Tequendama liegt.

Der himmelhohe Felsen, auf welchem die obengedachten Kapellen liegen, ist von oben bis unten durch eine gewaltige Kluft getrennt, aus welcher ein Flüßchen (San Francisco) herabstürzt, durch die Stadt eilt und mit zwei anderen Bächen sich mit dem in der Mitte der Ebene fließenden Rio de Funsa oder de Bogota vereinigt. Der alle Gewässer dieser bergumkränzten Ebene aufnehmende Strom geht nun durch eine enge Öffnung in der Bergmasse abwärts und bildet in derselben den berühmten und prächtigen Wasserfall von Tequendama, worauf er durch die Kluft, welche sich allmählich zu einem Thale erweitert, dem Magdalenenstrom zueilt.

Die Gelehrten suchen für jede Naturerscheinung die Gründe ihrer Entstehung. Aber vor dieser Felsenspalte stehen sie doch wie vor einem Rätsel. Zwar haben einige gemeint, das Wasser habe sie bis zu der jetzigen Breite (anfänglich zwölf Meter) ausgewaschen, doch erklären sich andere namhafte Gelehrte, namentlich auch Alexander von Humboldt, gegen diese Annahme; vielmehr betrachten sie diesen Felsspalt für ein unlösbares Rätsel; der Spalt, meinen sie nach genauer Untersuchung, müsse plötzlich entstanden sein, durch Ursachen, die der heutigen Naturwissenschaft unbekannt sind, denn alles an ihm sei unähnlich der Art und Weise, wie zum Beispiel die Alpenwasser und die Flüsse in Schottland sich ihr Bett ausspülen.

Diese ungelöste Frage beantwortet eben unsere Sage, besser Mythe, denn sie reicht hinauf in die Zeit, die man wohl die vorweltliche zu nennen pflegt.

Am Anfange der Dinge, zu der Zeit als der Mond noch nicht der Begleiter der Erde war, lebte dortselbst das Volk der Muyscas in roher Sitte. Sie verstanden nicht Pflanzen anzubauen und hatten auch keine Gottesverehrung. Da erschien, vom Gebirge herabgestiegen, bei ihm ein langbärtiger Mann, anderen Geschlechtes als die Muyscas, mit Namen Botschica. Er nahm sich der wilden Gebirgsbewohner an, lehrte sie sich kleiden, lehrte sie, wie sie dem oft wiederkehrenden Mangel an Nahrungsmitteln durch Anbau von nützlichen Pflanzen vorbeugen könnten, und sie säeten Mais und Quinoa, die dort noch angebauten Getreidearten; dadurch waren sie nun nicht mehr auf Beeren und Wurzeln außer den Tieren des Waldes angewiesen. Er brachte ihnen auch religiöse Begriffe bei und Glauben an die Heiligkeit gewisser Orte. Dadurch wurden die Menschen,

die bisher ungesellig für sich gelebt und nur an die augenblickliche Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse gedacht hatten, mehr zu einander versammelt und so allmählich zu einem Volke verschmolzen.

Aber aller Segen, den er stiftete, wurde gestört und, wo es anging, vernichtet durch ein bösartiges Wesen; wie es ja in der ganzen Welt so ist, daß dem Guten das Böse immer entgegen arbeitet. Botschica war nämlich begleitet von einem Weibe, Huythaca, das gerade entgegengesetzt gesinnt war und an dem Glücke der Menschen keinen Gefallen hatte. Da nun aber das Gute sich doch immer mehr Bahn brach, da die früher tierischen Menschen ein gesittetes Volk zu werden sich anschickten, da beschloß die Böse alles mit einem Schlage zu vernichten. Durch ihre Zauberkünste ließ sie den Fluß Funsa anschwellen; die ganze Hochebene wurde ein See, die meisten Menschen ertranken und nur wenige retteten sich auf das nahe Gebirge.

Da erzürnte der Mann und verjagte das unglückbringende böse Weib. Dieses verließ die Erde und wurde der Mond; denn den früheren Muyscas hatte ein solches Gestirn noch nicht geleuchtet.

Botschica, des Menschengeschlechts sich erbarmend, öffnete nun mit starker Hand eine Felswand bei Canoas, ließ den Funsa da hinabstürzen und trocknete so die ganze Hochebene. Die Katarakte, das Naturwunder der Gegend, sind also sein großartiges Werk.

Nun sammelte Botschica die durch die Flut zerstreuten Menschen und nahm sich ihrer von neuem an. Er lehrte sie Städte bauen, lehrte sie die Sonne, das himmlische Licht, als Gottheit verehren und gab dieser natürlichen Gottesverehrung feste Form, indem er einen Priesterstand gründete. Sodann gab er ihnen feste Gesetze und gründete so eine politische Verfassung, und an die Spitze derselben stellte er ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt, die gemeinsam das Volk nach seinen Anordnungen regierten.

Als er so die einst wilden Muyscas zu einem gesitteten Volke umgewandelt hatte und so der Zweck seiner Sendung erfüllt war, zog er sich zurück in das Thal von Iraca, woselbst er in beschaulichen Betrachtungen lebte, bis er endlich verschwand.

Aber sein Gedächtnis ist nicht verschwunden, denn noch heute erzählt man dort von dem großbärtigen fremden Manne, der den Menschen zuliebe den gewaltigen Felsen spaltete; und die Naturforscher, die das Wunder anstaunen, hören die Mythe mit einer gewissen Andacht; und wenn dieselbe

auch für sie nichts erklärt, so müssen sie doch zugestehen, daß sie selber keine bessere Erklärung dafür haben.

Ähnliche Sagen knüpfen sich an andere Gegenden. Die That des Botschica erinnert an eine ähnliche des indischen Kasyapa, der dem geschlossenen Alpenthale von Kaschmir seinen alten Namen Kasyapur gab und zur Entwässerung des Thales die Gebirgsmauer Buramaulsch öffnete.

Unter allen Zonen, in Vorderasien, in den Hochebenen und Kesselthälern von Hellas, ja auf Inseln der Südsee von geringem Umfang finden wir dieselben geognostischen und moralisch-politischen Mythen wieder. Der Mythenerklärer aber sagt: Botschica und Huythaca sind das gute und böse Princip, die gegeneinander kämpfen. Botschica ist eine Heliade, ein Sohn der Sonne, vielleicht die menschgewordene Sonne selbst; Huythaca, das feuchte Princip, erregt die Flut und wird der Mond. Botschica, das erwärmende und trocknende Princip, verjagt das Wasser, gibt ihm Abfluß, indem er eine Felsenspalte öffnet.

* * *

Und nun mögen noch einige Worte über die Großartigkeit des Wasserfalles folgen.

Nach Humboldts Berechnung hat der Tequendamafall eine senkrechte Höhe von 174 Meter. Zwanzig Jahre nach ihm wiederholte Roulin die barometrische Messung und fand die ungeheure Höhe von 290 Meter. Zwei spätere Untersucher bauten ein sechs Meter vorgeschobenes Holzgerüst, ließen von da bis auf die Bodenfläche des Abgrunds ein Senkblei herab und fanden 150 Meter. Wenn auch die geringere Zahl die richtigere ist, so ist sie doch so groß, daß ein gleich hoher Wasserfall, so weit die Erde bekannt ist, sich nicht wieder findet.

Bei sehr hohem Wasserstande stürzen die Wasser auf einmal senkrecht und von der Felswand abgebogen in den Abgrund. Wenn der Fluß dagegen seicht ist, so ist das Schauspiel großartiger und erfreulicher. Die Felswand nämlich hat drei Vorsprünge, den einen etwa in zehn, den andern in sechzig Meter Tiefe. Diese verursachen einen wahren kaskadenartigen Fall, wobei sich unten alles in ein Schaum- und Dampfmeer auflöst. Die nahe weiße Felswand verursacht ein wechselndes Spiel eines regenbogenartig gebrochenen Lichtes in der Dunstwolke, welche stets über dem Katarakte schwebt; die perlenartige Zerteilung der herabstürzenden Wassermasse, das Zurückbleiben ihrer kometenartigen Schweife, das donnernde, in den Bergen wiederhallende Getöse, das Dunkel der tiefen Fels-

kluft, der Kontraſt zwiſchen der oberen nördlichen Eichenvegetation und den Tropenformen am Fuße des Salto: alles das gibt dieſer Scene einen individuellen, großartigen Charakter.

Nach Humboldts Schilderung iſt der Waſſerfall, von unten aus geſehen, wie ein breiter, prächtiger Silberteppich, der vom Himmel auf die Erde niederwallt.

Tante Marie in Italien.

Von

Thekla von Gumpert.

I.

Reiſevorbereitungen.

Dresden im Herbſt 1880.

Im September 1877 trat ich meine erſte Reiſe nach Italien an, nach drei Monaten war ich wieder zu Hauſe. Ich hatte in der kurzen Zeit viel geſehen, aber wie ſehr flüchtig. Um Italien kennen zu lernen, muß man ſich Jahre dort aufhalten. Ich hatte 1877 Oberitalien und zwar dort die Seen Lago Maggiore, Lugano und Como beſucht, dann Mailand, Genua, Florenz, zuletzt Rom. Nun wünſchte ich Venedig und Neapel zu ſehen. Nicht gleich im nächſten Jahre konnte ich wieder eine weite Reiſe antreten; jetzt ſchreiben wir 1880 und jetzt erſt darf ich Reiſegedanken bis in den Süden ausſpinnen.

Indem ich Dir das mitteile, will ich Dir zugleich ein Geſtändnis machen: Ich reiſe ſehr gern in die Welt hinaus, „Wandervogel“ nannten mich meine Freunde zuweilen, aber jetzt fühle ich mich doch etwas befangen. Die Reiſeluſt iſt wohl da, aber mir fehlt ihr Zwillingsbruder, der Reiſemut. Als ich mir vor drei Jahren im Polizeibureau eine Paßkarte ausſtellen ließ, hatte der Beamte, der die Karte ausfüllte, meine Perſon zu beſchreiben, er ſagte unter anderem: „Das Haar iſt graumeliert.“ Seitdem iſt mein Haar faſt weiß geworden. Ich bin alt! Iſt es denn vernünftig, mich allein in die weite Welt hinaus zu wagen? Meine Freunde reden mir nicht zu, reden mir nicht ab, nur Vetter Albert ſagte: „Tante Marie, Du biſt ja geſund, ob jung oder alt, iſt gleichgiltig, auf die Kräfte kommt es an, die haſt Du.“

Italien zieht mich an, schon seit Signor Marelli, unser Lehrer, uns so viel von seinem Vaterlande erzählte; aber jetzt ziehen mich auch liebe Menschen in das gesegnete Land. In Florenz Fräulein Döhler, Schwester des einst berühmten Klavierspielers, welche eine Fremdenpension hat und bei welcher ich mich vor drei Jahren in Pension begeben hatte; dann in Rom die Familie des Doktor Valeriani, die mir auf vier Wochen ein Zimmer vermietete. Ich bin mit allen in Verbindung durch Briefwechsel geblieben. Kürzlich schrieb mir noch das Familienhaupt, der Herr Doktor Valeriani, ich solle bald kommen, ich würde mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen werden, von ihm, von seiner Frau, Signora Vittoria, und seiner Schwester, Signora Margherita.

Obgleich mir der Reisemut noch fehlte, machte ich doch meine Reisevorbereitungen. Ich sagte eines Tages zur Tante Julchen, daß ich mir einen neuen Reisekameraden besorgen müsse, da ich dem alten Burschen, der mir dreißig Jahre treu gedient und alle Strapazen ohne Murren ausgehalten, nicht zumuten könne, sich nochmals auf der Eisenbahn Gefahr auszusetzen. Meine Äußerung hatte Tante Julchens jüngstes Söhnlein mit angehört, er sagte verwundert: „Tante Marie, so hast Du doch einen Reisekameraden, warum sprichst Du denn immer vom Alleinreisen?“ — Ich erwiderte: „Weil dieser Kamerad stumm ist, mir also nie einen Rat geben würde; weil er taub ist, meine Reden also nie hören könnte; weil er beide Arme gebrochen hat, so daß sie geschient werden mußten und er mich also nie unterstützen könnte; weil er kein Herz hat, er mir also nicht zur gemütlichen Unterhaltung dienen könnte; weil er gewöhnt ist sich bedienen zu lassen, also mich nicht bedienen würde!“ — „Aber liebe Tante!“ rief der Kleine empört aus, „wie kannst Du denn diesen Menschen einen treuen Diener nennen?“ — „Er ist kein Mensch,“ erwiderte ich lachend, „er ist mein Reisekoffer.“

Ich habe meinen Reisekoffer immer meinen Reisegefährten genannt, er war es seit dem Jahre 1850, hat wirklich lange genug seine Pflicht gethan; aber „Koffer“ ist für ihn ein zu vornehmer Name, denn er ist nur ein Deckelkorb. Jetzt ist der bescheidene Bursche pensioniert. Zum völligen Nichtsthun bei freier Wohnung ist er aber doch noch zu gut, er hat den Ruheposten eines Lumpensammlers empfangen, ist mit Kampfer und Mottenpulver reich beschenkt worden und dient nun wieder, wenn auch ohne den Reisestrapazen ausgesetzt zu werden. Es ist wunderbar, was der ehrliche Geselle jetzt für Zeugreste, brauchbare Lumpen aller Art, beherbergt;

um die Weihnachtszeit, wenn das Puppenmachen losgeht, kommen Schätze zu Tage.

„Wirst Du Dir jetzt nicht einen anständigen Koffer anschaffen?“ fragte Tante Julchen, die meinen Korb immer mit verächtlichen Blicken betrachtet hat. Das Korbgeflecht sieht freilich gar nicht nobel aus, und eine Dame, welche mit einem Korbe reist, wird ja vielleicht mit Erstaunen oder gar mit Naserümpfen betrachtet; ich setzte mich darüber hinweg und erwiderte auf Tante Julchens Frage: „Mein Korb ist keine Schönheit, aber er hat eine Tugend, die mir ihn wert macht: wenn er vollgepackt ist, wiegt er erst so viel als Dein leerer lederner, mit blitzenden Nägeln beschlagener Koffer. Ich habe übrigens noch einen zweiten Grund, mich wieder für einen Korb zu entscheiden; man hat mir von verschiedenen Diebereien erzählt, die auf Eisenbahnen während der Reise verübt worden sind, eine der Geschichten will ich Dir mitteilen zur Warnung und als Fürsprecherin für meinen einfachen Korb: Eine Dame begab sich auf die Reise, kam am Bestimmungsorte an mit scheinbar unverletztem Koffer; aber beim Auspacken ihrer Sachen vermißte sie allen Schmuck, der zwischen Kleidungsstücken wohl verwahrt gelegen hatte. Die nähere Untersuchung des Koffers zeigte, daß man aus dem Boden desselben ein Stück herausgeschnitten und es vorsichtig wieder eingefügt hatte. Ein Diebstahl dieser Art kann bei einem Korbgeflecht kaum vorkommen, denn das wieder eingefügte Stück wäre nicht zu befestigen. Ich bestellte mir also einen neuen Korb mit eisernen Bändern und kaufte zwei Sicherheitsschlösser mit verschiedenen Schlüsseln. Zur Reise nehme ich wenig Wäsche mit, weil sie schwer wiegt, Waschfrauen findet man ja in allen Hotels. Einen Reiseanzug, der Regen, Staub, Sonnenstrahlen verträgt, ohne seine Farbe gleich zu verlieren, ließ ich mir machen, legte zwei Kleider zur Reserve in den Koffer und hatte ich noch Raum für fünf Bände Gsell-Fels Reiseführer, der sechste kam in meine sogenannte Reise-Rumpelkammer, nämlich in die Reisetasche, die zum Handgepäck gehört, es war der Band, welchen ich eben zuerst brauchte. Schließlich wechselte ich meine zur Reise bestimmten Markscheine in französisches Gold um, nähte die einzelnen Stücke in ein Leinwandbeutelchen ein, welches ich auf der Reise immer um den Hals trage, und war zur Abreise bereit. Der Reisemut fehlte aber immer noch! „Du mußt die Reiselust steigern,“ sagte Vetter Albert, und er legte drei verschiedene Eisenbahnkarten vor mich hin, weil ich geäußert hatte, der Anblick von Eisenbahnkarten reize mich stets zu Reisen. Es war vergebliche Mühe. — Mein Korb stand gepackt,

auf dem Deckel waren die Anfangsbuchstaben meines Namens groß aufgemalt, Tante Julchen sah ihn auch zufrieden an, sie sagte: „Er sieht recht nett aus bei aller Bescheidenheit, das Beste ist, man vermutet keine Reichtümer darin.“ Ich wurde ganz stolz über dieses Lob. „Willst Du etwa Deinen zweiten alten Reisegefährten mitnehmen,“ fragte Tante Julchen lachend, „den Schirm?“ — „Nein,“ erwiderte ich, „von den drei Alten, die vor drei Jahren miteinander nach Italien gingen, bin nur ich noch brauchbar geblieben.“

Ich lese täglich italienisch, Dantes divina Comedia und die Promessi sposi (die Verlobten) von Manzoni, ich gab auch den ganzen letzten Winter zum Vergnügen einem jungen Mädchen italienischen Unterricht, um mir die liebe Sprache wieder recht vertraut zu machen.

Ich rate Euch, die Sprache zu lernen, so lange Ihr Zeit habt, denn im Augenblick der Abreise ist es zu spät, und es könnte Euch leicht ähnliches begegnen wie jenem Herrn, von dem man mir kürzlich erzählt hat. Er reiste nach Italien mit seinem Latein und mit etwas Französisch und glaubte damit genügend versorgt zu sein; aber es begegnete ihm doch eine lächerliche Scene. Er trat in Rom in ein Frühstückslokal und sagte zum Kellner: „voglio digiunare“ (sollte heißen: ich will frühstücken); er hatte das französische „déjeuner“ im Sinn. Der Kellner hatte die Mitteilung mit Staunen vernommen, er sagte indessen nichts, brachte aber auch kein Frühstück. Der fremde Herr wiederholte seine Anrede, der Kellner erwiderte: „va bene, signore“ (gut, Herr), brachte aber nichts. Endlich rief der Gast ungeduldig: „Café“ und nun erhielt er das ersehnte Frühstück; zugleich erklärte sich ein Mißverständnis. Auf italienisch heißt „frühstücken“: „far colazione“, aber „digiunare“ heißt „fasten“, so hatte denn der Fremde dem Kellner zu dessen Erstaunen die Mitteilung gemacht, daß er fasten wolle.

Ich bin doch begierig, zu erfahren, ob ich reisen werde. Wunderliche Frage, nicht wahr? Denn die Sache hängt ja von mir ab. Ja freilich, also will ich eine andere Frage thun: ob ich den Reisemut werde zu Hause lassen müssen, wie meine zwei ehemaligen Gefährten, den alten Korb und den alten Schirm? Bei den zweien war es leicht eine andere Einrichtung zu machen, ich kaufte einen neuen Korb, einen neuen Schirm; aber den Mut kann ich in keinem Laden vorrätig finden.

Reisefertig bin ich. Man hat mir heute erzählt, eine alte Dame sei aus dem Wagen gefallen und habe beide Arme gebrochen. „Das ist auch kein Mittel, um den Mut zum Alleinreisen zu stärken,“ äußerte ich; aber

Vetter Albert sagte: „Du kannst ja auch in der Stube fallen und beide Arme brechen; solche Nachrichten dürfen Dich nicht vom Reisen abhalten."

Das ist freilich wahr, aber — — —

* * *

Er ist da! Plötzlich, unerwartet eingetroffen!

Wer denn? — Nun, der Reisemut.

Morgen fahre ich, denn die Zwillinge Reiselust und Reisemut treiben mich fort. Wer löset die Rätsel im Menschenherzen? Gestern war ich noch so unentschlossen, heute ganz entschieden; ich bin aber doch über Nacht nicht jünger geworden! Heute belebt mich der Gedanke, daß ich ja nicht allein reise, der allgegenwärtige „Vater unser" begleitet mich; ich wußte das freilich gestern auch, aber heute ist's wie neu aufgeflammt in mir; ich gehe freudig auf die Reise, mit Gott; ich freue mich auf die Freunde in Italien und freue mich jetzt schon auf das Wiedersehen mit Euch nach meiner Heimkehr. Gott mit Euch! Gott mit mir! Gott mit der ganzen Welt!

II.

Über den Brenner.

Bozen.

„Grüß Dich Gott!" sagte mir eben ein alter Tiroler, dem ich Früchte und Alpenblumen abkaufte, und so will ich mit diesem Gruß den ersten Reisebrief an Dich beginnen.

Gott grüße Dich!
Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße Dich! Kein andrer Gruß
Paßt so für alle Zeit.
Gott grüße Dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

Ich bin von Herzen fröhlich, trotz einer Reisegesellschafterin, die mich hätte ärgern können. Ich habe mich nicht geärgert, weil ich eben von Herzen fröhlich war. Von der langen eiligen Eisenbahnfahrt bis München will ich nichts erzählen, Du kennst das: Einsteigen, Läuten, Pfeifen, Keuchen, Dampfen, Rollen. à Dieu! a Dio! Lebet alle wohl! Auf Wiedersehen! Und fort ging es. Ich hatte viel Raum im Coupé, oder vielmehr: ich

hätte viel Raum haben können, aber meine Reisegesellschafterin gehörte zu der Familie der „Erst-komm-ich", und sie streckte sich und dehnte sich, legte sich bald in der Länge, bald in der Quere, und schob ihre Kopfkissen und Fußkissen, ihre Reisesäcke und Mantelsäcke nach Belieben hin und her, daß ich trotz aller Leerheit des Wagens doch in einer Ecke eingeklemmt saß; aber ich bauete meine lederne Reiserumpelkammer und meine Plaidrolle neben mich als Damm auf, um nicht mit Fräulein „Erst-komm-ich" zusammenzutreffen. Es hätte ihr eine zweite „Erst-komm-ich" entgegen treten müssen; aber ich gehöre nicht zu dieser weit verbreiteten Familie; ich rührte mich nicht in meiner Ecke, sondern ließ sie sich recken und strecken nach Belieben. Gedanken aber übersprangen den Damm, den ich mir gebaut hatte, ich sprach zu ihr, eben in Gedanken: „Du widerliches Frauenzimmerchen, wie sehr mißfällst Du mir; aber Du thust mir auch recht leid, denn Du schaust gewiß nicht freundlich aus Dir heraus, ins Leben hinein! Du wirst wohl bittere Erfahrungen machen, ohne Dir zu gestehen, daß Du selbst die Schuld trägst. Weißt Du denn nicht, daß man freundlich in den Wald hineinrufen muß, wenn es freundlich wieder zurücktönen soll? Armes, widerliches Frauenzimmerchen, wundere Dich nicht, wenn die Menschen Dich links liegen lassen!"

Bis München konnte ich meine Betrachtungen über die Dame „Erst-komm-ich" machen, dann trennten wir uns; sie nickte gnädig mit dem Kopfe und ich bemühete mich, ein eben so gnädiges Kopfnickerchen zu erwidern. Ich sagte nicht: „Auf Wiedersehen!" Im Gegenteil, ich dachte: „Mein Herz verlangt nicht darnach, Dir jemals wieder zu begegnen!"

Ich glaube in Baiern gibt es nicht Frauen-Coupés, wenigstens wurde mir keines angewiesen, als ich es mir ausbat; ich wurde in ein „Nichtraucher-Coupé" geführt. Ein alter Herr stieg mit ein, sicher ein Antipode der Dame „Erst-komm-ich". So ein liebes, schönes Greisengesicht, wie dieser graue Alte hatte, sieht man wohl nicht oft; ich hätte ihn malen mögen. Wir waren mehrere Personen im Coupé, der graue Alte benahm sich rücksichtsvoll gegen alle. Ich konnte ihn lange beobachten, denn er fuhr auch dem Lande zu, in dem die Goldorangen blühen, die ganze Gesellschaft, die in München in das Nichtraucher-Coupé gestiegen war, wollte über den Brennerpaß nach Bozen gehen, von da weiter nach Italien. Als wir während der Fahrt einen Aufenthalt hatten und Kaffee trinken konnten, saß ich am Kaffeetisch einer Familie gegenüber, die wohl auch ähnliche Reisepläne hatte. Es waren vier Personen: Vater, Mutter, ein Töchterchen,

etwa vierzehn Jahr alt, ein Knabe, etwa acht bis neun Jahr alt. Eifrig tauchten alle ihre Hörnchen (Gebäck) in den Kaffee, denn es sollte bald fortgehen. Plötzlich fragte der Knabe: „Papa, speit er?“ Verwundert sah der Vater sein Söhnlein an und sagte: „Junge, wenn Du etwas sagen willst, so rede deutlich, ich verstehe Dich nicht.“ Anstatt nun deutlicher zu reden, fragte der Kleine weiter: „Brennt er?“ — „Junge,“ sprach der Vater scheltend, „Dir wirbeln immer Gedanken im Kopfe herum; plötzlich wirfst Du eine Frage hin, aber ohne Deine Gedanken zu kennen, ist es unmöglich, Dich zu verstehen.“ Der Knabe sagte nun erklärend: „Papa, ich denke an den Brenner, über den wir hinfahren werden; ich will gern wissen, ob er brennt und Feuer speit, wie der Vesuv.“ Der Vater erwiderte: „Der Brenner ist kein Vulkan, er brennt nicht, speit nicht Feuer, er ist nur ein hoher Berg, einer der Alpenpässe.“ — „Ach, der ist dumm!“ rief der Knabe, „wie kann er denn Brenner heißen, wenn er nicht brennt und nicht Feuer speit!“ Die ältere Schwester lachte; aber da sie bemerkte, daß ihr Bruder das Auslachen übel nahm, gab sie ihm einen Kuß und sagte: „Du mußt den Berg nicht schelten, er hat sich seinen Namen nicht selbst gegeben.“

Die Lokomotive pfiff, es wurde zum Einsteigen gerufen, alle Kaffeetrinker und Nichttrinker eilten hinaus; ich setzte mich in mein Nichtraucher-Coupé, der graue Alte mir gegenüber. Der Schaffner rief: „Hier ist noch Platz für die vierpersönliche Familie!“ und die vier Personen vom Frühstückstisch stiegen zu uns ein. „Ach, da sitzen die beiden Grauen!“ sagte der Knabe leise zu seiner Schwester. „Pst!“ machte diese, mit dem Finger drohend; aber wir beiden Grauen hatten verstanden und lächelten uns an. „Ich bin mindestens zehn Jahre älter als Sie,“ sagte zu mir der graue Alte; — „aber doch noch reiselustig, wie Sie sehen,“ fügte er schnell hinzu, obgleich alte Leute lieber in ihrer Bequemlichkeit zu Hause bleiben; es gehört auch ein gewisser Mut dazu, allein in die fremde Welt hinaus zu wandern.“

Die Worte des grauen Alten erinnerten mich an meinen inneren Kampf vor der Reise, und mein Gesicht mochte wohl einen ernsten Ausdruck angenommen haben, denn der alte Herr sagte: „Wenn man eine Vergnügungsreise macht, muß man seine Sorgen zu Hause lassen, denn sie sind ein schweres Reisegepäck, das man selbst tragen muß, man findet keinen Packträger dafür.“ — Ich bestätigte seine Behauptung, aber sagte: „Es ist kein Mensch ohne eine Sorgenlast, doch ist meine

nicht allzu schwer, Gott sei Dank, und die Gedanken daran, die ich mitzunehmen habe, werden mir durch einen beruhigenden Nebengedanken getragen." — „Sie haben eine Stütze neben sich!" sagte der graue Alte. „Sie denken daran, daß uns gesagt ist: Alle eure Sorge werfet auf Ihn." Ich konnte wieder seine Worte bestätigen. Das kleine Gespräch hatte uns zwei Alten einander ein Stück näher gebracht, mir war, als seien wir uns längst bekannt; ihm ging es auch so, wenigstens wurde er ganz gesprächig und erzählte aus seinem Leben. Er ist oft in Italien, pflegt zweimal jährlich dahin zu reisen, denn er ist Kaufmann, handelt mit Korallen, geschnittenen Edelsteinen, geschnittenen Muscheln und römischen Perlen. Das ist seine ererbte Thätigkeit; aber daneben ist er Freund von Altertümern, von Geschichte, und wo er Gelegenheit hat, studiert er für sein Lieblingsfach, er schreibt Geschichtsbilder, ist Schriftsteller, aber ein ungedruckter, seine Schriften sind seine Kinder, sie reisen immer mit ihm.

Ich erzählte ihm von meiner ersten Reise nach Italien und daß Antoinettas Mutter mir ihre Aufsätze über die Renaissancezeit der Kunst, welche sie für ihr Töchterchen geschrieben, gegeben habe. Sofort sagte der alte Herr: „Ich habe meine kleinen Aufsätze einst für meine Mutter geschrieben, später für meine Kinder, wollen Sie sie haben? sie stehen Ihnen zu Gebot, wählen Sie für Ihre Reisebriefe davon, was Sie brauchen können."

Das war gütig, überraschend gütig von einem Fremden.

Die „vierpersönliche Familie" nahm wenig teil an unserem Zwiegespräch, die Mama schien etwas leidend zu sein, sie saß still mit geschlossenen Augen; der Papa las Zeitungen; die Kinder plauderten und kicherten leise miteinander.

Die Fahrt über den Brenner war schön, sehr interessant; aber ich will davon nicht erzählen, ich that das ja schon früher, und eigentlich sollen meine diesmaligen Briefe nur von Italien berichten und ich habe mich ohnehin lange mit der Einleitung aufgehalten.

Wir kehrten in Bozen alle in demselben Hotel ein, sowohl der graue Alte, als die „vierpersönliche Familie" und ich, die graue Alte.

Wir zwei Grauen trafen uns wieder im Speisezimmer und wir saßen an einem besonderen kleinen Tisch, der Herr aß ein Beefsteak, ich trank meinen Thee. Der gute alte Herr sagte: „Ich habe Ihnen meine Aufsätze angeboten, es ist eine ganze Reihe, in einzelnen Heften, allerlei ist's, aber gewiß wenig Brauchbares für Sie; was Sie nicht benutzen wollen, das lassen Sie ruhen, und taugt Ihnen gar nichts, so ist's auch recht. Ich denke, wir werden uns noch irgendwo wieder treffen, daß Sie mir die unbenutzten

Hefte zurückgeben können; wenn nicht, so schicken Sie sie mir, ich gebe Ihnen meine Adresse. — Eins mache ich mir zur Bedingung: Sie nennen meinen Namen gegen niemand; mich kennen viele Menschen und ich will nicht bekrittelt werden. Auch wissen alte Bekannte vielleicht nicht, ob ich noch lebe, sie könnten auf den Einfall kommen, an mich zu schreiben, das möchte ich nicht. Ich will lieber als verschollen gelten. Ich habe lange gelebt, habe Glück gekannt, aber viel traurige Erfahrungen gemacht; ich möchte nicht von Leuten daran erinnert werden, die doch nur halb begreifen, wie arm ich geworden bin. Ich habe ein warmes Herz, habe viel geliebt, bin viel geliebt worden; über allen, die mir nahe standen, hat sich das Grab geschlossen. Ich denke mit Rührung und Dank an die Heimgegangenen, die ich „mein" nennen durfte. Vater und Mutter! welch ein Segen kam durch sie über meine Kinderjahre; der Vater starb früh, aber die Mutter blieb lange ein unaussprechliches Glück für mich. Durch die Mutter habe ich das Menschengeschlecht hoch schätzen gelernt, und wo ich später einen verachtungswürdigen Menschen sah, dachte ich, es habe ihm die Mutter zur Erziehung gefehlt. — Gott schenkte mir auch eine liebliche Lebensgefährtin, sie lernte von meiner Mutter fromm denken und mit Treue ihre Pflichten erfüllen. Drei Kinder wurden uns geboren, sie starben früh. Noch ein viertes Kind kam nach Jahren zur Welt; es blieb am Leben; aber weder Mutter noch Großmutter durften das Glück genießen, dies Engelskind heranwachsen zu sehen. Marie war mein Augapfel. Als sie zwanzig Jahre alt war, mußte ich sie hingeben, nicht dem Todesengel, aber einem Manne, der ihre Hand verlangte, weil er ihr Herz hatte. Ich durfte nicht klagen, denn der Mann war meines Kindes würdig. Es kamen Enkelkinder, welch ein Schatz für das vereinsamte, alternde Herz eines Großvaters! — Jahre vergingen, mit guten und bösen Stunden, wie sie das Leben bringt. — Aufzählen kann ich sie nicht alle. Genug davon. Alle, alle, die ich liebte, gingen nach und nach in die Ewigkeit hinüber, auch die Enkelkinder. Ich stehe allein! — Als ich mich gebrochen fühlte nach den schweren Verlusten, gingen meine Gedanken am liebsten in die frühe Kindheit zurück, zu allem, was die Mutter gesagt hatte; sie war eine ernste, weiche, demütige Seele, das Wort des Heilandes war ihr Halt, ihr Führer, ihr Trost, und daran richtete auch ich mich auf. — Ich blieb im Geschäftsleben derselbe, aber nach alten Bekannten hatte ich kein Verlangen, die Toten lebten fort für mich, im Jenseits, doch mochte ich nicht durch Menschen an sie erinnert werden. Ich bin kein Hypochonder, ich

sehe gern alles Schöne, was meine Reisen bieten; ich schreibe auch nach wie vor meine Aufsätze, wenn ich auch nicht mehr für Mutter, Kinder und Kindeskinder schreiben kann. Ich betrachte das Leben gern mit seinem Licht und seinem Schatten, ich beobachte gern die Menschen mit ihren guten Seiten, mit ihren Sünden, mit ihren gläubigen, demütigen oder trotzigen Herzen und mit allem, was ihnen geschieht. Und die alte und die neue Zeit schaue ich an mit gleichem Interesse. Völker sind aufgegangen und untergegangen, sie wurden geboren, lebten und starben, wie der einzelne Mensch; vieles fand ich verschieden bei verschiedenen Menschen, aber zwei Dinge fand ich überall und zu allen Zeiten: den Egoismus und die selbstlose Mutterliebe."

Mit den Worten des grauen Alten könnte ich meinen ersten Reisebrief schließen, aber ich will doch noch einiges erwähnen: Die „vierpersönliche Familie" kam auch noch in den Speisesaal. Der Herr Papa näherte sich uns freundlich und sagte, wir würden wohl morgen auch wieder Reisegefährten sein auf der Fahrt nach Verona und Venedig; ich bestätigte es, aber der graue Alte entgegnete, sein Weg führe ihn jetzt nach Mailand, er hoffe uns in Rom oder Neapel wiederzusehen.

Als ich in mein Zimmer kam, fand ich die Hefte des grauen Alten; ich habe sie gleich durchblättert, freilich nur flüchtig, aber ich werde wohl, wie mir scheint, die empfangene Erlaubnis benutzen und manchen der Aufsätze meinen Briefen an Euch beilegen können.

III.

In Verona.

Ich bin in Italien! Durch die Chiusa di Verona bin ich in der interessanten Stadt Verona, in alter Zeit auch Bern genannt, eingezogen. „Chiusa" heißt „Verschluß", aber man nennt den Engpaß, den die Adige (Etsch) zwischen Felsen gebildet hat, „Berner Klause", wenn man deutsch spricht, es ist keine Uebersetzung.

Am Bahnhofe standen, wie in allen größeren Städten, Droschken und Omnibus der Hotels aufgereiht, ich wählte den Omnibus von Colomba d'oro (goldene Taube), denn ein Stern bezeichnete dies Hotel als gut in meinem Reisebuche, und doch stand es nicht als Nr. I da; die Hotels Nr. I vermeide ich gern, sie sind die teuersten, weil elegantesten; da meine Kasse nicht zu den Nr. I gehört, habe ich mich stets auf der Mittelstraße gehalten.

Ich ging gleich nach Ankunft im Hotel aus, aber nicht in alleiniger Begleitung meines Gsell-Fels, wie sonst; da ich wenig Zeit hatte, konnte ich mich nicht durch den Stadtplan mit dem Aufsuchen der sehenswerten Punkte beschäftigen; ich nahm einen Führer an und ließ mich von ihm leiten. Zuerst wanderten wir zum wohlerhaltenen Amphitheater. Die Sitzreihen von Marmor, fünfundvierzig über einander, steigen hoch hinauf um die ovale Arena, dem Raume, auf welchem die Kampfspiele stattfanden. Ich strengte meine Phantasie an, um diese Sitze mit Herren und Damen der alten Zeit zu bevölkern; aber die Arena ließ ich frei, denn mit Schaudern denke ich an die grausamen Kämpfe der Fechter und an die Märtyrer, welche hier von wilden Tieren zerrissen wurden. Hatten die Menschen damals kein Herz, daß sie zum Vergnügen in diese Theater gingen, wo das grausamste Spiel dargestellt wurde? — Die Macht der Sitte ist groß! Gibt es doch heute im christlichen Spanien noch Stiergefechte, welche Damen besuchen, während allgemein Tierschutzvereine gegründet werden, um Tiere vor grausamer Behandlung zu hüten.

Die „vierpersönliche Familie" kam auch in die Arena, während ich dort war, aber ohne Führer; der Knabe hatte das Reisebuch in der Hand und las vor: „Der Marmor, aus welchem einst das Gebäude aufgeführt wurde, soll in der Chiusa di Verona gebrochen worden sein. Der ganze Umfang des Amphitheaters beträgt 435 Meilen." Lautes Lachen folgte dieser Vorlesung von Seiten der Zuhörer; die ältere Schwester des Knaben blickte in das Buch und erklärte: „Lieber Hugo, das M. bedeutet nicht Meilen, sondern Meter." Der Papa aber nahm ihm das Buch aus der Hand und sagte: „Gib her, Junge, zum Führer taugst Du nicht, Du hältst uns nur auf."

Auf dem Grünzeugmarkte, Piazza d'Erbe, mußten wir pflichtmäßig die Paläste bewundern, welche den Platz umgeben. Die Statue der Verona, welche einen Brunnen ziert, sieht sich seit 1500 Jahren den Handel mit Gemüse und Obst an; was könnte sie für Geschichten erzählen, wenn sie nicht stumm wäre. Ich kaufte vortreffliche Feigen zu ihren Füßen und bewirtete das Geschwisterpaar der „vierpersönlichen Familie".

Ein zweiter großer Platz, Piazza dei Signori, ist von den Palästen der großen Herren des Mittelalters umgeben; hier wohnte auch Dante längere Zeit als Gast, nachdem ihn seine Vaterstadt Florenz verbannt hatte; seine Statue steht in der Mitte des Platzes. Die berühmte Familie della Scala, die „Scaliger" kurzweg genannt, hatte auf der Piazza dei Signori

ihre Paläste. Mein Führer erzählte von den großen Herren mancherlei, that sehr wichtig mit seinen Kenntnissen; dann ging er mit mir zu den Gräbern dei Signori, auf dem Platze neben der Kirche S. Maria antica stehen die großartigen pyramidenartigen, gotischen eisernen Denkmäler.

In einer der Straßen Veronas zeigte mein Cicerone mir ein einfaches Haus mit einem Wappen über der Hausthür, ein in Stein gehauener Hut, es war das Wappen der Familie Capuletti, weltberühmt geworden durch Shakespeares Trauerspiel „Romeo und Julia" und durch Bellinis Oper „Die Montecchi und Capuletti".

Die Adige (Etsch) teilt Verona in zwei Teile, und von der Brücke hat man einen sehr schönen Blick, denn die Stadt hat eine prächtige Lage.

Verona wird oft in der Geschichte genannt, viel große Schlachten fanden hier statt; auch der König der Ostgoten, Theodorich, besiegte hier im Jahre 489 den damaligen König von Italien, Odoaker, dessen Residenz damals Verona war, und von diesem Siege bei Verona (Bern) hat die Sage dem Theodorich den Namen Dietrich von Bern gegeben. Als Theodorich, nach Odoakers Untergang, König von Italien geworden war, hielt er abwechselnd Hof in Verona und Ravenna, und noch zeigt man Ruinen von Bauten, die er aufgeführt haben soll. Bei Verona war auch die Schlacht 553, in welcher Narses Sieger wurde, um welche Zeit das ostgotische Reich in Italien unterging, nach seiner kurzen aber merkwürdigen Herrschaft. In Kirchen habe ich nur flüchtige Blicke gethan; Kirchen zu beschreiben habe ich auch nie unternommen.

Wenn Ihr einst eine Reise nach Italien machen werdet, dann müßt Ihr, sobald der Plan verabredet wird, Euch klar bewußt sein, welche Zwecke Ihr mit der Reise verbindet. Gehet Ihr in das schöne, interessante Land, um es genau kennen zu lernen, dann folget nicht meinem Beispiele. Ich habe zu kurze Reisezeit, in Verona muß man einen längeren Aufenthalt nehmen, als ich es kann. Doch geht mein Hauptziel diesmal nach drei Punkten hin, Venedig, Ravenna, Neapel will ich etwas genauer kennen lernen, andere Orte kann ich nur als Durchgangspunkte betrachten und nur flüchtig hineinschauen. Zu raten ist jedem, der Interesse für Städte mit geschichtlicher Bedeutung hat, sich in denselben längeren Aufenthalt zu gewähren. Ich muß mich mit den kurzen Blicken auf die vielen wichtigen Denkmäler, Kirchen u. s. w., die in Verona sind, begnügen und mit Lesen über dieselben nachhelfen.

Fast hätte ich hier einen Aufsatz des freundlichen grauen Alten, den

ich eben durchlas, über die Nibelungensage eingelegt, in welcher Dietrich von Bern eine Rolle spielt; aber diese Sage gehört doch nicht in meine Reisebeschreibung, denn die Nibelungen hauseten in Worms. Der erste Teil des Aufsatzes des grauen Alten handelt in Worms, der zweite Teil auf der Etzelburg des Königs Etzel (Attila). Dietrich von Verona war einer der Vasallen des Königs Etzel in dieser Sage. Vielleicht kennst Du diese Sage schon.

Ich habe Abschied genommen von meinem lieben grauen Reisegefährten, seine Mappe mit Aufsätzen bleibt aber in meinen Händen zur gelegentlichen Benutzung.

Mit der „vierpersönlichen Familie" habe ich eben im Speisesaal gefrühstückt, der nächste Zug soll uns gemeinschaftlich nach Venedig führen. Es hat am frühen Morgen geregnet und der Himmel trägt noch schwere Wolken. „Auf Deiner Stirn sind auch Wolken," sagte der vierpersönliche Familienvater zu seinem Töchterchen, als es begann über das unfreundliche Wetter zu klagen; aber der Papa tröstete, er sagte: „Sei froh, Kind, daß es geregnet hat und daß der Himmel noch mit mehr Regen droht. Du fürchtest die Zanzari (Mücken) in Venedig; wisse, daß jeder Regentropfen eine Zanzare niederschlägt. Nun jauchzte das junge Mädchen auf, und ich freute mich auch, denn ich fürchte ebenfalls die kleinen Blutsauger. Wie gerechtfertigt diese Furcht ist, bewies eine Dame, die auch mit uns frühstückte, sie kam aus Venedig und sah aus, als sei sie aus der Pockenkrankheit erstanden, Gesicht, Hals, Hände waren mit roten Flecken und Wunden bedeckt, die gar nicht heilen wollten. Erst nach dem Herbstregen sind Venedig und andere Seestädte von den kleinen Ungeheuern befreit. Ich habe Insektenpulver mit und Essenzen, aber man sagt, das nütze alles nichts, nur die Gardinenbetten gewähren in der Nacht Schutz, wenn man nämlich so vorsichtig ist, bevor man sich hinein begibt, jedes der geflügelten Insekten hinaus zu treiben. Diese Gardinen gleichen den Fliegenschränken in unseren Speisekammern.

An unserem Frühstückstisch saß auch ein Herr, der eben aus Italien kam; er war kein Freund dieses Landes, er sagte: „Man ist auch in den Gardinenbetten nicht sicher; die Zanzaren sind pfiffige Dämonen, sie verbergen sich und lachen sich ins Fäustchen, wenn sie den Menschen als Opfertier schlaflos sehen, sie singen die ganze Nacht Spottlieder und stechen mit ihrer spitzen Waffe in die Haut des Opfers, daß von Schlaf nicht die Rede sein kann." Der Herr saß allerdings auch als Bestätigung seiner

Behauptung da, voller Beulen im Gesicht, voll Wunden, die er gekratzt hatte; er fuhr ärgerlich fort zu reden, er sagte: „Das sind die Freuden im gepriesenen Italien! Ach, nicht die einzigen der Art: Es gibt ungeflügelte Blutsauger, die viel widerlicher sind als die Zanzare."

„Was sind denn das noch für Blutsauger?" fragte der Knabe der vierpersönlichen Familie, und der fremde Herr antwortete ihm: „Man darf diese grausamen Quälgeister gar nicht in feiner Gesellschaft nennen, das gestattet die gute Sitte nicht; aber Goethe hat ihren Namen poetisch gefeiert, seitdem scheut sich niemand, ihn im Gedicht auszusprechen:

Es war einmal ein König,
Der hatte einen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran,
Da, miß dem Junker Kleider
Und miß ihm Hosen an.
In Sammet und in Seide
Ward er nun angethan,
Hatt' Bänder auf dem Kleide,
Auch einen Orden dran. U. s. w.

Der Knabe freute sich über das schön deklamierte Gedicht und der Herr lachte mit ihm, dann sprach er aber über Italien unwillig weiter: „Es gibt noch eine dritte Sorte Quälgeister, die noch viel ekelhafter ist als die Zanzare und die, welche Goethe im Gedicht gefeiert hat." Der kleine Neugierige fragte wieder: „Was ist denn das für eine dritte Sorte?" Lächelnd erwiderte der Herr: „Ei, Du fragelustiger kleiner Bursche, ich sage Dir, daß man auch ihren Namen nie in feiner Gesellschaft aussprechen darf. Willst Du den Namen aber erraten, so bin ich bereit, Dir dazu zu verhelfen; der unanständige Name dieser unanständigen Quälgeister reimt sich auf Haus, auf Maus, und Deine Mama kann die kleinen widerlichen Tierchen auch gar nicht leiden." Der Knabe rief sofort: „Eine Wanze, eine Wanze!" Alle Gäste am Frühstückstisch, welche das Gespräch mit angehört hatten, lachten; der Knabe hatte nicht auf den Reim geachtet, sondern darauf, daß Mama, als ordentliche Hausfrau, immer auf Wanzen Jagd machte, die sich gern in Wohnungen einnisten.

Als das Rätsel gelöst war, nahm der fremde Italienfeind wieder das Wort und sagte: „Wenn die Herrschaften zum ersten Mal nach Venedig

reisen, so mögen Sie sich auch auf einen unangenehmen Eindruck vorbereiten, der Ihnen dort zu teil werden wird. Sie können natürlich in Venedig von der Bahnstation nur zu Wasser in ein Hotel gelangen und müssen zu dieser Partie in einen Sarg einsteigen."

„In einen Sarg!" rief das Backfischchen der vierpersönlichen Familie ganz entsetzt aus.

„Nun ja," erklärte der fremde Herr, „die Gondel, in welcher man fahren muß, sieht aus wie ein Sarg, sie ist schwarz und hat eine schwarze Filzhütte, in der die Passagiere sitzen, sie sieht ganz aus wie ein Sarg, es gehört Mut dazu hinein zu steigen. Im Innern ist's auch unangenehm; man setzt sich auf eine Bank und versinkt in aufgeblasene Kissen. Eingesperrt ist man in einen Käfig, wie ein wildes Tier, und muß sich einem wilden Italiener überlassen, der hinrudern kann, wohin er will; der Mann steht außerhalb der schwarzen Filzhütte und ruft lauter unverständliche Töne in die Welt hinaus; wenn's in den engen Kanälen um eine Ecke geht, schreit er Worte, die kein Uneingeweiheter versteht; man sagt, daß das geschieht, um sich mit dem Entgegenkommenden zu verständigen über richtiges Ausweichen; aber wer sagt mir denn, ob das wahr ist, es kann ja eine Räuberverabredung sein, die den Fremden in eine Räuberhöhle bringt."

Als die Kinder voller Staunen der Schilderung des Herrn lauschten, lächelte der Papa und sagte dann: „Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, die schwarzen Filze sind gute Sonnenschirme, weiter nichts; am Tage, wenn die Sonnenstrahlen stechen, schützen sie, gegen Abend aber werden sie abgenommen und die Gondeln fahren unbedeckt umher. Das südliche Klima hat bei aller Herrlichkeit auch Schattenseiten, zu diesen gehören ebenfalls die vielen lästigen Insekten, welche den Fremden besonders widerlich sind."

Der Italienfeind bestätigte diese Erklärung mit Kopfnicken und sagte dann: „Ja, ja, Sie haben wohl recht. Ich bin ein Mensch, dem man den Beinamen „Brummbär" gegeben hat, so einer, den die Fliege an der Wand ärgert; ich bin ein kranker Mann, ein Hypochonder, und in Italien sehe ich immer die Schattenseiten, weil es mich gesund machen soll, aber mir die Gesundheit noch immer schuldig geblieben ist. Vielleicht kommt das Gute nach, vielleicht bei der Nachkur, die ich in den Alpen brauchen will, dann kann ich mir eine rosenfarbene Laune anschaffen und dabei Italien bereisen und es mir durch eine rosenfarbene Brille ansehen."

Gute Besserung! gute Besserung! wünschten wir dem Herrn.

IV.

In Venedig.

Daß ich nun wirklich in dem feenhaft, zauberisch schönen Venedig bin, daß ich nicht bloß träume, muß ich mir wiederholen, immer wiederholen und mich umsehen, um's zu glauben. Ja, ich bin in Venedig, das fühle ich mit Geist und Körper; ich bin in dem schwarzen Käfig durch die Kanäle gerudert worden, ich habe die unverständlichen Worte der Gondoliere an den Ecken der Wasserstraßen vernommen — ich bin auch sogar schon von einer Zanzare gestochen worden, alle meine Sinne bestätigen mir, daß ich nicht träume.

Bei herrlichem Wetter machte ich die Eisenbahnfahrt von Verona nach Venedig. Wenn ich in einer Stadt ankomme, ist mein eiliger Weg immer auf die Reihe der Omnibus zu, welche am Stationsorte die Gäste erwarten. „In Venedig gibt es keinen Omnibus," dachte ich. Doch ja, man hat hier auch Omnibusse, nämlich große Barken; aber sie fahren nur bis zu einem Haltepunkte, und die Fremden müssen von dort aus in Gondeln weiterfahren, bis zu ihrem Hotel. Ein Omnibus war also hier für mich keine wünschenswerte Fahrgelegenheit. Ich zog eine Droschke vor, mit der ich vor dem Hotel vorfahren konnte. Ich bestieg die Droschke, mein bescheidener Reisegefährte, der Korb, wurde neben mich gestellt, der Kutscher knallte mit der Peitsche und — wir rollten fort! — Nein, nicht so. Der Gondoliere senkte seine Ruder in die Wellen und wir schwammen dahin; hier war ja die Droschke eine Gondel. Der schwarze Filzkäfig war mir gar nicht unheimlich, er hatte zu beiden Seiten große Fenster, der ganze innere Raum war dadurch, obschon kühl, doch hell erleuchtet, elegante Sammetkissen deckten die Bänke, und das Versinken in diese Kissen war so schlimm nicht. Ich schwamm dahin, die eigenartigen Paläste im Canal grande betrachtend und dann wieder in den schmalen Kanälen und um die Ecken rudernd. Die sehr interessante Fahrt dauerte lange; endlich landete meine Gondel am Hotel Italia, wohin mich Gsell-Fels dirigiert hatte. Es wurde von des Hauses Marmortreppe, welche ins Wasser hinab reicht, ein Brett auf den Gondelrand gelegt, und von dieser Brücke betrat ich den schönen Hausflur des Hotels, in dem ich von einem Dutzend Kellnern und anderen dienenden Geistern empfangen wurde, die stets bereit sind die Gäste zu begrüßen.

„Una camera à un letto," (Stube mit einem Bett) forderte ich und wurde einquartiert, leider nicht mit Aussicht auf den Canal grande, sondern

auf eine Seitenmauer des Nachbarhauses. Eine Dame, welche ohne Dienerschaft anlangt, wird in Hotels gewöhnlich in den weniger schönen Zimmern untergebracht, sie muß zwar ebensoviel zahlen als Damen mit Gefolge, aber zahlt doch nur für eine Person, und das verringert ihr Ansehen. Wenn ich in schöner Gegend reise, bestelle ich bei Ankunft im Hotel stets gleich ein Zimmer mit freier Aussicht, das habe ich hier versäumt; aber meine Stube ist übrigens ganz gut, hat sogar um das breite Bett eine Zanzariere (weißer feiner Vorhang, jene erwähnte Art Fliegenspind) gegen die Blutsauger, und so werde ich mich nicht umquartieren. Als ich kaum eingetreten war, erschien eine Donna mit einem Kohlenbecken, um Zanzaren hinaus zu räuchern; aber damit räucherte sie auch mich hinaus, der Geruch und Rauch waren widerwärtig. Ich machte mich mit meinem Plan von Venedig gleich auf den Weg. Die Stadt steht zwar im Wasser, aber viele der schmalen Kanäle sind überbaut, so daß es auch unzählige Gäßchen für Fußgänger gibt. Hotel Italia stößt mit einer Seite an einen Platz, S. Moisé, diese Seite suchte ich mir auf und, meinem Plane folgend, ging ich durch ein langes, sehr schmales Gäßchen zum weltberühmten Markusplatz. Die Gäßchen in Venedig heißen Calle, ich ging meine Calle mit großem Interesse entlang und dachte an Pferde und Wagen, die hier nicht hätten einander ausweichen können. Aber Pferde und Wagen gibt es ja auch nicht in Venedig. Vierstöckige und sechsstöckige Häuser fassen die Calle ein. Es sieht eine Calle aus wie die andere, und sie bilden ein Labyrinth, in dem ich ohne Ariadne-Faden mich wohl nie zurecht finden würde.

An den Häusern ist Laden an Laden, und es gab so viel Eigentümliches darin, daß ich nicht vorüber schlüpfte, so sehr ich auch gespannt war, den weltberühmten Markusplatz zu sehen. Es waren da hinter Glasscheiben die reizendsten Muschelarbeiten, die glitzernden bunten venezianischen Perlenhalsbänder und -Armbänder, die schönen Arbeiten von gesponnenem Glase und viele Photographieen. Endlich aber stand ich doch auf dem Markusplatze! Ein Raum, 350000 Quadratfuß groß, mit Marmorplatten gepflastert. Ich wurde fröhlich, mit Lachen empfangen, ja, von allen Seiten huschten die in glänzendes Schwarz gekleideten Venezianerinnen herbei und umringten mich, sie hofften — was hofften sie? — Sie hofften, die Reisetasche, welche mir am Arm hing, sei mit Erbsen gefüllt. „Irren ist menschlich," sagt das Sprichwort; aber auch Tauben irren. Die schwarzen Venezianerinnen, welche mich so lachend, gurrend, fröhlich begrüßten, waren die bekannten Markustauben, sie wohnen auf dem Dach der Kirche und auf

den Paläſten, die den Platz begrenzen. Sie ſind die verwöhnten Lieblinge der Menſchen, es wird fortwährend „Tiſchchen decke dich“ mit ihnen geſpielt. Dieſe Tauben ſind ein altes Geſchlecht, reſidieren hier ſeit Jahrhunderten.

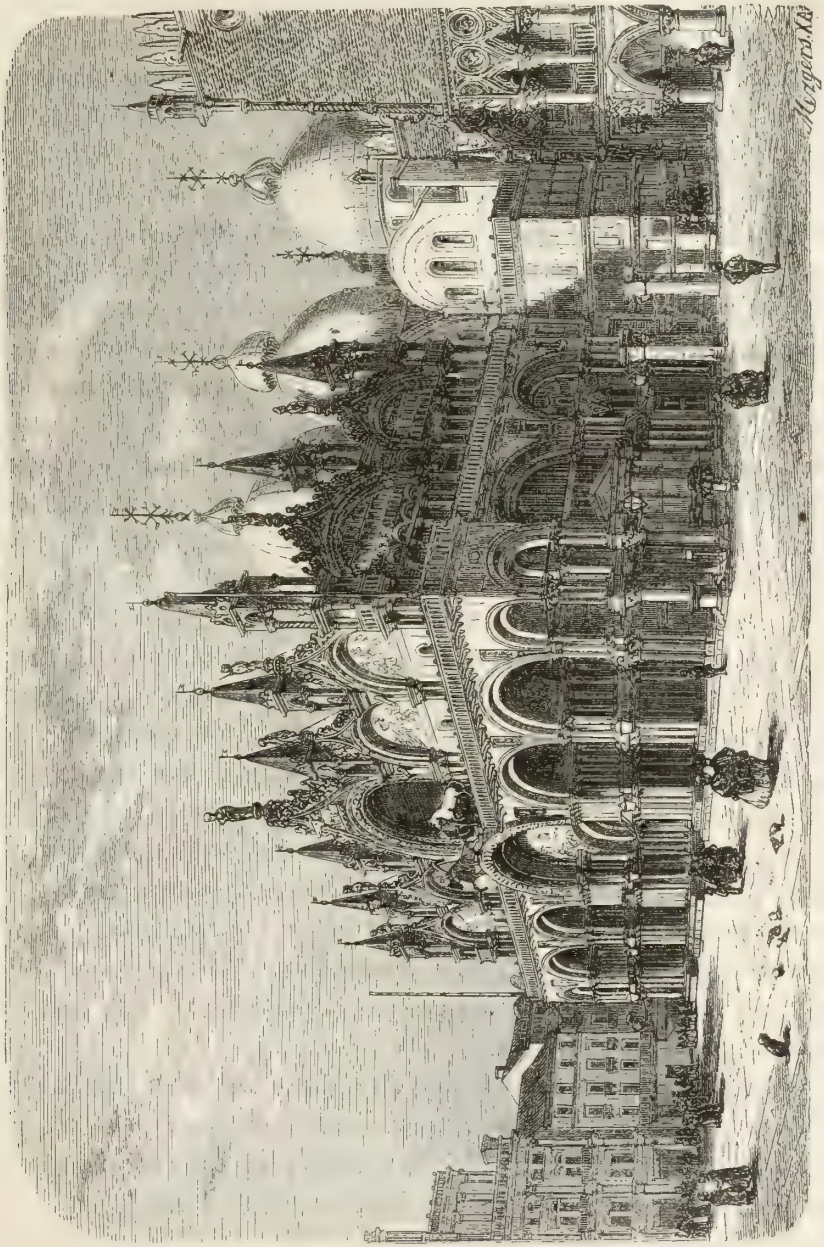
Nun ſoll ich Dir wohl den 350000 Quadratfuß großen Platz beſchreiben? Ich fange an; ob es mir glücken wird, iſt eine andere Frage. Die Kirche iſt das bedeutendſte Gebäude am Platze. Da halte ich ſchon ein; eine Kirche zu beſchreiben wage ich nicht; wenn ich ein Bild beifügen kann, ſo will ich es thun; vielleicht haſt Du auch ſchon Abbildungen der Markuskirche geſehen. Die orientaliſche Bauart macht einen zauberhaften Eindruck, dazu die Moſaikbilder an der Front und die koloſſalen Roſſe über dem mittelſten Portal. Neben der Kirche ſteht das hohe Campanile (Glockenturm). Zu beiden Seiten iſt der mächtige Platz von Paläſten begrenzt, unter deren Säulenhallen die eleganteſten Läden und Kaffeelokale ſind, welche am Abend Stühle und kleine Tiſche bis gegen die Mitte des Platzes hinaus ſtellen, wo alle Welt hinſtrömt, die Nachtluft zu genießen, Eis zu eſſen und Muſik zu hören.

Viel intereſſanter als dieſer Rieſenplatz war mir aber die Piazzetta (Plätzchen). Die Piazzetta iſt auch ein ſehr großer Platz, heißt nur Plätzchen im Vergleich mit dem rieſigen Markusplatze. Die Piazzetta bildet mit der Piazza di San Marco einen rechten Winkel. Als ich um die Ecke trat und die Piazzetta vor mir lag, hätte ich einen Ruf des Entzückens ausſtoßen mögen. Ich ſah am Ende des Platzes das Meer mit ſeinen unzähligen Gondeln, die ſo luſtig dahin ruderten, ohne die ſchweren Filzhütten, denn es war Abend, keine Sonnenhitze mehr abzuhalten. Das offene Meer iſt es aber doch nicht, welches man hier ſieht, Venedig liegt in den Lagunen, auf Inſeln und aus der Waſſerfläche vor mir ſtiegen ja jenſeits Paläſte und Kirchen empor. Der Himmel war roſenrot überhaucht von der geſunkenen Sonne und in ſeinem roſenroten Spiegelbilde ſchwammen die bunten Gondeln.

Ich war einſt tief erſchüttert, als die Alpenwelt ſich vor mir aufthat, — hier waren keine Alpen, die in die Wolken ragten; aber der Anblick war auch überwältigend, doch ſo ganz anders; die Alpen predigten von der Allmacht, von der Schönheit und Majeſtät, mit welcher der Schöpfer die Welt überhaucht. Es war hier, als entfalte ſich ein Zaubermärchen vor mir.

Lächelt jemand von Euch über die Schwärmerei der alten Reiſetante? — Bitte, laſſet das Lächeln beiſeite, machet Euch lieber auf nach Venedig und

sehet zu, ob es Euch nicht ergehen wird wie mir. An der einen Seite der Piazzetta steht ein Flügel des Dogenpalastes, dessen Front dem Meere



Die Markuskirche in Venedig.

zugewendet ist. Dieser Palast prangt da auch wie ein Wunder, eines der Baukunst; seinesgleichen gibt es in der ganzen Welt nicht. Am Quai, welcher sich

an der Front des Dogenpalastes hinzieht, sind die Landungsplätze der Gondeln. Ich ging lange Zeit dort auf und nieder. Da sah ich neben dem Dogenpalast das berüchtigte Gebäude, durch die Seufzerbrücke mit ihm verbunden, welches die Gefängnisse enthielt, in denen tausende Unglücklicher, oft fälschlich angeklagt, ein furchtbares Los zu erdulden hatten und ihr Leben endeten. Am Quai, auf der anderen Seite der Piazzetta, liegt auch das königliche Schloß, mit schmalem Garten in seiner ganzen Länge. Bänke standen am Meeresufer; ich setzte mich und blieb lange dort, bis es ganz dunkel geworden war. Unzählige Lichter entzündeten sich: rechts, links, hinter mir, vor mir, helle Gasflammen, — und hoch über mir unzählbare Sterne und der glänzende Mond. Ich habe Glück, ich sah Venedig am ersten Abend meines Hierseins bei Vollmond! Ich saß lange, konnte mich gar nicht zum Weggehen entschließen; aber übernachten wollte ich doch nicht am Meere, ich mußte mich aufmachen und nach meinem hiesigen Zuhause gehen. — Ganz allein? In fremdem Orte so spät allein? — Ja freilich. Es wurde mir etwas bange zu Mut und ich dachte: Wenn ich mich in den Gassen verirrte, wenn ich verloren ginge? Niemand würde mich suchen. Im ganzen Venedig, ja im ganzen großen Italien weiß kein Mensch etwas von mir, nicht einmal meinen Namen. — Thörichte Gedanken, — sie waren da! Aber ich fing an zu überlegen, daß ja der liebe Gott nicht jenseits der Alpen geblieben sei, sondern mich in seiner Allgegenwart begleitet habe. — Ich stand auf und machte mich zum Heimwege bereit, da sagte eine Stimme neben mir: „Ich habe bemerkt, Sie wohnen in dem Hotel Italia, ich wohne auch dort, lassen Sie uns miteinander dahin gehen.“ Wem gehörte diese Stimme? Nicht einem Gliede der vierpersönlichen Familie, — nicht dem grauen Alten. Die Stimme redete weiter: „Wir waren schon einmal Reisegefährtinnen!“ — „Jawohl,“ sagte ich etwas kleinlaut. Die Stimme hatte ganz freundlich gesprochen — aber — sie war eine, die ich niemals wieder zu hören gewünscht hatte, sie gehörte der Dame „Erst-komm-ich!“

Daß ich diese hier, wie hergezaubert, im zauberhaften Venedig, übergossen und verklärt von den Strahlen des Vollmondes, im Augenblick, da ich meine Einsamkeit zu fühlen begonnen hatte, wiedersehen mußte, war mir sehr merkwürdig. Die Stimme war weich, die Worte klangen freundlich auffordernd. Venedig hatte Wirkung gethan bei ihr, die wunderbare Macht seiner Schönheit hatte das „Erst-komm-ich“ in der Seele dieser Frau unterdrückt, wenigstens für den Augenblick.

Wir gingen miteinander über die Piazzetta, dann über die Piazza S. Marco und durch die schmale Gasse in unser Hotel zurück. In einem großen Vorsaal, aus dem viele Thüren in verschiedene Wohnungen führten, entdeckten wir, daß wir Nachbarinnen seien. „Wir können zuweilen gemeinschaftlich ausgehen," sagte die Dame; „wenn es Ihnen gefällig ist," fügte sie bescheiden hinzu. Sie gab mir ihre Visitenkarte, ich ihr die meine. „Auf Wiedersehen!" hieß es und wir trennten uns.

Ich weiß nun den richtigen Namen meiner Reisegefährtin; aber da ich sie degradiert habe mit dem Namen, den ich ihr gab, so mag sie nur ruhig in ihrem Inkognito bleiben; es ist ja für Euch auch gleichgiltig, wie sie heißt.

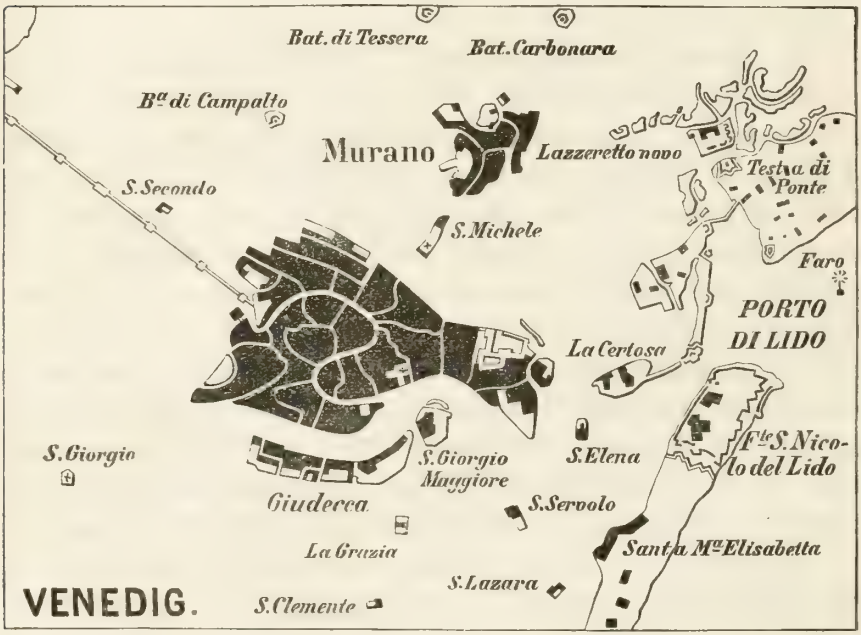
Daß ich in Venedig angekommen bin, das weißt Du; aber auf was für einem Wege ich angekommen bin, das sagte ich Dir noch nicht. Du meinst: auf der Eisenbahn! Nun ja, eine Eisenbahn war es allerdings, auf der unsere Lokomotive mit ihrem Wagenanhang her rasselte. Aber Eisenbahnen pflegen auf der Erde aufzuliegen; die Bahn, welche mich nach Venedig brachte, schien im Meer zu schwimmen. Wir sind lange Zeit in den Lagunen hingefahren. Laguna, Lacuna heißt Sumpf. — „Die Lagunen ändern alle Tage mehrmals ihre Toilette," sagte heute beim Frühstück ein Herr; „bald haben sie ein dunkles, fast schwarzes Kleid an, bald schillert es im Sonnenglanz wie Perlmutter, zuweilen auch ist es grasgrün und rauh wie eine Bürste." So ist es wirklich: der Sumpf ist an vielen Stellen mit Gras bewachsen, zur Zeit der Ebbe ragen die Grasspitzen aus der Wasserfläche hervor, zur Zeit der Flut ist alles ein Wasserspiegel.

Venedig hat zwei Hauptteile, durch welche sich der Canale grande wie eine Schlange windet, die Brücke Rialto verbindet sie; die vielen kleinen Kanäle ziehen kreuz und quer zwischen Häusern hin, ein Labyrinth von Wassergäßchen, an deren Seite oft ein schmaler Marmorfußweg hinläuft.

Heute ist auch die vierpersönliche Familie im Hotel Italia eingezogen, eben traf ich sie im Lesezimmer. Der Knabe war eifrig beschäftigt, die Hauptumrisse des Planes von Venedig auf ein feines Papier durchzuzeichnen, er ist immer mit seinen Bemerkungen bei der Hand und sagte: „Es heißt immer, Italien sähe aus wie ein langer Stiefel mit Absatz, das ist auch wahr, und ich sage: Venedig sieht aus wie ein Stiefelchen mit schrecklich dicker Wade!"

Ich war heute auf dem Campanile (Glockenturm). Ich fürchtete, das Steigen zu solcher Höhe würde mich ermüden; aber so leicht, wie hier,

kommt man sogar in keine Wohnung oberer Stockwerke; die Stufen sind ganz vermieden, eine leicht ansteigende Marmorstraße windet sich hinauf. Die Flut bedeckte eben die Lagunen, Venedig schwamm im Wasser, nur die Linie der Eisenbahn verband die Stadt mit dem Festlande. In der Ferne sieht man einen schmalen Streifen Land, Lido genannt, er schließt die Lagunen ab, dahinter liegt das Meer. Ich war mit der Dame „Erstkomm=ich" auf dem Campanile. Als wir hoch oben, fern vom Menschengewühl, so allein standen, sagte sie mit einem schweren Seufzer: „Die Inselstadt zu unseren Füßen sieht aus wie ausgestoßen von der übrigen



Plan von Venedig.

Welt, mit derselben nur durch einen Faden verbunden. Das ist ein Bild meines Daseins; ich auch bin ausgestoßen, ich stehe einsam, nur mit einem Faden hänge ich mit der Menschheit zusammen." Der Ausspruch klang traurig; ich blickte die Bedauernswürdige, die so sprach, erstaunt an; sie fuhr fort zu reden: „Ich habe Verwandte, Vettern und Cousinen, Neffen und Nichten; aber was sind sie mir? Ich habe auch Freunde, sogenannte Freunde; aber: Aus den Augen, aus dem Sinn! — Ich fühle mich so einsam, so allein, — bin ausgestoßen — wie dies Venedig in den Lagunen." Diese offene Mitteilung bewegte mich, und verschwunden war mein Wider=

wille gegen die arme „Erst-komm-ich". Gern hätte ich sie gefragt: „Hast Du Dein Alleinstehen Dir nicht selbst verschuldet? Hast Du Liebe ausgesäet, um Liebe zu ernten?" — Ich durfte die Fremde so nicht fragen; aber sie las in meinen Augen, sie erriet meine Gedanken; sie sagte: „So geht mir's immer; ich merke, Sie mißtrauen mir auch. Die Leute nennen mich kalt, unfreundlich, teilnahmlos, abstoßend, egoistisch; — ja, wie sollte ich anders sein? Wer hat denn mich lieb? Was bieten mir die Menschen? — Nichts! — Sie wollen nur immer von mir haben. — Ich habe Geld, das wissen die Leute; nun sagen sie bei jeder Gelegenheit: Die Reiche kann geben! Allen Vereinen für Arme muß ich beitreten; ich thue es, Schande halber, aber Vergnügen macht es mir nicht, so viel Geld wegzuwerfen, denn weggeworfenes Geld ist's, man erntet keinen Dank. Und die Verwandten? Die lieben auch nur die Hand, welche beständig zum Geben bereit ist, welche Schulden bezahlt und Ballkleider schenkt, darum halte ich mich fern von allen."

Wie leid thut mir nun Dame „Erst-komm-ich", welche durch ihren Egoismus das Lieben verlernt hat, Liebe nicht zu erwerben strebt und doch liebebedürftig ist. Sie hat mich durch ihre Offenheit für sich gewonnen, obgleich ich ihr Denken und Handeln nicht billigen kann; es wird ihr aber wenig nutzen, daß eine Stimme für sie in mir wach geworden ist, denn ich werde keine Gelegenheit haben, sie auf einen warmen Liebesweg zu leiten; doch in den Weg treten mit Bettelei werde ich ihr auch nicht, denn ich habe weder Schulden, die sie bezahlen soll, noch erwarte ich ein Ballkleid von ihr.

* * *

Die vierpersönliche Familie sehe ich jetzt auch täglich; zwar esse ich nicht mit ihr an der großen Fremdentafel, sondern nehme gewöhnlich nur ein warmes Frühstück um die Mittagstunde, denn ich habe mich nicht in Pension gegeben; aber abends um die Theestunde treffe ich die Familie im Speisezimmer, später auf dem Markusplatz nach dem Thee; wir sitzen dort an einem Tisch zusammen, Musik und Eis zu genießen. Meinen Frühstückskaffee trinke ich täglich in der Kolonnade am Markusplatze, wo Cafés für Gäste eingerichtet sind; ich bereite mir dann auch immer das Vergnügen, von meinem Weißbrot die inneren weichen Teile auf den Marmorfußboden des Platzes auszustreuen, was einer Einladungskarte für die gefiederten Venezianerinnen gleich kommt; sie flattern dann von allen Seiten herbei, der Einladung folgend, und schnabelieren. Am Tage ist

der riesengroße Platz ganz leer, ist ein Tummelplatz der Tauben, nur einzelne Menschen sieht man darüber hin schreiten. Heute Morgen entfaltete sich dort vor mir ein hübsches Bild. Ich saß unter der Säulenhalle und trank meinen Kaffee, da kam eine Wasserträgerin über den Platz daher. Venedig hat Mangel an gutem Trinkwasser, man bringt es in die Häuser. Ein armer Knabe, vielleicht ein kleiner Bekannter der Wasserträgerin, kam herbeigesprungen und trank aus einem ihrer Kübel. In der Nähe stand unser Backfischchen mit dem kleinen Bruder und streuete Erbsen aus; die Tauben umringten die Speisespender, flogen auf ihre Köpfe, Arme, Schultern; aber einige derselben waren auch durstig und benutzten die Gegenwart der Wasserträgerin, gleich dem Knaben, sie tranken. Von Herzen lachend über die Scene stand ein Fischhändler daneben, er schenkte der Wasserträgerin einen Fisch, indem er sagte: grazie per tutte (Dank für alle).

Wie kommen die vielen Tauben auf den Markusplatz? Das fragt jeder, und man erzählt: Sie gehören in die Geschichte der Republik Venedig. Es war einst Sitte bei Volksfesten, Tauben unter die versammelten Menschen zu werfen; sie wurden mit vielem Jubel gefangen und gaben den Leuten wohlschmeckenden Braten. Einige der zum Tode verurteilten gefiederten Tierchen hatten sich bei einem Feste auf das Dach der Kirche geflüchtet; sie hatten dort Nester gebaut und sich vermehrt. Da die Kirche diesen Zufluchtsort gewährt hatte, wurden die Tauben nun geschont, geschützt, und es ist eine Summe ausgesetzt worden, ich glaube von Privatpersonen, von deren Zinsen die Schar geflügelter freier Markustauben gefüttert wird. Täglich um zwei Uhr nachmittags erscheint ein Beamter und streut Futter aus. Eigen ist es, daß unter diesen Hunderten von Tauben keine mit hellen Federn ist, alle sind schwarz oder dunkelgrau, viele mit prächtig glänzendem goldgrünen Halskragen über dem dunkeln Kleide.

Ich habe eben unter den Aufsätzen meines Reisegefährten geblättert und habe einiges gefunden, das ich hier einfügen kann; ich denke, es ist die richtige Stelle dazu.

Aus den Papieren des grauen Alten.

Ein Blick auf die Königin des adriatischen Meeres.

Die Königin des adriatischen Meeres hat ein Alter von 1400 Jahren erreicht; geboren wurde sie in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts nach Christo, gestorben ist sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

gez. v. C. W. Müller

A. F. XXIX

Venezia

Ich betrachte gern Lebensgeschichten, von Menschen sowohl wie von Staaten; ich lerne viel daraus. Ich sehe, wie einzelne Menschen und ganze Völker ihr Schicksal zum Teil selbst bereiten, wie sie wachsen und groß werden, wie sie fallen und untergehen, wie sie sündigen und die Folgen ihrer Sünden zu tragen haben. Man weiß, die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Und ich fühle bei meinen Betrachtungen meinen Glauben an die Vorsehung immer fester werden. Es gibt keinen Zufall! Grund und Folge, Ursache und Wirkung kann man erkennen, und Gott der Herr ist Richter, barmherzig, aber auch gerecht.

Die Republik Venedig hieß in ihrer Blütezeit die Königin des adriatischen Meeres, ihre Geschichte ist sehr merkwürdig. Aus einem Samenkorn, welches in die Lagunen hinausgetragen wurde, ist ein mächtiger Stamm emporgewachsen, ein Baum, der goldene Früchte trug; als aber seine Wurzeln krank geworden waren, da wurde der Baum vom Weltgericht umgehauen.

In der frühen Zeit, von der die Geschichte noch wenig zu erzählen weiß, lebte in dem Lande zwischen den Alpen und dem adriatischen Meere ein Volk, welches die Veneter hieß. Im Jahre 402 nach Christo wurde dieses Land von den Westgoten unter ihrem Könige Alarich erobert, das geschah etwa fünfzig Jahre nachdem der westgotische Bischof Ulfilas die Bibel in die Sprache seines Volkes übersetzt hatte, so mögen die Westgoten damals schon Christen gewesen sein. Wieder fünfzig Jahre später fielen die wilden Scharen aus Asien, die Hunnen, unter ihrem Könige Attila in Venezien ein, eroberten und zerstörten viele Städte, auch das reiche herrliche Aquileja am Meere. Wo die asiatischen Barbaren hinkamen, erregten sie durch unmenschliche Grausamkeiten Furcht, ja wahres Entsetzen, darum entflohen viele Einwohner Veneziens; sie verließen ihre festen Wohnsitze und ließen sich auf den kleinen Inseln nieder, etwa sechzig an der Zahl, welche in der Nähe des Festlandes aus dem adriatischen Meere, vielmehr aus dem Schlamme hervorragten, welcher sich hier im Meerbusen gebildet hatte; von den Inseln hieß die größte Rialto. Die Flüchtlinge errichteten in Eile Wohnstätten, teils auf den Inseln, teils auf Pfählen, die sie in dem Boden des Schlammes befestigten, und lebten vom Fischfang, denn Ackerbau, Weinbau und Ölbau konnten sie nicht treiben, sie hatten ja kein Feld. Diese ersten Ansiedelungen mögen den Pfahlbaudörfern ähnlich gewesen sein, welche man in unserem Jahrhundert im Züricher See und anderen Schweizer Seen entdeckt hat.

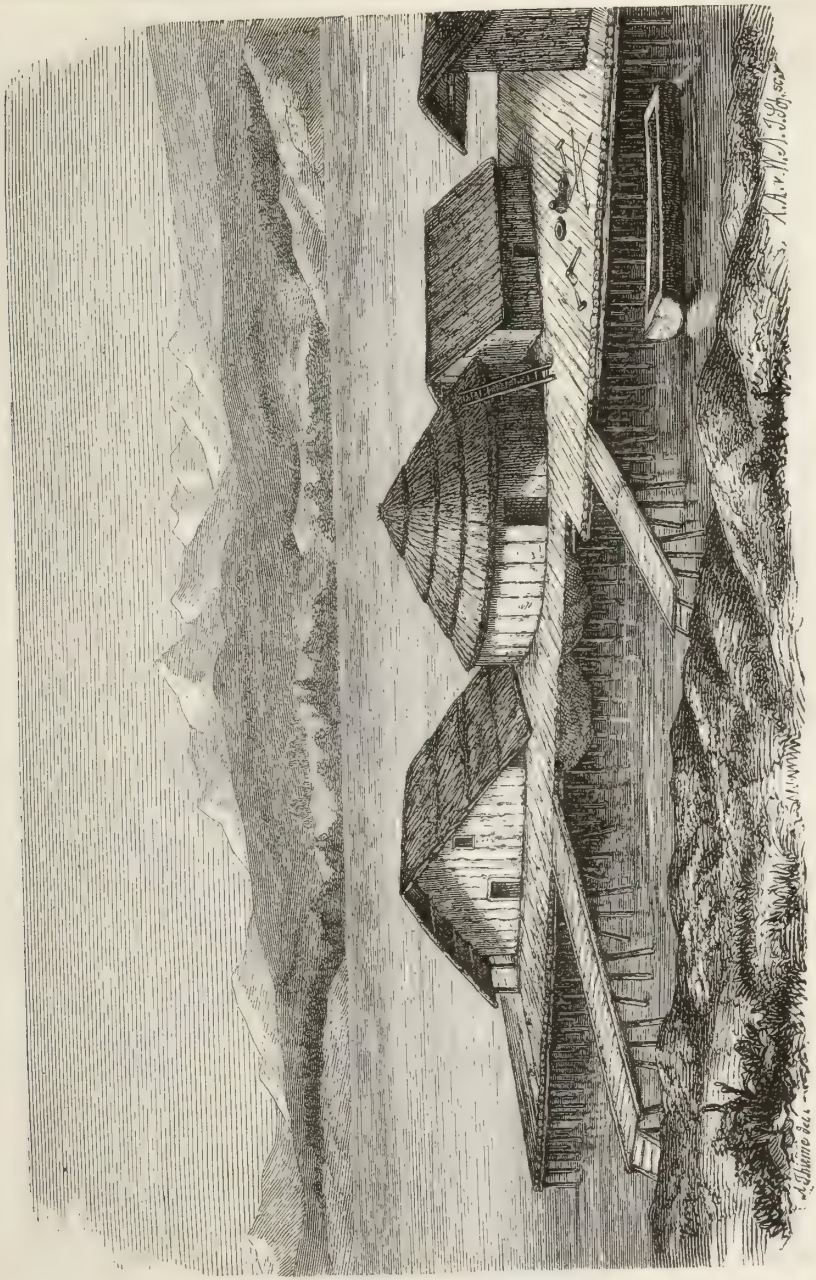
Die kleinen Inseln wurden durch Brücken verbunden, später wurden auch manche schmale Wasserstraßen übermauert; die größte Brücke, welche von der Insel Rialto über die breiteste Wasserstraße geführt wurde, heißt heute noch Rialto-Brücke. Als sich nach und nach die Ansiedelung vergrößerte, wurden auf den Pfählen, die in des Schlammes Grund befestigt waren, statt der ärmlichen Hütten Prachtpaläste aufgeführt.

Der Schlamm, von dem die Inselgruppe umgeben ist, besteht aus der Mischung von Süßwasser und Salzwasser; er erneuert sich täglich, denn viele aus den Alpen herniederströmende Flüsse, Etsch, Brenta, Piave, Po ꝛc., fallen hier in das adriatische Meer; dagegen bringt die Flut, wenn die Ebbe vorüber ist, immer neues Meerwasser heran; Süßwasser und Salzwasser sind hier daher beständig im Kampfe um die Oberherrschaft. Die Alpenflüsse führen auch Steingerölle und Sand mit sich und treiben beides ins Meer hinaus; sie haben dadurch einen förmlichen Damm aufgeworfen, der Venedig vom Meere trennt, er führt den Namen Lido (Ufer, Gestade), nur einige Wasserstraßen für die Schiffe unterbrechen diesen Damm. Wie viele Jahrhunderte mag die Natur dazu gebraucht haben, um aus den Felsstücken, die sie den Alpen abgerissen hat, diesen Riesendamm aufzumauern.

Die Veneter waren ein thätiges Volk und zur Schiffahrt wie zum Fischfang durch die Umstände getrieben; merkwürdig ist ein hierauf Bezug habender Brief aus Ravenna, vom Staatskanzler des Gotenkönigs Theodorich an die Inselbewohner; einzelne Stellen daraus lauten wie folgt: „Da Ihr Schiffe genug habet, so bitten wir Euch, Öl und Wein nach Ravenna zu bringen. Ihr seid geborene Schiffer, da Ihr, um in Eurer Heimat von Haus zu Haus zu gehen, den Wasserweg nehmen müßt. Ihr habt Euch Häuser gebaut, wie Wasservögel ihre Nester; durch Faschinen und künstliche Dämme habt Ihr Eure Wohnungen miteinander verbunden; das Meer ist Euer Vaterland, der Fischfang dient zu Eurer Ernährung u. s. w."

Es ist bekannt, daß die Völkerwanderung mehrere Jahrhunderte währte, demnach konnte sich Venedig in dieser Zeit ungestört zu einem mächtigen Freistaat heranbilden, aber doch nicht in vollem Frieden. Der erste Krieg, den Venedig führte, war gegen die Seeräuber, die von Istrien aus ihre Raubzüge machten. So wurden sie aus Fischern und Schiffern auch Krieger, bald auch ein handeltreibendes Volk. Sie fingen an, die Masse von Fischen, welche sie fingen, einzusalzen, in andere Länder auszuführen und dagegen Waaren einzutauschen, die sie brauchten.

Venedig wuchs überraschend schnell zu einer großen Seemacht heran und erwarb damit den Titel Königin des adriatischen Meeres. Aus der



Ein Pfahlbau im Alpensee.

kleinen Ansiedelung wurde erst eine Stadt, dann ein Staat; anfangs wurde derselbe durch Tribunen (Beamte, vom Volke gewählt,) regiert, im Jahre 697

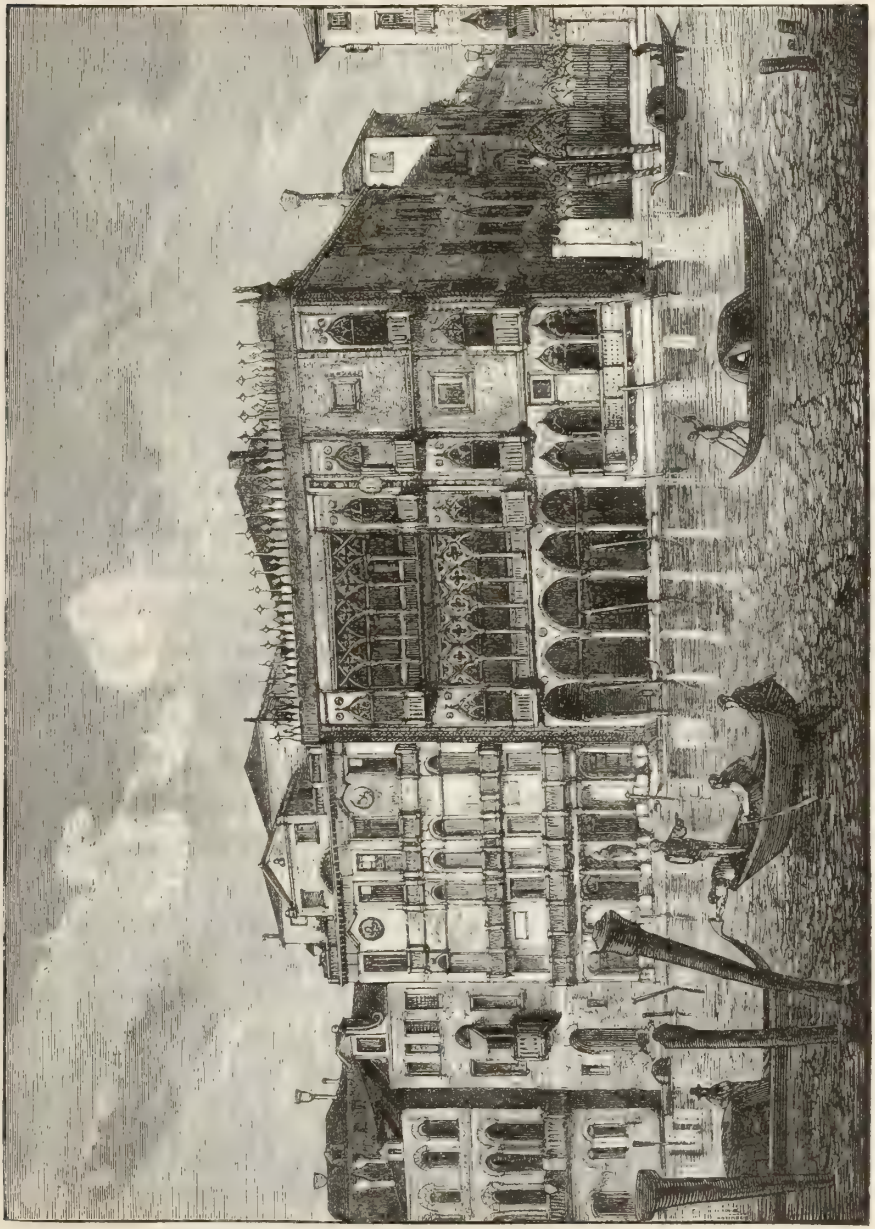
aber wurde ein Dux, Doge, als Oberhaupt ernannt. Auf die Insel Rialto wurde der Sitz der Regierung gelegt und hierher wurde der Palast des Dogen erbaut. Venedig vergrößerte sich durch Eroberungen in Istrien und Dalmatien; ihre höchste Bedeutung aber entfaltete die Republik während der Kreuzzüge. Der Doge Enrico Dandolo trat 1201 an die Spitze der Kreuzfahrer und eroberte mit der venezianischen Flotte Konstantinopel. Durch den Teilungsvertrag mit den anderen Heerführern des Kreuzzuges wurde Venedig sehr bereichert und wurde die reichste Stadt Oberitaliens, denn Schätze des Orients und Indiens flossen durch den Handel hier zusammen.

Der Dogen Macht vergrößerte sich, wodurch Volksaufstände veranlaßt wurden. Ein Doge wurde 1172 ermordet und die Verfassung geändert. Die Macht des Dogen wurde beschränkt und die höchste Gewalt wurde einer Versammlung von Nobili übertragen; später setzte man dem Dogen sechs Räte zur Seite. Man erreichte auch manches Gute, Künste blüheten auf.

Im neunten Jahrhundert hatten die Venezianer den Leichnam des Apostel S. Marco aus Alexandrien nach Venedig gebracht; sie hatten ihn aus einer Kirche in Alexandrien, wo er beigesetzt war, mit Erlaubnis des dortigen Königs entnehmen dürfen. Der Körper des Apostels wurde in Venedig mit großer Feierlichkeit empfangen und in einer Kapelle des Dogenpalastes vorläufig aufbewahrt; man erbauete mit großen Geldsummen die prachtvolle Markuskirche, um darin die Gebeine des Apostels beizusetzen.

Immer reicher und prächtiger entfaltete sich Venedig; aber die Republik, in Händen eines einzelnen Oberherrn, glich zu Zeiten einer Monarchie, und es bildeten sich dann Verschwörungen gegen die Dogen und der furchtbare, geheimnisvoll herrschende Rat der Zehn wurde eingesetzt, durch welchen willkürlich die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Der greise Doge Marino Falieri, der angeklagt worden war, er wolle die Verfassung umstürzen, wurde vom Rat zum Tode verurteilt und im Hofe des Dogenpalastes enthauptet. Nach dieser Gewaltthat wurde die Macht des Rates noch in empörendster Weise vergrößert, eine Behörde der Inquisition ließ durch Spione die Venezianer beobachten. Wer angeklagt wurde, verdächtig schien, der verschwand wie durch Zauber; die Folterkammern und die Bleidächer quälten unglückliche Opfer zu Tode; die Grausamkeiten sind berühmt, vielmehr berüchtigt worden und die Geschichte möchte einen Schleier darüber decken, wenn sie ihre Berichte aussendet. Gott sei Dank, heute ist keine Inquisition mehr in Venedig thätig, der Weg über die Seufzerbrücke,

welche den Dogenpalast mit dem Gefängnisse verband und die Verurteilten dahin abführte, ist vermauert.



Palast Ca d'oro in Venedig.

Ein Hinweis auf die einstige Größe des Freistaates ist das Arsenal (Zeughaus). In einem Zeughause werden Waffen, Geschütze, überhaupt

Kriegsmaterial aufbewahrt. Das Zeughaus von Venedig ist See-Arsenal, aber nicht ein einzelnes Gebäude, sondern auf einer der Inseln eine förmliche Stadt, von hohen Mauern, Bastionen und Türmen umgeben. Um dies Arsenal zu umschiffen, braucht man zwei Stunden Zeit. Auf einer Seite hängt das Arsenal mit der Insel Rialto, dem ehemaligen Sitz der Regierung, zusammen; ein großartiges Thor führt hinein und vier antike Marmorlöwen bewachen dasselbe. Der Geschichtskundige kann in der Waffensammlung Geschichte lesen. Die Siegeszeichen der Königin der Adria machen aber auch auf den Ungelehrten Eindruck; da sieht man zum Beispiel türkische Fahnen mit Roßschweifen, Pfeile und Bogen und andere Gegenstände, welche der Doge Dandolo bei der Eroberung von Konstantinopel erbeutet hat. Man zeigt auch einen eisernen Helm des Hunnenkönigs Attila.

In einem großen Raume stehen Modelle von Schiffen aller Gattungen, auch eine kleine Nachbildung des Schiffes Bucintoro. Dasselbe ist ganz mit Gold bekleidet; der Dogenthron und die Plätze der hohen Würdenträger der Republik sind in zierlicher kleiner Form zu sehen. Auf dem Prachtschiffe Bucintoro fuhr alljährlich der Doge am Himmelfahrtstage auf das Meer hinaus und von demselben warf er auch den Ring in die Wellen, um sich mit der Adria zu vermählen. Das große prächtige Schiff zerstörten die Franzosen, nur einzelne Stücke desselben sind übrig geblieben.

Zur Zeit der Größe der Republik waren in diesem Arsenal täglich 16000 Arbeiter beschäftigt, Söhne des Landes, sie baueten Schiffe für ihre „Mutter", so nannten sie die Königin des Meeres. Diese Arbeiter waren zugleich Soldaten, sie bewachten das Grab des heiligen Markus, bewachten die Zecca (Münze) und umringten den Dogen mit Pomp bei feierlichen Gelegenheiten.

Der Bucintoro ist eine Ruine, wie der Staat, dem er diente; die Adria lebt, aber es gibt keinen Dogen mehr, der sich mit ihr vermählen könnte.

Die Umwälzungen, welche Napoleon I. in Europa herbeigeführt, haben auch auf Venedig ihre Wirkung ausgeübt. Andere Staaten, die nur geschwächt waren, konnten sich, nachdem die fabelhafte Macht des französischen Gewalthabers gebrochen war, sofort wieder erheben, Venedig aber nicht. Die Vorsehung hatte den Tod der Königin des adriatischen Meeres nach einem glanzvollen vierzehnhundertjährigen Leben beschlossen.

Was sagst Du zu dem Aufsatze des grauen Alten? Ich denke, er ist Dir lieb, denn er gibt ein, wenn auch nur flüchtig gezeichnetes Bild der Geschichte der Republik Venedig.

Die Seufzerbrücke in Venedig.

Wenn ich vor drei Jahren in Rom die Peterskirche besuchte, nahm ich immer mein kleines italienisches Neues Testament mit, denn, hatte ich

mich ermüdet durch Ansehen der Bilder und Statuen u. s. w., dann setzte ich mich auf eine Bank, gewöhnlich in der Nähe der Bronzestatue des Apostels Petrus, und las seine Episteln und manche ihn betreffende Stelle aus den Evangelien. In der Markuskirche in Venedig hätte ich gern den Evangelisten S. Markus zu mir reden lassen; aber das konnte selten geschehen. Zeit hatte ich wohl zum Lesen, denn ich ging gewöhnlich, bevor ich mich zum Frühstück unter die Kolonnade am Markusplatze begab, in die Kirche; aber die Kirche ist im Innern so dunkel, daß meine Augen sich weigerten, die feine Schrift im kleinen Buche anhaltend zu lesen. Heute hatte ich eben das Buch aufgeschlagen, da trat Dame „Erst-komm-ich" an mich heran; sie fragte verwundert: „Was lesen Sie?" Ich reichte ihr das Buch; mit Rotstift war da eine Stelle an der eben aufgeschlagenen Seite angestrichen, Dame „Erst-komm-ich" las sie laut: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Sie gab mir das Buch zurück und sagte: „Das ist ein Gebot, welches schwerlich jemals erfüllt wird, der Egoismus ist jedem Menschen angeboren. Ich weiß das aus Erfahrung; ich liebe den Nächsten nicht wie mich selbst, es liebt mich aber auch niemand so wie er sich selbst liebt. — Nun soll man gar Liebe beweisen, indem man Opfer bringt, Opfer aber bringt der Geldbeutel, nicht das Herz! — Eine Zeit lang schwärmte ich auch für Liebe und Opfer der Liebe, denn die Leute waren so liebreich gegen mich, so zärtlich, sie bestachen mich; aber ihre süßen Worte waren bloße Redensarten, nichts als Redensarten, — ich sah die Sache bald durch — und jetzt lasse ich mich nicht mehr anführen. Ich bin zu einem Entschluß gekommen: ich brauche nicht mehr geliebt zu werden, brauche auch nicht mehr zu lieben, das ist bequem; ich halte es mit dem Sprichwort: Jeder ist sich selbst der Nächste."

Auf diese Auslassung der Dame „Erst-komm-ich" erwiderte ich nichts; sie fragte hastig: „Sie sind mit meinem Entschluß wohl nicht einverstanden?" — „Ganz und gar nicht!" erwiderte ich. — „Was denken Sie darüber?" fragte sie. — Ich sagte: „Von Ihren Lebenserfahrungen weiß ich nichts, ich kann sie also auch nicht beurteilen; aber Ihren Entschluß kann ich nicht billigen, wenn ich auch kein Urteil über die Vorgänge habe, die ihn herbeiführten. Ich glaube, Sie machen sich selbst unglücklich mit Ihrem sonderbaren Entschluß, und mich dünkt, bei aller Ihrer scheinbaren Kälte haben Sie ein warmes Herz; Sie wollen sich überreden, daß Sie allein stehen können, aber im Grunde sind Sie der Liebe bedürftig." — Ganz leise, kaum verständlich sagte die Dame: „Der Liebe bedürftig? —

Ja, ich bin's, Sie haben recht." — Nach diesem Bekenntnis erlaubte ich mir, zu sagen: „Sie fühlen das selbst und wollen dennoch allein stehen? Ist es nicht oft Einbildung, wenn es Ihnen scheint, man sei gegen Sie freundlich nur darum, weil man Geld von Ihnen zu haben wünscht? Vielleicht will man Ihr Herz gewinnen, Sie erkennen das nur nicht. -- Die Dame „Erst-komm-ich" unterbrach mich schnell, sie sagte, und zwar in großer Erregung: „Sie sind ein gutes, menschenfreundliches Kind!" Ich mußte lachen über diese Äußerung; sie aber erschrak und bat um Entschuldigung. „Verzeihen Sie gütigst," sagte sie, „ich nannte Sie ein Kind — und doch sehe ich sehr wohl, daß Sie viel älter sind als ich — ich meine, Sie sind wie ein unbefangenes Kind, dem man im Leben noch nicht übel mitgespielt hat."

Was sollte ich hierauf erwidern? Ich sah, Dame „Erst-komm-ich" beharrte auf ihrer Ansicht; ich schwieg einige Augenblicke, dann äußerte ich fast unwillkürlich: „Ich bedauere Sie!" — Nun hätte das Gespräch geschlossen sein können, aber „Erst-komm-ich" sagte schnell: „Ich lasse mich nicht gern bedauern, ich bin stolz."

Nun war ich wieder still, und das gefiel der Dame auch nicht; sie sagte: „Haben Sie für mich keine Worte?" — Ich antwortete hierauf: „Meine Worte sprechen immer meine Gedanken aus, diese sind Ihnen aber nicht lieb, so schweige ich." — „Bitte, reden Sie!" sagte die Dame. — „Nun wohl," erwiderte ich, „so wiederhole ich: „Ich bedauere Sie!"

Dame „Erst-komm-ich" wußte nun auch nicht recht was sie sagen sollte, sie mußte sich mein Mitleid gefallen lassen und nun schwieg sie. Wir betrachteten miteinander das Innere der Kirche, von dem ich aber nicht wage eine Beschreibung zu machen, sie gäbe Dir doch keinen Begriff davon. Von ihrem Äußern aber einiges: Man ist bei uns so daran gewöhnt, christliche Kirchen mit einem oder zwei Thürmen zu sehen, daß der Anblick von S. Marco schon darum überrascht, weil man an diesem Gebäude statt der Thürme fünf orientalische Kuppeln sieht. Die Seefahrer von Venedig waren vielfach in Verbindung mit dem Orient; dem Einfluß der byzantinischen Bauart ist das eigentümliche prachtvolle Gotteshaus von S. Marco zu danken.

Begonnen wurde der Bau bald nachdem die Gebeine des heiligen Markus von Alexandrien nach Venedig gebracht worden waren; ein Brand zerstörte die Kirche und sie wurde vor siebenhundert Jahren wieder aufgebaut. Man könnte stundenlang auf dem Platze vor der Kirche stehen,

um alle Ausschmückung an derselben zu bewundern. Die Hauptfaçade hat fünf große Portale, über denselben ist eine Galerie und dann folgen über dieser fünf große Bogen, auf Säulen ruhend, mit Mosaikbildern auf Goldgrund. Über dem Mittelportal steht ein Gespann von vier Rossen, als wollten sie auf den Platz herabspringen, aus Kupfer gegossen, antik und sehr bewundert als Kunstwerk. — Die Kirche bildet in ihrer Form ein griechisches Kreuz, hat drei Schiffe, auch die Kreuzarme sind dreischiffig. Die Pracht im Innern ist dem Äußern entsprechend, die Decke Mosaikbilder, die einzelnen Kapellen voller Reichtümer an Kunstsachen.

Zwischen den vielen kleinen zierlichen Türmen, Säulen und Säulchen an den Galerien außerhalb mögen die Markustauben ihre Wohnungen eingerichtet haben, von daher kommen die Scharen geflogen, wenn sich ein Futterspender auf dem Platze sehen läßt. Da ich gewöhnlich in den Säulenhallen frühstücke, teile ich mit den stets hungrigen Markustauben, wie ich auch bereits erwähnte, mein Weißbrot. Es finden sich auch Kinder mit kleinen Gefäßen ein, worin Erbsen sind, welche sie den Fremden anbieten; ich habe deren auch gekauft, aber dabei einen Unfug bemerkt: Sobald der Käufer die Erbsen ausgestreut hat, sammeln die Kinder, mit den Tauben um die Wette, das Futter wieder auf, die Tauben ins Kröpfchen, die Kinder ins Töpfchen, und zwar um sie nochmals zu verkaufen. Ich machte die kleinen Schelme auf ihr unredliches Verfahren aufmerksam, ob sie aber das nächste Mal ehrlich zu Werke gehen werden, weiß ich nicht.

Die Säulenhallen, welche zu beiden Seiten die Länge hin den Markusplatz begrenzen, gehören zu Palästen, den sogenannten Prokurazien, sie waren zur Zeit der Republik die Wohnungen der Prokuratoren von S. Marco (höchsten Beamten). Da es jetzt weder eine Republik Venedig, noch Prokuratoren von S. Marco gibt, so sind die Paläste anders benutzt worden.

Über den Markusplatz und die Piazzetta gehe ich täglich, aber interessanter als ersterer ist mir, wie ich bereits sagte, die Piazzetta und der Quai, der diesen Platz begrenzt. Der Quai liegt ja am Meere und hier auch steht der Dogenpalast. — Vom Schiff aus gesehen nimmt sich dieser wunderbar schöne Palast besonders herrlich aus, auch sein nächster Nachbar, mit ihm durch einen verdeckten Gang, eine Brücke, verbunden, ist sehr schön; aber dieses Gebäude hat eine traurige Berühmtheit, es enthielt die furchtbaren Gefängnisse und es ist die Seufzerbrücke, welche dies Haus mit dem Dogenpalast verbindet, der Aufsatz des grauen Alten sprach davon.

Das Innere des Dogenpalastes habe ich auch gesehen, aber beschreiben

Dogenpalaſt und Piazzetta in Venedig.

kann ich es Dir nicht. Mit Grauen habe ich die Säle betrachtet, in welchen der große Rat seine Sitzungen hielt; wie viel Grausamkeiten sind hier veranlaßt worden! Die unglücklichen, oft unschuldig Verurteilten sind in unterirdischen, lichtlosen, feuchten Räumen eingekerkert gehalten worden, bis ihr Tod beschlossen war und sie dann durch geheime Thüren geführt und ins Meer gestürzt wurden. — Die berüchtigten Bleikammern, in denen auch viele Gefangene schmachteten, sind zerstört worden, sagte man mir. Die Macht der Inquisition ist überhaupt vorüber, Gott sei Dank.

Von den Gemälden in Venedig will ich Dir drei bezeichnen, die mich besonders ergriffen haben; die vielen anderen berühmten Bilder konnte ich ja nur flüchtig ansehen. Suche Dir Burkharts Cicerone und Lübkes Kunstgeschichte zu verschaffen, da kannst Du nachlesen, was ich gesehen habe, Du erhältst dabei gleich das Urteil des Kunstkenners. Meine Lieblinge sind zwei Bilder von Tizian und eines von Palma vecchio. Tizian hat die Jungfrau Maria als Kind gemalt, wie es im Tempel die Stufen hinauf geht zum Hohenpriester; eine anmutig anziehende kleine Gestalt, die von einem Lichtkreis umgeben ist. An der untersten Stufe der hohen Treppe sind viele Menschen versammelt, oben erwartet der Hohepriester das gesegnete Kind. Es ist unbeschreiblich anziehend; ich habe lange vor dem Bilde gestanden und den Liebreiz bewundert, mit dem Tizian die kleine feine Gestalt überhaucht hat. Es mögen wohl viel Kopieen dieses Gemäldes in anderen Galerien sein, auch Kupferstiche, aber das Original wird keine Nachahmung erreichen.

Vielleicht findest Du dieses Tizianische Werk in einer Kupferstichsammlung, es wird Dich wohl auch in der Nachbildung fesseln.

Berühmter noch als dieses Gemälde ist Tizians Himmelfahrt Mariä. Wie schön hat der Meister die verschiedenen Altersstufen der gebenedeiten Maria dargestellt: das kleine Mägdlein, in voller kindlicher Anmut, unbewußt einer Wunderzukunft entgegen gehend, — und die Matrone Maria, die es weiß, daß sie die Mutter Gottes geworden ist; erhaben über alles, was irdisch ist, steigt die herrliche Gestalt in Wolken zum Himmel empor, sie breitet ihre Arme aus, dem ewigen Gott entgegen, mit wunderbar verklärtem Blick; aber nicht Staunen liest man in ihren Augen, sie sieht ja nur das, was sie im Glauben zu sehen erwartete, man liest die Siegesgewißheit des Glaubens, der zum Schauen geworden ist, in ihren Blicken.

Beide Bilder sind in der Akademie.

Das dritte meiner Lieblingsbilder ist in der Kirche Santa Maria

Formosa, die heilige Barbara von Palma vecchio, eine prächtige, königliche Gestalt. Ich will Dir aber etwas anvertrauen, lasse es jedoch niemand hören, denn man möchte mein Urteil vielleicht mitleidig belächeln: mir erscheint die herrliche Gestalt nicht wie eine demütige Magd des Herrn. Sie könnte eine Venezia, eine Italia bedeuten mit ihrer überwältigenden, triumphierenden Herrschermiene. Aber vielleicht wollte der Maler in ihr den Triumph des Christentums darstellen.

Wenn mir von meinem Reisegelde viel übrig bleibt, dann will ich mir die drei bezeichneten Bilder in Kupferstich anschaffen; aber dieser Gedanke wird wohl ein Luftschloß sein, denn wahrscheinlicher ist, daß ich mit meinem Reisegelde nicht auskomme, meine Goldmosaik im Leinwandsäckchen wird ja schon merklich kleiner. Ja, mein liebes Kind, das darf ich nicht verbergen vor Cousine Bertha, die gern für ihre Kunst nach Italien gehen möchte: Reisen kostet viel Geld. Übrigens das hörte ich immer bestätigen: wer sein Heim ganz auflöst, mit allen seinen Geldmitteln in Italien leben kann, in kleiner Wohnung, sei es in Florenz oder Rom, der lebt nicht teurer als zu Hause; für diesen Fall hat er nur die direkte Reise zu berechnen. Das besonders Kostbare beim Reisen ist das Hin-und-her-wandern, mit dem das Hotelleben verbunden ist.

* * *

Heute mußt Du mit mir eine Wasserfahrt machen, zum Lido hinüber, aber nicht in einer Gondola, denn die lange Fahrt darin, wenn Gondeln auch noch so anmutig anzuschauen sind, würde mich sehr beunruhigen, ich bin keine Heldin zur See, und zum Vergnügen brauche ich mich nicht in Unruhe zu versetzen. Da ein kleines Dampfschiff täglich vielmal hin und her fährt, so benutzte ich diese Reisegelegenheit und ich erfreute mich sehr daran; hätte ich Zeit, ich führe alle Tage so durch die Lagunen bis zum Lido, um jenseits das weite Meer zu begrüßen. Die Fahrt mit Gondel soll etwa drei Viertelstunden dauern, mit dem Dampfschiff fährt man nur eine Viertelstunde. Der Blick rückwärts auf die Riva (Ufer) mit den Palästen, mit den breiten Kanälen, welche die größten Inseln von einander trennen, entwickelt sich bei der Wasserfahrt immer schöner und zauberhafter.

Wir sechs Bewohner von Hotel Italia waren auch Gefährten auf dieser kleinen Fahrt; wir hatten uns beim Frühstück auf dem Markusplatze dazu verabredet. Die vierpersönliche Familie ist sehr behaglich zum Verkehr; Martha und Hugo, die beiden Kinder, sind gegen mich ganz zutraulich geworden. Vater und Mutter sind sehr gebildete und freundliche Men-

schen; die sechste Reisegefährtin zum Lido war Dame „Erst-komm-ich". Ich will meine vier Reisegefährten aber doch nicht immer mit dem Namen bezeichnen, den ihnen der Eisenbahnschaffner gegeben hat, ich will den Vater „Herr Philipp" nennen, bei seinem Vornamen, die Mutter „Frau Philipp". Sie sind Gutsbesitzer aus Pommern. Diese Familie hat keine Ähnlichkeit mit Dame „Erst-komm-ich", scheint aber auch keinen Gefallen an ihr zu finden. Merkwürdig ist, daß ich für diese „Erst-komm-ich" ein warmes Interesse gewonnen habe, es mag sein, weil sie mir wirklich sehr leid thut in ihrem zurückstoßenden, doch aber liebebedürftigen Wesen. Was wird aus ihr in ihren alten Tagen? Das Bewußtsein, Geld zu haben, kann nicht beglücken. Geld ist nötig zum Leben, Armut drückt schwer; aber beglücken kann der Besitz von Geld nur, wenn man damit die Not der Nebenmenschen lindert.

Aber ich fahre ja mit Dir zum Lido. Der eigentümliche Damm, den die Natur nach und nach ins Meer hinaus gebaut hat, führt den Namen Lido (Ufer), also hat Venedig zwei Ufer, das eine gegen die Lagune an der Stadt, das zweite zwischen Lagune und Meer, weit hinaus geschoben, eigentlich ein Auswurf der Alpen, den die Flüsse hertrugen, wie Du bereits gelesen hast.

Unser kleines Dampfschiff legte am Lido an, wir stiegen aus und ein Omnibus stand bereit, uns auf die andere Seite hinüber zu fahren. „Ein Wagen! ein Pferd!" jubelte Hugo, „ich hatte schon ganz vergessen, wie Wagen und Pferde aussehen!" Diese Equipage war allerdings hier eine auffallende Erscheinung. Der kleine Omnibus hat die Aufgabe, täglich auf dem Lido so oft hin und her zu fahren, wie das Dampfschiff zwischen der Stadt und dem Lido. Der Damm ist breit, man fährt eine Viertelstunde bis zur Seeseite und zwar in einer Allee hin; auch diese ist etwas Besonderes, denn Bäume hat man in den Wassergäßchen von Venedig nicht, der einzige Garten liegt ganz abgesondert am Ende einer der Inseln.

Als wir am Meeresufer angelangt waren, stiegen wir aus und gingen im tiefen Sande, der aber durch die zurückgetretene Flut Steifheit bekommen hatte, spazieren, jeder auf seine eigene Hand; die Kinder suchten Muscheln, ich auch. Viel Schönes fanden wir nicht, obgleich man nach jeder eingetretenen Ebbe Seesterne und Seepferdchen finden kann. Diese Wundertierchen werden wohl von Muschelsuchern von Fach gleich weggekapert, nämlich von denen, die sie verkaufen; wir fanden nichts als leere Häuschen der ausgewanderten Seetierchen. Dame „Erst-komm-ich" bückte sich nicht.

„Um die »Scherben« aufzulesen," sagte sie, „ist mir mein Rücken zu lieb. Ich kenne auch zu Hause kein Kind, dem ich das Zeug mitbringen möchte." Sie fügte dann weiter hinzu: „Ich mag überhaupt Kinder nicht leiden, ich gehe den Plagegeistern aus dem Wege, wo ich kann. Ich habe meine Erfahrung gemacht. Schneidet man ihnen eine Papierpuppe aus, so verlangen sie Tische, Stühle — eine ganze Hauseinrichtung dazu; wenn ich ihnen Muscheln mitbrächte, müßte ich auch helfen, Schachteln damit bekleben; dergleichen Liebesdienste behagen mir nicht, ich halte mir Kinder zehn Schritt vom Leibe."

Herrn Philipps Kinder hatten diese Erklärung mit angehört; sie sagten natürlich kein Wort dazu, aber der Knabe zählte sofort zehn Schritt ab, von der Dame aus gerechnet, und ging dann im Kreise um sie herum, immer in gleicher Entfernung. „Zehn Schritt vom Leibe," murmelte er vor sich hin. Dame „Erst-komm-ich" hatte zum Glück des Knaben Thun nicht bemerkt; ich aber schüttelte den Kopf mißbilligend, und seine Schwester sagte zu ihm: „Hugo, Du bist naseweis."

Ich sehe dem Treiben der Wellen gern zu, sie wälzen sich herbei aus weiter Ferne, stürzen schäumend eine über die andere, jagen vorwärts bis zum Ufer, eine die andere verschlingend; aber da folgen schon neue Wellen, immer neue, jede zu gleicher Arbeit bis zum Tode.

Große Schiffe schwammen am Horizonte hin mit weit ausgespannten Segeln, und Seemöwen flatterten über den Wellen; übrigens war alles still auf dem Meere. Hier segelte einst die venezianische Flotte hinaus zu ihren Kriegen. Von hier fuhr der Doge Dandolo mit den Kreuzfahrern fort, um das heilige Grab zu erobern. Hier auch schwamm das Prachtschiff Bucintore hin, wenn der neu erwählte Doge den Ring in die Wellen werfen wollte, zu seiner Vermählung mit dem adriatischen Meere. Die Zeiten der Größe Venedigs sind vorüber, aber die Wellen treiben ihr endloses Spiel heute wie damals.

Die Rückfahrt war noch schöner als die Hinfahrt, denn der Untergang der Sonne färbte Wolken und Wasser mit Purpur und Gold.

Als das Dampfschiff zwischen den unzähligen Gondeln, die am Ufer bei Venedig lagen, landete, wurde es mit einem Kanonenschuß empfangen; doch dies war keine Ehrenbezeigung, sondern jeden Abend um acht Uhr erfolgt ein Kanonenschlag, als Zeichen, daß von diesem Augenblick an der Hafen geschlossen sei; es darf dann kein Seeschiff mehr an diesem Tage in das Meer hinaussegeln, auch keines mehr hier landen.

Die Schiffe ruhen jetzt und nun soll auch meine Feder ruhen und zwar nicht nur bis morgen früh. Ich muß leider schon meinen hiesigen Aufenthalt beschließen; morgen gegen Mittag reise ich weiter, aber morgen früh noch einen kurzen Gruß.

* * *

Ich nahm Abschied vom Markusplatz; den gefiederten Venezianerinnen gab ich einen Erbsenschmaus, als ich ihnen Lebewohl sagte. Das ist doch eine leichte Gesellschaft, vergnügt trippelten alle hin und her, keine hatte Thränen in den Augen, wie ich.

Beim Frühstück in der Kolonnade erschien Dame „Erst-komm-ich", sie brachte mir drei Photographieen, meine hiesigen Lieblingsbilder: das Kind Maria und die Mutter Maria von Tizian und die heilige Barbara von Palma vecchio. Das war überraschend und freute mich sehr. Wie wunderbar ist doch das Menschenherz; diese kalt scheinende Dame, die sich selbst auch der Kälte anklagt, zeigte so viel warme Empfindung mit diesem Geschenk.

Nun kommt bald die Gondel, welche mich zur Eisenbahn bringen soll. Addio bella Venezia! Für Euch ein a Dio!

V.

Auf der Reise.

Von der vierpersönlichen Familie habe ich nicht Abschied genommen; wir hatten verabredet, daß wir zusammen nach Ravenna fahren wollten. Auf dem Bahnhofe in Venedig trafen wir uns und jetzt sind wir in Bologna, auch in einem Hotel Italia. Die Entfernung von Venedig nach Ravenna ist nicht groß, aber wir wollten einen Blick in die einst berühmte Stadt Bologna thun und blieben zur Nacht hier. Bologna hätte einen längeren Aufenthalt verdient, aber die zwei Tyrannen: Zeit und Geld, treiben vorwärts.

Bologna war einst die Hauptstadt Nord-Etruriens, Karl der Große machte sie zur freien Stadt und sie hieß la Dotta (die Gelehrte), auch la Grassa (die Fette, Reiche). Wir durchzogen in Eile die Straßen, ein Führer leitete uns und brachte uns auch in die Säle des Universitätsgebäudes. In der Bibliothek standen Büsten von Gelehrten, darunter eine der durch Schönheit und Gelehrsamkeit einst berühmten Signora Andrea, sie war Rechtsgelehrte, war Professor und hielt für Studenten Vorträge.

Da sie außerordentlich schön war, hielt sie ihre Vorlesungen hinter einem Vorhange sitzend; es geschah, um die Zuhörer nicht durch ihren Anblick zu zerstreuen, denn ihre klassischen Züge hätten vom ernsten Studium der Rechte abgezogen, hätten verleitet, das wundervolle lebendige Bild zu bewundern.

Auch die Malerschule von Bologna hatte Bedeutung; Domenichino, Guercino und Guido Reni, dessen herrlichen Christuskopf Cousine Bertha für mich kopierte, waren aus dieser Schule. Sie wurde im siebzehnten Jahrhundert gegründet. Das Streben der Malerschule in Bologna ging dahin, die Meister der vergangenen großen Epoche nachzuahmen, doch ohne die eigene Eigentümlichkeit aufzugeben.

Man hat in der ehemaligen Hauptstadt von Nord-Etrurien vor einigen Jahren in einer Klostergruft einen antiken Begräbnisort entdeckt, und es wurden darauf weitere Nachgrabungen gemacht; bisher hat man über vierhundert etruskische Gräber aufgefunden, die eine besondere Merkwürdigkeit haben; es sind wenig Aschenurnen in den Gräbern, sondern in größeren Räumen unverbrannte Körper, Gerippe, umgeben von Kandelabern, verschiedenen Gefäßen, Spiegeln und Schmuck verschiedener Art.

Im prächtigen Palazzo wurde einst der Sohn Kaiser Friedrichs II. gefangen gehalten, als „König Enzio" bekannt in Geschichte und Litteratur. Der Kaiser bot für seine Befreiung so viel Geldstücke, als man brauchen würde, die Stadtmauer damit zu umlegen; aber vergeblich war sein Anerbieten. König Enzio starb im Palazzo nach langjähriger Gefangenschaft im Jahre 1272, denn ein Versuch zur Flucht mißglückte: Man hatte Enzio in einem Weinfasse hinaus getragen, doch verriet eine seiner goldblonden Locken, welche aus dem Spundloch hervorragte, daß nicht Wein, sondern der Gefangene in der Tonne verborgen sei. Du hast vielleicht das Trauerspiel „König Enzio" von Raupach gesehen oder davon gehört, auch eine Oper: „Der Wasserträger", behandelt die Geschichte des Gefangenen.

Auf der Fahrt von Venedig hierher saß ich mit der vierpersönlichen Familie in einem Nichtraucher-Coupé, an dessen Wagenthür in der inneren Seite mit großen Buchstaben auf einer Tafel die Worte zu lesen waren: »è vietato il fumare« (das Rauchen ist verboten). Es rauchte auch niemand, aber ein Herr, der unser Reisegesellschafter war, schnupfte und zwar fast ohne Unterbrechung, und er stopfte so riesige Prisen in seine Nase und entfaltete nicht eben reinliche Taschentücher, so daß wir einen Cigarrenraucher viel lieber gehabt hätten. Der kleine Hugo, der immer mit einem

Späßchen bereit ist, freilich oft etwas unbescheiden, zog ein Stück Papier aus seiner Tasche, einen Bleistift dazu und schrieb auf: »è vietato il schnupfare,« ein von ihm erdachtes Wort, und hing das Papier über die gedruckte Verordnung. Zum Glück bemerkte das fürsorgliche Schwesterchen das Geschehene, ehe es der fremde Herr sah, und nahm das Blatt fort.

An dem nächsten Haltepunkte stieg der Schnupfer aus, und zwei kleine, sehr nett gekleidete Mädchen stiegen zu uns herein, Backfischchen und Herzblättchen einer italienischen Schule, schwarzäugige, schwarzlockige Kinder, mit ihren Schulmappen.

Für mich sind Kinder jeden Alters anziehend; ich sprach sie auch gleich an und erfuhr, sie seien Töchter eines Bahnbeamten, welche freie Fahrt haben; sie fahren täglich von ihrem kleinen Stationsorte in eine Stadt zur Schule. Die Kinder von Herrn Philipp sprechen italienisch, und da ich die Unterhaltung begonnen hatte, so setzte das deutsche Backfischchen mit dem italienischen das Gespräch fort, und ganz munter teilten sie sich allerhand wichtige Dinge mit über Unterricht und Familienangelegenheiten. Das blonde deutsche Herzblättchen Hugo aber, sonst kein stummer Gast, war jetzt nicht zum Reden geneigt, verlegen schauete er das italienische Herzblättchen nur von der Seite an. Nach halbstündiger gemeinschaftlicher Fahrt mußten die Schulmädchen aussteigen und die kaum bekannt gewordenen Backfischchen umarmten sich mit lautem addio! addio! als seien sie alte Freundinnen; die zwei Herzblättchen aber waren stumm und verlegen wie bisher, doch steckte Hugo verstohlen ein Täfelchen Chokolade in der kleinen Italienerin Schulmappe.

VI.

In Ravenna.

Wie unser lieber italienischer Lehrer Signor Marelli in mir überhaupt den Wunsch erweckt hatte, Italien kennen zu lernen, so hatte später mein Geschichtslehrer, außer Rom, besonders Ravenna als interessant und sehenswert betont; es war denn auch mein Wunsch, als ich zum zweiten Mal Italien besuchen konnte, Ravenna zu sehen. Und nun bin ich hier und habe die Denkmäler betrachtet, welche der Stadt große Bedeutung geben; ich wollte Dir davon Mitteilung machen, aber statt dies mit meiner Feder zu thun, lege ich Dir Blätter ein, welche ich in der Mappe des grauen Alten fand; sie werden Dich besser in Ravenna einführen, als meine Erzählung es könnte.

Aus den Papieren des grauen Alten.

A.

Die Fechterschule in Ravenna.

Als ich Knabe war, hatte ich den Wunsch, wie viele Knaben, einst Soldat zu werden, und da ich von Erziehungsanstalten gehört hatte, die man Kadettenhäuser nennt, dachte ich es mir ganz herrlich, in solcher Anstalt fechten, schießen, exerzieren, marschieren und kommandieren zu lernen. Einst kam ich mit meinem Vater, der während meiner Ferien mich gern nach Italien mitnahm, wenn er seine Berufsreisen machte, nach Venedig, und dort war von Ravenna die Rede; bei der Mittagstafel sprachen Herren von der einst berühmten Fechterschule dieser Stadt. Als ich dann mit meinem Vater allein war, sagte ich: „Da in Ravenna eine Fechterschule ist, so könntest Du mich dorthin schicken, denn Fechterschule und Kadettenhaus ist wohl dasselbe, man lernt gewiß in beiden Schulen alles Nötige, um ein guter Soldat zu werden.“ Mein Vater antwortete mir darauf: „Zwischen der Fechterschule und einem Kadettenhause ist ein großer Unterschied; im Kadettenhause werden alle Wissenschaften, Künste und Geschicklichkeiten gelehrt, die ein junger Mann braucht, um ein guter Vaterlandsverteidiger zu werden; in der Fechterschule, deren es heutzutage übrigens keine mehr gibt, wurden nicht Soldaten gebildet, sondern die Fechter, welche Gladiatoren hießen, und die zur Belustigung des Volkes im Amphitheater ihre grausamen, blutigen Kämpfe oft mit wilden Tieren zu bestehen hatten. Vor zweitausend Jahren bestand in Ravenna eine Fechterschule, welche sehr berühmt war; aber Gott sei Dank, heutzutage werden nicht mehr Männer erzogen, um ihre Ehre darin zu suchen, die besten Kämpfer im Cirkus zu sein, das Feld der Ehre für unsere Soldaten ist ein edleres.“

Mein Vater führte mich nach Ravenna und zeigte mir die Monumente, welche die Stadt aufzuweisen hat, und in späterer Zeit, als ich die Soldatengedanken längst aufgegeben und als Nachfolger meines Vaters die Reisen nach Italien machte und neben dem Handel mit Korallen und geschnittenen Muscheln auch für mein Interesse an Altertümern Zeit verwenden konnte, da besuchte ich Ravenna noch mehrmals. Die Stadt hat eine eigentümliche Bedeutung, in wenigen Zeilen spricht der Geschichtsforscher Gregorovius sie klar aus:

„Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar, nämlich das römische

Altertum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Überganges aus der einen Epoche in die andere und deshalb von unvergleichlichem Wert. Das römische Kaisertum in der Zeit seines Falles unter die Germanen, die erste Gründung des germanischen Königtums in Italien auf den Trümmern jenes Römerreiches, die sechzigjährige Herrschaft der Ostgoten und die ihr folgende, zwei Jahrhunderte umfassende Despotie der Byzantiner, alle diese Epochen haben in jener Stadt ihr Theater gehabt und noch zahlreiche Denkmäler ihrer Geschichte in ihr zurückgelassen. Wer nach Ravenna kommt und diese Monumente sieht, Grabmäler des fünften und sechsten Jahrhunderts, Kirchen, strahlend von Musiven derselben Zeit, wird von ihnen fast ebenso ergriffen, wie von den Resten Pompeji's."

Ich habe die Monumente, Kirchen, Grabmäler oft betrachtet und deren Geschichte dabei durchdacht und einzelnes davon in meine Aufsätze aufgenommen; aber auch die Fechterschule hat mich zu einem Aufsatze veranlaßt und zwar nachdem ich in einem deutschen Theater einst ein Trauerspiel, den „Fechter von Ravenna", gesehen hatte.

B.

Thusnelda und Thumelicus.

Das Trauerspiel „der Fechter von Ravenna" spielt im Anfang des ersten Jahrhunderts nach Christo, zur Zeit der Kämpfe der Deutschen mit den Römern. Der tapfere Drusus, Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, hatte viele Kastelle am Rhein aufgeführt; ein Sturz vom Pferde machte aber seinem Leben frühe ein Ende, und sein Bruder Tiberius setzte den Kampf fort und unterjochte vollends die deutschen Völker. Unter Führung des Cheruskerfürsten Armin (Hermann) befreiten sich die Deutschen von der römischen Herrschaft.

Nach dem Tode des Kaisers Augustus zog Germanicus, Sohn des Drusus, wieder gegen die freien Deutschen zu Felde, und es gelang ihm, das heutige Hessen zu verwüsten und viele Gefangene fortzuführen, unter diesen die Gemahlin des Cheruskerfürsten Hermann, Thusnelda. Die Fürstin wurde nach Rom geführt und dort streng bewacht; ihr Sohn, der kleine Thumelicus, aber wurde ihr genommen und er sollte eine römische Erziehung erhalten und Sklave der Römer werden. Eine Reihe von Jahren verging, ohne daß Thusnelda erfuhr, ob Thumelicus noch am Leben sei. Da erschienen Abgesandte der Deutschen in Rom, um Thumelicus zu einem

Aufstande gegen das römische Joch anzuregen und ihn in seinem Vaterlande zum Nachfolger seines Vaters zu ernennen. Zwanzig Jahre war Thusnelda bereits in Gefangenschaft, und in Rom war der grausame Kaligula Kaiser, als jene deutschen Gesandten vor der unglücklichen Fürstin erschienen, um ihren Sohn von ihr zu fordern. Thusnelda hatte keinen Sohn, denn ob er lebe, wußte sie nicht. Der Kaiser Kaligula aber bereitete ein Volksfest vor, bei welchem die Witwe des Arminius ihren Sohn wiedersehen sollte. Zu den Volksfesten gehörten die Kämpfe im Amphitheater, und es wurden aus Ravenna die Jünglinge, welche in der Fechterschule zu Gladiatoren erzogen worden waren, nach Rom gebracht, unter ihnen war Thumelicus. Kaligula hatte befohlen, der deutsche Gefangene sollte in deutscher Tracht im Cirkus auftreten und von wilden Tieren zerrissen werden; unter den Zuschauern aber sollte Thusnelda sich befinden und dem Tode ihres Sohnes beiwohnen.

Das Trauerspiel führt den Jüngling Thumelicus vor Beginn des Festes vor seine Mutter hin, und in Gegenwart der Gesandten erkennt Thusnelda in ihm ihren und des Cheruskerfürsten Sohn; die gegenwärtigen Gesandten forderten ihn auf, mit ihnen zu fliehen. — Und nun geschah das Furchtbare: Thumelicus, statt das Schwert seines Vaters, welches ihm überreicht wurde, zu ergreifen, stieß es von sich. Er war als Römer erzogen worden, mit sklavischer Gesinnung, als Fechter und als Römer wollte er leben und sterben.

Thusnelda, die Witwe des Befreiers der Deutschen, im Entsetzen über diese Schmach, ergriff das Schwert des Armin und stieß es ihrem Sohne in die Brust, dann tötete sie sich selbst.

C.

Ein großer Westgote.

Von den germanischen Völkern waren es zuerst die Goten, welche freiwillig das Christentum annahmen.

Das Gotenreich erstreckte sich in den ersten Jahrhunderten nach Christo von der Theiß in Ungarn bis zum Don und von den Karpaten bis zur Donau, der Dnjepr trennte die Westgoten von den Ostgoten.

Im Jahre 311 wurde in einer schon christlichen westgotischen Familie ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Wulfilas (Wolf) erhielt; die Griechen änderten später diesen Namen in Ulfilas um. Da die Eltern des Kindes auf hoher Bildungsstufe standen, schickten sie ihren

Sohn zur Erziehung nach Byzanz, damit er sich dort die geschätzte griechische Wissenschaft aneigne. Wolf war mit guten Fähigkeiten begabt und hatte aus dem Vaterhause schon Achtung vor den Lehrern des Christentums mitgebracht; er erwarb sich gründliche Kenntnisse, auch namentlich in der griechischen Sprache und den heiligen Schriften der Apostel, denn es war sein Streben, das Christentum unter den Goten mehr und mehr zu verbreiten und sie zur richtigen Auffassung desselben anzuleiten. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und zog jahrelang als Wanderprediger umher und er übersetzte die heilige Schrift in seine Muttersprache.

Das war ein ungemein schwieriges Werk, denn die Goten verstanden nichts vom Lesen und Schreiben. Ulfilas mußte erst ein gotisches Alphabet schaffen, um ein Schriftstück liefern zu können. Trotz aller Schwierigkeiten erreichte er sein Ziel. Leider ist der größte Teil der Riesenarbeit verloren gegangen, nur die Evangelien sind, und auch nur zum Teil, vom Untergange gerettet worden. Dieser merkwürdige Schatz ist jetzt im Besitz der Universität Upsala in Schweden, wo er in massiv silbernem Einbande aufbewahrt wird. Geschrieben ist das Werk auf purpurroten Pergamentblättern mit silbernen, zum Teil auch goldenen Buchstaben, und es führt den Namen: codex argenteus (silberne Handschrift).

Meine fromme Mutter hat mir den großen Goten Ulfilas, als ich noch Kind war, ans Herz gelegt, ja, schon bei meiner Taufe dachte sie an ihn, so daß sie mir den Namen Wolf, nach ihm, dem Wulfilas, gab. Meine Mutter hätte es wohl gern gesehen, wenn ich mich auch, wie er, dem geistlichen Stande gewidmet hätte; aber ich sollte ja das Geschäft meines Vaters übernehmen, und so beschränkte sie sich darauf, mich auf die Energie und Gelehrsamkeit des frommen gotischen Bischofs hinzuweisen. Als ich das Vaterunser in deutscher und italienischer Sprache beten konnte, gab mir meine Mutter auch eine gotische Abschrift desselben und sie heftete dieselbe in meine Bibel ein; die Abschrift lautet:

„Atta unsar thu in himinam. — Veihnai namo thein. — Quimai thiudi nassus theins. — Vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. — Ulaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. — Jah aflet uns thatei skulans sijaima sve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. — Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; — unte theina ist thiudangardi jah mahts ja vulthus in aivins. Amen.“

D.

Galla Placidia.

Im Jahre 395 hatte Kaiser Theodosius das große römische Reich seinen Söhnen Arcadius und Honorius hinterlassen, dem achtzehnjährigen Arcadius den östlichen Teil mit der Hauptstadt Byzanz, dem elfjährigen Honorius den westlichen Teil mit der Hauptstadt Rom. Im Morgenlande war der habsüchtige, ehrgeizige Gallier Rufinus Reichsverweser, im Westen der edlere Vandale Stilicho.

Die Teilung des Reiches führte dasselbe seinem Untergange zu. Rufinus lenkte die Blicke des Westgotenkönigs Alarich auf Rom und reizte ihn, das Abendland zu überfallen. Inzwischen war Honorius herangewachsen, aber als Schwächling, und als Gefahr drohete, verließ er Rom und verschanzte sich in Ravenna. Die Stadt lag damals, wie Venedig, in einem Sumpf, war von Kanälen durchzogen, der Hafen Ravennas lag in der großen Vorstadt Classe, und eine zweite Vorstadt, Cesarea, verband Ravenna mit Classe. Jetzt sind die zwei Vorstädte vollständig verschwunden, wahrscheinlich im Schlamm versunken, und vielleicht wird man sie einst mit ihren Schätzen ausgraben, wie Pompeji und Herculanum.

Der kluge Stilicho, um das abendländische Reich zu retten, schloß mit dem Westgotenkönig einen Vertrag; dafür wurde er aber des Hochverrats angeklagt und Honorius ließ ihn enthaupten; Alarich zog nun gen Rom, um es zu belagern.

Als der feige Honorius die Hauptstadt seines Reiches verlassen hatte, sie ihrem Schicksal preisgebend, sich selbst wohl verborgen hielt in dem befestigten Ravenna, waltete Galla Placidia, die Schwester des Kaisers, im Palaste der Cäsaren in Rom allein; die zwanzigjährige Prinzessin hatte die Flucht vor dem nahenden Feinde verächtlich gefunden, vielleicht hatte sie auch gedacht, Rom habe in seinen Mauern noch Helden; aber Genußsucht und Schwelgerei hatten die Männer zu charakterlosen Schwächlingen gemacht, auch waren die Römer voll Dünkel und meinten, die Hauptstadt der Welt werde nimmer unterliegen; aber sie irrten:

Alarich, der Gotenkönig, rückt mit Macht heran gen Rom,
Hinter ihm die deutschen Völker, brausend wie ein Regenstrom;
Furcht und Schrecken, Flucht und Grauen schreiten seinem Heer voran,
Pest und Hunger und Verwüstung folgen seiner Siegesbahn.
Stolze Stadt, bist du gerüstet auf das drohende Gericht?
Nein, sie spottet der Barbaren, glaubt das Unerhörte nicht;

Doch ihr Spotten wird zum Zittern, denn der Schreckenskönig naht,
Und ihr Zittern wird zum Rasen ob dem frechen Attentat.
Rom, die große Städtefürstin, Rom, die Weltbesiegerin,
Rom, die Herberg' aller Völker bis zum fernsten Thule hin,
Rom, des Erdballs Metropole, Rom, der Götter Pantheon,
Deinen Purpur anzutasten wagte der Barbarensohn?
An den Fremden in den Mauern kühlt man dann zuerst die Wut,
Hingewürgt wird ohn' Erbarmen, was in Rom von deutschem Blut,
Hingewürgt in grauen Haaren wird die Witwe Stilichos,
Hingewürgt der Greis am Stabe und das Kind auf Mutterschoß.
Doch nicht gegen Frau'n und Kinder, gegen Männer wehre dich!
Horch! mit grausen Kriegeshörnern meldet schon sich Alarich.
Sende deine Legionen auf die Mauern, auf den Wall!
Wieder heißt es, wie vor Zeiten: Ante portas Hannibal!
Doch wo sind die Legionen für der Mauern Riesenring,
Den mit eiserner Umarmung schon das deutsche Heer umfing?
Doch wo sind die starken Streiter wider deutsche Heldenkraft?
Roms Heroen ruhn im Grabe, seine Mannheit ist erschlafft!
Hier in marmornen Palästen ein Patriziergeschlecht,
Aufgebläht von hohlem Stolze und von schnöder Lust geschwächt.
Dort in schmutzigen Tavernen eine Proletarierbrut,
Faule Hände, große Mäuler, nur zum Schrei'n und Essen gut.
Und das Brot in Rom wird teuer, teurer noch der gute Rat;
Mit Barbaren unterhandeln? knirschend fügt sich der Senat.
Doch die Ohnmacht hüllt man prahlend in der Phrasen Bettelstolz
Und, dem Feuer schon verfallen, macht sich grün das dürre Holz.
Zween römische Rhetoren ziehn hinaus mit Pomp ins Feld,
Durch der Goten eh'rne Reihen schreiten sie zum Feldherrnzelt.
Dort, in Erz vom Haupt zur Sohle, steht der große Alarich,
Und sie neigen und sie beugen und sie blähn und brüsten sich:
„Frieden will Dir Rom gewähren, so den Frieden Du begehrst,
„Dir mit Gold den Säckel füllen, so Du eilend heimwärts kehrst;
„Aber hüte Dich, zu brechen unsrer Stadt geweihten Bann,
„Drinnen stehn, wie Gras im Felde, Speer an Speer und Mann an Mann!"
Gut gesagt! Doch schad', o Löwe, daß die stolze Löwentracht
Um so magre Lenden schlottert. Alarich, der Große, lacht:
„Mann an Mann und Speer an Speer? Mich gelüstet's Euch zu sehn,
„Wo das Gras am dichsten grünet, ist's am leichtesten zu mähn!"
Still enteilen die Gesandten, wenig Wochen dauert's mehr,
Und durch Romas Straßen flutet siegreich das Barbarenheer.

Wo die großen Thaten fehlen, thun's die großen Worte nicht,
Wo ein Volk im Mark verdorben, ist es reif zum Endgericht.

Carl Gerock.

Rom war gefallen. Die Sieger zerstörten und plünderten die Stadt, nur die Kirchen wurden auf Alarichs Befehl verschont.

Galla Placidia wurde des Gotenkönigs Gefangene. Sie folgte dem Sieger auf seinem Zuge in den Süden von Italien, doch wurde sie achtungsvoll behandelt; der Feind schätzte ihr edles Benehmen und vergaß nicht, daß sie Tochter und Schwester von Kaisern war.

Es war Alarichs Absicht, auch Sicilien zu erobern; aber er starb in Cosenza, und die Sage berichtet, seine Goten hätten ihm im Flusse Busento ein Grab gegraben.

„Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallet Antwort und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: »Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren.«
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere."

Platen.

Galla Placidia wurde die Gemahlin von Ataulf, Alarichs Nachfolger. Welch ein merkwürdiges, trauriges Verhängnis; die Tochter Theodosius des Großen, des römischen Kaisers, vermählt mit dem Eroberer, dem germanischen Fürsten. Sie ging mit Ataulf nach Spanien. Ein Sohn, dem sie den Namen ihres Vaters, Theodosius, gegeben hatte, starb dort, und nun wurde sie Mißhandlungen ausgesetzt und ihrem Bruder nach Ravenna zurück geschickt. Galla Placidia war eine fromme Christin, und nach den schweren Erfahrungen, welche sie gemacht, hätte sie wohl in stiller Zurück-

gezogenheit ihr Leben vollbringen mögen, aber auf Befehl des Honorius reichte sie dessen Feldherrn Constantius ihre Hand. Während ihrer Anwesenheit in Ravenna gründete Placidia mehrere Kirchen und ließ für sich und ihre Familie eine Grabkapelle bauen. Sie wurde noch Mutter von zwei Kindern, Honoria und Valentinian. Constantius starb und der Kaiser verbannte seine Witwe mit den Kindern nach Byzanz. Placidia wurde am Hofe daselbst achtungsvoll empfangen und lebte dort mit ihren Kindern bis

Grabkapelle der Galla Placidia zu Ravenna.

zu des Kaisers Honorius Tode, welcher im Jahre 423 erfolgte. Jetzt kehrte die Fürstin nach Ravenna zurück, um ihren sechsjährigen Sohn Valentinian zum Kaiser des abendländischen römischen Reiches ausrufen zu lassen. Es gelang ihr; Valentinian wurde Nachfolger seines Oheims, aber Placidia mußte seine Vormünderin werden, und sie mußte es auch bleiben, als er an Jahren reif war, denn er war ein unfähiger Mensch. Galla Placidia lebte mit dem Kaiser in Rom und starb dort im Alter von einundsechzig Jahren; aber sie wollte in der Hauptstadt nicht begraben sein,

wo sie in ihrer Jugend eine so furchtbare Zeit durchlebt hatte; ihr Leichnam wurde nach Ravenna gebracht und in der von ihr erbaueten Grabkapelle beigesetzt. Der Sage nach wurde ihr Körper in prächtige Gewänder gehüllt, auf einem Throne sitzend in dem Marmorsarkophag aufbewahrt.

Nach einem Leben voll Unruhe war sie zur Ruhe gebracht worden; aber Ruhe hatte auch im Grabe ihr Körper nicht. Durch eine Oeffnung der Marmorwand der Graburne konnte man ihre Gestalt sehen; neugierige Kinder hielten einst eine Kerze in die Oeffnung, um sie besser zu erkennen; ihre Gewänder fingen Feuer und der Leichnam verbrannte.

Die Kapelle ist in lateinischer Kreuzform gebaut, mit einer Kuppel mit Mosaikbildern; auch die Nischen, in welchen die Marmorurnen (Sarkophage) stehen, haben Mosaikbilder. Der Eingangsthür gegenüber steht die sieben Fuß hohe Urne, welche einst den Leichnam der Galla Placidia enthielt, rechts und links derselben, in den Kreuzarmen der Kapelle, stehen die weniger großen Urnen, welche die Asche des Constantius und der Prinzessin Honoria enthalten.

Mit großem Interesse denkt man an die merkwürdige Frau, welche die Kapelle bauen ließ; ihr schweres Schicksal hätte ihr Herz brechen können, aber mit Geisteshoheit und unumstößlicher Frömmigkeit ertrug sie jede Härte, jedes Weh, und blieb voll Thatkraft als Kaisertochter, als Kaiserin-Mutter und als Christin.

E.

Ein großer Ostgote.

In der Weltgeschichte, in Völkern und einzelnen Familien ist ein beständiges Entstehen und Vergehen, Völker, wie Menschen werden geboren, blühen, welken und sterben.

Der Menschen Leben währet siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre. Das Leben der Völker währet länger, aber auch unbestimmte Zeit: Rom wurde geboren 750 Jahre vor Christo, blühete auf, wuchs heran zu einem Riesenreich, wurde krank, welkte hin und verzehrte sich langsam in den ersten Jahrhunderten nach Christo. — Venedig wurde geboren während der Völkerwanderung, blühete auf, als Königin des adriatischen Meeres führte sie ein glänzendes Leben, vierzehnhundert Jahre, und starb zu Anfang unseres Jahrhunderts. Aber das Ostgotenreich in Italien währte nur so lange als ein Menschenleben, nur sechzig Jahre.

Dem König der Ostgoten, Theodomir, wurde im Jahre 455 nach

Christo ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Theodorich erhielt. Nach Beendigung eines Krieges mit dem oströmischen Reiche wurde der Knabe als Geisel nach Konstantinopel gegeben und empfing eine ausgezeichnete Erziehung. Als Theodorich seinem Vater in der Regierung folgte, fürchtete der Kaiser in Konstantinopel den neuen Nachbar und lenkte seine kriegslustigen Gedanken nach Italien, wo jetzt Odoaker, ein Germane, König war und in Ravenna seine Residenz hatte. Der junge ostgotische König fiel mit seinem Heere in Italien ein und siegte in mehreren Schlachten; bei Verona, Bern genannt, glänzte er als Held und gewann Bewunderung und den Beinamen „Dietrich von Bern", mit welchem Namen er in die deutsche Heldensage eingeführt wurde. Odoaker war auch ein Held und ergab sich nicht leicht; als Theodorich die Hauptstadt Ravenna belagerte, fand er tapfere Verteidiger; es währte Jahre, bevor sich die gut befestigte und heldenmütig gehaltene Stadt ergab.

Theodorich war der Mächtigere; er siegte und er wurde König von Italien, denn Odoakers Thron wurde von ihm bestiegen. Ravenna blieb auch unter Theodorichs Regierung Hauptstadt des Reiches; Rom, das große Rom war zu einer Provinzialstadt herabgesunken.

Theodorich wurde von seinen Zeitgenossen bewundert und man gab ihm den Beinamen „der Große", denn nicht allein als Kriegsheld glänzte er, sondern er war auch ein ausgezeichneter Regent in Friedenszeit. Die Bildung, welche er selbst in Byzanz empfangen hatte, trieb ihn an, auch für Bildung seines noch auf niederer Stufe stehenden Gotenvolkes zu sorgen; er gründete Schulen, berief gelehrte Römer und Griechen nach Ravenna, er suchte in jeder Weise Wissenschaften und Künste zu heben, unterstützte das Handwerk und den Ackerbau. In seiner eigenen Familie war Theodorich ebenfalls bemüht, für Bildung zu sorgen, und er ließ seine geistvolle Tochter Amalaswintha so weit bringen, daß sie mit den Gelehrten ihrer Zeit, Griechen und Römern, in deren Muttersprachen mündlichen und schriftlichen Verkehr haben konnte.

Das Schicksal einer Familie hängt oft von zwei Augen ab, schließen sich die Augen des Familienvaters, so sinkt oft die Bedeutung des ganzen Hauses. Ähnlich erging es aber auch dem Ostgotenreiche in Italien, Theodorich hatte es gegründet, mit seinem Tode ging es unter. Drei Helden noch, Witichis, Totila, Teja wurden nach und nach an die Spitze des Reiches gestellt; sie unterlagen der Kriegskunst des Belisar und Narses.

Das Mausoleum, welches Theodorich hatte aufrichten lassen, ist noch

Grabmal des Theodorich bei Ravenna.

heute unzerstört. Es liegt außerhalb der Stadt auf einer kleinen Erhöhung, so daß es aus weiter Ferne sichtbar ist. Es ist eine Rotonda aus grauem Marmor; das Dach aus einem einzigen Stück, ruht gleich einem Deckel auf dem Gebäude.

Das Innere ist aber ganz leer, kein Sarkophag darin, und doch sagen Geschichtsschreiber, daß nicht nur Theodorich, sondern auch seine Familienglieder dort beigesetzt waren, die Asche der Toten ist zerstreut worden.

F.

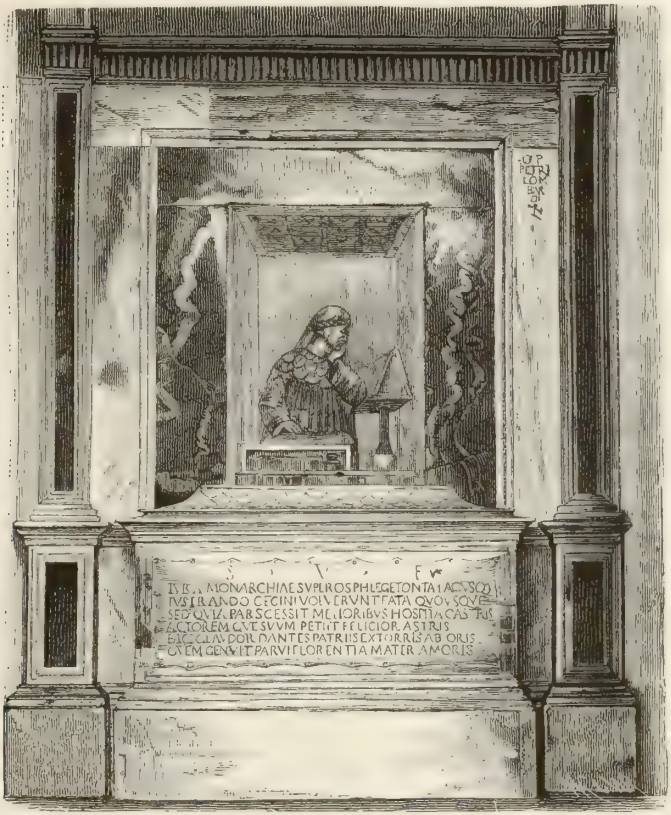
Noch ein Grabdenkmal in Ravenna.

Alle Paläste der Herrscher, ja zwei ganze Vorstädte sind in Ravenna spurlos verschwunden, nur die Grabmonumente haben sich erhalten; sie sind es, welche der jetzt unbedeutenden Provinzialstadt so hohen Wert verleihen.

Die Kapelle der Tochter des römischen Kaisers Theodosius, Gemahlin des Gotenkönigs Ataulf, und das Monument des großen Goten Theodorich stammen aus der Zeit der Völkerwanderung; ein drittes Grabdenkmal stammt aus der Zeit der Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen. Es ruhen hier die Gebeine des größten Dichters Italiens, eines der größten Dichter überhaupt, Dante Alighieri. Man darf mit Recht sagen, „sein Körper ruhet hier," denn dieser wurde nicht entwendet mitsamt dem Sarge, wie der des Theodorich, er wurde nicht verbrannt, wie der der Galla Placidia.

Dante wurde im Jahre 1263 in Florenz geboren, wo sein Vater, ein Rechtsgelehrter, lebte. Der Vater starb, als Dante noch Knabe war, aber seine Mutter erzog ihn sorgfältig und ließ ihn gut unterrichten. In Bologna studierte Dante, ließ sich aber nach vollendeten Studien in seiner Vaterstadt nieder. Florenz hielt sich zur Partei der Guelfen, den Anhängern des Papstes; aber doch war ein Teil derselben in manchen Ansichten weniger einseitig, sie hielten auch des Kaisers Recht beachtenswert; es waren daher die Guelfen als schwarze und weiße bezeichnet, und Dante war den weißen geneigt. Die Kämpfe hatten eine Zeit lang gewährt, ohne Entscheidung herbeizuführen; endlich aber gewannen die schwarzen die Oberherrschaft und Dante wurde aus seiner Vaterstadt verbannt. Den Schmerz, welchen ihm die Verbannung bereitete, hat Dante bis an sein Lebensende schwer getragen. In Verona regierte zu der Zeit Bartolommeo della Scala; an ihm und dessen Bruder, des Cangrande della Scala, hatte Dante Freunde; sie wurden seine treuen Beschützer und nahmen ihn bei sich auf;

hier lebte er Jahre und arbeitete an seiner divina Comedia. Später zog Dante nach Ravenna zu einem anderen Freunde, zum Fürsten Novello da Polenta, in dessen Schloß er seine Arbeit fortsetzte. Der herrliche Pinienwald bei Ravenna war des Dichters Lieblingsaufenthalt; im Schatten des wunderbaren grünen Daches, den diese wie Schirme gestalteten Bäume bildeten, wo unzählige Vögel ihre Nester baueten und üppige



Grabdenkmal Dantes zu Ravenna.

Pflanzen den Erdboden bedeckten, träumte Dante vom Garten Eden, welchen er in seiner berühmten Dichtung geschildert hat.

Dante blieb bei dem Fürsten Novello da Polenta bis zu seinem Tode; er starb 1321, und es wurde sein Leichnam in ein Kloster überführt und dort im Kirchengewölbe beigesetzt. Die Grabkapelle, in welcher der Körper jetzt ruht, wurde erst hundertundsechzig Jahre später erbaut. Das Gebäude ist ein kleiner Tempel mit Kuppel, dessen vordere Seite offen ist, nur durch ein eisernes Gitter verschlossen, so daß man außerhalb stehend das

Innere des Tempels übersehen kann. An der Rückwand im Innern, dem Gitter gegenüber, steht der Sarkophag, und über demselben ist Dantes Reliefbild angebracht. Außer diesen sind in Medaillons noch mehrere Bilder in der Kapelle: dasjenige des Dichters Virgil, den Dante in seiner divina Comedia verherrlichte, und das seiner Freunde Cangrande della Scala und Guido da Polenta.

Die Florentiner hätten die Asche des großen Dante, der als Mensch, Vaterlandsfreund und Dichter gleich vorzüglich war, in neuerer Zeit gern in eine ihrer Kirchen übergeführt, aber Ravenna lieferte seinen Sarg nicht aus; es war das gerecht, denn Florenz hat zu spät anerkannt, welchen hohen Geist es den seinen nannte.

* * *

Die beigelegten Aufsätze des grauen Alten geben Dir ein Geschichtsbild von Ravenna, so bleibt mir wenig zu sagen übrig. Ich habe die Denkmäler gesehen, welche diese Aufsätze erwähnen; ich besuchte auch einige der sehr berühmten Kirchen, S. Vitale und S. Apollinare in Classe. Classe hieß eine Vorstadt Ravennas; aber jetzt ist nichts von ihr zu sehen als die Kirche, über Reisfelder gelangt man zu ihr. Auch die Vorstadt Cesarea ist nicht mehr da. Ob sie versunken sind? Wer weiß das zu sagen.

Ich sende heute meinen Brief mit Beilagen an Dich ab; gleichzeitig mit diesem Gruß an Dich sage ich der merkwürdigen Stadt, in der ich eben bin, den Abschiedsgruß. Morgen reise ich, erst die Zweigbahn nach Bologna zurück, doch ohne mich dort wieder aufzuhalten, und dann über Florenz nach Rom; also aus der einstigen Hauptstadt des Gotenreiches in die einstige Hauptstadt des Römerreiches, dann gleich weiter in den Süden.

VII.

Eine Nacht in Florenz.

Nur eine Nacht habe ich diesmal für Florenz; ich war während meiner ersten Reise einige Wochen hier, diesmal muß ich meine Zeit für Neapel sparen.

Die vierpersönliche Familie wollte sich in Florenz von mir trennen, um einen längeren Aufenthalt hier und in Rom zu nehmen; bis Florenz aber fuhren wir noch zusammen. Die Fahrt über die Apenninen war sehr interessant; teils fruchtbare Gegend, teils kahle Felsen; der Fluß Reno ist oft recht breit und mit langen Brücken überspannt; jetzt zwar ist sein Bett trocken, aber im Frühjahr soll er reißend sein; oft drängt er sich zwischen Felsen hin, Tunnels durchschneiden die Felsen. Wir flogen immer mit

Schnellzug vorwärts, mir allzu schnell. Ich liebe die Schnellzüge nicht, besonders nicht in schöner Gegend. Herr Philipp ändert oft seinen Reiseplan, denn er ist nicht zur Zeiteinteilung genötigt, wie ich. Martha hat schon ein paarmal von mir Abschied genommen, immer mit Thränen in den Augen; das liebe junge Mädchen hat sich freundlich an mich geschmiegt, so daß mir, wie ihr, der Gedanke betrübend ist, daß wir nicht zusammen gehören. Es ist herrlich, auf Erden viel Liebe zu finden; so sehr auch der Egoismus, die Mißgunst, die Härte jetzt in der Welt Herrschaft suchen, die Liebe ist nicht ausgerottet.

Als wir nach Ankunft in Florenz, wo die Familie Philipp in demselben Hotel eingekehrt ist wie ich, im Speisesaal zum Abendessen zusammentrafen, teilte mir Herr Philipp mit, er habe mit seiner Frau besprochen, daß sie ihren längeren Aufenthalt in Rom und Florenz auf der Rückreise machen wollen, um gleichzeitig mit mir in Neapel sein zu können. Dieser Ausspruch erregte große Freude.

Jetzt sind wir bald zur Weiterreise bereit; wir fahren mit dem zweiten Zuge; ich hatte noch Zeit, heute Besuch bei Fräulein Döhler zu machen, bei welcher ich vor drei Jahren eine angenehme Zeit verlebte. Fräulein Döhler hat eine Pension; bei ihr konnte ich nicht einkehren für eine Nacht, ich ging aber heute frühzeitig hin, frühstückte mit ihr und das war sehr gemütlich. Wir sind einander nicht fremd geworden in den drei Jahren der Zwischenzeit, denn wir haben Briefe gewechselt. Du erinnerst Dich wohl auf meine Erzählung; Fräulein Döhler ist die Schwester des verstorbenen, einst mit Liszt gleichzeitig berühmt gewordenen Pianisten Theodor Döhler, den der Kaiser von Rußland zum Baron machte.

Genug für jetzt. Ich mache mich reisefertig.

VIII.

Auf der Reise.

Auf der Reise schreibe ich diese Zeilen, ich müßte eigentlich sagen „auf dem Fluge", ja, so schnell eilen wir vorwärts. Siena und Orvieto habe ich auf dem Fluge gesehen und das sind zwei sehr interessante Städte, besonders berühmt durch ihre Kirchen. In Siena überraschte mich auch die Schönheit der Straße Cavour, denn ich hatte die ärmlichen Straßen von Ravenna im Sinn. Die Straße Cavour ist zwar schmal, aber reich an Palästen, diese sogar ähnlich dem Palazzo Strozzi in Florenz, den man oft abgebildet sieht. Merkwürdig ist der Marktplatz; er sieht aus

wie die Arena eines Amphitheaters, aber statt der umgebenden Mauern umstehen ihn prächtige Gebäude, besonders schön ist das gotische Rathaus mit seinem hohen Turm. Um die schöne Aussicht in die reiche Umgegend zu genießen, steigt man dort eine finstere Treppe hoch hinauf; wir aber hatten nicht Zeit, uns zum Klettern zu entschließen, wir blieben auf den Straßen, gingen zum Dom. Er ist ganz aus Marmor, weiß und schwarz, und steht auf dem höchsten Platze der Stadt, umgeben von Palästen, vom Palazzo Reale, dem erzbischöflichen Schloß und dem Hospital. Die Façade ist in ihrem Reichtum von Dekoration und buntfarbigem Marmor, Säulenschmuck, Mosaiken bis zum Giebel hinauf fast blendend. Das Innere hat viel Wunder der Kunst, z. B. der Marmorfußboden; auf Marmortafeln sind mit dem Meißel Figuren ausgearbeitet, zum Teil zur biblischen Geschichte, und ferner zehn Sibyllen, sehr schön. Man muß Zeit haben, um zu sehen und zu verstehen. Ein Wunderwerk der Kunst ist die Kanzel von Nicola Pisani, sie ruht auf neun Säulen. Die achteckige Brüstung ist mit Reliefs umgeben, Darstellungen aus der Lebensgeschichte Christi. Wir hatten einen Führer und sahen mit ihm in einigen Stunden sehr viel, aber ich kann nicht sagen, daß ich dies Treiben von einer Merkwürdigkeit zur anderen liebe; es ist mir auch kein Trost, wenn man mich versichert, die meisten Reisenden müßten so eilig vorwärts drängen. Nun, mache Du es künftig mehr con amore, wenn Du kannst.

Von Siena ging die Fahrt nach Orvieto, wieder durch mehrere Tunnels und in hübscher Gegend. Orvieto liegt auf hohem Felsen und man hat eine Stunde von der Eisenbahnstation bis zum Hotel zu fahren; wir kamen am späten Abend an. Der Dom von Orvieto wird von vielen Kunstkritikern noch höher geschätzt als der von Siena, wahrscheinlich ist er um dieselbe Zeit erbaut. Auf die Façade hat man auch hier viel Pracht verwendet. Gemälde im Innern von großen Meistern und ein silbernes Tabernakel bewunderten wir. Wenn Du Gelegenheit hast, in illustrierten Werken oder in Kupferstichsammlungen die Façaden der beiden Domkirchen, in Siena und Orvieto, zu sehen, so benutze ja die Gelegenheit.

IX.

Eine Nacht in Rom.

Auch für Rom nur eine Nacht! Es war eine kurze Zeit, aber ich habe viel erlebt! Ich erzählte Dir von der lieben Familie Valeriani, bei der ich vor drei Jahren einen Monat sehr angenehm zugebracht; ich erzählte

von unseren freundschaftlichen Beziehungen, von unserer Korrespondenz und daß der Herr Doktor Valeriani, das Familienhaupt, mir vor einigen Wochen geschrieben habe, ich solle nur ja diesen Herbst wieder nach Rom kommen, aber nicht Wohnung suchen, sondern gleich bei ihnen einkehren,

Dom von Siena.

ich würde mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen werden. Ich freute mich auf unser Wiedersehen unbeschreiblich und hatte nicht geschrieben, daß ich kommen würde; auf ihre Überraschung war ich gespannt, wie ein Kind auf Weihnachten; ich hatte alle drei herzlich lieb, den Herrn Dottore

Valeriani, die Signora Vittoria, seine Frau, und Signora Margherita, seine Schwester.

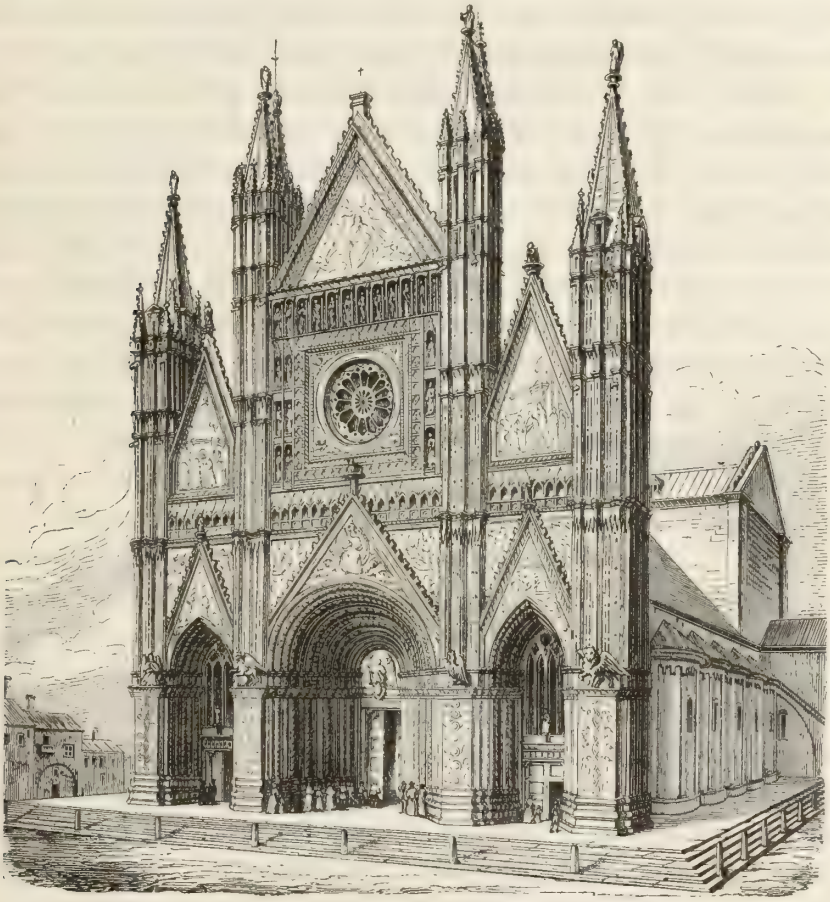
Kaum waren wir im Hotel Molaro eingekehrt, so machte ich mich auf und wanderte den bekannten Weg zur Via della Stamperia Nr. 4. — Zwei Treppen hoch wohnte die mir befreundete Familie; wie unendlich oft war ich diese Treppen hinauf gestiegen, als ich selbst dort wohnte. Ich kam zur ersten Etage, dort hat der deutsche Künstlerverein sein Vereinslokal; im Hausflur standen einige Herren, Maler, wie ich vermutete. Ich wollte weiter hinauf gehen, aber die zweite Treppe war nicht beleuchtet; ängstlich stieg ich hinauf; oben war es ganz finster. Ein Mann kam mir entgegen, ein Briefträger; er fragte: „Zu wem wollen Sie? In zweiter Etage wohnt niemand." — „Doktor Valeriani wohnt hier," sagte ich. — „Der wohnt jetzt auf dem Campo santo," erwiderte der Mann. — „Er ist tot!" rief ich, sehr erschreckt; — „aber seine Frau?" — „Sie ist ausgezogen, wohnt bei Bekannten; sie liegt im Sterben."

Die Herren am Fuß der zweiten Treppe hatten meinen Schreck gesehen; sie hatten Valerianis gekannt und erzählten mir näheres. Ja, es war, wie der Briefträger gesagt: Signor Valeriani war tot und Signora Vittoria lag im Sterben; Signora Margherita war im Begriff in ein Kloster zu gehen, nicht um Nonne zu werden, sondern um dort bei einer Schwester, die Nonne ist, zu leben. Ich hätte gern sofort die zwei Trauernden aufgesucht, aber niemand wußte mir ihre jetzige Wohnung zu nennen. Der Kastellan des Vereinslokals der Künstler sagte mir, er habe Signora Margherita zuweilen auf der Straße getroffen; wenn er sie nochmals treffe, wolle er ihr sagen, sie solle an mich nach Neapel schreiben, mir ihre Adresse angeben, dann könne ich sie auf dem Rückwege besuchen.

Die traurigen Nachrichten waren ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher meiner Reise. Wunderbar ist es: der Mensch weiß, daß er dem Tode entgegen geht, und doch denkt er so wenig daran und wird immer überrascht, wenn seine Freunde abgerufen werden. Man wird ärmer an Liebe, wenn man Freunde verliert; ja, das ist es, was so betrübt.

Als ich die Via del corso entlang ging, diese hell erleuchtete Straße, stellte sich mir plötzlich eine Gestalt in den Weg; es war der graue Alte. „Da bin ich!" sagte er; „ich dachte, mit Ihnen erst in Neapel zusammenzutreffen, nun führt mich mein Weg Ihnen hier entgegen." Wir freuten uns beide und ich wohl besonders, nachdem ich eben meine schmerzliche Erfahrung gemacht hatte. Ich erzählte von meinem Besuch auf der Via

della Stamperia und der graue Alte hörte mir herzlich teilnehmend zu. „Ich habe auch eine Aufregung gehabt," sagte er, „aber anderer Art: An der Table d'hote saß ich zufällig heute neben einer Frau, die ich nicht leiden mag. Ich wußte nicht, daß sie in Rom ist, und nun treffen wir uns im Hotel, gerade beim Mittagessen; um sechs Uhr wurde gespeist; ich bin aber gleich ausgezogen, ich will das Geschöpf nicht wiedersehen." —



Dom von Orvieto.

„Was **that** sie Ihnen?" fragte ich. — „Sie that mir nichts," erwiderte der graue Alte, „sie unterließ nur etwas. Die Unterlassungssünden sind oft ebenso böse, als böse Thaten. Die Person hat ein eiskaltes Herz; ich kann die eiskalten Herzen nicht leiden, denn sie sind gewöhnlich nicht blos kalt, sondern auch hart, rücksichtslos, lieblos. Diese kalte Person fühlte sich auch unangenehm berührt durch meine Nachbarschaft; sie wurde ver-

legen, vermied es, mich anzusehen, ja, sie that als sähe sie mich gar nicht; wenn ich ihr einen Teller mit Speise reichen mußte, schlug sie die Augen nicht auf." — „Die arme Person!" sagte ich. — „Ja," sprach der graue Alte weiter, „sie ist arm, obgleich reich; sie hat Geld, aber kein Herz; sie gibt keine Liebe und empfängt keine. Lassen Sie sich eine Episode aus ihrem Leben erzählen: Sie hat ihre Eltern früh verloren, ein Vormund sorgte für ihr Vermögen; als sie volljährig war, schwelgte sie im Gelde. Sie mochte sich nicht verheiraten, sie sagte, dann müsse sie abhängig sein vom Willen eines Mannes und müsse ihr Geld mit ihm teilen. Das mag hingehen, denn sie hat wohl niemand recht hoch geschätzt und lieb gehabt; wenn man schätzt und liebt, dann ist man gern abhängig und teilt gern was man besitzt. Aber dies Frauenzimmer hatte auch keine Nächstenliebe im Herzen. Sie hat ihr Vermögen von einer Tante geerbt; ihre Geschwister besitzen nichts. Es gibt da viel Neffen und Nichten, aber sie mag mit ihnen nicht verkehren, denn sie könnten ja Ansprüche auf ihren Geldbeutel machen. Ein Neffe ist ein talentvoller junger Mann, malt recht fleißig und sollte auf einige Jahre nach Rom gehen, um hier für seine Kunst zu studieren. Die kalte Tante verstopfte ihre Ohren. Ich sah sie, ich schenkte ihr klaren Wein ein, und sie entschloß sich, Geld zu geben. Der junge Mann ging, glückselig über die Güte der Tante, hierher. Ja, aber nur ein Vierteljahr wurde gezahlt! Er schrieb, er bat; keine Antwort. Ich sollte vermitteln. Ich ging zu ihr; aber die Sache war ihr leid geworden, sie zahlte nicht." — „Nun, und der junge Maler?" fragte ich. — „Der junge Maler hätte seine Studien unterbrechen müssen," sagte der graue Alte, „das wäre traurig für ihn gewesen! Ich habe ihm Geld geborgt; er will zurückzahlen, wenn er Bilder verkaufen kann." — „Ich verstehe, daß Ihnen ein Wiedersehen mit der hartherzigen Dame unangenehm war," sagte ich, „und daß Sie aus dem Hotel, in dem Sie mit ihr zusammentrafen, ausgezogen sind, und wohin haben Sie sich gewendet?" — Der graue Alte erwiderte: „Ich habe einen Packträger beauftragt, während ich jetzt Besorgungen mache, meine Sachen in das Hotel Molaro zu schaffen." — „So werden wir heute noch zusammen Thee trinken," sagte ich erfreut; „ich bin auch für diese Nacht im Hotel Molaro eingekehrt."

Wir gingen auf der Piazza di Spagna in die deutsche Buchhandlung, kauften einige Photographieen, und dann gingen wir in das nahe Hotel.

Am späten Abend trafen wir im Speisezimmer zusammen und setzten

uns mit der vierpersönlichen Familie an die lange Tafel. Die Thür wurde geöffnet. „Da ist sie wieder!“ flüsterte mir der graue Alte zu. „Ich konnte ihr nicht aus dem Wege gehen; sie ist auch ausgezogen, wie ich sehe, und unglücklicherweise auch hierher.“ Ich blickte auf die Eingetretene; es war die Dame „Erst-komm-ich“!

Das war merkwürdig! Sie sah uns, that aber als sähe sie uns nicht und ging an das andere Ende des langen Tisches. „Zehn Schritt vom Leibe,“ flüsterte Hugo seiner Schwester zu, die auf dem Lido in Venedig von der Dame gesprochenen Worte wiederholend.

Die arme „Erst-komm-ich“! Es ist ein wahres Wort: „Wie man in den Wald hineinruft, so tönt es wieder heraus.“ Sie thut mir leid, recht sehr leid, denn sie scheint gar nicht an das große Gebot zu denken: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Liebt sie denn aber Gott über alles? Diese Frage kam so unwillkürlich in meine Gedanken; aber ich habe kein Recht dazu, so zu fragen. Die arme „Erst-komm-ich“, sie hat es mir eingestanden, sie ist liebebedürftig; vielleicht führt Gott sie noch Wege, auf denen sie lernt das große Gebot Christi verstehen: „Du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“

X.

In Neapel.

Am Golf.

Ja, ich bin in Neapel! Ich habe das zauberhaft schöne Venedig gesehen und nun breitet sich der wunderbar herrliche Golf von Neapel vor meinen Blicken aus!

Seit einer halben Stunde bin ich einquartiert in einem Hotel dicht am Meere, nur die breite Fahrstraße auf dem Quai trennt mich von den schäumenden Wellen, die sich aus unabsehbarer Ferne heranwälzen, eine Welle die andere verschlingend, bis sie anprallen und sich aufbäumen an der Mauer des Quai und gegen ein dunkles kolossales Gebäude, welches hinausragt ins Meer oder vielmehr aus demselben herausgewachsen scheint. Es ist ein unheimliches, düsteres Schloß, Castell dell' Ovo, das mir gar nicht in die lachend heiteren Ufer des Golfes zu gehören scheint. Die Natur hat hier das Herrlichste geschaffen, das der Mensch nur ahnen kann, aber die Menschen haben überall Schreckliches gethan, auch da, wo ein ewiges Blühen und Glühen nur zu befriedigenden, beseligenden Gedanken treiben müßte. Castell dell' Ovo hat in seinen Mauern viel Weh ver-

bergen müssen! Aber still davon; ich will mich heute nur an der Schönheit erfreuen und Dir davon erzählen: Ich habe eine herrliche Wohnung im Hotel Washington, ein Zimmer zu ebener Erde mit Glasthür auf eine Terrasse, welche die ganze Breite des großen Hauses einnimmt. Hier sitze ich und schreibe. Neapel liegt an Felsen hinauf gebaut, amphitheatralisch aufsteigend, die Bucht bildet einen Halbkreis, Neapel liegt in der Mitte; zwei Arme des Ufers strecken sich ins Meer hinaus. Der linke gebogene Arm ist übersäet mit Ortschaften, Portici, Resina, Torre del Greco, Castellamare, Sorrento, sie hängen wie eine Kette zusammen und hinter ihnen thront der Vesuv, zu dessen Füßen Pompeji aus seiner Aschendecke ausgegraben wird. Der rechte, ebenfalls gebogene Arm ist zunächst mit der Villa Reale, große Gartenpromenaden, geschmückt, auf der Höhe mit Hotels begrenzt, dann folgt Posilippo und die Spitze des Armes ist Capo Miseno. Weit im Hintergrunde, mitten aus dem Meere emporgewachsen, steht der wunderlich gestaltete Felsen von Capri.

Es ist wunderschön, was ich übersehe, und doch fehlt mir eine Hauptsache: Ich sehe von meiner Terrasse aus den Vesuv nicht, ein Nebengebäude hat sich vorgestellt; ich werde am Abend seine Feuerwerke, die er zum besten gibt, ohne daß man Entree zu zahlen braucht, nicht von der Terrasse aus beobachten können. Gesehen habe ich ihn aber schon, den Beherrscher und Tyrannen der Gegend, der so schön ist, so ein Wunder der Welt, und oft so grausam verwüstend. Als wir vom Bahnhof einen langen Weg am Meere hin zum Hotel fuhren, stand der gnädige Herr in voller herrlicher Beleuchtung, eine hohe Rauchsäule wirbelte aus seinem Krater zu den Wolken hinauf, ab und zu wurde zwischen dem zitternden Rauch eine feurige Zunge sichtbar.

Was mag diese aus dem Herzen der Erde kommende Feuerzunge den Wolken zu erzählen haben? „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über," kann man hier auch sagen; die Glut im Innern der Erde hat sich einen Ausweg gebahnt, der Vesuv hat seinen Mund öffnen müssen dazu. Einen „gnädigen Herrn" nannte ich den feuerspeienden Berg, ja, denn jetzt ist er gnädig; er redet seine geheimnisvolle Sprache, aber verletzt nicht; er ist in Arbeit, aber thut keinem Menschen einen Schaden; der glühende Lavastrom, den er auswirft, wälzt sich an einer Seite des Berges hinab, die nicht mit Ortschaften bebaut ist.

Ich habe Dich schon auf meine Terrasse geführt, aber ich muß doch noch von unserer Ankunft in Neapel auf der Eisenbahnstation erzählen.

Wir stiegen eilig in den Hotelwagen und übergaben dem Begleiter desselben, einem Hoteldiener, unsere Gepäckscheine; inzwischen betrachteten wir unsere Nachbarn. Du weißt, die Familie Philipp hatte die Reise mit mir gemacht und wollte auch im Hotel Washington Wohnung nehmen; wir saßen also zusammen im Hotel-Omnibus. Außer uns waren noch einige Personen eingestiegen, auch ein Bekannter, er saß hinten in der Ecke. Als Hugo ihn bemerkte, flüsterte er seiner Schwester zu: „Es war einmal ein König, der hatte einen Floh!" Der Herr in der Ecke hatte verstanden, nickte dem Knaben zu und sagte: „Gut auswendig behalten, mein Söhnchen, mußt in der Schule auch so auf dem Fleck sein."

Man brachte das Gepäck, aber Frau Philipps Koffer war offen, ein schöner Lederkoffer mit blitzenden Beschlägen, das Schloß war zerbrochen. „Es gibt in Italien nicht blos Ungeziefer, sondern auch spitzige Buben," sagte spöttisch der Herr in der Ecke. Erschrocken stieg Frau Philipp aus; der Koffer war voller Kleidungsstücke; ob etwas fehle, konnte sie nicht gleich übersehen; aber sie griff in die Tiefe, dort hatte sie ein kleines Schmuckkästchen, wohl verpackt; sie fühlte, es war da und sie stieg beruhigt wieder ein; das Kofferschloß war also nur verunglückt.

Wir rollten fort und erfreuten uns am Anblick des Meeres und des Vesuvs. „Dieser Brenner gefällt mir!" rief Hugo, als er die Flamme zwischen der Rauchsäule emporzüngeln sah; „aber der Brenner in Tirol gefällt mir nicht, denn er lügt, er brennt gar nicht."

Nachdem ich mich in meinem Zimmer eingerichtet, dem Reisekorb und dem Handgepäck ihre Stellen angewiesen hatte, kam Martha zu mir und rief mir sehr aufgeregt zu: „Mama ist bestohlen worden; das Schmuckkästchen ist im Koffer, aber leer!"

Das war eine unangenehme Erfahrung; ich war natürlich voll Teilnahme, aber konnte nicht umhin, meinem einfachen Reisekorbe einen dankbaren Blick zuzuwerfen, der gute reizte in seinem bescheidenen Auftreten Diebe nicht, er war auch wohl verwahrt durch eiserne Bänder und durch zwei Sicherheitsschlösser.

Herr Philipp machte der Polizei sofort Anzeige, aber im Hotel sagten die Leute: „Vergebene Mühe; was hier gestohlen wird, ist für immer dahin; es gibt viel Helfershelfer."

Die Hauptstraße in Neapel, eine lange Linie, zieht sich vom Meer bis hoch hinauf zum Capo di Monte; zu ihren Füßen am Meer liegt ein königliches Schloß, oben auf der Höhe ein zweites. Man nennt diese Straße die Pulsader der Stadt; hier herrscht das meiste Leben, hier münden unzählige andere Straßen. Jetzt führt die Straße den Namen Strada di Roma, früher hieß sie Toledo. Von meinem Hotel aus habe ich dorthin einen sehr prachtvollen Weg zu machen; lange Zeit am Meere hin, den Vesuv vor Augen, am hingestreckten Golfarm mit seinen leuchtenden Ortschaften, das ist die Aussicht zur Rechten; links ragen die zackigen Felsen des Pizzofalcone (Felsenschnabel) empor. Dann komme ich auf die interessante Straße Santa Lucia; rechts begleitet mich auch hier das Meer mit Vesuv, aber in der Straße steht links am Fuße der Felsen eine Häuserreihe. Auf der Seeseite sind hier keine Häuser, nur Verkaufsstellen, Tische mit frutti di mare (Früchten des Meeres), das sind Austern und eßbare Muscheln vieler Art. Mit Staunen betrachte ich hier immer die armen Geschöpfe, die ihrem Reich entnommen wurden und in Fässern, die mit Wasser gefüllt sind, in Gefangenschaft leben, bis die Neapolitaner kommen und sie lebendig verschlucken. Bei uns werden Austern ja auch genossen, auch wohl manche Muschelart; es gehören zu den frutti di mare aber auch andere Geschöpfchen, Seesterne, Seepferdchen. Auf der niedrigen Mauer, welche die Straße vom Meere trennt, liegen Knaben in Lumpen im dolce far niente, das Arbeiten ist nicht ihre Sache, aber desto mehr das Betteln und wo sich Gelegenheit bietet, auch das Stehlen; Taschendiebe haben hier große Geschicklichkeit. Wie bedauerlich, daß es so ist, und leider ist die Klage allgemein bekannt. Erklärlich ist das Unheil durch die große Armut des Volkes und den mangelhaften Schulunterricht, das Klima trägt auch dazu bei; das dolce far niente (süße Nichtsthun) ist zum großen Teil durch das Klima, wenn nicht hervorgerufen, so doch begünstigt. — Von der Straße Santa Lucia kommt man auf eine Straße mit prächtigen Läden; hier sind die Schalen der frutti di mare verarbeitet als Schmuck, kostbare Korallen und Schildkrot, geschnittene Muscheln und dergleichen Herrlichkeiten mehr. Auf dem Platze, der nun folgt, liegt das königliche Schloß und von hier aus beginnt die Straße Roma. Hoch über dem Platze im Hintergrunde thront auf hohem Felsen das Kastell St. Elmo und das Kloster St. Martino.

Die Terrasse vor meinem Zimmer nimmt meinen ersten und letzten Tagesgruß auf. Frühzeitig sehe ich das Morgenrot am Himmel und

seinen Wiederschein in dem Meeresspiegel; ich sehe die Fischerbarken auf den Wellen schaukeln und die überstürzenden Wellen das Kastell dell' Ovo umschäumen; am Abend sehe ich die dunkle Meeresfläche, vom Mondlicht die Wellen silbern umsäumt, und die Fackeln auf den Fischerbooten tanzen wie Glühwürmer darauf umher.

Aber jeden Abend trete ich auch auf der anderen Seite des Hotels auf die Straße hinaus, von dort aus ist der Vesuv sichtbar, ich sehe den dunkeln Gipfel des Berges, über ihm der Sternenhimmel. Mit kurzen Pausen stößt der Krater die Feuersäulen empor, sie steigen auf, stürzen um und der glühende Strom wälzt sich den Berg hinab.

Ich habe mich bequem eingerichtet im Hotel Washington, ich zahle für mein Zimmer, aber ich speise wo und wann ich will, das ist angenehm und nicht kostbar, denn ich kann um die Mittagstunde, wo ich mich gerade befinde, nach der Speisekarte etwas genießen, statt an der Table d'hote die vielen Gänge durchzukosten und dabei Zeit zu verlieren.

Ein schöner Spaziergang in meiner Nähe lockt mich oft hinaus, die Villa nationale, auch Villa Reale genannt; es sind dies die bereits erwähnten Gartenanlagen am Meere. Hier ist auch das reiche Aquarium, in dem ich schon zweimal gewesen bin; die frutti di mare sind hier in großen Räumen in ihrem Elemente und überhaupt eine große Anzahl wunderbarer Geschöpfe, deren Vaterland der Meeresgrund ist; diese Tiere sind unbeschreiblich interessant, ich möchte sie täglich besuchen. Hierüber fand ich einen Aufsatz des grauen Alten, den ich beilege.

Aus den Papieren des grauen Alten.

Ein neues Hotel.

Das schöne, wunderreiche, paradiesisch liebliche Neapel ist ein Anziehungspunkt für Reisende. Seit die Eisenbahn das Reisen erleichtert, strömen die Fremden aus allen Himmelsgegenden herbei, um sich hier an der Schönheit der Natur und an ihren Wundern zu erfreuen. Seitdem sind neue Stadtteile entstanden mit Prachtgebäuden, um die Gäste angenehm und bequem zu beherbergen. Die schönsten Hotels stehen am Meeresufer, teils die Villa Reale begrenzend, teils in deren Nähe. Wenn ich nach Neapel komme, und ich komme ja oft hierher, finde ich immer neue Gebäude und immer mit neuen Bequemlichkeiten und mit neuem Luxus ausgestattet. Kürzlich aber ist ein Hotel ganz eigener Art hier entstanden

und zwar dicht am Meere, in der Villa Reale selbst, ein blendend schöner Palast mit vielen Fremdenzimmern — Zimmer sind es, aber ohne Möbel — man könnte sie auch Gefängnisse nennen.

Die fremden Gäste, welche aus fernen Gegenden auf der Eisenbahn oder auf dem Meere in Schiffen hierher kommen, machen ihre Reise freiwillig und zwar gewöhnlich zum eigenen Vergnügen und um ihr Wissen zu bereichern; sie wählen auch freiwillig eines der vielen Hotels zum Aufenthalt. Doch die Gäste im erwähnten neu erbauten Prachthotel in der Villa Reale machten ihre Reise nicht freiwillig, sie machten sie nicht zum Vergnügen, nicht um ihr Wissen zu bereichern, sie wählten auch nicht nach eigenem Belieben das Prachthotel zum Aufenthalt, sie thaten alles unfreiwillig — sie waren nicht frei, als sie ankamen — sie waren Gefangene.

Ein Gefängnis, in welchem Verbrecher zur Strafe eingeschlossen werden, ist das schöne Gebäude auf der Promenade aber doch nicht; die Gefangenen sind unschuldige Geschöpfe, nämlich das große Gefängnis ist ein Aquarium, die Gefangenen sind Seetiere.

Wenn ich das Meer vom Ufer aus betrachte, oder auf seiner Oberfläche hinsegele und meinen Blick hinuntersenke auf die ewig beweglichen Wellen, welche die Oberfläche der Wassermasse bilden, dann fühle ich oft eine Sehnsucht, mich hinein zu werfen und hinunter zu tauchen in die verborgene Tiefe und die Geschöpfe zu sehen, die Gott der Herr, der allmächtige Schöpfer der Welt mit seinem gebietenden „Es werde!" ins Dasein rief. In der Schöpfungsgeschichte stehet geschrieben: „Gott sprach, es errege sich das Wasser mit lebendigen Tieren, und Gott schuf große Walfische und allerlei Tier, das da lebet und webet und vom Wasser erreget ward, ein jegliches nach seiner Art. Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer." In die geheimnisvolle Tiefe hinab senkt sich der Taucher, welcher Perlenmuscheln und Korallenzweige auf die Oberfläche der Erde bringen soll; er erzählt von den Wundern, die sein Auge dort unten erblickte; Schiller läßt seinen Taucher berichten:

Mein Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.
Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlige Roche, der Klippenfisch,
Des Hummers greuliche Ungestalt,

Und drohend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.
Und schaudernd sah ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — -- u. s. w.

Die Geschöpfe, mit welchen Gott das Meer bevölkert hat, kannte der Mensch, der auf der Oberfläche der Erde lebt, gewöhnlich nur aus Abbildungen, welche nach einzelnen gefangenen Exemplaren gemalt wurden; jetzt hat man, so zu sagen, das Meer auf die Erde gebracht, der Mensch kann sich, umgeben von den Wassertieren, aufhalten und ihr Leben und Treiben beobachten. In einem Tunnel schreitet man einher, die Wände rechts und links sind Zellen, mit Meerwasser gefüllt, welches fortwährend frisch hereinrieselt und abläuft, große Glasscheiben schließen den vorderen Teil der Zellen; es ist, als gehe man im Meer spazieren, denn in den Zellen lebet und webet es von Wassertieren aller Art, zu denen Gott sprach: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer." Der Tunnel, in dem der Mensch sich befindet, ist dunkel, aber glänzend hell beleuchtet sind die Zellen, in denen die wunderbarsten Tiere herumschwimmen, an den Felsenwänden herumkriechen und sich an Korallenzweige anklammern: Tintenfische, Haifische, fliegende Fische, Hummern, Krabben, Seespinnen, Muscheln, Austern und unzählige Tiere, welche Blumen gleichen und im Meer einen Garten darstellen. Ich könnte stundenlang die stummen Geschöpfe beobachten, jedes hat seine Eigentümlichkeiten, es drückt sich in seinem Leben und Treiben eine Gesinnung aus, welche Teilnahme erregt. Mitleidig betrachte ich den Einsiedlerkrebs, der sich in einer leeren Muschel verbirgt, das fremde Haus auf seinem Rücken trägt, seine dünnen Beine aus demselben hervorstreckt, wenn er auf dem Kiesboden umherspaziert. Was empfindet dieses Tier, wenn es sich also abschließt? Liegt in ihm eine Tierscheu, wie im Menschen die Menschenscheu, die ihn treibt, sich zurückzuziehen aus aller Gesellschaft? Oder thut es gedankenlos, mechanisch, was es thut? Seit ich dieses Geschöpf beobachte, redet es zu mir; stumm ist es, aber doch redet es. Ich habe Neigung, zu leben wie der Einsiedlerkrebs; er ruft mir eine Warnung zu. Ich bin arm geworden an Liebe, seit ich alle, die mir angehörten, in das Grab gesenkt habe. Wohl sind mir noch viele Menschen zugethan, sie sind gütig, aber sie brauchen mich nicht, sie haben die Ihrigen, sie können leben ohne mich. Solch Bewußtsein macht hypochondrisch und macht mich geneigt, zu leben

wie der Einsiedlerkrebs. Das ist unrichtig, der Mensch soll mit Menschen verkehren, auch wenn er Liebe entbehrt. Der Mensch soll lieben, ohne immer auf Gegenliebe zu rechnen; es ist falsch, sich zurückzuziehen, wenn man Mangel an Liebe empfindet. Darin hat auch der Menschensohn ein so herrliches Beispiel gegeben; er liebte immer, wenn er auch nicht geliebt wurde, er liebt auch heute, wenn er nicht geliebt wird.

Wunderlich ist das Menschenherz, empfänglich für Eindrücke aller Art, und heilige Gedanken werden in ihm erregt, oft durch unbedeutende Erscheinungen. Der Einsiedlerkrebs ist in meinem Innern eine Macht geworden, er ist eine Warnungsstimme. Ich bin nie in Neapel, ohne in dem Aquarium den Einsiedlerkrebs zu besuchen.

* * *

Am Golf.

Ich hätte fast meine Wohnung gegen ein Zimmer im Hotel de Rome vertauscht, dort hätte ich von meinen Fenstern aus den Vesuv gesehen. Dame „Erst-komm-ich" ist hier, sie wohnt im Hotel de Rome; ich brachte den gestrigen Abend bei ihr zu. Aber meine Terrasse ist mir auch viel wert; ich bleibe im Hotel Washington.

Morgen fahren wir nach Pompeji, nämlich die Familie Philipp und ich. Ich lege einige Aufsätze ein, die mir eine Beschreibung abnehmen; ich kann es mir bequem machen.

Aus den Papieren des grauen Alten.

A.

Zwei Springbrunnen.

Mein Leben fordert ein beständiges Reisen, ein Hin-und-Her zwischen Deutschland und Italien, bald zu Lande, bald zu Wasser; ja, zuweilen habe ich festes Land unter den Füßen, zuweilen das Meer; bald übersteige ich Alpen, bald ziehe ich in flacher Gegend hin; ich sehe Quellen auf den Höhen und Ströme in den Thälern; ich kenne das Meer im Norden von Deutschland und das Meer im Süden von Italien. Im September des Jahres 1880 sah ich den Sprudel in Karlsbad, im Oktober desselben Jahres war ich in Neapel und sah den Vesuv Feuer auswerfen; diese zwei wunderbaren Springbrunnen Europas geben mir viele Gedanken, legen viele Fragen in meine Seele. Kinder der Unterwelt, im Innern der Erde geboren, Wasser und Feuer, Feinde von Natur, lebten und tobten

in wilder Aufregung vielleicht lange im Verborgenen, zugedeckt von der Erdoberfläche, bis sie die Schale ungestüm durchbrachen und hinaus strömten zum Tageslicht; ungebändigt sprudeln sie nun empor, das kochende Wasser und das glühende Gestein, beide gleich mächtigen Springbrunnen.

Könnte man das Arbeiten der Natur im Innern der Erde beobachten! Könnte man sie sehen, die kolossalen Wasserkessel, welche die Quellen der Erde speisen, die frischen Gebirgswasser und die Gesundbrunnen; könnte man das Riesenfeuer sehen, welches Quellen zum Bade erwärmt und sie kochend aus der Erde treibt und schließlich selbst Auswege sucht.

Ein rastloses Schaffen und Streben hat Gott, der Schöpfer der Welt, in die Natur gelegt. Was davon dem Menschen sichtbar ist, das erfüllt ihn mit Staunen, ruft ihn zur Anbetung, auch zur Nachahmung, denn schaffen und streben kann auch der Mensch, wenn auch nur in den Grenzen, die seinem Geiste und seiner Kraft gesteckt sind. Die Oberfläche der Erde hat der Mensch sich dienstbar gemacht, und er hat auch die Oberfläche durchstochen und ist ein Stück eingedrungen in die feste Decke, welche die Geheimnisse des Innern umschließt. Der Mensch legte Bergwerke an, fördert Kohlen, Metalle, Edelsteine, Salze zu Tage, er durchzieht die Erde mit Wasserleitungen, mit Gasröhren, mit Telegraphendrähten u. s. w. — er gab auch seinen Toten in der Erde Ruhestätten, in Katakomben und auf Kirchhöfen.

Aber diese Menschenarbeit geschieht nur in der Schale der Erde, den Kern, welchen diese Schale umgibt, wird nimmer ein Menschenauge erblicken. Dort schafft allein und regiert der Geist des Schöpfers. Gott allein sieht die Natur im Verborgenen arbeiten nach seinen Gesetzen, er weiß es auch allein, welche uns rätselhafte Gewalt die beiden Wunder-Springbrunnen, den Wassersprudel in Karlsbad und den Feuersprudel in Neapel, aus dem Innern der Erde ans Tageslicht hinaus treibt.

B.

Der Vesuv im ersten Jahrhundert nach Christo.

Im ersten Jahrhundert nach Christo lebten zwei römische Schriftsteller, die Gelehrten Plinius der Ältere und Plinius der Jüngere, Onkel und Neffe. Plinius der Ältere war Befehlshaber der römischen Flotte in Misenum bei Neapel, alle seine freie Zeit aber widmete er gelehrten Forschungen und er hat eine berühmte Historia naturalis hinterlassen. Die Gegend um Neapel war dem Gelehrten genau bekannt, er kannte auch

sehr wohl den Berg, welcher an der gegenüber liegenden Seite des Golfes lag, aber damals nicht ahnen ließ, welche Verwüstung er um sich her verbreiten würde.

Strabo, ein gelehrter Grieche, Geograph, welcher im ersten Jahrhundert nach Christo lebte und viele Reisen für seine Studien machte, hat eine Beschreibung der damaligen Gegend um Neapel hinterlassen, es heißt in dieser Beschreibung unter anderem:

„Es leben zu Neapolis diejenigen Römer, die sich hierher von Rom zurückgezogen haben, um von ihren Anstrengungen auszuruhen, oder weil sie sich wegen Alter und Gebrechlichkeit nach einem ruhigen Leben sehnen, ganz nach griechischer Weise. In der Nähe ist das befestigte Herculanum, auf einer ins Meer verlaufenden Landspitze, wo der Südwest sehr häufig weht und dadurch den Aufenthalt sehr gesund macht. In der Nähe ist der Hafen Pompeja gelegen, auf dem die Waren ankommen und abgeschickt werden. Oberhalb dieser Gegenden liegt der Berg Vesuv, mit Ausnahme des Gipfels ringsum von schönen Feldern bedeckt. Dieser ist größtenteils flach, ganz unfruchtbar und von aschgrauer Farbe, mit grottenartigen Höhlungen, aschgrauen, vom Feuer durchfressenen Steinen; ein Beweis, daß diese Gegend früher gebrannt und Krater für das Feuer gehabt hat, welches aus Mangel an Materie erlosch.

Im Jahre 79 nach Christo brach sich das Feuer aus dem Innern der Erde Bahn durch den alten Krater, verschüttete herrliche Ortschaften und Plinius der Ältere verlor dabei sein Leben."

Plinius der Jüngere schreibt an den Geschichtsschreiber Tacitus:

„Du bittest mich um eine Beschreibung des Todes meines Oheims, um sein Ende der Nachwelt desto treuer überliefern zu können u. s. w.

„Mein Oheim befand sich zu Misenum, wo er die Flotte in Person befehligte. Am dreiundzwanzigsten August ungefähr nachmittags ein Uhr meldet ihm meine Mutter, es lasse sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt sehen. Er hatte sich gesonnt, kalt gebadet, sodann liegend gespeist und studierte. Er fordert seine Schuhe und besteigt eine Anhöhe, von welcher man die wunderbare Erscheinung sehr gut beobachten konnte. Die Wolke erhob sich — aus welchem Berge konnte man von weitem nicht unterscheiden; daß es der Vesuv gewesen, erfuhr man erst nachher — in einer Gestalt, welche mit nichts zu vergleichen war, als mit einem Baume und zwar mit einer Pinie. Sie schien in einem sehr langen Stamme in die Höhe zu steigen und sich in einige Zweige auszudehnen 2c.

Meinem Oheim schien diese Erscheinung wichtig und näherer Betrachtung wert. Er läßt ein leichtes Schiff ausrüsten und stellt mir frei, ihn zu begleiten. Ich antwortete, ich wolle lieber studieren. — Eben trat er aus dem Hause, als er ein Schreiben aus Bettina empfängt, in welchem die dortigen Schiffleute, durch die drohende Gefahr erschreckt — der Ort lag am Fuße des Berges und man konnte nur zu Schiffe entkommen — ihn baten, sie aus so großer Not zu retten. Er ändert nun seinen Plan, und was er als Gelehrter begonnen, vollzieht er als Held. Er läßt die Schiffe unter Segel gehen und schiffte sich ein, um nicht bloß Bettina, sondern unzähligen Menschen — denn die Küste war ihrer Anmut wegen sehr bevölkert — Hilfe zu bringen. Er eilt dahin, von wo andere fliehen, und steuert in gerader Richtung auf die Gefahr zu, so furchtlos, daß er alle Begebenheiten und Gestaltungen der Unglücksscene, wie er sie wahrnahm, diktierte und aufzeichnen ließ. Schon fiel Asche auf die Schiffe, heißer und dichter, je näher man kam; nun auch Bimssteine und schwarze, ausgebrannte, vom Feuer geborstene Steine. Jetzt machte eine plötzliche Untiefe und der Auswurf des Berges die Küste unzugänglich. Er besann sich einen Augenblick, ob er zurücksegeln sollte; bald aber sagte er zum Steuermann: „Mit dem Tapfern ist das Glück, fahre zu Pomponius!" Der Steuermann landete zu Stabiä. Mein Oheim umarmt, tröstet, ermuntert die Zitternden, und läßt sich, um die Furcht derselben durch seine Zuversicht zu stillen, ins Bad bringen; nach dem Bade legt er sich zu Tische und speist mit Heiterkeit.

Inzwischen leuchteten aus dem Vesuv an mehreren Orten breite Flammen und hohe Feuersäulen empor, deren Glanz und Helle durch die finstere Nacht erhöht wurde. Mein Oheim, um der Furcht zu begegnen, behauptete, es seien die Landhäuser, welche von den Landleuten aus Schrecken verlassen und dem Feuer preisgegeben worden seien. Hierauf begab er sich zur Ruhe und schlief wirklich fest ein. Nun wurde aber der Vorhof, aus welchem man in das Zimmer trat, mit Asche und Bimssteinen so hoch angefüllt, daß er bei längerem Verweilen nicht mehr aus dem Zimmer hätte gehen können. Man weckt ihn und er begibt sich zu Pomponius und den anderen, die gewacht hatten. Sie beratschlagten, ob sie im Hause bleiben oder ins Freie gehen sollten. Die Häuser wankten durch die häufigen und heftigen Erdstöße und schienen, gleichsam aus ihrem Grund gehoben, bald hierher, bald dorthin sich zu bewegen oder gehoben zu werden. Dagegen schauete man im Freien das Fallen der obschon leichten und

ausgebrannten Bimssteine. Bei Vergleichung der Gefahren wählte man jedoch das letztere. Sie legen Kissen auf den Kopf und binden sie mit Tüchern fest, dies diente zum Schutz gegen den Steinregen. Schon war es anderwärts Tag, dort war es Nacht, schwärzer und finsterer als alle Nächte; doch erhellten sie solche durch Fackeln und Lichter aller Art. Man beschloß, ans Ufer zu gehen und in der Nähe zu sehen, ob man sich aufs Meer wagen könne; dies aber blieb wild und ungestüm. Hier legte sich mein Oheim auf ein hingebreitetes Tuch, forderte und trank zu wiederholten Malen kaltes Wasser. Hierauf trieben die Flammen und der denselben vorangehende Schwefelgeruch die andern in die Flucht; ihn veranlaßten sie aufzustehen. Gestützt auf zwei Sklaven erhob er sich, sank aber sogleich nieder, erstickt, wie ich glaube, durch den dicken Dampf und weil sich die Luftröhre verschloß, welche bei ihm von Natur schwach und eng war. Als es Tag wurde, der dritte von dem an gerechnet, den er zuletzt gesehen hatte, fand man seinen Körper unversehrt, einem Schlafenden ähnlicher als einem Toten."

Herculanum, Pompeji und Stabiä gingen bei dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79 nach Christo zu Grunde. In die Häuser von Herculanum und Pompeji drangen nicht blos der Aschenregen, sondern erdige Bimssteinmassen als Schlamm ein, ja, Herculanum, das dem Vulkane näher lag, wurde von den Lavaströmen ganz bedeckt.

Auf dieser Decke entstanden nach und nach die Ortschaften Portici und Resina. Die Ausbrüche des Vesuvs haben sich seit dem Jahre 79 oft wiederholt, doch anfangs mit Pausen von hundert bis zweihundert Jahren, so daß die Menschen immer Mut gewannen, sich in der Nähe des gefährlichen Berges anzubauen.

Im Jahre 1631 war ein heftiger Ausbruch, nachdem der Krater lange friedlich ausgesehen, in seinem Becken sogar ein Wald von Bäumen entstanden war. Es ergoß sich damals ein Lavastrom über Portici und Resina, und bei einer Prozession wurden vierhundert Menschen überschüttet; im Ganzen kamen dreitausend Menschen ums Leben.

In späteren Jahrhunderten wiederholten sich die Ausbrüche nach kürzeren Pausen, doch waren sie nicht so furchtbar wie jene beiden erwähnten.

C.

Der Vesuv im neunzehnten Jahrhundert nach Christo.

Manche Menschen nennen den Vesuv einen Tyrannen, andere nennen ihn ein Gespenst; den Tyrannen und das Gespenst fürchtet man; heute sagte mir ein Mann auf der Straße: »Il Vesuvio è la bocca del Diavolo.« (Der Vesuv ist der Mund des Teufels), er speit Verderben aus. Für alle diese Bezeichnungen habe ich keine Neigung. Für meine Empfindung ist der Vesuv ein wunderschöner Berg in seiner äußeren Form, und durch seine Thätigkeit eines der Wunder, die Gott in die Natur gelegt hat, die den Menschen noch ergreifen, denn die Naturwunder, die uns alltäglich geworden sind, ergreifen uns nicht mehr.

Der Berg hängt nicht mit der Kette der Apenninen zusammen; er steht einsam da, mit doppeltem Gipfel, Vesuv und Somma, beide gleichen großen Maulwurfshaufen auf dem Felde, aufgeworfen freilich nicht durch Maulwürfe, aber wahrscheinlich durch innere Gewalten. Menschen wissen von diesem plötzlichen Erscheinen des Berges nichts zu erzählen, aber man darf vermuten, ist doch dem Vesuv gegenüber, jenseits des Golfes, in der Gegend von Misenum vor dreihundert Jahren binnen zwei Tagen ein Berg emporgewachsen, den man deshalb monte nuovo (neuer Berg) nannte.

Der Vesuv nimmt mit seiner Basis eine Fläche von drei und dreiviertel Quadratmeilen ein; seine Ansteigung ist anfangs nicht steil, steigert sich aber in der Höhe. Die Somma hatte in früherer Zeit die Aufgabe, Feuer zu speien, jetzt thut es ihr Zwillingsbruder, der Vesuv; früher war die Somma auch der alleinige Gipfel, der zweite Gipfel entstand später. Ein Thal in Sichelform trennt diese beiden jetzt, es heißt Atrio di cavallo und gli Atrii. Auf einem Lavafelde dieses Thales steht das Observatorium; hier lebt jetzt der berühmte Mann, dessen Name weltbekannt ist, Professor Palmieri, der den Vesuv beobachtet und über ihn Bericht erstattet; gebieten kann der gelehrte Professor dem seiner Obhut übergebenen Störenfried nichts, aber ich denke, er gehört nicht zu denen, die ihn schelten, sondern zu denen, die ihn anstaunen, sogar ihm zugethan sind, als einem Wunderkinde der Natur.

Statt hier meine Besteigung des Vesuvs zu beschreiben, ziehe ich vor, Goethes Bericht herzusetzen; er war zweimal auf dem Berge, gerade vor hundert Jahren; er erzählt:

„Den zweiten März 1787 bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangte ich nach Resina, sodann auf einem Maultiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre 71, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Dritteile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Taschentuch vorzuhalten nutzte nichts, der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher; ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heiteren Tag und verminderten Rauch zu sparen. —

Den sechsten März. Heute gingen wir wieder auf den Vesuv. — Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich, denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher der Kegelberg sich erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma. — Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt; der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die anderen, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch; erst plumpten die schwereren und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die

Der Vesuv

1880

geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten. Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraume den Rückweg zu gewinnen. Ich beratschlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen. Unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend. Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Dampfes erblickte man hier und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt; wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrunde. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert."

Ich bin, gleich Goethe, auch mehrmals zum Krater hinauf gestiegen, zu Wagen von Resina aus bis zum Observatorium, vereint mit mehreren Bekannten, dann zu Fuß weiter hinauf mit einem kräftigen Führer und festem Gebirgsstock, denn der Weg hinauf ist sehr beschwerlich. Viele Vesuvbesucher reiten auf Eseln, jetzt gibt es eine Eisenbahn bis zum Kraterrande, die sehr merkwürdig ist, weniger schauerlich als die Rigibahn. Man befährt diese Bahn auch des Nachts, bei elektrischer Beleuchtung, und dies Jahr, da der Vesuv

in seinem Beruf thätig ist, wird gerade die Nachtzeit gern benutzt. Ich machte diese Fahrt bei Vollmondschein, sie war unbeschreiblich interessant; für das Auge aber hatte ich einen größeren Genuß, als ich am folgenden Abend einen Besuch bei einem Bekannten in Neapel machte, der hoch über der amphitheatralisch auf die Felsen hinauf gebauten Stadt ein Haus besitzt. Ich stand auf einem Balkon und sah ein Wunderbild einziger Art. Unter mir tausende von Sternen, die Lichter in der den Golf einschließenden Stadt, dahinter das dunkle Meer, über ihm ein Himmel mit Sternen übersäet und links am Golf der arbeitende Berg, der taktmäßig, mit Pausen, die Feuersäule hervorstieß, bis sie sich überbeugte und den Berg hinab floß. Auf der einen Seite war der glühende Lavastrom, auf der anderen die bläulich von elektrischem Licht beleuchtete Eisenbahn und am Himmel, über dem Wunder der Natur und dem Wunder der Wissenschaft, der silberne Mond.

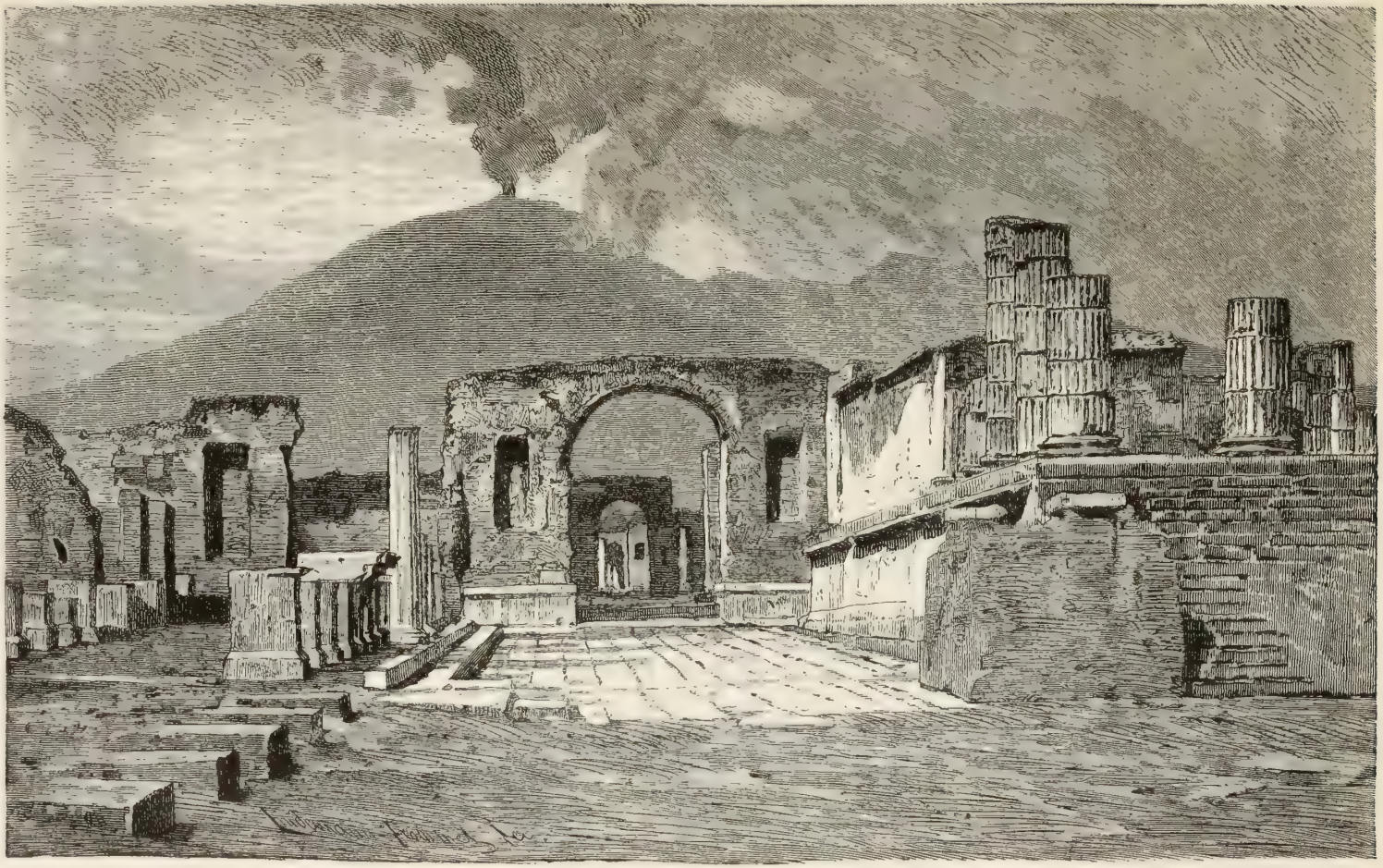
Ich habe mir ein Bild des Vesuvs gekauft, welches einen kleinen Begriff von dem Anblick gibt, den ich gehabt habe.

D.

Pompeji.

Vor einer Reihe von Jahren richtete ich mir eine hübsche Wohnung ein; ich ließ die Wände mit Tapeten bekleiden und hing Ölbilder und Kupferstiche unter Glas und Rahmen daran auf; ich stellte meine bequemen Möbel in die freundlichen Räume, und als alles fertig war, ließ ich mich behaglich darin nieder. Da zogen sich eines Tages dunkle Wolken am Himmel zusammen, Donner rollten, Blitze leuchteten und ein Blitzstrahl fuhr durch das Dach des Hauses, in dem ich wohnte, zündete bei mir, und das Feuer zerstörte meine neue Einrichtung; ich konnte nur meine wichtigen Papiere und Kostbarkeiten retten; die inneren Teile des Hauses brannten fast ganz aus, das Dach stürzte ein und verschüttete, was in den Mauern übrig geblieben war. Das war ein Unheil für mich, aber es war doch nur ein einzelnes Haus vom Blitz zerstört worden.

Zweitausend Jahre sind es beinahe, da hatten sich in der Stadt Pompeji eine große Zahl Menschen eingerichtet, zum Teil reich und prächtig; sie hatten ihre Wohnungen mit Kunstwerken geschmückt, die Wände schön gemalt, Säulenhallen, Gartenanlagen, Springbrunnen anbringen lassen, alles war schön, dem Klima angemessen und der damaligen Sitte gemäß. Tausende von Menschen lebten in Pompeji: Vornehme und



Pompeji.

Geringe, Arme und Reiche, Arbeiter und Müßiggänger, Alte und Junge, Lehrer und Lernende, Herren und Sklaven. Alles war in vollem Leben; da kam Zerstörung, aber nicht durch einen Blitzstrahl, sondern durch den Ausbruch des Vesuvs: Pompeji wurde verschüttet. Asche und Steine, welche der Vulkan auswarf, deckten die Stadt zu und wölbten einen Berg über ihr, und in diesem Grabe ruhete sie fast zweitausend Jahre. Die Menschen mögen sich wohl zum größten Teil durch Flucht gerettet haben, bei den Ausgrabungen, welche in neuerer Zeit veranstaltet wurden, fand man zwar menschliche Körper, aber doch verhältnißmäßig wenige.

Wenn man Pompeji jetzt besuchen will, wird man zuerst überrascht durch eine Wand oder Damm, welcher den ganzen Ort verbirgt; es ist die ausgegrabene Asche, welche dort aufgehäuft wurde, als sei da eine Stadtmauer, die ganze Stadt überragend. Man geht durch ein Thor ein, neben welchem man Eintrittskarten kauft und wo einem ein Führer zugewiesen wird, denn allein würde man sich in den Straßen der in Ruinen liegenden Stadt verirren, so weitläuftig ist sie.

Als vor hundert Jahren Goethe die wenigen Ausgrabungen von Pompeji, die damals zu sehen waren, in Augenschein genommen hatte, schrieb er: „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hat, als dies Pompeji." Goethe hatte Freude über den Blick, den man hier in die Vergangenheit thun konnte, wie nirgends sonst wo. Pompeji ist im vollen Leben, plötzlich zugedeckt worden, was jetzt zu Tage kommt, gibt ein Bild der Zeit, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, ja der Thätigkeit der Menschen, welche vor zweitausend Jahren lebten. Man tritt ein in Häuser reicher Familien, welche sich mit Luxusgegenständen umgeben hatten; man sieht die Arbeitsstätten der Handwerker und Sklaven. Statuen, Schmuck, Kostbarkeiten, Kunstsachen verschiedener Art wurden in Menge gefunden; aber auch verkohlte Stoffe, Küchen mit Kochgeschirr, Backöfen mit Brot gefüllt, verschiedenes Getreide; der Tod hatte die Pompejaner in voller Thätigkeit überrascht, darum hat man nirgends so wie hier ein Bild jener Zeit. Wie viel größer wäre heutzutage Goethes Freude, als vor hundert Jahren, wenn er noch lebte und Pompeji besuchen könnte.

Viele Menschen, welche die Ausgrabungen beobachten wollen, leben wochenlang in den Hotels, welche am Eingang zu der Stadt der Ruinen erbaut wurden. Man kann sich bei täglichem Besuch der Stadt ganz hineindenken in die alte Zeit, in Sitten und Gebräuche, die man nur aus

Geschichtswerken kennen lernte. — Die Phantasie der Griechen und Römer hatte eine Götterwelt geschaffen, denn tief im Innern des Menschenherzens ruht die Überzeugung, daß es ein höheres, vollkommeneres Wesen, als der Mensch ist, geben müsse, welches die Welt regiert. Nur ein einziges Volk, die Israeliten, glaubten an einen einzigen Gott und wußten, daß Gott ein Geist ist, der auch im Geist anzubeten sei, den man nicht abbilden könne. In Pompeji hat man viele Abbildungen der verschiedenen Gottheiten, welche heidnische Phantasie erdachte, ausgegraben, in den Tempeln große Statuen, in den Wohnungen kleine Hausgötter, Laren, und an den Wänden Gemälde einzelner Götter und Darstellungen ganzer Scenen aus dem Götterleben.

Die Menschen, welche zur Zeit, da der Aschenregen Pompeji überschüttete, dort lebten, mögen sich zum größten Teil gerettet haben, wie gesagt, im ganzen hat man wenig Gerippe gefunden, aber die, welche man fand, hat man mit Gips übergossen und sie ruhen in Glaskasten in voller Gestalt, in der Stellung, in welcher sie der Tod überraschte. Die feuchte Asche hatte sich dem toten Körper angeschmiegt, war so zu Stein geworden; Fleisch und Blut des Körpers sind vermodert; nun hat man in die Form, welche sich um das Gerippe gebildet, flüssigen Gips gegossen, er umschloß das Gerippe und füllte die Form aus; so gewann man die Gestalt des Menschen, wie sie die Natur geschaffen.

Merkwürdig ist das Schicksal manches menschlichen Leibes, nachdem seine Seele in die Ewigkeit gegangen ist. Der Mensch liebt und pflegt die gebrechliche Wohnstätte seiner Seele, welche mit dieser zusammengehört, so lange der Mensch lebt. Die Hohen und Reichen der Erde haben zu allen Zeiten auch Grabkapellen gebaut, um den entseelten Körpern noch Ehre zu erweisen. Die Ägypter führten vor tausenden von Jahren die Pyramiden auf, in denen ihre einbalsamierten verstorbenen Könige für die Ewigkeit ihre Ruhestätte haben sollten. Der römische Kaiser Hadrian ließ einen mächtigen Bau in Rom aufführen für den Sarkophag mit der Asche seines Körpers; der Gotenkönig Theodorich bauete ein ähnliches Prachtwerk in Ravenna. Und heute sind die Mumien der ägyptischen Könige aus den Pyramiden herausgenommen und in die Museen der großen Städte auf der ganzen Erde verteilt worden; von der Asche des Kaiser Hadrian und des König Theodorich ist keine Spur vorhanden; die Leichen der in Pompeji verschütteten Menschen sind nach zweitausend Jahren ausgegraben worden und, wie im Leben gestaltet, in Glassärgen ausgestellt.

Als Beilage zu dieser kurzen Schilderung der Ruinen von Pompeji habe ich ein Bild mit einigen der ausgegrabenen Gegenstände anfertigen lassen. Eine Wand eines Wohnzimmers, mit einem einzelnen Gemälde, eine schwebende Tänzerin. Darunter die Abbildung eines der mit Gips überkleideten Gerippe, die in Glaskasten aufbewahrt sind, und Zeichnungen verschiedener im Schutt gefundener Gegenstände.

Die Straßen der Stadt sind schmal, nicht für unsere Wagen eingerichtet, die Wege für die Fußgänger an beiden Seiten bedeutend erhöht. Deutlich zu erkennen sind die Tempel mit ihren Säulenhallen. Das Forum, Centrum der Stadt, ist umgeben von öffentlichen Gebäuden, von der Gerichtshalle, dem Gefängnis; der Jupitertempel nahm eine ganze Seite des Forum ein.

Die Abteilungen in den Wohnhäusern sind gut erhalten und man kann die Bedeutung der einzelnen Räume feststellen. Die Häuser haben alle den gleichen Stil, von außen unschön, ohne Fenster, alle Schönheit ist auf den inneren Teil verwendet. Eine der größten und schönsten Ruinen der Wohnhäuser ist das sogenannte Haus des Pansa; ich lege eine Zeichnung bei, wie ich sie in einem Buche fand, mit Nummern an den einzelnen Abteilungen, die ich erklären will.

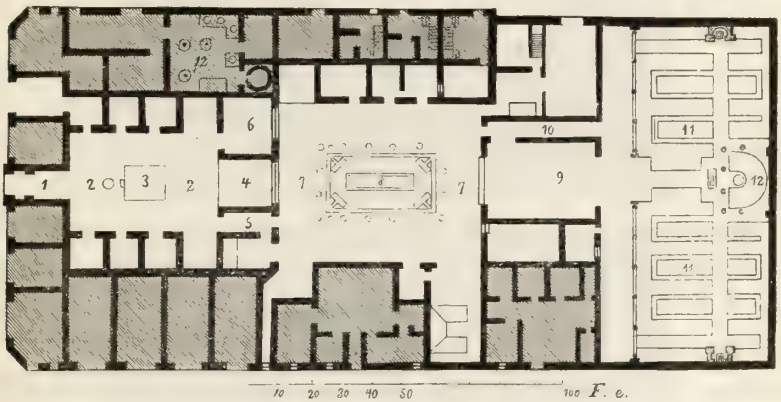
Ein schmaler Flur, 1 (vestibulum), führt in die Vorhalle, 2 (atrium). Das Atrium war Versammlungsort der Hausgenossen und Gäste, im Atrium standen gewöhnlich die Webstühle, an denen die Hausherrin mit ihren Mägden arbeitete. — 3 ist das Impluvium, Bassin zum Auffangen des Regenwassers, welches von vier Seiten vom Dach hineinströmte. — In das Atrium münden von jeder Seite drei Thüren in sechs Seitengemächer, die Schlafzimmer für Gäste und für die Sklaven (cubicula). Zwei andere Seitenräume, gegen das Atrium stoßend, ganz ohne Scheidewand von diesem, sind Flügel des Atrium. — Dem Eingang des Vestibulum gegenüber, 4, ist das Tablinum, der Hauptraum des ganzen Hauses; hier fand man Manuskripte, es scheint die Bibliothek gewesen zu sein, war mit schönem Mosaikfußboden geschmückt. Das Tablinum war offen, diente aber nicht als Durchgang, hierzu war ein schmaler Gang, 5 (fauces), bestimmt. Der Raum 6 war nach anderer Meinung die Bibliothek, man hat wohl auch hier Manuskripte gefunden. Man kann ja überhaupt nur vermuten, möglich, daß er gleichen Zwecken diente, wie das Tablinum, da ein ähnlicher Mosaikfußboden darin gefunden wurde. — In dem unbezeichneten Raum neben dem Fauces, mit einer Nische, vermutet man ein

gez. v. H. Burkner

T.A.B. XXIX

Aus Pompeji

Schlafzimmer. — Der große Raum 7 — 7 ist das schöne Peristylum, dessen offener Mittelraum, 8, von sechzehn zierlichen Säulen umgeben ist. Der Boden desselben wird durch ein Bassin eingenommen, dessen Seitenwände mit Fischen und Wasserpflanzen bemalt sind. (Peristylum nannte man einen Säulengang, der einen Hof umschloß.) Die kleinen Räume, welche an das Peristyl stoßen, mögen Schlafstuben gewesen sein, der große Raum gegenüber war der Speisesaal (triclinium). Ein großer Raum, ein Saal, 9, bildet den Schluß des Hauses. Zum Garten führt ein Gang, 10. — Im Gartenraume, 11, kann man noch die regelmäßig angelegten Beete erkennen; im Hintergrunde, 12, scheint eine Halle gewesen zu sein. — Das Haus ist von Läden umgeben, das heißt von Verkaufslokalen, Bäckerei mit Mühle ꝛc., und hat Straßen an allen vier Seiten, heißt deshalb auch Insula.



Grundriß vom Haus des Pansa in Pompeji.

Viel interessanter wäre Pompeji noch, wenn die ausgegrabenen Gegenstände an der Stelle, wo man sie gefunden hat, stehen geblieben wären; das konnte nicht sein; man hat alle beweglichen Dinge in Neapel im Museum aufbewahrt, auch Wandgemälde hat man ausgeschnitten und findet sie jetzt im Museum.

Wenn man an Pompeji denkt, ohne es besucht zu haben, ist man wohl unwillkürlich geneigt zu meinen, man müsse zu den Ausgrabungen in die Tiefe hinab steigen, wie in ein Bergwerk; aber das ist nicht der Fall. Pompeji liegt höher als die Eisenbahn, aber unsichtbar, wenn man am Stationsorte ankommt, denn der Wall von Schutt verbirgt es noch den Blicken, der Berg, welcher den Aschenregen über Pompeji gebildet hat, wird eben nach und nach abgegraben, es ist noch sehr viel zu thun.

E.

Herculanum und Stabiä.

Herculanum war, so vermutet man, von reicheren, vornehmeren Familien bewohnt, als Pompeji, man hat hier bedeutendere Kunstwerke und viel mehr Kostbarkeiten gefunden, obgleich nur wenig Ausgrabungen gemacht werden konnten.

Herculanum liegt näher am Vesuv als Pompeji, und war daher der Gefahr auch mehr ausgesetzt, als der Berg seine Lavaströme auswarf; darum hat auch dieser Ort in anderer Weise seinen Untergang gefunden, als das durch Asche verschüttete Pompeji. In die Stadt Herculanum floß die glühende Lava, in die Straßen und in die Gebäude; sie erkaltete und bildete einen festen Stein.

So liegt dieser Ort eingebettet in einen schwarzen Steinberg. Die Arbeit des Ausgrabens ist also hier eine ganz andere und viel schwerere als in Pompeji, man hat auch nur erst wenige Gebäude frei gelegt, denn auf dem Riesengrabhügel stehen die Dörfer Portici und Resina. Um den freigelegten Teil von Herculanum zu sehen, geht man nach Resina und steigt hier wie in ein Bergwerk in die Tiefe hinunter; man erhält zu der Wanderung Fackeln und ein Führer zeigt das Amphitheater und einige Häuser.

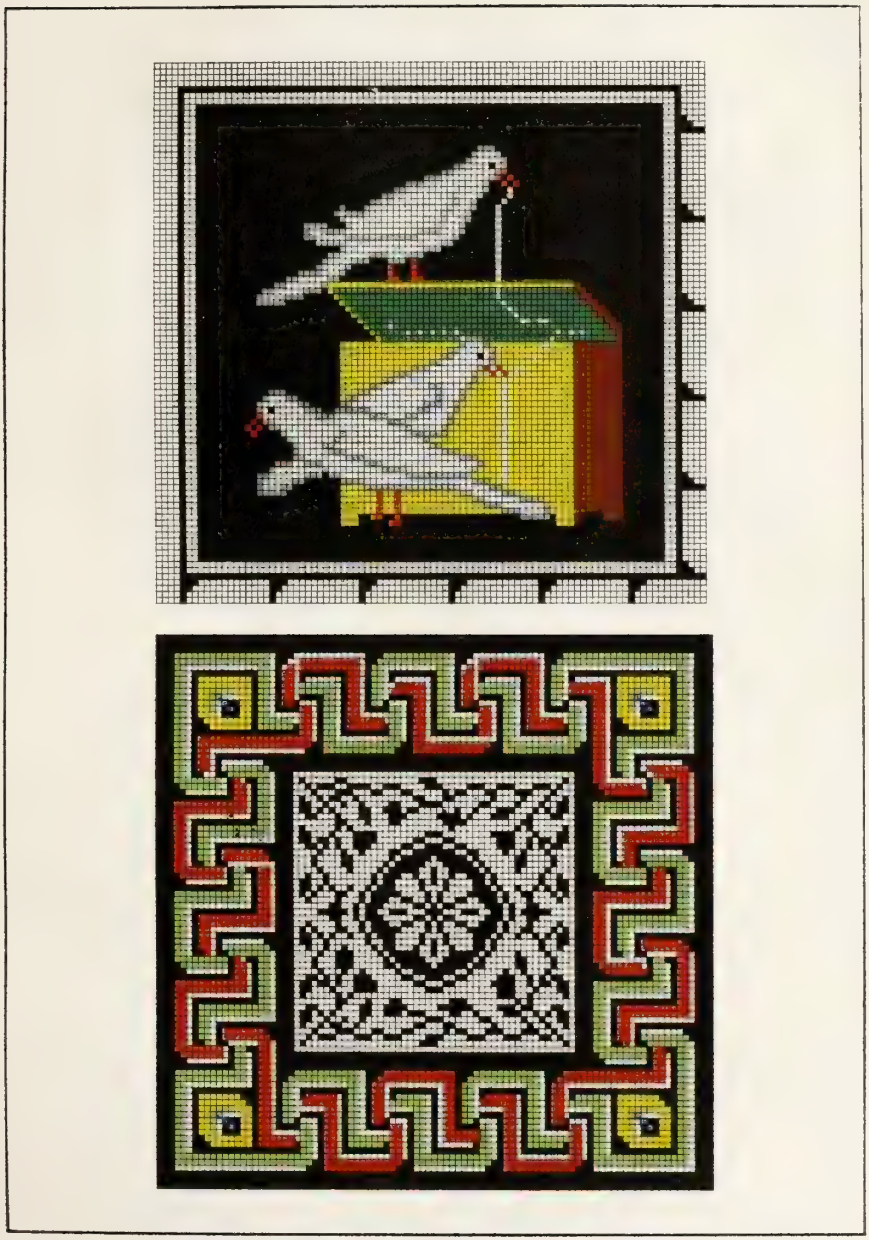
Der große Ort Stabiä wurde ebenfalls verschüttet oder mit Lava übergossen, nur wenige Spuren hat man aber bisher davon entdeckt; wohl hat man auch einzelne Kunstwerke gefunden, doch hat man die Ausgrabungen aufgeben müssen, da auf dem Berge, welcher sich über Stabiä gebildet hat, der reich bevölkerte Flecken Castellamare steht.

In Stabiä war es, wo Plinius während des Vesuv-Ausbruches sein Leben verlor.

* * *

Am Golf.

Fünf kleine Aufsätze des grauen Alten legte ich eben in meine Briefe ein, sie überheben mich einer Beschreibung meiner letzten Ausflüge. Ich war in Pompeji. Einen Ankauf machte ich für Dich, der Dich gewiß interessieren wird. Die Fußböden in Pompejis Wohnhäusern sind fast alle Mosaikarbeiten, man verkauft Abbildungen davon. Eine dieser Abbildungen will ich zum Tapisseriemuster einrichten lassen, es wird Dir gewiß Freude machen, für Deine Eltern oder für wen Du willst einen Teppich zu nähen



TAB XXIX

Pompejanische Mosaikfussboden als Stickmuster

nach pompejanischer Vorlage. Die Damen, welche in Pompeji wohnten, ahnten nicht, daß zweitausend Jahre nach ihnen deutsche Mädchen das Mosaikmuster sticken würden, auf welchem sie täglich hinschritten.

* * *

Quisisana.

Heute schreibe ich nicht auf meiner Terrasse in Neapel an Dich, sondern auf einer Wanderung; ich habe Neapel auf acht Tage verlassen, und eben sitze ich am Fenster an einem Punkte des Golfes, der noch wieder viel schöner ist als meine Terrasse im Hotel Washington. Ich bin mit der vierpersönlichen Familie ausgefahren, um Sorrent zu besuchen; für die erste Nacht aber haben wir uns in Quisisana niedergelassen. Hier ist's so wunderbar schön, daß ich gewiß, wenn ich jemals wieder nach Neapel komme, mich hier wenigstens für acht Tage niederlasse. Es klingt und singt immer laut in mir das bekannte Lied:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag!"

Das Hotel Quisisana liegt auf dem Wege nach Sorrent in Castellamare. Ein königlicher Herr baute vor einigen hundert Jahren ein Schloß auf dem Berge und nannte es casa sana (gesundes Haus), der Hotelwirt hat für sein Haus im Namen eine Veränderung gemacht: qui si sana (hier wird man gesund).

Wir fanden Wagen am Bahnhofe in Castellamare und fuhren einen ziemlich steilen Berg hinauf, bis zum schönen Hotel; wir forderten Zimmer mit Aussicht auf das Meer und erhielten sie so schön, wie man sie sich nur wünschen konnte. Venedig und Neapel wollte ich nicht vergleichen, aber Neapel mit Quisisana vergleiche ich und, denke Dir, trotz meiner Begeisterung für Neapel, es tritt zurück vor Quisisana. Aufjauchzen möchte ich vor Entzücken. Ich sitze am Fenster und übersehe das Meer tief unter mir und die Ortschaften am Golf; am Horizont steht der Vesuv! Diese Nacht werde ich wohl am Fenster sitzen bleiben, als Wächter; ja, wachen werde ich, um Meer und Sternenhimmel und den fleißigen Feuerarbeiter zu beobachten.

Im Speisesaal waren wir die einzigen Gäste, aber dennoch gab es ein vorzügliches Diner. Das Lesezimmer ist mit guten Büchern versehen, und aus den vier Ecken schauen den Leser die größten Dichter Italiens an, Marmorbüsten von Dante, Tasso, Ariosto, Petrarca.

Nun ist es Nacht! Ich habe mein Licht hinter einen Bettschirm gestellt und schreibe dort eben diesen „Gute-Nacht-Gruß“ an Euch; aber mein eigentliches Ruheplätzchen, vielmehr Unruheplätzchen ist ein Armstuhl am offenen Fenster, dort sitze ich und staune das Feuerwerk an; ich muß Dir aber gestehen, daß ich trotz aller Schwärmerei für den großartigen Feuerwerker zuweilen einnicke; aber mich vom Fenster zurückziehen und wie anderswo zu Bett gehen, nein, das thue ich nicht gleich; ich bin ja manche Nacht auf Reisen gewesen, habe auch an Krankenbetten gewacht, da kann ich auch vor dem Vesuv einen Teil der Nacht wachen.

(Am Morgen.) Die Sonne kommt; nun will ich noch einige Stunden dem Schlaf opfern, denn bei Tageshelle ist der König der Gegend weniger anziehend. Martha wäre gern mit mir wach geblieben, aber Mama erlaubte es nicht, Schlaf ist der heranwachsenden Jugend nötig. Es kommt freilich bald die Zeit, wo sie in Gesellschaften die halbe Nacht wachen wird, aber Mama hat doch recht, jetzt mag sie sich im Schlaf stärken zum Leben.

* * *

Sorrent.

Wieder alles herrlich und geglückt. Die Fahrt sehr schön, eine der berühmtesten in Italien. Man fährt bald dicht am Meere, bald auf schroffen Felsen hoch oben; Weinberge, Olivenwälder, Orangen und Myrten schmücken die Gegend. Und nun bin ich im Hotel Tramontano und habe eine Stube mit zwei kleinen Balkons, nach dem Meere hinblickend, und der Vesuv steht mir auch hier gegenüber.

Viel schöner aber noch ist Hotel Vittoria, und ich rate Euch und jedem, der nach Sorrent kommt, dort Pension zu nehmen; wir hatten uns schon für Tramontano entschieden, ehe wir Vittoria sahen. Ganz Sorrent steht auf schroffen, aus dem Meer aufsteigenden Felsen, in welche kolossale Grotten tief hinein reichen. Hotel Tramontano hat überdem eine interessante Lage, weil es Nachbar des Tasso-Hauses ist, des Gebäudes, in welchem Tasso geboren wurde; das Haus gehört jetzt dem Wirt von Tramontano, dem Signor Tramontano.

Von Sorrent aus besucht man am bequemsten die Felseninsel Capri; ich will auch hinüber fahren, wenn die vierpersönliche Familie dahin geht. Es kommt täglich bei gutem Wetter ein Dampfschiff von Neapel und nimmt die Reisenden von Sorrent mit, bringt sie auch täglich zurück. Doch, wie gesagt, nur bei gutem Wetter, denn bei einem Besuch in Capri will man die blaue Grotte sehen, und ist es stürmisch, dann kann das

kleine Boot nicht hinein fahren, und steht die Sonne nicht klar am Himmel, dann strahlt die Grotte nicht in ihrer Azurfarbe. Es ist also ungewiß, ob wir die Fahrt unternehmen; ich lege Dir aber einen Aufsatz des alten Herrn bei, von dem Du schon eine ziemlich große Anzahl erhalten hast, er gehört hierher.

Aus den Papieren des grauen Alten.

Capri.

Wie mag er tief unten im Meeresgrunde aussehen, dieser wunderlich gestaltete Felsenkoloß, welcher sich als Insel Capri hoch über die Meeresfläche erhebt? Verborgen ist der Felsenfuß vor dem Menschenauge, Korallenbäume wachsen an ihm und Seetiere vieler Art umschwimmen ihn, und die Taucher nur erstatten uns Bericht von dem Leben um ihn her; aber sein Felsenhaupt hat er hoch empor gehoben über die Meereswellen, und er trägt eine wunderbare Krone und in derselben als merkwürdigsten Edelstein, geheimnisvoll gefaßt, die blaue Grotte.

Durch die wunderbare Schönheit der Insel sind zu allen Zeiten die Menschen, welche Sinn für Naturschönheiten haben, dahin gesegelt, und zur Zeit, da die römischen Kaiser die Welt regierten, trug die Insel Paläste und Tempel, noch heute sieht man Ruinen derselben.

Wenn man Italien durchreist, ist man mehr als in anderen Ländern geneigt, seine Gedanken in längst vergangene Tage zurück zu lenken, denn auf allen Punkten trifft man Erinnerungen an alte Geschichte. Oft stören diese Erinnerungen den unbefangenen Genuß der Naturschönheit; so geht es mir in Capri; meine Augen sehen mit Entzücken umher, und vor das geistige Auge tritt dann sofort eine Schreckensgestalt, der Kaiser Tiberius, der seinen Palast in Capräa (Capri) die letzten Jahre seines Lebens bewohnte und Schandthaten mit Unmenschlichkeit seltener Größe hier verübte. Bei diesem Teufel in Menschengestalt war sein junger Thronfolger Caligula in furchtbarer Schule, er lernte bei ihm die Menschen verachten und hassen und zu Tode quälen, es war ihnen beiden eine Lust, ihre gepeinigten Opfer vom schroffen Felsen ins Meer hinabstürzen zu sehen. Dieser Felsen führt heute noch nach jenem grausamen Herrscher seinen Namen.

Während im Orient das Licht der Welt leuchtete, während der Heiland auf Erden lebte, predigte und mit jeder seiner Thaten das Gebot erfüllte, welches er als das größte hingestellt hatte, während später seine

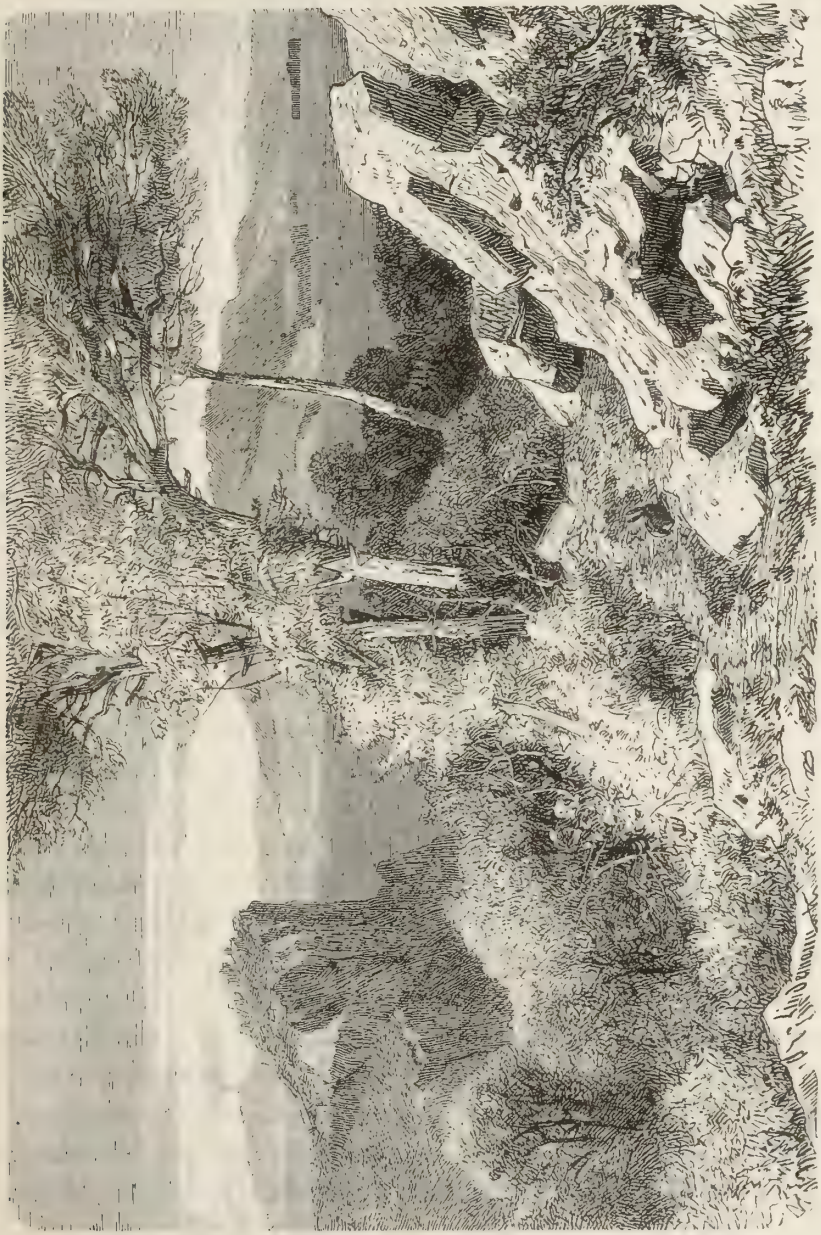
Jünger den Glauben an den geoffenbarten Gott und an Jesus Christus, Gottes Sohn, den Erlöser der Menschheit, unter Juden und Heiden verbreiteten, herrschten im Abendlande in Rom nacheinander die Kaiser Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. „Du sollst Gott über alles lieben, deinen Nächsten wie dich selbst," hieß das große Gebot des Heilands, welches fortan der Menschen Denken und Handeln leiten sollte; dieses Gebot kannten die römischen Kaiser noch nicht, denn sie glaubten noch an ihre selbst geschaffenen Götter. Aber wenn sie auch noch Heiden waren, teuflisch handeln hätten sie nie dürfen, denn auch im Heidentum waren edle Grundsätze von großen Männern gelehrt worden und des Gewissens Stimme redete seit Erschaffung der Welt in jedem Menschen.

Kaiser Augustus hatte seinen Stiefsohn Tiberius, den Sohn erster Ehe seiner Gemahlin Livia, adoptiert und zum Thronfolger bestimmt; er folgte nach Augustus Tode in der Regierung. Der junge Kaiser hatte, wie es schien, mit den edelsten Absichten den Thron bestiegen; er nannte sich den Diener des Staates und des Volkes und lebte anfangs seinem Ausspruche gemäß; er machte die Gesetze zur Grundlage seiner Regierung und war der erste, welcher ihnen Folge leistete; er hob den Wohlstand, wo es in seiner Macht lag, und sorgte für Arme, daß man annehmen konnte, er kenne bereits das christliche Gebot der Nächstenliebe.

Dann kam unerwartet eine furchtbare Umwandlung, aus dem milden Herrscher wurde ein Tyrann, ein Wüterich, der nur nach Grausamkeiten lechzte. Sein Günstling Sejanus, ein Verräter, half das Mißtrauen, welches den Kaiser gegen seine Umgebung erfüllte, steigern, und als er selbst als Hochverräter angeklagt wurde, brach Unheil aus über ihn, seine Familie, seine Freunde in entsetzlicher Weise. Der Kaiser ließ sie foltern, um sie zu Geständnissen zu zwingen, die unschuldigen Kinder wurden hingerichtet, der geringste Verdacht genügte, um Menschen zu Tode zu peinigen.

Aber auch dieses Ungeheuers Gewissen schlief nicht, er fürchtete die Menschen, die er haßte und mißhandelte, und er zog sich in seinen Palast auf der schwer zugänglichen Felseninsel Capräa zurück. Hier war Caligula in der grauenhaften Schule und er lernte so gut, daß er sich zum Kaiser ausrufen ließ, als Tiberius sterbend in einer Ohnmacht lag. Als der Ohnmächtige erwachte, wurde er vom neu ernannten Kaiser in seinem Bett mit Kissen erstickt. Dieser Caligula war es, welcher die Nächstenliebe so wenig kannte, daß er äußerte: „Ich wollte, die Römer hätten einen einzigen Kopf, daß ich ihn mit meiner Hand abschlagen könnte."

Manche Geschichtsschreiber nannten Tiberius geisteskrank, vielleicht war er es, damit könnte man seine Grausamkeiten entschuldigen. Aber waren



Der Fels des Tiberius.

Caligula und Nero auch geisteskrank? Die Sünde gewinnt eine furchtbare Macht, wenn der Mensch sich ihr überläßt.

Das schöne Capri, wäre es doch nicht durch blutige Thaten befleckt worden!

Das Klima auf Capri ist herrlich, im Winter mild, der Sommer nicht zu heiß. Die Römer verglichen die Insel, der Gestalt ihrer Felsen wegen, mit einer liegenden Ziege; Gregorovius, der begeisterte Freund Italiens, vergleicht sie mit einem Riesensarkophag im Andenken an Tiberius, der zwar nicht hier starb, aber die letzten zehn Jahre seines Lebens hier verlebte. Der höchste Punkt der Felseninsel ist der Monte Solaro, der sich 610 Meter über das Meer erhebt. Nur an zwei Stellen können Barken an der Insel landen. Auf der kleinen Fläche, 120 Meter über dem Meere, liegt das Dorf Capri, hoch oben, abgetrennt von dem Dorfe, liegt Anacapri.

Um den Felsen herum fährt die kleine Barke bis zu dem niederen Thor, welches in die wunderbarste Felsenhöhle der Welt, die blaue Grotte, führt; gestattet es die Ruhe der Wellen, dann schlüpft die Barke in das märchenhafte Innere. Es war ein Deutscher, der die blaue Grotte zu Anfang unseres Jahrhunderts entdeckte oder wieder entdeckte, denn im Altertum soll sie bekannt gewesen sein. Das Volk in Capri wußte von einer geheimnisvollen Felsenhöhle zu erzählen, aber der Aberglaube hatte sie mit bösen Geistern und Seeungeheuern bevölkert, man wagte sich nicht hinein. Der Maler und Dichter Kopisch war im Jahre 1826 in Capri und unternahm es, mit einem Freunde und mit dem Italiener Pagano die Einfahrt zu erzwingen. Das Felsenthor war so niedrig, so schmal, daß kein Boot hindurchgleiten konnte, und das Meer füllte die Höhle; wie weit hin diese sich ausdehnte, konnte man von außen nicht erkennen. Kopisch und sein deutscher Freund sprangen in die Wellen und schwammen hinein. Kopisch schrieb dann in das Fremdenbuch des Signor Pagano: „Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach Angabe unseres Wirtes Pagano entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht aufzusuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich. Wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wohl, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefahrvoll, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte „die blaue Grotte". Man sieht das Wasser, blauem Feuer ähnlich, die Grotte beleuchten, jede Welle scheint eine Flamme zu sein."

Seit der Entdeckung des verborgenen Naturwunders sind kleine Kähne

gebaut worden, auf denen man in liegender Stellung durch das niedere schmale Eingangsthor fahren kann. Die Beleuchtung ist rätselhaft, weil kein Felsenspalt einen Sonnenstrahl eindringen läßt, von der Seite fallen die Sonnenstrahlen auf den Meeresgrund und von dort strömt das Licht durch die Wellen in die Grotte; die Mittagstunde ist deshalb zum Besuch des wunderbaren Raumes am günstigsten. Der innere Raum ist hoch und weit und die Decke ist mit Tropfstein geschmückt. Wenn die Grotte in alter Zeit bekannt war, so ließ man die Nymphen vielleicht hier ihren Spielplatz haben. Es liegen noch andere Grotten in den Felsen von Capri, doch ist keine zu der Berühmtheit gelangt, wie die blaue Grotte; eine der schönsten ist am Monte Solaro, im Innern ist die Beleuchtung hier grün, die Farbe erinnert an den Smaragd.

Die Maler leben gern auf Capri und machen ihre Studien hier; auch Reisende, welche Zeit haben, halten sich gern hier auf, denn die Menschen auf Capri sind noch unverdorben, sind noch nicht von Mode und Habsucht beherrscht. Ich habe nie längere Zeit in Capri gelebt, dazu habe ich nicht Zeit, aber ich bin nie nach Sorrent gekommen, ohne der Insel und ihrer blauen Grotte auch einen Besuch zu machen.

So weit des grauen Alten Aufsatz.

* * *

Sorrent.

Ein Regentag heute. Der Vesuv hat einen dichten Schleier; ich sitze aber in der Balkonthür, wenn ich kann, denn ich beobachte gern die schäumenden Wellen. Freilich sind meine Blicke jetzt durch materielle Arbeit gesenkt, aber sie sind ja schnell zu einem Aufblick bereit. — Eigentümliche Ähnlichkeit hat meine Thätigkeit auf dem Balkon am Golf von Genua vor drei Jahren mit der auf dem Balkon am Golf von Sorrent in diesem Jahre. Ich mußte dort eine neue Schnur an mein Kleid ansetzen, ich mußte es auch hier thun; man kann nicht immer in Entzücken aufgehen, man bekommt auch zuweilen einen Dämpfer durch Flickarbeit. Gut, daß es regnet, da bin ich nicht zum Ausgehen geneigt.

Martha und Hugo waren bei mir und erzählten und fragten und der Knabe teilte mir seine Bemerkungen mit. Er hat großes Interesse für Landkarten, beschaut auf seiner Reise die gemalten Länder immer sehr genau und vergleicht ihre Formen mit bekannten Gegenständen. Heute sagte er mir: „Sehen Sie her, Tante Marie, da habe ich die Karte von Capri durchgezeichnet, sie hat auch wieder Stiefelform, wie Venedig und

wie ganz Italien, da an der kleinen Zehe ist der Tiberfelsen, oben am Schienbein die blaue Grotte, in der Wade der Monte Solaro und hier liegen Capri und Anacapri, und da ist auch der steile Weg von Capri nach Anacapri hinauf bezeichnet."

„Hugo ist der deutsche Strabo," sagte Martha scherzend, „Papa hat uns vorgelesen, daß Strabo ein griechischer Geograph war, der auch Italien besuchte, im Jahre 66 vor Christo geboren; seitdem nenne ich Hugo den deutschen Strabo."

* * *

Im Regenwetter haben wir Spaziergänge gemacht, nach der Marina (Hafen) und in wunderbar eingerissene Felsen, welche Grotten bilden. Dann waren wir in den Fabriken der Holzmosaik und machten kleine Einkäufe. Es sind sehr kostbare und schöne Sachen hier: eingelegte Holzgemälde, reizende Genrebilder auf Tischen, auf Kasten, auf Briefmappen u. s. w. Ich kaufte eine Briefmappe von hellem Holz, auf dem Deckel eine fliegende Schwalbe, mit der Unterschrift: »je reviendrai!« Die Schwalbe zieht fort, sie verheißt ihr Wiederkommen. — Ich werde auch bald von Sorrent fortziehen, ja von Italien fort, aber ich darf wohl nicht sagen: je reviendrai.

* * *

Das trübe Wetter hält an, nur auf Augenblicke entschleiert sich der Vesuv und wird dann mit Jubel begrüßt. Aber nach Capri können wir nicht fahren. Die Familie Philipp bleibt längere Zeit in Neapel, geht auch wohl nochmals nach Sorrent, um Capri zu besuchen, aber ich werde mit dem Anblick seiner wunderbaren äußeren Gestalt zufrieden sein müssen.

* * *

Wir haben einen großen Orangengarten besucht. Im Frühjahr, wenn die Bäume blühen, muß es herrlich hier sein. Hier bleiben zu können bis der Winter vorüber ist, den ganzen milden Winter hier durchleben und dann die Pracht des Frühlings sehen, das muß herrlich sein. Wenn ich könnte, ich möchte mich im Hotel Vittoria einmieten; ja, dort ist, ich wiederhole es, der Blick ins Meer hinaus noch viel schöner als in Tramontano.

Wir haben aber nicht zu klagen über Hotel Tramontano, o nein, die Einrichtung ist vorzüglich, alles schön, ein prächtiger Garten am Hause mit herrlichen Orangenbäumen, überladen mit goldenen Früchten; aber schöner ist's doch noch in der Vittoria, ja, dabei bleibe ich.

Es sind viele Pensionäre hier, aber ich habe sie nicht kennen gelernt.

Frau Philipp bekam hier einen Brief aus Neapel; sie soll vor Gericht erscheinen wegen des ihr geraubten Schmuckes. Alles Nachforschen scheint vergeblich zu sein. Man sagte uns, die Polizei sei sehr aufmerksam, aber die Geschicklichkeit der Diebe im Stehlen und Verstecken der gestohlenen Sachen so groß, daß selten die entwendeten Sachen entdeckt werden.

Es muß wohl am Mangel guter Erziehung liegen, daß hier Arbeitslust so gering ist und das Gewissen so wenig geschärft wird bei Kindern. Und doch ist das Volk gutmütig, wenn auch leidenschaftlich. Genußsucht ist viel geringer unter dem hiesigen Volke als bei uns, denn mit Maccaroni und frutti di mare befriedigen die Armen ihren Hunger; sie gehen in Lumpen, denn sie frieren nicht; viele leben in Grotten, ohne Betten, ohne Hausgerät, anspruchslos, und dennoch ist Stehlen hier fast ein Gewerbe zu nennen.

* * *

Ex-Collegio-Medico.

Ich wohne seit gestern in einem düsteren Stadtteile, entfernt von dem wunderbar schönen Golf; das Haus, in welches ich eingezogen bin, liegt auf einem kleinen Platze, Largo S. Aniello, in einem alten großen Klostergebäude; aus meinem Stubenfenster sehe ich nicht Himmel und Meer, sondern den Kreuzgang eines Klosters.

„Aber Tante, wie kommst Du zu diesem Wechsel?" höre ich Euch fragen. Nun, in diesem Kloster gibt es weder Nonnen noch Mönche, das Kloster ist längst aufgehoben und es wurden hier seitdem Arzeneiwissenschaften studiert. Aber es gibt auch keine Professoren, keine Studenten mehr hier, das ganze große Gebäude ist einer Dame zur Disposition gestellt, sie waltet hier mit Bewilligung der italienischen Regierung.

„Aber Tante, das klingt ja alles rätselhaft!" höre ich Euch wohl weiter reden. Ich muß Euch Erklärung geben: Ich will weder Nonne werden, noch Medizin studieren, wozu freilich auch keine Gelegenheit mehr hier ist; aber studieren will ich doch etwas hier, nämlich Nächstenliebe.

In Neapel ist alles merkwürdig, auch dieses ehemalige Kloster mit seinen heutigen Bewohnern, wo Nächstenliebe arbeitet und gelehrt wird. Es ist in diesem alten Klostergebäude eine Erziehungsanstalt, aber ganz besonderer Art. Ihr wisset alle, welch großes Interesse ich für die Jugend und für deren Bildung hege, so werdet Ihr begreifen, daß ich meine Wohnung mit der Terrasse und dem freien Blick gegen diesen Winkel von Neapel vertauschte, Menschen sind noch bedeutender als Naturschönheiten.

Ich erwähnte bereits das hiesige Volk, über das ich schon viel gelesen und auf welches ich nun auch einen Blick geworfen habe; es ist reich begabt, aber Klima und mangelhafte Erziehung treiben zum dolce far niente, dabei zum Lügen und Stehlen.

Im Jahre 1860 wurde eine Berechnung veröffentlicht, nach derselben befanden sich im damaligen Königreich beider Sicilien sechs Millionen Einwohner und unter diesen 69431, welche weder lesen noch schreiben konnten; natürlich war alle weitere Bildung ebensowenig beachtet worden, und das arme Volk lebte in seinem herrlichen Vaterlande, man muß sagen geistig wie körperlich verwahrlost. Die Regierung war nicht imstande, sofort mit der nötigen Hilfe einzugreifen, und es erhoben sich wohlmeinende Stimmen, welche in einem Aufruf die Frauen Italiens aufforderten, für Hebung der untersten Volksklasse Unteritaliens Sorge tragen zu helfen. Infolge dessen bildete sich in Turin sofort ein Frauenverein, der thätig sein wollte; aber zur wirklich nachhaltigen Hilfeleistung gehörte mehr als guter Wille, es gehörten große Geldmittel dazu; in Italien allein konnten diese nicht geschafft werden. Man dachte an fremde Nationen, denn das wußte man, für Italien war das Interesse überall rege, aus aller Herren Länder strömten ja die Gäste herbei, welche das schöne Land kennen lernen wollten. An das reiche England dachte man zuerst, man wußte auch, daß der Wohlthätigkeitssinn der Engländer mit ihrem Reichtum Schritt hält; aber wer sollte für die Sache Italiens werben und Geldbeiträge einsammeln?

Mistreß Salis Schwabe, eine Deutsche, aber seit langen Jahren in England einheimisch, die Witwe eines der reichsten Fabrikherren in Manchester, hatte oft monatelang mit Familie in Rom und Neapel gelebt, sie war in der Gesellschaft bekannt als eine warmherzige, thätige Armenfreundin. Um die Zeit, da jener Aufruf in Italien veröffentlicht worden war, befand sich Mistreß Schwabe in England; der Turiner Frauenverein wendete sich brieflich an sie und legte ihr seine Wünsche an das Herz. Es war ein glücklicher Schritt, denn Mistreß Schwabe ergriff den Gedanken mit Teilnahme und großer Energie; da sie in England sehr viel Freunde hatte, hatte sie in kurzer Zeit fünfzigtausend Franks gesammelt. Im Jahre 1861 wurde durch den Frauenverein eine Elementarschule für Mädchen errichtet, unter Leitung einer Engländerin, Miß Reeve, die aber leider 1865 an der Cholera starb, worauf das Unternehmen aufgegeben wurde, da sich im Augenblick kein Ersatz für die Verstorbene fand.

Den Winter 1870 brachte Mistreß Schwabe wieder in Italien zu

und machte Bekanntschaften, die von großer Bedeutung für die gute Sache wurden. Mistreß Schwabe legte einen Plan, den sie gemacht, dem Kultusminister vor; sie hatte die Absicht nun persönlich mitzuwirken. Sofort war der Minister bereit für die Sache einzutreten. Er empfahl Mistreß Schwabe und ihre wohlthätigen Vorschläge der Behörde in Neapel, worauf ihr das erwähnte Kloster zur Errichtung einer Schule, vorläufig auf drei Jahre, zur Disposition gestellt wurde, gleichzeitig versprach man ihr einen Beitrag von vierundzwanzigtausend Franks.

Der Bau sollte beginnen; aber so erfreulich die ersten Schritte waren, sie blieben nicht ohne Hindernisse, denn ein Todesfall unter den Spitzen der neapolitanischen Behörde trat ein, und der ernannte Nachfolger nahm das gegebene Versprechen zurück. In Rom war auch Ministerwechsel gewesen, aber Mistreß Schwabe schrieb an das derzeitige Ministerium, um anzuzeigen, sie werde unter den eingetretenen Verhältnissen den Versuch, dem italienischen Volke nützlich zu werden, aufgeben und nach England zurückkehren. Der neue Kultusminister, dem die üblen Zustände in Neapel sehr wohl bekannt waren, telegraphierte eine Antwort, um Mistreß Schwabe zum Wohl des Volkes an Italien zu fesseln, das Telegramm lautete: „Morgen werde ich den Befehl erlassen, daß sofort alles geordnet werde; bleiben Sie bei uns und Sie sollen zufriedengestellt werden.“ Das energische Auftreten des Ministers ermutigte die edle Frau zur Fortsetzung ihres begonnenen Werkes, das für sie bereits Herzenssache geworden war, und nun wurden ihr auch die versprochenen vierundzwanzigtausend Franks zur Disposition gestellt und das Klostergebäude ihren Zwecken für dreißig Jahre zur Benutzung übergeben. Da die großen Räume der thätigen, energischen Frau für längere Zeit zu Gebot standen, erweiterte sie ihre Pläne; sie dachte nun nicht allein daran, eine Elementarschule für Mädchen zu gründen, wie sie bereits unter Miß Reeves Leitung bestanden hatte, sondern sie dachte an eine Anstalt, in welcher arme Kinder von drei bis vier Jahren Aufnahme finden und in der sie erzogen werden konnten, bis sie imstande wären, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Sie wünschte, die Neigung zum dolce far niente durch Freude an der Arbeit zu überwinden, die Arbeitsfähigkeit durch Arbeitslust zu stählen und zu zeigen, daß Arbeit nicht bloß Brot, sondern auch Ehre bringt; sie wollte Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, sie wollte Pflichtgefühl erwecken und pflegen, besonders auch Wahrheitsliebe und Achtung vor dem Eigentum des Nächsten den Kindern ins Herz pflanzen, mit dem christlichen Grund-

satz: „Du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst."

Das waren schöne Gedanken, aber wie schwer zur That zu machen, und zwar weniger dem intelligenten Volke gegenüber, als im Angesicht der Geistlichkeit, welche besorgte, die Deutsch-Engländerin könne die Absicht haben, der katholischen Kirche Eintrag zu thun; doch mit solchem Plan unter Schutz der italienischen Regierung und mit deren Unterstützung eine Erziehungsanstalt gründen zu wollen, konnte einer so umsichtigen Frau, wie Mistreß Schwabe ist, nicht in den Sinn kommen, es galt ja hier auch hauptsächlich, christliche Moral im Volke zu verbreiten, welche in gleicher Weise alle christlichen Kirchen gelten lassen müssen, denn sie ist das Gebot des Herrn. Mistreß Schwabe kannte die Italiener, sie wußte, daß sie empfänglich sind für alle Eindrücke, für gute, aber auch für böse, sie wußte, daß sie leicht zu leiten sind zum Guten, wie zum Bösen.

Mistreß Schwabe dachte an die Liebe der zwei warmen Kinderfreunde Pestalozzi und Fröbel, sie las ihre pädagogischen Schriften und sagte mit Fröbel: „Kommt, laßt uns den Kindern leben!" Sie wünschte die zu errichtende Anstalt mit einer Kleinkinderschule (Kindergarten) zu beginnen, eine Elementarschule folgen zu lassen, dann den Unterricht in höheren Klassen weiter zu führen, endlich mit einem Seminar zu schließen, in welchem Lehrerinnen, nämlich sogenannte Kindergärtnerinnen gebildet würden.

Viel Sorgen, viel Kampf kostete die Einrichtung und der nötige Bau im Klostergebäude; aber nun ist alles und zwar seit mehreren Jahren im besten Gange. Eine in Dresden gebildete Kindergärtnerin, Fräulein Petermann, welche fertig italienisch spricht, leitet den Kindergarten, das heißt sie leitet die unter ihrer Aufsicht stehenden jungen Italienerinnen, welche die große Kinderschar in Fröbelscher Unterrichts- oder Spielweise beschäftigen; Fräulein Petermann bildet aber auch im Seminar die Lehrerinnen, welche gleichzeitig ebenfalls Unterricht von italienischen Professoren erhalten. Außer diesem Fräulein stehen noch mehrere Damen am Ruder; zuerst nenne ich Dir Fräulein Bärmann aus München, schon fast Italienerin geworden, aber von Herzen deutsch, wie sie mich versichert, sie ist die rechte Hand von Mistreß Schwabe und deren Stellvertreterin, wenn diese in England in ihrem glücklichen Familienkreise und auf ihren schönen Besitzungen sich aufhält. Eine dritte Dame besorgt das Rechnungswesen und ist Krankenpflegerin, denn Kranke gibt es auch unter den Kindern: Miß Woodword ist Engländerin, wie Du schon ihrem Namen

entnimmst. Es macht mir Freude, mit diesen Damen zu verkehren und sie in ihrer rastlosen Thätigkeit zu bewundern, jede ist ein Schatz für das Haus, so betrachtet sie auch Mistreß Schwabe, welche am Steuerruder steht.

Nun ich Dir vom Entstehen der Anstalt im Ex-Collegio-Medico einiges erzählt habe, will ich Dir auch sagen, wie ich denn eigentlich hierher gekommen bin und so ganz als Mitglied des Hauses lebe. Frau Schwabe wußte, daß ich in Neapel angekommen sei, sie wußte auch, daß ich meine Reisebeschreibung an Dich schicke und dann in die Welt hinaus, so wünschte sie, ich solle ihr Haus kennen lernen, um auch davon zu erzählen, denn Freunde braucht das Haus in allen Himmelsgegenden; sie wünschte indessen, ich solle nicht bloß oberflächlich davon reden und etwa unklares, unwahres. Ich wurde erst ihr Tagesgast, aber dann gewann sie meine Teilnahme, mein großes Interesse und ich bin ihr Logierbesuch geworden, um mich mit dem Räderwerk der großen Anstaltsmaschine vertraut zu machen; ich fühle mich auch ganz heimisch, fast als gehöre ich als ein Rad oder eine Schraube mit hinein, und so betrachtet man mich auch durchaus nicht als Fremde, und das ist sehr behaglich. Ich habe ein großes, schönes Zimmer, sogar mit Himmelbett, das heißt mit Zanzarière, ich befinde mich darin wie in einer Gazekammer; aber die summenden Blutsauger der Seestädte sind hier wilder als in Venedig, ich habe die Kunst, sie aus dem Himmelbett zu entfernen, noch nicht erlernt. Zum Frühstück werde ich gerufen, wenn alles im Speisezimmer bereit ist, ich finde dort Frau Schwabe vor der Wiener Kaffeemaschine sitzend, sie schenkt vortrefflichen Kaffee ein und dazu gibt es englische Toast in zierlichem Silbergestell. In Italien habe ich bisher immer Thee gefrühstückt, der Kaffee in den Hotels schmeckt mir nicht. Ich muß auch der vorzüglichen Mittagsmahlzeiten im Ex-Collegio-Medico erwähnen, die eine große Bedeutung haben. Die Köchin ist nämlich ein achtzehnjähriger Zögling des Hauses, was sie weiß, hat sie hier gelernt, obgleich sie erst im Alter von zwölf Jahren eingetreten ist, die Elementarschule nicht mehr besuchen konnte, nur Privatunterricht bekam; aber sie hat ihres Volkes Intelligenz und strebte vorwärts. Ähnlich ist es mit dem Stubenmädchen der Frau Schwabe. Beide Zöglinge stehen jetzt in Brot und Lohn, sind aus dem Schlamm des Volkes gerettet und erwerbsfähig mit rechtschaffenen Begriffen, sind gehorsam und pflichttreu.

Die Anstalt hat sich schnell vergrößert, sie hat eben jetzt schon vierzig Waisenmädchen, Kinder der ärmsten Leute, ganz im Hause; Frau Schwabe hofft, später hundert Waisen verpflegen zu können. Diese Mädchen werden

ihrer Begabung nach gebildet, zu Stubenmädchen, Köchinnen, aber auch zu Lehrerinnen, wenn sie sich durch geistige Gaben und Fleiß hervorthun. Vielleicht sind sie auch bestimmt, Hausfrauen zu werden; welch ein Glück für das Volk, wenn ehrenwerte Arbeiterinnen neben den Männern stehen und die Kinder erziehen, wie sie selbst erzogen wurden.

Du siehst, ich bin ganz eingenommen für die Anstalt im Ex-Collegio-Medico; viel beigetragen hierzu hat der Blick, den ich gleich beim Eintritt in Neapel auf das teilweis verwahrloste arme Volk gethan habe, dem nur zu helfen ist, wenn es von Grund auf besser erzogen wird. In welcher Achtung die Anstalt steht, kannst Du schließen, wenn ich Dir sage, daß nicht allein die italienische Regierung feste jährliche Beiträge gibt zur Erhaltung, sondern auch die Provinz und die Stadt, von drei Seiten kommt die Unterstützung; aber das genügt nicht, Privathilfe ist nötig und die kommt ja auch von vielen Seiten. Die Zöglinge sind größtenteils aus der Stadt, sie sind katholisch; in der Schule wird biblische Geschichte erzählt, aber die Sorge für den Religionsunterricht bleibt den Familien der Kinder überlassen. Vorsteherin des Waisenhauses ist Fräulein Bärmann, sie wird von den Kindern „Mutter" genannt und verdient diesen Ehrentitel, sie waltet mit Liebe und Umsicht.

Die Anstalt hat auch eine Elementarschule für Knaben, in welche die aus dem Kindergarten entlassenen herangewachsenen Knaben treten; hier ist der Lehrer ein Italiener, der auch zugleich Direktor beider Elementarschulen ist, auch der für die Mädchen.

Im Seminar befinden sich jetzt siebzehn junge Italienerinnen, welche bereits ihr Lehrerinnen-Examen gemacht hatten, bevor sie hier eintraten; die italienische Regierung läßt sie auf Staatskosten noch einen Kursus im Fröbel-Seminar durchmachen, sobald sie hier austreten, erhalten sie sofort gute Stellen.

Mistreß Schwabe führt die Oberleitung in der ganzen Anstalt und ist sehr beschäftigt, ich sehe sie nur bei den Mahlzeiten, die Frühstückstunde gab mir nur einigemal Gelegenheit zu längerem Gespräch, sie erzählt dann von ihren Erfahrungen. Im ersten Jahre ihrer hiesigen Thätigkeit erhielt sie am dreiundzwanzigsten December einen Brief von Professor Villari, dem späteren Kultusminister, welcher sie bat, sich einer gänzlich verkommenen Familie anzunehmen. Mistreß Schwabe fuhr sogleich mit Fräulein Bärmann, der empfangenen Adresse folgend, in das Haus des Elends. „Haus" sage ich, aber es war kein Haus, in dem sie die Familie fand,

Mutter und fünf Kinder wohnten in einer Felsenhöhle, einem Stalle gleichend, von schrecklichen Gerüchen umgeben in ärgster Unreinlichkeit. Mistreß Schwabe nahm die ganze Familie, Mutter, vier kleine Töchter und einen Sohn mit in die Anstalt und wies ihnen Wohnung an. Am Weihnachtstage näheten die Damen Kleidungsstücke für diese sechs Menschen und ließen sie baden und frisch kleiden; die Lumpen, welche sie auf dem Leibe gehabt hatten, die voll Ungeziefer waren, wurden verbrannt. Die vier kleinen Mädchen konnten in der Anstalt bleiben, sie werden mit den anderen erzogen, sie sind fleißige, gehorsame Kinder geworden; aber die Mutter, welche man nicht hatte behalten können, ist in Faulheit und Unreinlichkeit untergegangen mitsamt ihrem Sohne, der bereits als Dieb im Gefängnis ist.

Eines Morgens frühzeitig hielt Mistreß Schwabe mit mir einen Umgang durch das Haus, um mich einen Blick in das Arbeitsfeld der Kinder thun zu lassen. Es wird kein Dienstbote gehalten, außer einem alten Portier, die ganze Hausarbeit besorgen die Zöglinge. Die Mädchen Nannetta und Concetta stehen bereits in Frau Schwabes Privatdienst. „Arbeit ehrt," steht über der Eingangsthür der Schulräume. Die Zöglinge sind im Alter von drei bis sechzehn Jahren; diejenigen, welche über zehn Jahre alt sind, haben die Aufgabe, für die jüngeren zu sorgen, jeder derselben ist eine jüngere übergeben, die sie mütterlich pflegen muß, sie führt deshalb den Titel madre (Mutter). Die Mütter stehen um fünf Uhr auf, bis sechs müssen sie gekleidet sein und ihre Schlafstube in Ordnung gebracht haben, um sechs wecken sie die Kleinen, und jede madre wäscht, kämmt und zieht ihr Pflegekind an und macht sein Bett. Um halb sieben ruft eine Glocke zum Gebet und Frühstück, welches auch von den Müttern bereitet wird, denn es sind mehr Mütter als kleine Pflegekinder im Hause. Nach dem Frühstück waschen die madre das Geschirr, und wenn sie noch Zeit übrig haben, greifen sie nach ihrem Strickzeug und stricken bis neun Uhr, um welche Zeit die Schule beginnt. Es ist das Streben der Erzieher, den Zöglingen feste Grundsätze ins Herz zu legen, Bewußtsein der Allgegenwart Gottes steht oben an, es wird ihnen gelehrt, daß jeder Mensch auf Erden eine Aufgabe zu erfüllen hat, aber er muß nicht höher hinauf wollen, als seine Verhältnisse gestatten; nicht nach weltlicher Ehre und nach Reichtum soll der Mensch streben, sondern eifrig darnach, auf der Stelle, die ihm gewiesen ist, das Höchste zu leisten. Mißgunst, Habsucht, Neid sucht man zu überwinden, und es wird den Kindern gesagt, nicht ein ererbter Reichtum kann befriedigen, aber das Bewußtsein kann es, fähig zu sein, sich

vor Mangel durch Arbeit zu schützen. „Es gibt mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. 1. Corinther 14, 4 ꝛc. Wir haben Glaube, Hoffnung, Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen. 1. Corinther 13, 13."

Außer dem Waisenhause ist auch eine Pensionsanstalt für Kinder wohlhabender Eltern hier, welche abgesondert unterrichtet werden.

Mistreß Schwabe hat viel Arbeit, viel Sorge, aber auch viel Freude durch die Liebe der Kinder des Hauses, durch die Anerkennung, welche sie findet, selbst unter dem Volke; scuola inglese (englische Schule) nennen sie die Armen mit Achtung. Aber Sorgen freilich können bei so großem Haushalt nicht ausbleiben, und zu diesen gehört auch der Gedanke an die dreißig Jahre, welche dem ganzen Unternehmen ein Ende prophezeien. Was geschieht, wenn die Zeit abgelaufen ist, wenn nach dreißig Jahren die Behörde ihr Klostergebäude anders verwenden will? Mistreß Schwabe hat brieflich und persönlich gebeten, man möge einen anderen Termin stellen, und es wird wohl auf ihre dringende Bitte günstige Antwort erfolgen.

Von nah und fern kommen Beiträge zur Bestreitung der Kosten; ich kann Dir nicht alles mitteilen, was ich so nach und nach darüber hörte, aber eine liebliche Begebenheit sollst Du doch noch erfahren: Es waren zwei junge Griechen in Neapel, Brüder, die sich sehr lieb hatten; der eine starb. Eines Tages kam der junge Mann, welcher den Bruder verloren hatte, in die Anstalt im Ex-Collegio-Medico, um sich dieselbe genau anzusehen, dann fragte er, ob ein armes Kind, welches er auf der Straße aufgegriffen, Aufnahme finden könne. Sein Wunsch wurde erfüllt. Nach einiger Zeit kam er wieder und sprach sich mit Begeisterung über die Anstalt aus; er sagte, daß er seines Bruders Andenken ehren wolle durch Errichtung einer Zweiganstalt im Ex-Collegio-Medico, und er fragte, ob man einen besonderen Saal auf seine Kosten herstellen könne, er wolle noch vierzehn arme Kinder in Pension geben, sie sollten erzogen und unterrichtet werden auf seine Rechnung, und diese Zweiganstalt solle den Namen seines Bruders führen. Die Sache ist sofort ins Leben gerufen worden und ist bereits in vollem Gange, die armen neapolitanischen Kinder sind in Pflege und im Saal hängt das Portrait des verstorbenen jungen Griechen Matteo Schilizzi.

Mistreß Schwabe hat kühne Wünsche, in ihrer eigenen Opferfreudigkeit hofft sie viele Nachfolger zu finden, viel Geldbeiträge zu erhalten, um ihren Wirkungskreis immer mehr zu vergrößern; sie wünscht, es würden der Anstalt Kinder aller Nationen zur Erziehung übergeben, sie möchte

Gottes Segen herabflehen, damit Nächstenliebe lebendiger würde unter den Menschen und das Bewußtsein, daß alle Menschen Brüder sind in Nord und Süd, in Ost und West; Glaube, Hoffnung, Liebe sollen herrschen, aber die Liebe soll die größte sein unter den dreien.

So viel vom Ex-Collegio-Medico, für welches ich die schöne Wohnung am Golf verlassen hatte. Ich bin übrigens im Kloster nicht eingemauert gewesen, sondern habe fast täglich das Meer gesehen, auch das Museum und viel anderes Merkwürdige, als Kirchen und interessante Punkte von Neapel. — Nun aber kehre ich an den Golf zurück.

Ich bin aufgefordert worden nach Sicilien zu fahren, es schifft eine Gesellschaft aus Hotel Washington hinüber, aber ich habe mich nicht anschließen wollen, ich habe ja noch hier viel zu sehen, und zersplittern möchte ich meine kurze Zeit nicht. Wohl ist Sicilien sehr interessant, schon als Schauplatz von Homers Odyssee, aber es ist richtiger, ich bleibe in Neapel. Ich will Dir jedoch einige Aufsätze des grauen Alten hier einlegen, die auf Sicilien Bezug haben.

Aus den Papieren des grauen Alten.

Sicilien und drei Reisen durch die Scylla und Charybdis.

A.

Im neunzehnten Jahrhundert.

Mein Interesse für Italien danke ich zum Teil den Bemühungen meiner Mutter, welche zwar eine Deutsche war, meinen Vater aber, den Italiener, in Neapel kennen gelernt hatte. Sie war so glücklich in Italien gewesen durch die Verbindung und das Leben mit meinem Vater, daß ihr sein Vaterland wie ihr eigenes lieb geworden war, und sie strebte in ihrem einzigen Kinde das gleiche Gefühl zu erwecken und zu pflegen. Meine Eltern waren wohlhabend, nicht reich, aber sie hatten was sie brauchten, wenn mein Vater fleißig in seinen Geschäften war. Da der Vater nicht Zeit hatte, für meine Ausbildung zu sorgen, so widmete meine Mutter sich derselben, und sie konnte es, denn im Haushalt hatte sie nur die Oberaufsicht, sie konnte Dienstleute halten; sie selbst aber war meine Wärterin, sie ließ keine fremde Hand, kein fremdes Herz für mich sorgen; sie war auch meine Lehrerin, bis ich in die Schule ging, und an ihrer Seite machte ich dann Schularbeiten und mit ihr las ich manches hübsche Buch.

Ich hörte gern Geschichten erzählen, wie alle Kinder, am liebsten Märchen, bevor ich für Weltgeschichte Neigung gewann; aber meine Mutter war keine Freundin von Feenmärchen, von verwünschten Prinzen und Prinzessinnen, desto lieber hatte sie die Sage und Mythologie. Aus der Götterwelt der Griechen und Römer erzählte mir die Mutter gern, und als ich Verständnis dafür hatte, las sie mir auch aus Homers Ilias und Odyssee vor und aus Virgils Äneis. Hieran schloß sich bald die Geschichte der Griechen und Römer. Wenn Mutter vorlas, geschah es immer mit der Landkarte in der Hand, wir suchten die Orte auf, von denen die Rede war, das gab frisches Leben. Ich lernte viele Stellen aus Homers Werken auswendig, gleichzeitig auch Balladen, welche auf die alten Zeiten Bezug hatten. Die Erzählungen aus der Götterzeit der Griechen und Römer nannte meine Mutter „Zuckerkuchen", es war eine geistige Speise, die Vergnügen bereitete, wie der Kuchen dem Gaumen; aber als kräftigendes tägliches Brot galten die biblischen Geschichten, sowohl des alten, wie des neuen Testamentes. Die Liebesthaten des Erlösers während seines Erdenlebens wurden vielfach besprochen, die Aufgabe jedes Menschen, ihm nachzustreben, legte mir die Mutter von frühen Jahren an ans Herz. Die Apostelgeschichte lasen wir nebst den Evangelien immer wieder, und das wußte die Mutter immer zu betonen, daß die Götterwelt durch den alleinigen Gott überwunden worden ist.

Als ich nach dem Tode meines Vaters, den ich oft nach Italien begleitet hatte, selbständig den Handel mit Korallen, mit Kameen und geschnittenen Edelsteinen fortsetzte, machte ich auch manche kleine Nebentour auf meinen Reisen, die meinen Kindheitserinnerungen galt; hierzu gehörte ein Aufenthalt in Sicilien, dem Wunderlande, das Homer berühmt gemacht hat. Ich war einst einige Tage in Syracusa, machte von dort Ausflüge und fuhr nach Neapel zurück, nicht, wie sonst von Reggio aus, zu Lande, sondern zu Wasser, um die Scylla und Charybdis kennen zu lernen, überhaupt um eine Fahrt zu haben, wie sie zwei Männer machten, die mir seit meinen Kinderjahren interessant waren; der eine „amüsant" durch die Fabelgeschichte, der andere „geheiligt" durch die Heilsgeschichte.

Im achten Jahrhundert vor Christo kamen Griechen nach Italien und legten hier Kolonieen an. Der Gründer der Seestadt an der Südostküste von Sicilien stammte, wie die Geschichte oder Sage erzählt, aus Korinth. Er gab den zwei Teilen, aus denen die Stadt bestand, die Namen seiner Töchter Syracusa und Ortygia, Syracusa lag auf dem Festlande der

Insel Sicilien, Ortygia, der zweite Stadtteil, auf einer kleinen Insel. In späterer Zeit wuchs Syracusa so mächtig heran, daß fünf Stadtteile zusammen gehörten. Ortygia war der schönste Teil; hier lagen die Tempel der Juno, Minerva, Diana, und hier stand auch der Palast des berühmten, vielmehr berüchtigten Tyrannen Dionysos, jetzt ist die Herrlichkeit dahin, Syracusa ist eine unbedeutende Provinzialstadt.

Der erste Besuch, den ich von Syracusa aus machte, galt der Nymphe Arethusa; aber so sehr ich Augen und Phantasie auch anstrengte, ich sah nur eine Quelle, die als Bach fortrieselte. Arethusa war in der Götterwelt eine Nymphe der Göttin Diana, sie befand sich einst in ihrer griechischen Heimat in ihrem Walde, da entdeckte sie der Flußgott Alpheios, sie gefiel ihm, er wollte sie fangen; aber Alpheios gefiel der Nymphe nicht, sie entfloh und zwar weit fort nach der Insel Sicilien, dahin, meinte sie, werde der Flußgott nicht folgen. Aber Alpheios war nicht so leicht fern zu halten und Diana verwandelte ihre Nymphe in eine Quelle, um sie dem Gott zu entziehen. Alpheios, als er die Flucht der Nymphe bemerkte und Kunde von ihrer Verwandlung erhielt, verwandelte sich selbst in einen Fluß, strömte unter dem Meere hinüber zu der lieblichen Quelle Arethusa, um sie nochmals zu sehen.

Lieblich ist die Arethusa noch heute, wie sie unter Blumen hervorsprudelt, auch der Bach reizend, wie er durch die anmutige Gegend rieselt; aber die Nymphe ist verschwunden, auch keine ihrer Schwestern umgaukelt sie; statt derselben sah ich sehr unpoetische Waschweiber im klaren Wasser ihre Wäsche spülen, das verwischte die Bilder der Phantasie; Auge und Nase wurden empfindlich berührt, ja, auch die Nase, denn die Gegend duftete nach Seifschaum, statt nach Blumen.

Ich besuchte auch die kornblau schillernde Cyane, einst auch eine Nymphe, jetzt ein lieblicher klarer Bach. Proserpina, die Tochter der Demeter (Ceres), belustigte sich einst in Sicilien auf einer Wiese, schäkerte mit ihren Gefährtinnen; da erblickte sie Pluto, der Gott der Unterwelt, und raubte sie, um sie zu seiner Gemahlin zu machen. Diese Frevelthat hatte die Nymphe Cyane bemerkt, sie wollte sie verhindern und trat dem Räuber der Proserpina in den Weg im Augenblick, da sich die Erde öffnete, um den Gott in die Unterwelt zurückkehren zu lassen. Pluto aber war mächtiger als die Nymphe, er schob sie beiseite und verwandelte sie in den kornblau schimmernden Bach. Proserpina wurde nicht gerettet; als ihre Mutter Ceres erschien, war es zu spät; die arme Mutter konnte dem

geraubten Kinde nur nachweinen. Schiller hat den Schmerz des Mutterherzens geschildert in seinem Gedicht: „Die Klage der Ceres."

Die blaue Cyane, der Bach, ergießt sich in den Fluß Anapus und dort bestieg ich ein Boot und ließ mich den Fluß entlang rudern, diesmal nicht um wieder eine verwandelte Nymphe zu sehen, sondern ein merkwürdiges Gewächs, einheimisch in Ägypten, hierher verpflanzt, in ganz Europa die einzige Stelle, wo es sich angesiedelt hat. Die Schiffer nannten das Gebüsch, auf das sie zuruderten, la parucca (die Perücke). Es sind schlanke hohe Stämme mit üppiger Krone, aber keine Blätterkrone ist es, die sie tragen, sondern grüne Fasern, die gleich Haaren herabhängen.

La parucca ist nur der Name, den das Volk dem Gewächs gibt; es ist die Papyrusstaude, welche die alten Ägypter zur Papierfabrikation benutzten und die unserem Papier den Namen gegeben hat. Man löfete vom Stamm oder Halme die Häute ab, breitete sie aus auf Tafeln, die mit Nilwasser befeuchtet waren, legte eine zweite Lage darauf, die ebenfalls mit Nilwasser befeuchtet war, klebrig durch seine schlammigen Teile, preßte sie zusammen und trocknete sie an der Sonne. Zahlreiche Papyrusrollen-Handschriften wurden seit Anfang unseres Jahrhunderts bei den Mumien gefunden, aber auch bei den Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum.

Das Schreiben machte in alter Zeit viel Schwierigkeiten, heutzutage müssen Schüler und Schülerinnen der höheren Schulklassen schon lange Aufsätze liefern, und wie viel wird gedruckt. Wir brauchen aber auch nicht Pflanzenstauden zu ziehen, um Papier zu gewinnen, sondern aus Lumpen macht man die Bogen, auf welche die Menschen Geist und Herz und auch viel Unsinn in Buchstaben niederlegen, um zu nützen oder auch Schaden zu thun.

Von den griechischen Tempeln sind in Syracusa nur wenige Ruinen zu sehen, die Kathedrale auf Ortygia ist in den Tempel der Minerva eingebaut worden, in die Wände eingemauert sind zweiundzwanzig antike Säulen. Diese Art, das Christentum über das Heidentum zu stellen, ist sehr gebräuchlich gewesen, aber ich möchte das immer bedauern. Warum konnte man nicht Gotteshäuser neu aufbauen? Die alten Tempel gehörten der Weltgeschichte an, waren eine Illustration derselben; man brauchte nicht zu zerstören was nur irdischen Wert hatte, und in die Kirchen verwenden was übrig war.

Geschichtliche Merkwürdigkeiten gibt es viele in Italien, in Syracusa besuchte ich auch eine der eigentümlichsten Art, die Latomien (Steinbrüche).

Aus der Tiefe der Erde hat man die Steinblöcke ausgehauen, aus denen man die Tempel der Götter und die Paläste der Könige und Großen des Landes errichtete; es sind dadurch Gruben entstanden, vierzig Meter tief, und in der Weite scheinen sie eine Welt für sich zu sein. An den hohen Marmorwänden ziehen sich Schlingpflanzen empor, im Innern findet man die herrlichsten Gärten, üppig blühen die Granatbäume, Myrten-, Orangen-, Citronenbäume tragen im Schutz vor jedem scharfen Lüftchen in Fülle ihre Blüten und Früchte; dazwischen erheben sich kolossale einzelne Felsen und ragen wie Türme in die Höhe. In den Wänden sieht man riesige Grotten, gleich Sälen und Gängen, und einen hohen Felsen, gleich einer Röhre, sie heißt orecchio di Dionisio (Ohr des Dionysios). — Es wurden, bevor die Steinbrüche in entzückende Gärten verwandelt waren, hier in der Tiefe Gefängnisse eingerichtet, eng vermauerte, feuchte, kalte, ungesunde Räume waren es damals, und die Geschichte erzählt, daß Dionys, der Tyrann, von oben die Gespräche der unglücklichen Eingekerkerten belauschte, daher der Name.

Verbrecher müssen bestraft werden und sie müssen entfernt werden von anderen Menschen, für die sie nicht Nächstenliebe fühlen, sondern im Egoismus, in Habsucht, Rachsucht ihnen Schaden zufügen; aber unmenschlich soll auch der Verbrecher nicht behandelt werden. Dionysios war herzlos, und begreiflich war es, daß sich das menschliche Gefühl gegen ihn empörte. Du kennst wohl Schillers Ballade:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
»Was wolltest Du mit dem Dolche? sprich!«
So fragte ihn finster der Wüterich.
»Die Stadt vom Tyrannen befreien!«
»Du sollst es am Kreuze bereuen.«"

Möros bat nicht um sein Leben, aber er bat um drei Tage Zeit, bis er die Schwester dem Gatten gefreit, sein Freund leistete Bürgschaft. Fast hätte sich Möros verspätet, aber er kehrte noch zurück, bevor der Freund geopfert war. Die Treue der beiden Männer bewegte des Tyrannen Inneres, er schenkte beiden das Leben und sprach:

„Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn!
So nehmt auch mich zum Genossen an;

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der dritte."

Syracusa war Vaterstadt des Gelehrten und berühmten Mathematikers Archimedes; er lebte vor Christo, während der punischen Kriege; ein Mann, ebenso groß durch seine Gesinnung, wie durch seine Gelehrsamkeit; alte Schriftsteller sagen von ihm: Er besaß Hoheit des Geistes, Reichtum des Wissens; er hatte sich den Ruhm nicht eines menschlichen, sondern beinahe göttlichen Verstandes erworben, und er verlangte nicht nach irdischem Lohn, er lebte nur in der Freude an der Wissenschaft. Der Tod des großen Mannes und der Fall von Syrakus haben gemeinschaftliche geschichtliche Bedeutung. Als im Jahre 212 vor Christo die Stadt nach langer Belagerung von den Römern eingenommen wurde, befand sich Archimedes im Freien bei der Arbeit; er zeichnete mathematische Figuren in den Sand und machte Berechnungen. Einer der feindlichen Krieger stürzte auf ihn zu; der friedliche Gelehrte dachte nicht an Verteidigung, er rief nur, vertieft in seine Arbeit: „Soldat, zerstöre meine Figuren nicht!" und empfing den Todesstoß.

Die Stadt Syracusa gehörte zu den berühmtesten Städten des Altertums, auch durch Pflege der Künste und Wissenschaften; Gelehrte und Philosophen schifften aus Griechenland daher, weil es ihnen eine Ehre war, hier zu leben.

Ich bestieg in Syrakus ein Boot, welches mich nach Reggio brachte (Rhegium). Auch Rhegium war einst reich und mächtig. Dionysos von Syracusa bewarb sich um eine der Jungfrauen von Rhegium, aber die Bürger boten dem Tyrannen statt der Erwählten die Tochter des Scharfrichters an. Für diese Schmach zerstörte Dionysos die Stadt Rhegium.

Einer der beliebtesten griechischen Dichter war in Rhegium im sechsten Jahrhundert vor Christo geboren, Schiller erzählt:

Zum Kampf der Wogen und Gesänge,
Der auf Korinthos Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibikus, der Götterfreund,
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund, Apoll;
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Der Dichter übersteht die Seereise glücklich, in Griechenland wird er von Räubern überfallen und ermordet; sterbend sieht er ein Kranichheer

am Himmel vorüberziehen und ruft diese zu Zeugen der Mordthat an. — Im Amphitheater zu Korinth versammelt sich die Menge der Zuschauer und auf der Bühne erscheinen die Schauspieler als Rachegöttinnen, Eumeniden.

„In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Leiber blähn."

Sie schildern Verbrechen und verheißen die Strafe. Da plötzlich hört man auf den höchsten Stufen des Zuschauerraumes eine Stimme laut ausrufen:

„Sieh da, sieh da, Thimotheus,
Die Kraniche des Ibikus!"

und über dem Theater hin, in den Wolken, zieht ein Kranichheer vorüber. Im Volke aber werden Fragen laut:

„Des Ibikus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?"

So rufen die verschiedenen Stimmen und dann heißt es:

„Gebt Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Rhegium ist mehrmals in Kriegen zerstört und immer wieder aufgebaut worden, endlich ging es durch ein Erdbeben zu Grunde. Die heutige Stadt Reggio ist neu. Die Gegend umher ist ein üppiger Garten. Orangen in Fülle, Wein und Blütenpracht sind ihr eigen und herrlich ist von hier der Blick hinüber nach der Insel Sicilien auf den Ätna.

Zwischen Reggio und Messina wird die Wasserstraße eng und immer enger, je weiter man gegen Messina hin segelt, die zwei Teile des Meeres von Nord und Süd strömen hier heftig gegeneinander, so daß sie einen Strudel bilden; kleine Fischerboote kommen leicht in Gefahr darin, größeren Schiffen aber wird eine doppelte und darum widerwärtige Bewegung zu teil, welche bei den Reisenden Seekrankheit hervorruft; es ist hier die im Altertum berüchtigte Scylla und Charybdis. Die Scylla ist auf der Seite

des festen Landes von Italien und jetzt führt eine kleine Stadt ihren Namen; die Charybdis ist bei Messina, nahe dem Hafen. Die Scylla besteht aus einigen tief in das Meer hinabreichenden Felsengrotten, in welche sich die Wellen mit Gewalt stürzen, an den finstern Wänden sich brechen und wild schäumend zurückprallen; ein Schiff, welches von der Brandung erfaßt wird, kommt in größte Gefahr. Die Charybdis aber ist jener erwähnte Strudel; wenn dieser ein kleines Schiff in die Kreise zieht, die er unaufhörlich bildet, kann es sich kaum retten, es kommen dann Lotsen vom Lande her, ihm herauszuhelfen.

Ich bin nicht zur Seekrankheit geneigt, aber um mich her seufzten die Leute mit bleichen Gesichtern und zahlten dem aufgeregten Meere ihren Tribut. Die Seekrankheit ist ein qualvoller Zustand, und mancher Erkrankte möchte sein Leben hingeben, um das Übelbefinden los zu werden. Es war bei der Fahrt durch die Meerenge diesmal noch ein heftiger Wind, wenig Reisende befanden sich auf dem Verdeck des Schiffes; in der Besorgnis, ins Meer hinab geworfen zu werden, waren sie in die Kajüte gegangen; ich selbst und einige Herren waren aber auf dem Verdecke geblieben. Plötzlich ertönte ein Schreckensruf und, ja, die Charybdis forderte ein Opfer! Vom Verdeck hinunter war in den Strudel ein Gegenstand gestürzt, unrettbar verloren! War es ein Mensch? — Nein, zum Glück nur ein Mantel.

Eine Sage aus der Zeit der Hohenstaufen, die Schiller zu einer Ballade benutzte, spielt am Ufer der Charybdis: Ein Bürger von Messina, Namens Collas, war ein guter Schwimmer und Taucher, er blieb oft längere Zeit unter Wasser und man hatte ihm den Beinamen „Fisch" gegeben. Kaiser Friedrich II. soll diesen Collas einst auf die Probe gestellt haben; er ließ ihn herbeirufen und sprach, wie Schiller dichtete:

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."
Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.

„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Ein Jüngling tritt vor — es war Collas.

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt — ꝛc.

Der Jüngling stürzt sich in die Flut und man hört von Mund zu Mund den Ruf: „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"

„Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
Da hebt sich's schwanenweiß
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken."

Er kommt — er erzählt, was er da unten in der Tiefe gesehen, und der König schleudert den Becher zum zweitenmal in den Strudel und der Jüngling wirft sich abermals hinab. — Nun heißt es am Schluß:

„Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder."

Ich machte die Seefahrt bei klarem Wetter, Himmel und Meer waren dunkelblau, als ich in den Golf von Neapel einfuhr, und strahlend lagen die Felsen vor mir, an denen die herrliche Stadt amphitheatralisch emporsteigt, und die Kette von Ortschaften, welche von Neapel aus, die ausgestreckten Uferarme den Golf umarmend, sich hinzieht, strahlte ebenfalls in glänzendem Licht. Ich machte die Fahrt im Dampfschiff und schnell wälzte sich das Rad durch die Wellen; wie anders hatte Plinius die Fahrt durch den Golf gemacht, wie langsam rudernd, als er den Hilferuf vernommen von seinen Freunden zu Füßen des Vesuvs. Ich hatte den entgegengesetzten Weg zu durchfahren, er kam von Miseno, ich von der Seite des Vesuvs aus.

Der Golf von Neapel teilt sich in zwei Bogen; die ins Meer hinausgestreckte Landzunge, auf welcher das Castel dell' Ovo steht, macht die

Teilung; weit hinaus dehnt sich die Stadt, und hoch oben, im Hintergrunde, thront Castel S. Elmo.

Vedi Napoli e poi mori (siehe Neapel und dann stirb) sagt der Italiener; er meint, der Mensch habe genug gelebt, wenn er sein Neapel gesehen hat. Es ist eine bekannte Rede, aber freilich weiß jeder, der sie nachspricht, wie sie gemeint ist, denn der Mensch hat eine andere, eine heiligere Aufgabe auf Erden, als deren Schönheit zu bewundern. Aber schön ist Neapel, wunderschön, und ich danke für Gottes Geschenk, denn ein Geschenk ist es mir, daß ich Neapel kenne. Ich sage nicht, „siehe Neapel und dann stirb," ich sage: „Siehe Neapel und freue Dich darüber so lange Du lebst!" Ich sage mit dem Dichter:

Wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf ein Mensch zu sein!"

B.

Vor dreitausend Jahren.

Troja war nach langer Belagerung von den Griechen zerstört worden und die Sieger kehrten in ihre Heimat zurück. Der griechische Dichter Homer erzählt: Odysseus, der König von Ithaka (das heutige Theaki im jonischen Meere) verließ das feste Land mit zwölf Schiffen. Das Reich des Odysseus lag nicht fern von Troja, aber die Götter zürnten ihm und sie führten ihn auf Irrwege, so daß er viele Jahre auf dem Meere hin und her segelte, ohne Ithaka finden zu können. Als er Schiffbruch gelitten und allein gerettet in einem ihm fremden Lande, von Schlamm bedeckt, am Ufer stand, sah ihn Nausikaa, des Königs der Phäaken Tochter; sie führte ihn zum König. Odysseus wurde freundlich als Fremder aufgenommen und bei einem Gastmahl mußte er von seinen Irrfahrten erzählen. Aber nur das, was er auf der Insel Sicilien und in deren Nähe erlebte, gehört in meinen Aufsatz. Er landete mit seinen Schiffen an einer kleinen Insel an der Westküste Siciliens. Mit zwölf Gefährten ruderte er auf kleinem Boot zur großen Insel hinüber, um zu sehen, was für ein Volk dort lebte. In Homers Odyssee heißt es:

„Als wir das nahe Gestade erreichten, sahn wir von ferne
Eine Felsenhöhl' am Meer in der Spitze des Landes,
Hochgewölbt und umschattet mit Lorbeerbäumen. Hier pflegten
Viele Ziegen und Schafe des Nachts zu ruhen; und ringsum

War ein hohes Gehege von Felsenstücken gebauet,
Von erhobenen Fichten und himmelan wehenden Eichen.
Allda wohnte ein Mann von Riesengröße, der einsam
Stets auf entlegene Weiden sie trieb und nimmer mit andern
Umging, sondern für sich auf arge Tücke bedacht war.
Gräßlich gestaltet war dies Ungeheuer.
— — — — — — — — — —
Eilig wanderten wir zur Höhl' und fanden den Riesen
Nicht daheim; er weidete schon auf der Weide die Herden,
Und wir gingen hinein und besahen wundernd die Höhle.
Alle Körbe strotzten von Käse; Lämmer und Zicklein
Drängten sich in den Ställen."

Der Besitzer der Höhle war Polyphem, ein Sohn des Poseidon (Neptun), er gehörte zum Riesengeschlecht der Cyklopen. Als Polyphem eintrat, erschreckte sein furchtbarer Anblick den Odysseus und seine Gefährten und sie versteckten sich, so daß sie nicht gleich bemerkt wurden. Polyphem ging an die Arbeit, melkte seine Schafe und machte Feuer. Er hatte nur ein Auge und dies auf der Stirn, aber mit diesem Auge sah er scharf und er entdeckte die Versteckten, er sprach:

„Fremdlinge, wer seid Ihr?" — Uns brach das Herz vor Entsetzen
„Über das rauhe Gebrüll und das scheußliche Ungeheuer."

Odysseus stattete Bericht ab und bat um der Götter willen um Schonung.

„— — — — und drauf versetzte der grausame Wüterich:
„Fremdling, Du bist ein Narr. —
„Wir Cyklopen kümmern uns nicht um den König des Himmels."

Polyphem fragte, wo die Fremden ihre Schiffe hätten, aber hierauf gab Odysseus nicht Antwort, denn er sah, daß der Riese gegen sie feindliche Absichten hatte. Jetzt ergriff Polyphem zwei der Fremden und verzehrte sie zur Abendmahlzeit. Am nächsten Morgen dienten ihm zwei andere als Frühstücksimbiß, dann ging er hinaus, um seine Herden zu weiden, vor den Eingang seiner Höhle aber wälzte er einen Felsblock.

Odysseus machte einen Rettungsplan; er nahm einen Pfahl, spitzte ihn an mit seiner Waffe und erwartete den Riesen. Wieder verzehrte dieser zwei seiner Gäste. Odysseus hatte einen Schlauch mit Wein mitgebracht; er reichte dem Polyphem einen Becher; er mundete ihm, denn der Wein war vortrefflich; von diesem Getränk aber wurde der Riese trunken

und fiel in einen tiefen Schlaf. Jetzt bohrte Odysseus seinen angespitzten Pfahl in des Riesen einziges Auge. Polyphem stieß ein furchtbares Gebrüll aus; er wollte die Fremden nun alle gleich töten, aber er fand sie nicht, er war ja blind. Er setzte sich an den Eingang der Höhle, um die Männer zu ergreifen, wenn sie hinausgehen würden, und zwar mit ausgebreiteten Armen, um zu fühlen, ob nicht mit den Schafen einer entrinne.

Odysseus aber hatte eine List ersonnen; er und seine Gefährten verbargen sich unter der wolligen Brust der Böcke, und da Polyphem nur ihren Rücken befühlte, entkamen sie glücklich. Der Riese war zornig, daß er überwältigt worden war, und flehete zum Meerbeherrscher Poseidon, der sein Vater war:

„Bin ich wirklich Dein Sohn und nennst Du rühmend Dich Vater!
„Gib, daß Odysseus, der Sohn des Laertes, der Städteverwüster,
„Der in Ithaka wohnt, nicht wiederkehre zur Heimat!"

— — — — — — — — — — — —

Die Fliehenden entkamen dennoch.

„Also steuerten wir mit trauriger Seele von dannen,
„Froh der bestandnen Gefahr, doch ohne die lieben Gefährten."

Odysseus kam nun zur schwimmenden Insel Äolia, bewohnt von Äolos, und wurde dort mit den Seinen einen Monat bewirtet.

„Als ich nun weiter verlangte und ihn um sich're Geleitung
„Bat, versagt' er mir nichts und rüstete mich zur Abfahrt.
„Und er gab mir, verschlossen im dichtgenäheten Schlauche
„Das Weh'n lautbrausender Winde.

— — — — — — — — — — —

„So durchsegelten wir neun Tage und Nächte die Wogen,
„Und in der zehnten Nacht erschien uns das heimische Ufer."

Sie waren also nahe am Ziele, da beschlossen die Gefährten des Odysseus eine Freveltat; sie meinten, in dem geschenkten Lederschlauche sei Gold und Silber verborgen, das wollten sie sich aneignen.

„Und sie lösten den Schlauch und auf einmal entsausten die Winde.
„Plötzlich ergriff sie der Sturm und schleuderte weit in das Meer
„Hin die Weinenden, fern vom Vaterland."

Der Orkan warf die Schiffe nach der äolischen schwimmenden Insel zurück, die jetzt an der Westküste Siciliens lag; Odysseus hoffte auf abermalige freundliche Aufnahme, aber Äolos sprach:

„Hebe Dich eilig hinweg von der Insel, Du ärgster der Menschen!
„Denn es geziemt mir nicht zu bewirten, noch weiter zu senden
„Einen Mann, den die Rache der seligen Götter verfolgt."
— — — — — — — — — — —

Die Verstoßenen mußten sich entfernen; nachdem sie wieder sechs Tage und Nächte die Wogen durchrudert, landeten sie bei der Veste der Lästrigonen, welche an der Westküste Siciliens lebten, vielleicht in der Nähe der Cyklopen.

„Jetzt sandte ich Männer voraus, das Land zu erkunden,
„Was für Sterbliche dort die Frucht des Halmes genössen,
„Zween erles'ne Gefährten, ein Herold war ihr Begleiter.
— — — — — — — — — — —
„Ihnen begegnete dicht vor der Stadt ein Mädchen, das Wasser
„Schöpfte, des Lästrigonen Antiphates rüstige Tochter.
„Und sie traten hinzu, begrüßten das Mädchen und fragten
„Wer dort König wäre und welches Volk er beherrsche.
„Jene wies sie sogleich zum hohen Palaste des Vaters.
„Und sie gingen hinein in die Burg und fanden des Königs
„Weib, so groß wie der Gipfel des Berges, und ein Grauen befiel sie.
„Jene rief den berühmten Antiphates aus der Versammlung,
„Ihren Gemahl, der ihnen ein schreckliches Ende bestimmte.
„Ungestüm packt' er den einen Gefährten und tischte den Schmaus auf.
„Aber die übrigen zween enteilten und floh'n zu den Schiffen."

Die Lästrigonen verfolgten die Schiffe, und nur das eine, auf dem Odysseus sich befand, entkam, die andern versanken in das Meer.

„Und wir kamen zur Insel Anäa, diese bewohnte
„Kirke, die schöngelockte, die hehre melodische Göttin.
— — — — — — — — — — —
„Jetzo teilt' ich die Schar der wohlgeharnischten Freunde
„In zween Haufen und gab jedwedem einen Gebieter,
„Diesen führte ich selbst, der edle Eurylochos jenen.
— — — — — — — — — — —
„Und sie fanden im Thal des Gebirgs die Wohnung der Kirke."

Die Wohnung wurde von Wölfen und Löwen umwandelt, welche die mächtige Kirke bezaubert hatte, im Hause hörten sie anmutige Melodieen. Sie riefen und Kirke erschien und nötigte sie zum Eintritt; sie folgten ihr alle, nur Eurylochos blieb, er vermutete Böses. Kirke bewirtete sie, aber

sie mischte Zaubersäfte in die Speisen, berührte die Männer mit der Rute und sperrte sie dann in die Ställe.

„Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber,
„Auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig wie vormals.
— — — — — — — — — — —
„Und Eurylochos kam zu dem schwärzlichen Schiffe geeilet,
„Uns das herbe Verhängnis der übrigen Freunde zu melden."

Odysseus machte sich nun allein auf den Weg zu Kirke. Ihm begegnete ein Jüngling; er gab ihm ein Zaubermittel, das die Zauberei der Kirke wirkungslos machte. — Als nun Odysseus bei der Kirke war und sie ihn bewirtet und mit ihrer Rute berührt hatte und in den Stall sperren wollte, drohete er, sie zu erwürgen.

„Aber sie schrie und eilte gebückt mir die Knie zu fassen,
„Laut wehklagend rief sie die schnellgeflügelten Worte:
„Wer, wes Volkes bist Du? Und wo ist Deine Geburtsstadt?
„Bist Du jener Odysseus, der, viele Küsten umirrend,
„Wenn er von Ilion kehrt, im schnellen Schiffe, auch hierher
„Kommen soll?"

Odysseus nötigte nun die Zauberin, seinen Gefährten die Menschengestalt wiederzugeben, aber sie blieben ein Jahr als ihre Gäste bei ihr. — Als endlich Odysseus zur Abreise mahnte, sagte ihm Kirke, er müsse eine Reise in die Unterwelt machen, um über sein ferneres Schicksal die Seele des verstorbenen thebaischen Sehers Teiresias zu befragen und seinen Rat zu erbitten. Diese Zumutung erschreckte den Helden, so mutig er auch war, und er sprach:

„Kirke, sage, wer soll mich denn auf der Reise begleiten?
„Noch kein Sterblicher fuhr auf dem schwarzen Schiffe zu Aïs."
„Also sprach ich; mir gab die hehre Göttin zur Antwort:
„Kümm're Dich nicht so sehr um einen Führer des Schiffes!
— — — — — — — — — — —
„Lande dort mit dem Schiff an des Oceans tiefem Gestrudel.
— — — — — — — — — — —
„An dem Fels, wo die zween lautbrausenden Ströme sich mischen.
„Nahe diesem Orte gebiet' ich Dir, edler Odysseus,
„Eine Grube zu graben, von einer Ell' ins Gevierte.
„Rings um die Grube geuß Sühnopfer für alle Toten.
— — — — — — — — — —
„Viele Seelen kommen der abgeschiedenen Toten."

Odyſſeus verließ das Reich der Zauberin und ruderte hin zu der angedeuteten Stelle und machte die Grube und that alles was Kirke befohlen hatte. Als Teireſias erſchien, ſprach er alſo:

„Glückliche Heimkehr ſuchſt Du, o weitberühmter Odyſſeus,
„Aber ſie wird Dir ein Gott ſchwer machen, denn nimmer entrinnen
„Wirſt Du dem Erſchütterer! Er trägt Dir heimlichen Groll nach,
„Zürnend, weil Du den Sohn des Augenlichtes beraubt haſt."

Teireſias verheißt aber dem Odyſſeus dennoch glückliche Heimkehr, wenn er ſich nur hüten wolle, auf der Inſel Thrinakia (Sicilien) Rinder und Schafe zu töten, welche dem Sonnengott geweihet ſind.

Odyſſeus ſchiffte nochmals zum Reiche der Zauberin Kirke, ſie ſprach:

„Dieſes haſt Du denn alles vollbracht; vernimm nun, Odyſſeus,
„Was ich Dir ſagen will, des wird auch ein Gott Dich erinnern:
„Erſtlich erreichet Dein Schiff die Sirenen, dieſe bezaubern
„Den ſterblichen Menſchen, der ihre Wohnung berühret.
„Aber Du ſteure vorbei und verklebe die Ohren der Freunde
„Mit dem geſchmolzenen Wachſe der Honigſcheiben, daß niemand
„Von den andern ſie höre. Doch willſt Du ſelber ſie hören,
„Siehe, ſo binde man Dich an Händen und Füßen im Schiffe
„Aufrecht ſtehend am Maſte, mit feſt umſchlungenen Seilen,
„Daß Du den holden Geſang der zwei Sirenen vernehmeſt."

Die Zauberin Kirke ſchildert dem Odyſſeus die Gefahr, welcher er zwiſchen der Scylla und der Charybdis entgegen geht. Die Meerenge hat an der Seite von Italien die Scylla, an der Seite von Sicilien die Charybdis; Kirke beſchreibt eine Felſenhöhle und redet weiter:

„Dieſe Höhle bewohnt die fürchterlich bellende Scylla,
„Deren Stimme hell wie der jungen ſaugenden Hunde
„Winſeln tönt, ſie ſelbſt ein greuliches Scheuſal, daß niemand
„Ihrer Geſtalt ſich freut, wenn auch ein Gott ihr begegnet.
„Siehe, das Ungeheuer hat zwölf abſcheuliche Klauen,
„Und ſechs Häls', unglaublicher Läng'; auf jeglichem Halſe
„Einen gräßlichen Kopf, mit dreifachen Reihen geſpitzter,
„Dicht geſchloſſener Zähne, voll ſchwarzen Todes bewaffnet.
„Bis an die Mitte ſteckt ihr Leib in der Höhle des Felſens,
„Aber die Köpfe bewegt ſie hervor aus dem gräßlichen Abgrund,
„Blickt heißhungrig umher und fiſcht ſich rings um den Felſen
„Meerhund' oft und Delphine und oft noch ein größeres Seewild
„Aus der unzähligen Schar der brauſenden Amphitrite.

„Noch kein kühner Pilot, der Scyllas Felsen vorbeifuhr,
„Rühmt sich verschont zu sein; sie schwinget in jeglichem Rachen
„Einen geraubten Mann aus dem blaugeschnäbelten Schiffe.
„Doch weit niedriger ist der andere Felsen, Odysseus,
„Und dem ersten so nahe, daß ihn Dein Bogen erreichet;
„Dort ist ein Feigenbaum mit großen laubichten Ästen,
„Drunter lauert Charybdis, die wasserstrudelnde Göttin.
„Dreimal gurgelt sie täglich es aus und schlürfet es dreimal
„Schrecklich hinein. Weh' Dir, wenn Du der Schlürfenden nahst!
„Selbst Poseidon könnte Dich nicht dem Verderben entreißen.
„Darum steure Du dicht an Scyllas Felsen und rudre
„Schnell mit dem Schiffe davon. Es ist doch besser, Odysseus,
„Sechs Gefährten im Schiff zu vermissen, als alle auf einmal."

Nachdem Kirke vor der Scylla und Charybdis gewarnt, sagt sie dem Odysseus ebenfalls, er solle sich hüten, auf der Insel Thrinakia (Sicilien) des Sonnengottes Rinder und Schafe zu töten.

Odysseus setzte nun seine Reise fort. Als er an die Insel der beiden Sirenen kam, welche durch ihren süßen Gesang alle Menschen bezauberten, befolgte er Kirkes Rat, verklebte seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, daß sie den Gesang nicht hören konnten, und er selbst, weil er ihn hören wollte, ließ sich mit Stricken an das Schiff festbinden. So kamen sie glücklich vorüber und fuhren nun ein in die Meerenge, wo Scylla und Charybdis droheten.

„Während wir nun in der Angst des Todes alle dahin sehn,
„Neigte sich Scylla herab und nahm aus dem Raum des Schiffes
„Mir sechs Männer, die stärksten an Mut und nervigten Armen."

Der noch gefährlicheren Charybdis entkamen sie glücklich. Nun landeten sie wieder an der Insel Sicilien und sahen die Herden des Sonnengottes, und Odysseus dachte an die Warnung des Sehers Teiresias und der Zauberin Kirke; er wollte sein Schiff vorüber lenken und sprach dies gegen seine Gefährten aus, aber diese verlangten nach Speise und nach Ruhe und wünschten zu landen. Wohl versprachen sie, die Herden des Sonnengottes zu verschonen, aber sie hielten nicht Wort, sie vergriffen sich an den geheiligten Tieren, töteten einige, um sie am Feuer zu rösten. Odysseus sah es mit Schrecken und fürchtete die Folgen.

„Bald erschienen darauf die schrecklichen Zeichen der Götter:
„Ringsum krochen die Häute, es brüllte das Fleisch an den Spießen,
„Rohes zugleich und gebratenes, und laut wie Rindergebrüll scholl's."

Sechs Tage blieben die Reisenden auf der Insel, am siebenten schifften sie fort auf das Meer hinaus. Plötzlich entstand ein furchtbarer Orkan und trieb das Schiff gewaltsam zurück zur Scylla und Charybdis, und zwar konnte Odysseus das Schiff nicht von der Charybdis zurückhalten, und sie that das Schreckliche, so erzählte Odysseus:

„Denn sie verschlang anjetzo des Meeres salzige Fluten;
„Aber ich hob mich empor, an des Feigenbaumes Gezweige
„Angeklammert, und hing, wie die Fledermaus, und vermochte
„Nirgendwo mit den Füßen zu ruhn, noch höher zu klimmen."

So hielt Odysseus sich fest in schwebender Stellung, bis dem Schlunde der Charybdis Balken des Schiffes entstürzten; als er diese bemerkte, sprang er zu ihnen hinab, setzte sich darauf und ruderte sich mit den Händen fort. Neun Tage wurde er so von den Wellen umher getrieben, dann führten ihn die Götter endlich nach Ithaka. —

C.

Vor achtzehnhundert Jahren.

Von Asien nach Italien schiffte der Held Odysseus vor mehr als dreitausend Jahren, seine Abenteuer stehen beschrieben in dem weltberühmten Epos des griechischen Dichters Homer. Eine Seereise von Asien nach Italien machte vor mehr als achtzehnhundert Jahren ein anderer Held, sie steht beschrieben in der heiligen Schrift, in der Apostelgeschichte. Dieser Held hat aber nicht blutige Kriege geführt, nicht Städte belagert und eingenommen, er hat geliebt und gekämpft nur mit geistigen Waffen; er war auch nicht das Phantasiebild eines Dichters, sondern ein Kind Gottes, ein treuer Diener des Herrn, kein Kriegsheld, sondern ein Glaubensheld, ausgerüstet bei tiefer Demut mit Energie und Treue.

Wir kennen die begeisternde Rede von der Liebe, welche dieser Glaubensheld seinen Freunden gehalten hat in den Briefen, die in der Welt verbreitet sind und bleiben werden ewiglich; Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte nicht, denn sie sind geredet im Namen des Herrn. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. — Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnis und allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. — Und wenn ich alle meine Habe den

Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. — Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden u. s. w. — Wir haben Glauben, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen." — Weiteres von der Liebe stehet geschrieben: „Wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt, denn das da gesagt ist: »Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht töten, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht falsch Zeugnis geben, Dich soll nichts gelüsten,« und so ein ander Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort verfaßt: »Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.«"

Sankt Paulus, der große Apostel und Heidenbekehrer, machte vor achtzehnhundert Jahren die Reise von Asien nach Italien; er hatte seinen Freunden in Rom geschrieben: „Ich habe Verlangen zu Euch zu kommen von vielen Jahren her, wenn ich reisen werde in Hispanien, will ich zu Euch kommen."

Anders als Paulus sich vorgenommen hatte machte er die Reise; nicht bei Gelegenheit kam er nach Rom, auch nicht freiwillig; er fuhr direkt dahin und als Gefangener. Als er angeklagt vor dem Richter gestanden, hatte er gesagt: „Ich berufe mich auf den Kaiser," und zur Antwort hatte er erhalten: „Auf den Kaiser hast Du Dich berufen, zum Kaiser sollst Du ziehen."

In der Apostelgeschichte ist die Seereise beschrieben: „Da wir in ein adramitisches Schiff stiegen, daß wir an Asien hinschiffen sollten, fuhren wir vom Lande und kamen des anderen Tages nach Sidon. Von dort stießen wir ab, schifften unter Cypern hin, darum, daß uns die Winde entgegen waren, und schifften auf dem Meere vor Cilicien und Pamphylien über und kamen gen Myra und Lycien. Daselbst fand der Unterhauptmann ein Schiff von Alexandrien, das schiffte in Welschland, und er lud uns darauf."

Nur langsam, bei widrigem Winde, kamen die Reisenden vorwärts, denn sie fuhren in einem Segelschiffe; Dampfschiffe, welche unabhängiger sind von den Winden, kannte man damals nicht. Sie hatten viele Gefahren zu überstehen: „Die Kriegsknechte hielten einen Rat, die Gefangenen zu töten; aber der Unterhauptmann wollte Paulum erhalten und wehrete ihrem Vorhaben." — Das Schiff war zerbrochen von der Gewalt der

Wellen, die Reisenden aber retteten sich alle. — Auf der Insel Melite blieben sie drei Monate liegen, dann setzten sie ihre Reise fort in einem Schiff von Alexandrien, das hatte ein Panier der Zwillinge.

Die Zwillinge, bekannter unter dem Namen Dioskuren, galten für Söhne des Zeus; sie hießen mit Eigennamen Castor und Pollux. Sie wurden von Seefahrern als ihre Beschützer verehrt, aber sie galten auch für ein liebliches Beispiel von Bruderliebe. Wie jene Vögel, die man Inseparables nennt, waren diese Brüder; auch wurden sie immer zusammen abgebildet. Die Mythologie erzählt: In einem Kriege kämpften die Zwillinge nebeneinander und Castor fiel, von feindlichen Pfeilen getroffen. Der Schmerz des vereinsamten Pollux war so tief, daß er das Mitgefühl des Zeus erregte, und um den Trauernden zu trösten, wollte Zeus ihm ein Geschenk machen, wie es wohl mancher Halbgott verlangte: er bot ihm Unsterblichkeit an. Pollux aber wies das Geschenk zurück; er wollte nicht ewig leben ohne seinen Bruder.

Die Apostelgeschichte sagt mit wenig Worten, daß die Reisenden nach Syrakus kamen und drei Tage dort blieben, dann weiter fuhren nach Region, und da der Südwind sich erhob, des anderen Tages nach Puteolen segelten.

Auf dieser letzten Fahrt segelte das Schiff durch die berüchtigte Meerenge Scylla und Charybdis, Strudel und Felsen droheten mit Gefahren, wie zur Zeit, da Odysseus die Reise machte, wenn auch nicht in fabelhafter Weise; die Apostelgeschichte berichtet hier nicht von Gefahren.

„In Puteolen fanden sie Brüder und wurden von ihnen gebeten, daß sie sieben Tage dort blieben."

Wie gern möchte man Ausführlicheres lesen; es ist uns nicht erzählt, mit welchen Worten der große Apostel seine Freunde begrüßte, auch nichts von den Empfindungen, die er hegte, als er sich am Ziel seiner Seereise sah. Aber wir kennen seine Gesinnung und wir haben zu anderen Zeiten Worte von ihm vernommen, welche auch hierher passen: „Ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter Mördern, in Gefahr unter den Juden, in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten, in Gefahr auf dem Meere, in Gefahr unter falschen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße." — „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? — Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel

noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn."

* * *

Am Golf.

Was sagst Du zu den drei Aufsätzen des grauen Alten? Es war Dir ihr Inhalt gewiß nicht neu, zum Teil kanntest Du ihn gewiß; aber ich denke, Erinnerung an das Bekannte, an richtiger Stelle, ist ganz nützlich.

Als ich den letzten Aufsatz eben noch in der Hand hatte und zu meinen Briefen an Dich legen wollte, klopfte es an meiner Thür und Dame „Erst-komm-ich" trat ein. Ein Blick von ihr auf die Blätter, und sie wußte wer sie geschrieben, denn durch Korrespondenz kannte sie ja die Handschrift des grauen Alten. Sie führte sofort das Gespräch auf ihn, und ich war auf ihren Wunsch auch bereit, ihr den Aufsatz, den ich in der Hand hatte, vorzulesen; war ich doch sicher, daß er nur Gutes wirken könne und daß der alte Freund nichts gegen die Mitteilung einwenden würde.

Als ich meine Vorlesung geendet hatte, erwartete ich eine Äußerung der Dame „Erst-komm-ich"; sie schwieg. Ich sagte: „Der graue Alte predigt von der Nächstenliebe."

Dame „Erst-komm-ich" nickte stumm mit dem Kopfe, dann aber sagte sie: „Ja, ja, und er predigt nicht bloß, er handelt auch mit Nächstenliebe."

„Er hat viel Liebe verloren," sagte ich; „alle, die ihm nahe standen durch Familienbande, sind gestorben; er ist sehr arm geworden, er füllt nun die Leere in seinem Herzen durch Nächstenliebe aus."

„Ja, aber damit erwirbt er nichts für sich; Dankbarkeit ist ein fraglicher Ersatz für seine gestorbene Liebe."

„Er betrachtet Nächstenliebe nicht als ein Netz, um Gegenliebe zu fangen; er dient, wo er kann, weil er den Trieb dazu im Herzen hat. Paulus hat auch nicht für sich gearbeitet, sondern für den, der ihn zu seinem Apostel berufen hat."

„Hat der graue Alte sich den Apostel Paulus zum Vorbild erwählt?"

„Ich weiß das nicht, kenne ihn ja wenig, aber ich glaube nicht, daß er irgend einen Menschen zum Vorbild erwählte; ich denke, er strebt dem Herrn und Heiland nach, der uns ein Vorbild gegeben hat, auf daß wir nachfolgen seinen Fußtapfen: »Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war.«"

„Ein jeglicher? Das ist unmöglich, es hat nicht jeder Mensch so gute Gesinnung."

„Er kann sie gewinnen, ist doch aus dem Saulus ein Paulus geworden."

Unser Gespräch wurde unterbrochen, denn Martha und Hugo traten von der Terrasse aus in meine Stube, um mich aufzufordern, mit ihnen auszugehen, wie ich versprochen hatte, nur um das Innere der Stadt anzusehen.

Neapel ist so ganz anders als die Städte bei uns, daß man Zeit braucht, sich hier etwas einzuleben; auch die Menschen sind anders als deutsche Menschen. Die italienische Gesellschaft habe ich nicht kennen gelernt; wenn ich von hiesigen Menschen spreche, so meine ich das Volk, das ich freilich auch nicht genau beurteilen kann, aber ich kann sagen was ich von ihm sehe und wie es mir erscheint. Die einst berüchtigte Bettelei, namentlich der Kinder, soll viel nachgelassen haben, denn die Polizei ist wachsam; dennoch ist es an manchen Stellen der Stadt, als habe man in ein Wespennest gestoßen; so wie dort ein Schwarm Wespen auffliegt, so hier ein Schwarm Kinder. Als ich heute mein Portemonnaie aus der Tasche zog, kam, ich begreife nicht woher, von allen Seiten kleines zerlumptes Volk herbei; reizende schwarzäugige, schwarzlockige Kinder umschwirrten mich mit ihrem stehenden Ruf: Signora, ho fame! (mich hungert). Ein kleines Mädchen griff sogar ins Portemonnaie hinein, zog es zu sich herab, um zu sehen, ob viel Geld darin sei. Ich schalt natürlich und der Naseweis bekam nichts. Darüber lachten alle, die Gestrafte lachte auch mit; sie tanzten alle, grimassierten, schwatzten, liefen vor mir her, um mich herum. Fortjagen wollte ich das impertinente kleine Volk nicht, die Kinder interessierten mich. Diese verwahrlosten begabten kleinen Faulenzer in gute Schulen zu bringen, wäre eine große Wohlthat; könnten sie alle im Ex-Collegio-Medico untergebracht werden! Es war auf der Straße Santa Lucia, wo ich die obige Scene erlebte, dort wo die frutti di mare zum Verkauf ausgestellt sind, und ich machte mir das Vergnügen und bewirtete die Kinder mit lebendigen Muscheln, die sie mit Wonne einschlürften.

In Italien ist viel anderes Leben auf den Straßen als bei uns, ich sah sogar ein junges Mädchen vor der Thür sitzen mit aufgelöstem Haar, eine andere junge Person kämmte und bürstete sie nach bestem Ermessen; Handwerker arbeiten oft auf der Straße, und Kühe und Ziegen werden gemolken für den Milchkäufer. Mit einem alten Schuhflicker an einer Straßenecke von Santa Lucia habe ich zuweilen ein Gespräch; einmal kam

ein armer, halb nackter Junge mit einem zerrissenen Stiefel und bat den alten Schuhflicker, ihm denselben auszubessern, aber er sagte gleich, zum Bezahlen habe er kein Geld. Der Alte lachte gutmütig und flickte. Auf der anderen Seite der Straße kam gleichzeitig ein Mädchen mit einer Ziege daher; sie ging von Haus zu Haus; wo man Milch brauchte, kam man heraus. Das machte einen eigentümlichen Eindruck. Bei uns fahren die Milchwagen vor, in Neapel kommt das Tier und schenkt seine frische Gabe gleich in das Trinkglas. Einer der Fischer, welche die frutti di mare verkaufen, kam auch herbei und forderte ein Glas Milch.

In der Nähe standen Pifferari; der Mann mit dem Dudelsack hatte zu seinen Füßen ein Brett, eine Art Fußbank, auf welcher Puppen standen; wenn der Mann taktmäßig die Fußbank in Bewegung brachte, tanzten die Puppen.

Ein wunderliches Aussehen haben die armen Esel, wenn sie mit Gemüsekörben belastet durch die Straßen wandeln. Ich wollte, ich könnte Dir ein Bild des hiesigen Straßenlebens vorführen; es ist eben alles anders als bei uns, alles interessant, und dazu das Meer und der Vesuv.

Wir machten heute Einkäufe auf der Via Chiatamone, es ist dies die Straße, auf welcher Hotel Washington steht, und es sind einige schöne Läden hier mit Korallen, geschnittenen Muscheln und Arbeiten aus der Schildkrötenschale. Signor Petrucci bietet seine echte Ware dem Hotel schrägüber aus; er wurde uns als ein ehrlicher Mann empfohlen und das ist viel wert: bekanntlich werden Korallen vielfach nachgemacht, der Nichtkenner kauft die falschen leicht als echt. Man muß sich hüten, sich durch billigen Preis zum Ankauf verleiten zu lassen, echte Korallen sind auch in Neapel teuer. Herr Philipp kaufte mehrere Schmuckgegenstände; ich nahm eine geschnittene Muschel, als Broche gefaßt; sie stellt die fürsorgliche Nächstenliebe dar, eine weibliche Gestalt, die eine Taube zärtlich an sich drückt. Weißt Du es, für welchen Liebling meines Herzens ich dieses Bild der Liebe bestimmt habe?

* * *

Heute machten wir einen weiten Spaziergang, aber einen Teil des Weges zu Wagen. Da wir mehrmals schon auf jener Seite des Golfs waren, auf welcher der Vesuv thront und ihm zu Füßen die lange Reihe von Ortschaften, gingen wir heute nach der gegenüber liegenden Golfseite, am Meere hin, über die Anlagen Villa Reale, am Gebäude des Aquariums vorüber, dann hinauf auf die Höhe. Immer blieb uns die wunder-

geo. v. C. W. Müller

T. A. B. XXII.

Napoli

herrlichste Aussicht zur Linken auf das Meer, und zur Rechten standen die hoch aufstrebenden, zerklüfteten Felsen, aus deren Rissen mächtige Aloe und andere üppige Pflanzen und Büsche herauswachsen.

Wir hätten gern gleich einen Wagen genommen, um weiter zu fahren nach der Solfatara (Schwefelgrotte), nach Pozzuoli u. s. w., aber bei näherer Überlegung fanden wir, es sei zu spät zu diesem Ausfluge, wir wollten dazu lieber am Morgen aufbrechen, zuerst die Grotte Posilipp und Virgils Grab besuchen, die Felsenhöhle bei Cumä, wohin die alte Geschichte den Aufenthalt der Sibylle von Cumä verlegt hat, u. s. w.

Da ich eben in den Heften blätterte, welche mein alter Freund mir übergeben hat, fand ich einige kleine Aufsätze, die ich gleich hier einschieben kann. Im Fall ich nicht mehr dazu käme, die Fahrt bis Pozzuoli zu machen, erhältst Du doch ein Bild der reichen, interessanten Gegend; aber ich hoffe auch selbst noch dahin zu kommen.

Aus den Papieren des grauen Alten.

Auf dem Wege nach Pozzuoli.

A.

Virgils Grab.

Reisende, welche Neapel besuchen, betrachten die Stadt und deren schöne Golfufer gewöhnlich zuerst nur flüchtig, sie fühlen sich später zum Ausfluge nach der Seite des Golfes hingezogen, welche den Vesuv trägt und die verschütteten Orte Herculanum und Pompeji. Es ist dies ganz begreiflich; aber nicht minder interessant ist der gegenüber liegende zweite Golfarm, auch nicht minder schön sind seine Ufer. Eine Fahrt von der Villa Nazionale bis zum Capo Miseno ist ganz herrlich; ich will einige Punkte einzeln besprechen, zuerst das Grab des großen Dichters Virgil und die daneben befindliche Grotta di Posilipo. Die Grotte ist ein zehn Minuten langer Felsentunnel, sieben Meter breit und von verschiedener Höhe: sieben bis fünfundzwanzig Meter; sie hatte früher einen großen Ruf, in unseren Tagen ist sie durch den Tunnel im Mont-Cenis und im Sankt-Gotthard weit übertroffen. Neben der Grotte führt ein Weg zu einem Denkmal, welches man für die Ruhestätte Virgils hält, ohne es jedoch mit Gewißheit behaupten zu können. Einer Sage nach hat Paulus, der große Apostel, dieses Grab besucht, nachdem er in Pozzuoli gelandet

war; aber das ist eben nur eine Sage. Das Denkmal ist ein Gewölbe mit Kuppel auf viereckiger Basis. Das Innere enthält elf kleine Nischen für die Urnen, dem Eingange gegenüber ist die Inschrift: Virgilio Maroni und einige Worte, welche er selbst für seine Ruhestätte gedichtet haben soll, als er in der Ferne sterbend war und bestimmte, sein Leichnam solle nach Neapel gebracht werden. Diese Worte sind in lateinischer Sprache zu lesen, sie heißen deutsch:

„Mantua hat mich gezeugt, mich raffte Kalabrien, jetzo
Hält mich Neapel. Ich sang von Triften und Fluren und Krieg."

Virgil ist für uns aus doppeltem Grunde viel bedeutend. Er ist der Dichter der Äneide, und Dante gab ihm in seiner Divina comedia die Rolle des Führers.

Virgil wurde in Mantua geboren um das Jahr 70 vor Christo, sein Vater besaß dort ein Landgut; nachdem er seine Studien vollendet hatte, kam er nach Rom, wo er mit dem berühmt gewordenen Beschützer der Künste, Mäcenas, bekannt wurde, welcher ihn an den Hof des Augustus brachte. Virgil wird zu den größten Dichtern des Altertums gezählt; man beklagt aber, daß er starb, bevor er seinem großen Epos, die Äneide, die letzte Feile gegeben hatte; er selbst soll auf seinem Sterbebette deshalb Vernichtung des Werkes verlangt haben, welchem Gebot aber nicht gefolgt wurde. Virgil hatte eine große Kenntnis italienischer Gegenden und deren Geschichte, und er benutzte dieselbe in seinen Werken, um des Vaterlandes Ruhm zu vergrößern. Besonderen Ruf erlangte Virgil durch seine Schriften über den Landbau und durch eine Anzahl einzelner Gedichte, unter diesen durch ein scherzhaftes Gedicht, worin der Schatten einer getöteten Mücke ein feierliches Begräbnis für seinen Körper verlangt. Als Mensch wurde Virgil hochgeschätzt, denn er wirkte zum Besten seines Vaterlandes; nach seinem Tode feierte man sein Andenken sogar als das eines Wunderthäters, und im Mittelalter wuchs die Verehrung für ihn so, daß man ihn den Zauberer nannte und ihm prophetische Gabe andichtete. Man gab ihm sogar eine christliche Bedeutung, man war geneigt, seine Aussprüche auf das Christentum zu beziehen, ihn einen Seher Christi zu nennen, er wurde, fast wie die Sibylle den alttestamentlichen Propheten ähnlich hoch gestellt; man benutzte seine Verse bei Auslegung von Bibelstellen. Bei solcher Überschätzung entstanden viele Sagen, die Verehrung für ihn vergrößerte sich immer mehr, man pilgerte zu seinem Grabe und betete um seine

Hilfe, wie um die Fürsprache eines Heiligen. Aus dieser Auffassung der Bedeutung des Dichters ist es erklärlich, warum Dante ihm in seiner „göttlichen Komödie“ eine so hohe Rolle zuwies.

Virgil starb in Tarent im Jahre 19 vor Christi Geburt.

B.

Pozzuoli.

Dieser Ort hieß in alter Zeit Puteoli und war eine berühmte Hafenstadt, er hatte den Namen durch heiße Quellen erhalten. Hier war es, wo auch das Schiff landete, welches den großen Apostel Paulus nach Italien brachte. Um diese Zeit war Puteoli ein sehr beliebter Landaufenthalt der reichen Römer; Lucullus, Cicero und andere hatten bei Puteoli kostbare Villen und Landgüter. Der schöne Ort mit allen seinen Tempeln, Amphitheatern, Villen wurde in Kriegen zerstört. Alarich erschien 410 mit seinem Heere in der Gegend, nach ihm, 455, Geiserich, dann im zehnten Jahrhundert kamen die Sarazenen und im sechzehnten Jahrhundert die Türken; auch Erdbeben halfen bei der Zerstörung. Die Ruinen von Pozzuoli sind sehr interessant, besonders die des Tempels des Serapis. Der Tempel lag in Schutt vergraben, wenige Säulen ragten heraus, sie veranlaßten Ausgrabung, welche im vorigen Jahrhundert vorgenommen wurde. Jetzt steht die Ruine eines dreiundvierzig Meter langen und siebenunddreißig Meter breiten Rechtecks da, mit vier Eingängen, der Haupteingang von der Seeseite. Man fand die Statue des Serapis, doch blieb sie nicht im Tempel, man brachte sie in das Museum. Serapis ist ursprünglich eine ägyptische Gottheit gewesen; der Dienst derselben verbreitete sich nach Italien und Griechenland und war so gepflegt, daß gegen den Serapisdienst sogar von der Regierung in Rom eingeschritten wurde.

Es sind mehrere Tempelruinen in Pozzuoli, und auf dem höchsten Stadtteile liegt das ganz ausgegrabene Amphitheater. Es wird berichtet, daß hier zur Zeit der Christenverfolgung der Schutzpatron Neapels, Sankt Gennaro, mit wilden Tieren in der Arena des Amphitheaters zusammengeführt wurde, damit den heidnischen Zuschauern die Festfreude werde, den Anhänger des neuen Glaubens bluten zu sehen. Sankt Gennaro und einige andere Christen mit ihm waren in den Gewölben unterhalb der aufsteigenden Sitzreihen gefangen gehalten worden bis zum Festtage, weshalb heute noch dieser Teil des Amphitheaters „Carceri di S. Gennaro“

heißt. Die Geschichte der Märtyrer erzählt, daß die wilden, hungrig und wütend hereingetriebenen Tiere die Christen nicht berührten.

Als der Apostel Paulus in Puteoli sieben Tage verweilte, standen alle die Gebäude, die heute Ruinen sind, in voller Pracht da; hat er, der begeisterte Jünger, der mit seinen Freunden hier verkehrte, Zeit gefunden sie anzusehen? Nahe an zweitausend Jahre sind vergangen, seit Paulus hier predigte, zerfallen sind die Tempel und Paläste, aber die Worte, welche der Jünger sprach, überdauerten irdische Herrlichkeit; wir haben Glauben, Hoffnung, Liebe, und die Liebe ist unter den dreien die größte, heute wie damals, und so viel auch jetzt wie zu allen Zeiten am Wort gerüttelt wird; es werden Himmel und Erde vergehen, aber das Wort des Herrn vergehet nicht.

C.

Der Monte nuovo.

Die Seite des Golfes von Neapel, auf der Pozzuoli liegt, besitzt jetzt keinen Berg, welcher Feuer auswirft, wie der Vesuv, aber dieselben unterirdischen Mächte der Natur, welche gegenüber thätig sind, arbeiten auch hier, sie kamen früher zu Tage, und wer kann wissen ob und wann sie wieder aus dem Innern der Erde hervorbrechen werden?

In der Nähe von Pozzuoli hat sich vor dreihundert Jahren ein höchst merkwürdiges Naturwunder ereignet: es wuchs vor den Augen der Menschen ein Berg aus der Fläche heraus. Berichterstatter, Augenzeugen, hinterließen Schriften, welche folgendes erzählen: Es hatten in den Jahren 1536 bis 1538 viel Erdbeben in der Gegend von Pozzuoli die Menschen in Schrecken versetzt, am heftigsten waren sie am 27. und 28. September 1538. An letzterem Tage trat das Meer um etwa dreihundert Meter zurück und die wasserlose Stelle trocknete. In einiger Entfernung von hier senkte sich am Morgen des folgenden Tages die Erde, Wasser quoll hervor, Steine, Schlamm, Asche und Feuer wurden ausgeworfen. Zwei Tage und zwei Nächte hielt diese Strömung an, dann begann die Stelle der Erde, aus welcher sie empor getrieben worden war, zu wachsen und wuchs höher und höher, acht Tage lang, bis ein Berg da stand von hundertundachtzig Meter Höhe. Man gab diesem neugeborenen Berge den Namen monte nuovo (neuer Berg). Bis zum Jahre 1539 gab der Monte nuovo viele Lebenszeichen: Rauch entströmte seinem Krater und in der Nacht sah man oft Feuerzungen herausragen. Jetzt scheint das Innere des Berges ausgestorben zu sein.

Wenn ich an die geheime Arbeit in der Erde denke, die von Zeit zu Zeit hervorbricht, so drängt sich mir ein Vergleich auf: Auch im Menschenherzen arbeiten geheime Mächte, sie brechen von Zeit zu Zeit hervor, Feuer und Flamme richten Schaden an, wir nennen sie „Sünde".

In der Erde walten die Mächte nach göttlichen Naturgesetzen, der Schöpfer, der die Gesetze gab, regiert sie. Und die Mächte im Menschenherzen? Diese sind frei, denn „freien Willen" hat der Mensch; er kann die bösen Mächte hervorbrechen lassen, er kann sie aber auch unterdrücken, überwinden mit gutem, festem Willen; doch der Mensch ist schwach, der arme Mensch! — Wie denn? Ist er wirklich arm, der Mensch, weil er freien Willen hat? — Nein, denn Gottes Kraft wird im Herzen des Menschen mächtig, wenn sein freier Wille gut ist. Gott der Herr gibt Wollen und Vollbringen.

D.

Die Solfatara.

Solfatara heißt deutsch „Schwefelgrube". Eine Grube wie etwa unsere Kiesgruben und Sandgruben sind, darf man sich nicht denken, wenn man die Solfatara nennen hört. Diese ist eher einem ausgetrockneten, länglichrunden Teich zu vergleichen, mit hohen Ufern; auf seinem weichen Boden wachsen Bäume. Die Solfatara ist der Krater eines ehemals feuerspeienden Berges; die Glut im Innern ist aber noch groß. Die Öffnung, welche der Lava einst das Ausströmen gestattete, hat sich verengt, nur aus vielen Spalten dringt Dampf hervor mit Schwefel getränkt, diese Spalten nennt man fumarole, Dampfschornsteine möchte man sagen, doch ragen diese nicht aus dem Erdboden heraus, sie mögen im Erdboden von dem Feuerherde aufsteigen, der da die Glut bereitet, welche den Dampf heraustreibt.

Man geht ruhig auf dem Kraterboden hin, der die Decke des Feuerherdes ist, sie ist durchwärmt, an einzelnen Stellen heiß, so daß dort kein Baum, keine Pflanze gedeihen kann; es kommt wohl der Augenblick wieder, wo die Fumarole sich plötzlich erweitern und der Krater ein Feuermeer wird; wer kann es wissen, was die Natur vorbereitet?

Mit dem Vesuv am gegenüber liegenden Golfarme steht dieser Krater durch seine Fumarole nicht in Verbindung, mag der Vesuv in Arbeit sein oder ruhen, man hat nie einen Einfluß auf die Dämpfe der Solfatara bemerkt. Die größte Fumarole ist eine Höhle, in der sich der Schwefeldampf, welcher wie Rauch herauswirbelt, gelb angesetzt hat.

E.

Der Lacus Avernus.

Der Lacus Avernus ist ein von waldigen Höhen und schilfartigen Gewächsen eingeschlossener See, an mancher Stelle soll er hundertundachtzig Fuß tief sein, seine Ausdünstung tötete früher die darüber hin fliegenden Vögel. Er ist durch seine Umgebung unheimlich, schaurig und war der Mittelpunkt der Sagen der Alten vom Schattenreiche; hier war auch der Eingang zur Unterwelt, welche Homer schildert, hier auch war die Stelle, wo Virgil den Äneas in die Unterwelt hinabsteigen läßt.

Für mich hat der Lago d'Averno eine zauberhafte Anziehungskraft; in dem Schatten der Bäume, welche ihn umgeben, habe ich oft gesessen und gelesen. Der griechische Dichter Homer und der römische Dichter Virgil waren schon als ich Knabe war meine Lieblinge, in späteren Jahren las ich ihre Dichtungen mit besonderem Interesse am Lacus Avernus, hier gewährte ich der Fabelgeschichte der Alten ihre Rechte, hier ließ ich meiner Phantasie, den Meistern der Dichtkunst folgend, ihren freien Lauf.

F.

Die Sibylle von Cumä.

Die Religion der alten Griechen und Römer, welche wir Mythologie nennen, hatte die ganze Welt, Himmel, Erde und Unterwelt mit Göttern bevölkert. Um den Willen der Götter zu erfahren, befragten die Menschen Seherinnen, deren Aussprüche, Orakelsprüche genannt, zwar gewöhnlich sehr zweideutig waren, aber von denen sich die Fragenden leiten ließen. Die Seherinnen, Prophetinnen, hießen Sibyllen. Von den Seherinnen stammt die Sammlung von Weissagungen, welche man die sibyllinischen Bücher nennt. Es wird berichtet: Zum Könige von Rom, Lucius Tarquinius Superbus, trat einst ein fremdes Weib und bot ihm neun Schriftrollen (Bücher) für einen hohen Preis an, sie nannte dieselben Prophezeiungen für das römische Reich. Der König weigerte sich den hohen Preis zu zahlen und die Überbringerin der Schriftrollen warf drei derselben ins Feuer; nach einiger Zeit bot sie dem Könige die übrigen sechs Bücher um denselben Preis an. Abermals verweigerte der König die fast doppelt hohe Zahlung. Zum drittenmale erschien das fremde Weib vor dem Könige, aber nur mit drei Büchern, denn wieder hatte sie drei verbrannt. Dem Könige flößte die wunderbare Erscheinung mit ihrem wieder-

holten Anerbieten nun Bedenken ein und er ließ Priester und Wahrsager herbeirufen, um ihnen die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Es wurde ihm gesagt, das fremde Weib sei die Sibylle gewesen, welche am Lacus Avernus in einer düsteren Grotte verborgen wohne, in der Nähe von Neapel bei Cumä. Jetzt nahm der König die drei übrig gebliebenen Schriftrollen und zahlte den ursprünglichen, jetzt dreifachen Preis. Die Bücher waren in griechischer Sprache geschrieben, so daß Dolmetscher zur Übersetzung derselben besorgt wurden. Die sibyllinischen Bücher wurden im Tempel des capitolinischen Jupiter aufbewahrt, wurden aber bei Feuersbrünsten zerstört, doch hat man später neue Sammlungen von Aussprüchen der Sibyllen gemacht.

Die größte Berühmtheit unter den Seherinnen hatte die Sibylle von Cumä.

Wie zu der Zeit, da Virgil in seinem Epos den Trojaner Äneas zu der Sibylle führte, die Grotte, welche diese bewohnte, ausgesehen haben mag, weiß man nicht, heute ist sie ein unterirdischer Gang, gleich den Katakomben, aber feucht und dumpfig. Man gelangt zu zwei größeren Räumen mit Inschriften über den Thüren, die eine heißt: „Il bagno della Sibilla“ (Bad der Sibylle), die andere heißt: „La porta dell' inferno“ (Der Eingang zur Hölle).

Die Gegend ist ein Herd, wo die alten Dichter Sagen schaffen konnten; Homer und Virgil, obgleich in so verschiedenen Zeitaltern lebend, wurden hier begeistert zu ihren großartigen Märchen.

G.

Von den Irrfahrten des Äneas.

Der griechische Dichter Homer schilderte in seinem Epos, die Odyssee, die Irrfahrten des Königs von Ithaka, welcher nach der Zerstörung von Troja viele Jahre von zürnenden Göttern im Meere umher getrieben wurde.

Der römische Dichter Virgil schilderte in seinem Epos, die Äneide, die Irrfahrten des trojanischen Helden Äneas, welcher mit seinem Vater Anchises und seinem Sohne Ascanias, ebenfalls nach der Zerstörung von Troja, von zürnenden Göttern im Meere umher getrieben wurde; Italien war der Schauplatz wunderbarer Schicksale beider Helden. Nachdem Troja gefallen war, verließ Äneas mit zwanzig Schiffen sein Vaterland. Er kam zur Insel Creta, wo er zu bleiben dachte; doch er empfing hier das

Gebot des Apollo, welches ihn veranlaßte sich wieder einzuschiffen, das Gebot lautete:

„Nicht will, daß Du in Creta Dich anbaust, Phöbus Apollo.
„Westlich lieget ein Land, Hesperia nennt es der Grajer,
„Längst schon voll Ruhm, durch Waffen gelobt und ergiebig die Scholle,
„Einst von änothrischem Volke bewohnt, nun aber die jüngeren
„Nannten es Italerland, von Italus Namen, des Führers."

Äneas verließ Creta, um nach Italien zu schiffen, doch hatte er schwere Schicksale zu tragen, bevor er sein Ziel erreichte. Auf den Strophaden, eine Inselgruppe im jonischen Meere, wohin Äneas durch widrige Winde getrieben wurde, fand er die Harpyen (Furien) und empfing durch sie eine Prophezeiung:

„Gen Italia lenkt Ihr den Lauf, mit erfleheten Winden;
„Gen Italia kommt Ihr und dürft in den Hafen hineingehn.
„Doch nicht eher umringt Ihr die Stadt der Verheißung mit Mauern,
„Als bis gräßlicher Hunger und unseres Mordes Gewaltthat
„Euch die benageten Tische hinabzuschlingen genötigt."

Den Trojanern verzagte das Herz, aber der greise Anchises rief die Götter an, also:

„Götter, o wehret dem Droh'n; lenkt ab, Ihr Götter, das Unheil!
„Rettung schafft uns Frommen!" —

Äneas und die Seinen wurden durch Winde nach Sicilien getrieben; am Fuß des Ätna war das Reich der Cyklopen, wo Odysseus dem Polyphem das einzige Auge ausgestochen hatte. Äneas sah den blinden Riesen von einem Berge herabsteigen:

„Jetzt das flüssige Blut des entgrabenen Auges sich spülend,
„Knirscht er laut mit den Zähnen und stöhnt; dann mitten das Meer durch
„Wandelt er, doch ungenetzt ragt über der Flut ihm die Seite."

Die Schiffe des Äneas wurden zur Abfahrt gewendet; das Geräusch, welches dadurch entstand, vernahm der blinde Riese; er eilte an das Ufer, aber da er die Fliehenden nicht erreichen konnte, stieß er ein furchtbares Geheul aus. Äneas mit seinen Schiffen entkam glücklich. An der Westküste Siciliens schifften sie hin, in Drepanum landeten sie, und dort starb der greise Anchises.

Die Schiffe näherten sich dem Italerland; da trieb sie ein widriger Wind rückwärts und endlich bis nach Afrika, wo die Königin Dido die

Reisenden aufnahm. Äneas blieb längere Zeit bei der gastfreien Königin und erzählte derselben seine bisherigen Erlebnisse. Die Königin gewann ihn lieb und wünschte, er möge sich entschließen ihr Gemahl zu werden, um in Karthago mit ihr zu regieren. Doch das war gegen den Willen der Götter. Zeus schickte den Götterboten Merkur zu Äneas, damit er ihn von Afrika fortweise. Zürnend erschien der geflügelte Götterbote vor dem in Ruhe lebenden Gaste der Königin Dido.

„Plötzlich fährt er ihn an: »Du legst der hohen Karthago
„Jetzo den Grund, und herrlich empor, Weibsüchtiger, baust
„Hier Du die Stadt, Dein Reich und die eigene Macht so vergessend?«"

Merkur erinnerte den Äneas an den früher empfangenen Befehl der Götter, nach Italien solle er schiffen, er sei ausersehen Stammvater der künftigen Herrscher Roms zu werden.

Äneas war sofort bereit dem erneueten Befehle zu gehorchen; er rüstete sich zur Abfahrt, aber im geheimen, denn Dido hätte ihm wohl Hindernisse entgegengestellt. Als sie erfuhr, daß er sie verlassen werde, tötete sie sich selbst.

Abermals wurde Äneas von Stürmen nach Sicilien getrieben; er landete bei Acestes, dem Freunde der Trojaner, und hier feierte er den Todestag seines Vaters Anchises durch Wettfahrten der Schiffe und Schlachtenspiele. Es waren von Troja viele Weiber mit den Fliehenden fortgezogen, sie hatten die Irrfahrten längst satt und wären gern in Sicilien geblieben, sie legten Feuer in die Schiffe, um sie zu verbrennen; durch einen heftigen Regen, welchen Zeus sandte, wurden vier derselben gerettet. Äneas empfing von einem Greise, Nautes, den Rat, die Weiber in Sicilien zu lassen und mit den Männern nach Italien zu schiffen; unschlüssig blieb er eine Zeit, da erschien ihm in einer Nacht der Geist seines Vaters und redete also zu ihm:

„Sohn, den mehr als mein Leben, so lang ich Leben geatmet,
„Stets ich geliebt, o Sohn, den Ilions Schicksal umhertreibt.
„Zeus, der Allmächtige, sendet mich her, der den Schiffen das Feuer
„Abgewandt und sich endlich aus himmlischen Höhen erbarmt hat.
„Folge dem heilsamen Rate, den jetzt der greisende Nautes
„Anrät: Jünglinge nur, die tapfersten Herzen des Volkes,
„Führ' nach Italien hin. Ein Geschlecht, rauhsittig und wildernd,
„Mußt Du zwingen mit Kampf in Latium. Aber zu Plutos
„Wohnungen steig' erst hinab unter die Erd', und Avernusgeklüft durch

„Strebe Dich mir zu gesellen, o Sohn. Nicht hält mich des frevelen
„Tartarus grauliche Nacht; in Elysiums seligen Fluren
„Wohn' ich mit Frommen vereint. Dorthin von der reinen Sibylla
„Durch viel strömendes Blut schwarzwolliger Schafe geführet,
„Wirst Du Dein ganzes Geschlecht und die Stadt der Verheißung erkennen.
„Lebe nun wohl!" — — —

Äneas folgte dem Befehl, den ihm der Geist des Anchises gegeben.

„Fort auf der Meerbahn läuft nun sicher und vorwärts die Flotte,
„Und von Vater Neptunus begünstigt, eilet sie furchtlos.
„Und zum euböischen Strande von Cumä gleitet sie endlich."

Äneas sucht nun die Sibylle auf.

„Ausgehau'n ist zur Höhle das Herz des euböischen Felsens:
„Hundert geräumige Gäng' und Mündungen leiten zum Innern,
„Hundertfach durchrollt sie Getön, weissagt die Sibylla.
„Jetzo begann zu reden die Seherin: »Göttergeschlecht Du,
„Troer, anchisischer Sproß, leicht geht es hinab zum Avernus;
„Nachts ist offen und tags die Pforte des dunkelen Pluto.
„Doch umwenden den Schritt und zu oberen Lüften hinaufgehn,
„Das ist Arbeit und Müh'. — — —
— — — — — — — — — — —
„Doch nicht eher gelingt's in der Erde Abgründe zu steigen,
„Als bis einer des Baums goldlaubigen Schößling sich abbrach.
„Diesen verlangt die schöne Proserpina als ihr erkornes
„Ehrengeschenk.«

Der wunderbare Baum war der Juno geheiligt und schwer zu erreichen, es war daher für Äneas eine schwere Vorarbeit. Die Seherin sprach ferner:

„Überdem auch liegt Dir des Freundes entseelter Leichnam
„(Ach, noch weißt Du es nicht), der die sämtliche Flotte verunreinigt,
„Während Du Rat hier forschest und unserer Schwelle so anhängst;
„Diesen bestatte zuvor und gib ihm ein ruhiges Grabmal."

Äneas fand den Leichnam seines Freundes Misenus und ließ ihn bestatten und ihm ein Denkmal errichten.

„Hart an dem luftigen Berge, der nun Misenus von jenem
„Heißt, und für ewige Zeit den dauernden Namen behauptet."

Ein paar Tauben flogen herbei und zeigten dem Äneas den goldenen Zweig an jenem der Juno geheiligten Baume, welchen er als Geschenk

für des Pluto Gemahlin Proserpina in die Unterwelt mitnehmen sollte. Die Sibylle war nun bereit, Äneas in die Unterwelt zu führen, sie sprach zu ihm:

„Jetzt ist Mut, Äneas, Dir not, jetzt männliche Fassung!
„Dies nun sprach sie und stürzte mit Wut in die offene Felskluft.
„Rasch der Führerin folgt er mit gleich unerschrockenem Schritte."

In dem Epos wird nun geschildert, was dem Äneas bei seinem merkwürdigen Gange begegnete. Das Gedicht führt endlich den Helden an den Ort seiner Bestimmung und schließt mit der Niederlassung desselben an der Küste von Latium. Es weiset hin auf die spätere Gründung Roms durch die Nachkommen des Äneas.

* * *

Am Golf.

Es ist mir recht angenehm, daß ich die Aufsätze aus den Papieren des grauen Alten meinen Briefen an Dich beilegen konnte, denn ich komme sehr wenig zum Schreiben. Der Tag nimmt mich in Anspruch, weil ich viel zu sehen habe, und am Abend schreibe ich die kurzen Nachrichten an alle meine Lieben, die von mir zu hören wünschen. Nun ist auch meine Reisezeit abgelaufen. Ich habe noch viel zu sehen! viel! viel! aber Zeit und Geld sind mächtige Willensbeherrscher.

Ich habe mit meinen Mitteilungen Dich zu Vorstudien zu einer Reise nach Italien reizen wollen, vielleicht ist mir das gelungen; und wenn Du niemals dazu kommst, Italien zu sehen, so sind Studien über das herrliche Land doch immer interessant. In meiner ersten Reise habe ich die Kunst ein wenig besprochen, in meiner zweiten kam Geschichte mehr in Betracht. Es sind freilich nur Tropfen von Kunstgeschichte und Tropfen von Geschichte, die ich Dir reichte, aber gut ist es doch, daß ich es that, Du wirst dadurch daran erinnert, daß man nach Italien nicht bloß gehen darf um schöne Gegend und schönes Klima zu genießen.

Der Abschied wird mir schwer und zwar nicht allein von dem Lande, welches mir so sehr gefällt, sondern auch von den Menschen, welche ich auf der Reise kennen lernte und mit denen ich die ganze Reisezeit hindurch im Verkehr war. Mit diesen Menschen werde ich aber in Verkehr bleiben durch Briefwechsel; ich soll auch die vierpersönliche Familie in ihrer Heimat besuchen, habe eine herzliche Einladung erhalten. Der liebe graue Alte, welcher viel auf Reisen ist, will sich einrichten, dann und wann mich aufzusuchen, so lange der liebe Gott Leben schenkt, ihm und mir. Auch mit

der Dame „Erst-komm-ich“ werde ich in Verbindung bleiben, sie hat mich freundlichst, ja „innig“ darf ich sagen, um Briefwechsel gebeten. Sie sagte mir beim Abschied: „Wissen Sie, daß Sie mir mit einem Wort, das Sie gegen mich aussprachen, in der Seele ein Feuer angezündet haben, welches seitdem arg brennt, aber mich auch wärmt? Sie sagten mir, ich sei »liebebedürftig«. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, ich weiß nun, daß ich mich selbst bisher unglücklich gemacht habe, indem ich Liebe von mir stieß. Ich habe viel darüber nachgedacht und ich habe erkannt, daß ich zuerst lieben muß, wenn ich geliebt sein will. Ich habe früher zu lieben verstanden, habe mich aber kalt gemacht durch, durch — ja, ich will's nur aussprechen: durch Egoismus. Ihr Freund, der graue Alte, hat mich einst, als ich einen Beweis von Mangel an Liebe ablegte, meinem Neffen gegenüber, auf den armen Zustand meines Herzens aufmerksam machen wollen; ich wies ihn stolz ab. Nun hat sein Aufsatz über die Reise des großen Apostels Paulus, der die Liebe so herrlich geschildert hat in seinen Briefen an die Korinther, mich an meine Herzenskälte wieder erinnert. Ich danke Ihnen das auch, denn Sie gaben mir den Aufsatz des grauen Alten durchzulesen. Ich habe mir ein Neues Testament gekauft, denn ich hatte keins zur Reise mitgenommen, habe auch vielleicht zu Hause keins, ich weiß nicht, ob meine alte Konfirmationsbibel noch da ist. — Aus den heiligen Schriften schöpft man Fähigkeit zu lieben, Paulus hat darauf hingewiesen: „Wir haben Glauben, Hoffnung, Liebe.“

Diese Worte sagte Dame „Erst-komm-ich“, und der graue Alte hat mir erzählt, daß sie ihm alles Geld zurückgezahlt hat, welches dieser ihrem Neffen zur Fortsetzung seiner Studien borgte; sie hat es auch übernommen, wieder selbst für den Neffen zu sorgen.

Da ich Dir keine Namen genannt habe, durfte ich Dir alle diese Mitteilungen machen. Vielleicht triffst Du auf Deinem Lebenswege mit den Personen zusammen, die ich kennen lernte und Dir vorführte, vielleicht erkennst Du sie. Doch nein, alle wirst Du nicht erkennen, denn die Dame „Erst-komm-ich“ ist ja eine andere geworden, sie kann wohl niemand mehr den Eindruck einer „Erst-komm-ich“ machen.

Ich reise heim mit dem Herzen voll Dank gegen Gott. Ich fürchtete mich vor der Reise, und nun ist alles so glücklich gegangen. Ich war so frisch und kräftig die ganze Zeit, daß ein italienischer Professor, den ich hier kennen lernte, gegen eine meiner Bekannten die Frage, mich betreffend, aussprach: „Sagen Sie mir, sind alle deutschen alten Frauen so jung?“

Addio, du herrliches Neapel. Vedi Napoli e poi mori (siehe Neapel und dann stirb), sagt der Italiener. Ich sage das nicht, es gibt noch viel Herrliches zu sehen auf Gottes großer Erde; ich sage: Siehe Neapel und dann freue Dich Dein Leben lang es gesehen zu haben und danke Gott dafür.

Cuvier und die Schwalben.

Von

Robert Falck.

Georg Cuvier, einer der berühmtesten Naturforscher der neueren Zeit, dessen zoologisches System noch heute die Grundlage aller späteren Forschungen auf dem Gebiete der Tierkunde bildet, wurde im Jahre 1769 zu Mömpelgard geboren. Auf der Karlsakademie zu Stuttgart, wo er der Mitschüler unseres Schiller wurde, widmete er sich mit anhaltendem Fleiße den Studien, nach deren Beendigung er die Stelle als Hofmeister bei den Kindern des Grafen Héricy auf dessen altem Schloß zu Fiquainville in der Normandie annahm. Die Fenster von Cuviers Zimmer mündeten auf den Garten und er pflegte sie jeden Morgen in aller Frühe zu öffnen und etwas frische Luft zu schöpfen, bevor er den Unterricht seiner ziemlich schlecht gearteten Zöglinge begann. Eines Morgens bemerkte er, daß zwei Schwalben in einem äußeren Winkel seiner Fensterbrüstung ein Nest bauten. Das Männchen trug feuchten Lehm im Schnabel herbei, während das Weibchen diesen so zu sagen zusammenknetete und daraus, mit Zuthat von etwas Stroh und Heu, das zukünftige Nest baute. Als sodann die äußere Hülle fertig war, tummelten sich beide Vögel, das Nestchen mit Federn, Wolle und dürrem Laub auszukleiden, worauf sie miteinander nach einem nahen Wald flogen und erst nach Verfluß von einigen Tagen zurückkehrten. Mittlerweile hatten sich aber gar wichtige Dinge zugetragen; während nämlich die beiden Schwalben so emsig an ihrem Nestchen bauten, hatte Cuvier zwei Sperlinge bemerkt, welche auf einem Rauchfange in der Nähe saßen und das Voranschreiten des Baues mit vieler Neugier zu beobachten schienen. Der hinterlistige Zweck dieses Beobachtens kam indes bald zum Vorschein, denn kaum hatten die beiden Schwalben ihrer neuen Behausung den Rücken

gekehrt, so nahm das Sperlingspaar Besitz von dem Neste und machte sich's darin so bequem, als wär's sein eigenes gewesen. Cuvier bemerkte auch, daß niemals beide zugleich ausflogen, sondern daß stets einer von beiden als Wache zurückblieb, seinen dicken Schnabel durch den Eingang streckend, um jedem anderen Gast als seinem Männchen den Eintritt zu verwehren.

Als die beiden rechtmäßigen Besitzer des Nestes zurückkehrten, fanden sie zu ihrem Erstaunen ihr Nest besetzt. Das Männchen flog voll Entrüstung auf seine Wohnung zu, um die Eindringlinge zu vertreiben, ward aber von dem dicken Schnabel des Sperlingsmännchens empfangen, das den unglücklichen Nestbesitzer schnell mit blutendem Kopfe und zerrupften Federn heimschickte.

Vor Grimm und Beschämung zitternd, sein glänzendes Auge feuersprühend, kehrte es zu seinem Weibchen zurück, das auf einem grünen Zweige in der Nähe saß, und einige Minuten lang schienen die beiden ein ängstliches Zwiegespräch miteinander zu halten. Dann entfalteten sie ihre Schwingen und flogen davon.

Nach einiger Zeit kehrte das Sperlingsweibchen ins Nest zurück und das Männchen begann, wie Cuvier vermutete, ihm eine sehr lebhafte Schilderung des bestandenen Abenteuers zum besten zu geben und diese Erzählung mit einem gewissen seltsamen Geschrei zu begleiten, das füglich für ein schadenfrohes Gelächter gelten konnte. Doch dem sei wie ihm wolle, genug, das Paar verlor nicht viel Zeit mit Plaudern, sondern flog abwechselnd aus, um Mundvorräte einzutragen. Als dies geschehen war, blieben sie beide im Neste und reckten nun zwei starke Schnäbel zur Wahrung ihres vermeintlichen Hausrechts heraus. Da füllte Geschrei die Luft und ganze Flüge von Schwalben scharten sich nach und nach auf dem Dache zusammen. Cuvier erkannte mitten im Haufen wieder die vertriebenen Besitzer des Nestes, welche jedem neuen Ankömmling das erlittene Unrecht zu klagen schienen.

Es dauerte nicht lange, so waren gegen zweihundert Schwalben in vollem Konklave versammelt. Während sie um die Wette durcheinander zwitscherten, wie Redner in mancher ehrgeizigeren und berühmteren Versammlung, ließ sich auf einmal ein klägliches Geschrei von einem der Fenstersimse her vernehmen. Eine junge Schwalbe, welcher vermutlich die parlamentarischen Debatten zu lange gedauert haben mochten, schien ein paar Fliegen gejagt zu haben, die um das besonnte Fenster summten.

Cuviers Zöglinge hatten auf dem Sims eine Schlinge gelegt und der arme junge Vogel fand plötzlich eines seiner schlanken Beine in die tückische Schleife von Pferdehaar verwickelt. Auf das Geschrei des Gefangenen flogen ungefähr zwanzig seiner Brüder herbei und versuchten ihn in Freiheit zu setzen; aber vergeblich! Jeder neue Versuch schnürte die Schleife nur enger zusammen und vermehrte noch die Schmerzen des armen Vögleins. Auf einmal schwangen sich die Schwalben, wie auf Übereinkunft, in die Höhe, kreisten in der Luft, stürzten dann zumal herab und pickten tüchtig mit den Schnäbeln auf die Schlinge, bis diese, nach einigen wiederholten Versuchen, zerriß und der befreite Vogel fröhlich mit seinen freundlichen Gefährten davon flog. Während dieses Auftritts, welcher nur wenige Meter von Cuviers Fenster stattfand und etwa in gleicher Entfernung von dem usurpierten Neste, verhielt sich der erstaunte Hofmeister ganz regungslos, und die beiden Sperlinge rührten sich ebenfalls nicht, sondern reckten nur defensiv ihre drohenden Schnäbel heraus.

Auf einmal, mit Gedankenschnelle, stürzte sich ein ganzer Flug Schwalben auf das Nest; jede Schwalbe hatte ihren Schnabel mit Kot gefüllt, welchen sie gegen den Eingang des Nestes spritzten, und dem einen Schwarme folgte sogleich wieder ein anderer, welcher dasselbe Manöver wiederholte. Dabei blieben die klugen Tierchen stets mindestens zwei Zoll vom Neste entfernt, so daß sie immer außer dem Bereich der Schnäbel der belagerten Sperlinge blieben. Diese wurden in der That auch durch die erste Ladung Kot so wirksam geblendet, daß sie nicht länger mehr auf Verteidigung dachten. Indes fuhren die Schwalben immer fort, Kot in das Nest zu spritzen, bis es ganz davon bedeckt war, und ohne die verzweifelte Anstrengung der beiden Sperlinge, welche einigemal die Ladungen abzuschütteln wußten, wäre die Öffnung des Nestes ganz verstopft worden. Allein eine Abteilung der unversöhnlichen Schwalben setzte sich auf das Nest und strich und drückte und klebte mit Schnabel und Zehen den zähen Lehm so lange auf die Öffnung nieder, bis es ihnen gelungen war, diese ganz hermetisch zu verschließen, worauf dann Hunderte von kleinen Schwalbenkehlen ein Rache- und Siegesgeschrei erhoben.

Hierbei blieben die Schwalben indes nicht stehen, sondern bemühten sich, von allen Seiten her Materialien zu einem zweiten Nest herbei zu tragen, welches sie über dem verstopften Eingang des früheren erbauten, und zwei Stunden nach der Einmauerung der Sperlinge ward das neue Nest von den beiden vertriebenen Schwalben bezogen.

Die unversöhnliche Rache war nun vollzogen; die unglücklichen Sperlinge mußten nicht nur ihr Vergehen durch einen langsamen Tod büßen, sondern auch noch während ihrer Todesqual das lustige Zwitschern der beiden Schwalben, der Ursachen ihres Todes, anhören. Viele Tage lang verließ das Weibchen nur selten das Nest; sie hatte sechs Eier gelegt, und während sie diese ausbrütete, trug ihr das Männchen immer reichliches Insektenfutter zu. Nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen bemerkte Cuvier, daß das Männchen den Tag über emsig eine ungeheure Menge Insekten in seine Behausung trug, und als er in das Nest blickte, sah er sechs gelbe Schnäbelchen hungrig nach Nahrung aufgesperrt. Von dieser Zeit an bildete es einen äußerst lehrreichen und angenehmen Zeitvertreib für den jungen Erzieher, das allmähliche Wachstum und die Entwickelung der kleinen Brut zu beobachten. Die gelben Schnäbelchen der jungen Schwalben wurden schwarz und glänzend, ihre flaumigen Körperchen bedeckten sich mit weichem zierlichem Gefieder, und sie fingen an, die Mutter auf ihren kurzen Ausflügen aus dem Neste zu begleiten. Das Männchen lehrte die Jungen, ihre Beute im Fluge zu erhaschen, in die Höhe zu fliegen, wenn die Luft ruhig war und die Fliegen sich in den oberen Regionen herumtummelten, und sich wiederum mehr am Boden zu halten, wenn ein Sturm oder Gewitter herannahte, weil dann alle Insekten ein Obdach suchen.

So verstrich der Sommer und der Herbst trat ein. Abermals versammelten sich ganze Flüge von Schwalben auf dem Dache des Schlosses Fiquainville, hielten förmliche Beratschlagungen und Unterredungen, und es gewährte Cuvier großes Vergnügen, ihre Sprache zu verdolmetschen zu suchen. Die Jungen aus dem Neste waren mit den anderen jungen Schwalben mitten in der Schar. Eines Morgens erhob sich gleichzeitig der ganze Schwarm und richtete seinen Flug ostwärts.

Im folgenden Frühling kamen zwei Schwalben abgemagert und mit zerzaustem Gefieder an und nahmen Besitz von dem Neste. Cuvier erkannte sie sogleich wieder: es waren dieselben Vögel, die er im vergangenen Jahre mit so vielem Interesse beobachtet hatte. Sie begannen ihr Nest auszubessern und die Risse zu verstopfen, welche der Winterfrost gemacht hatte, fütterten das Innere wieder mit weichem, dürrem Moos und Federn, und machten dann, wie im vorigen Jahre, wieder einen Ausflug ins Freie.

Am Morgen nach ihrer Rückkehr, als sie fröhlich unter Cuviers Fenster nach Beute haschten, denn sie waren nun ganz zahm und an seine

Anwesenheit gewöhnt, stieß ein Habicht, der hoch in den Lüften kreiste, plötzlich auf das Schwalbenmännchen herab. Er stieß es mit den Fängen und wollte es eben forttragen, als Cuvier mit seiner Flinte nach ihm schoß, die eben in seiner Nähe war. Der Räuber stürzte zum Tode getroffen in den Garten, und Cuvier eilte hinunter, um seinen jungen Schützling zu befreien. Die Schwalbe war aber ebenfalls schwer verletzt; der Habicht hatte ihr die Fänge tief in die Seiten geschlagen und ein paar Schrotkörner waren ihr in die Brust gedrungen und hatten ihr einen Flügel gebrochen. Der gutmütige junge Mann verband die Wunden mit der größten Sorgfalt und brachte das Vögelchen dann mit Hilfe einer Leiter wieder in sein Nest, während inzwischen das arme Weibchen betrübt um das Männchen herumflatterte und klägliches Wehegeschrei erschallen ließ. Drei Tage lang verließ das Weibchen das Nest nur um Nahrung zu suchen und brachte dem Männchen Insekten. Cuvier bemerkte, wie das Männchen schwach sein leidendes Köpfchen erhob, um das dargereichte Futter anzunehmen; aber jeden Tag nahm seine Kraft sichtbar ab. Eines Morgens ward Cuvier endlich durch das Geschrei des Weibchens aufgeweckt, welches vor seinem Fenster flatterte und mit den Flügeln an die Scheiben schlug; er eilte nach ihrem Neste und fand leider nur einen toten Vogel darin! Von diesem Augenblick an trauerte das Weibchen und siechte hin, verließ das Nest nicht mehr, verschmähte das Futter, welches Cuvier ihm immer hinbot, und starb buchstäblich am gebrochenen Herzen, fünf Tage nach dem Tode des Männchens.

Diese kleine Geschichte hinterließ in dem zart empfindenden Gemüte des jungen Hofmeisters einen tiefen Eindruck. Die gemachten Beobachtungen fesselten seinen hochbegabten Geist dergestalt, daß er begann, dem Studium der ihn umgebenden Kleinwelt der Natur ein ganz besonderes Interesse zuzuwenden. Und so groß war der Eifer des jungen Forschers und so scharf sein beobachtender Blick, daß der als Arzt und Naturforscher berühmte Abbé Tessier, welcher sich vor den Greueln der französischen Revolution in die Normandie geflüchtet und im Schlosse zu Fiquainville eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, ihn aufforderte, sich ausschließlich naturhistorischen Studien zuzuwenden.

Noch in späteren Lebensjahren erzählte der große Georg Cuvier mit Vorliebe die kleine Schwalbengeschichte, durch welche sein Geist in Bahnen gelenkt wurde, in denen es ihm gelang, die Palme der Unsterblichkeit zu erreichen.

Vierſilbige Charade
in dramatiſcher Form.

Von

Luiſe Frau.

Die erſte Silbe.

Frieda. } Schweſtern.
Elſe. }

(Beide ſitzen an einem Tiſche und nähen.)

Elſe (läßt ihr Nähzeug in den Schoß fallen).

Ich bin ſo müde, bin ſo matt!

Frieda (ſcherzhaft).

Biſt Deines jungen Lebens ſatt?

Elſe.

Der Kopf thut mir ſo weh! — Ich kann
Nicht weiter nähen; ſieh mich an!
Ich bin gewiß wie Kreide bleich.

Frieda (tröſtend).

Die Wange färbt ſich wohl ſogleich
Auch wieder roſenrot! Laß nur
Den Mut nicht ſinken. Unſ're Uhr
Verkündet bald die Mittagsſtund';
Ein kräftig Süppchen macht geſund.

Elſe.

Nein, Frieda, ich bin wirklich krank.

Frieda.

Ei nun! ſo hol' Dir aus dem Schrank
Ein Tuch — tauch' es in Waſſer ein,
Ganz friſches aber muß es ſein,

Und bind' es um die Stirne fest.
Das Mittel hilft zu allerbest.

Else (kläglich).

Ich kann nicht bis zum Brunnen gehn,
Hab' kaum die Kraft aufrecht zu stehn.

Frieda.

Je nun, mein Elschen, leg' Dich nieder.
Ich werde gehn und kehr' bald wieder.
(Geht ab.)

Else (in den Spiegel sehend).

Die Wange blaß, das Auge hohl!
Man sieht es gleich, ich bin nicht wohl.

Frieda (zurückkehrend, eine offene Depesche in der Hand).

Sieh, Else! sieh! was bring' ich hier?
Sei schnell gesund, das rat' ich Dir.

Else.

Was ist es denn? — Was kann es sein?
Ich rat' es nicht; es macht mir Pein.

Frieda.

Ja, denke Dir, das große Glück!
Mama kehrt heute schon zurück.

Else (lebhaft).

O Frieda! ist es wirklich wahr?

Frieda.

Hier steht's geschrieben, deutlich, klar:
„Heute komm' ich, meine Lieben!
„Mit dem Schnellzug, um halb sieben."
Es gilt jetzt rüsten zum Empfang,
Die Zeit dazu ist gar nicht lang.

Elſe (eifrig).

Ich eile, Blumen gleich zu pflücken,
Damit wir Thür und Bilder ſchmücken.

Frieda.

Ei ſieh! die Freude macht geſund.
Ich thu' ſie jetzt den Schweſtern kund.

Elſe.

Ich bin ganz wohl nun, in der That.
Das Mitel hilft — es iſt probat.

Die drei letzten Silben.

Frieda, Elſe, Martha, Anna } Schweſtern.
Die Mutter.

(Ein Zimmer. Im Hintergrunde rechts ſteht Martha und bügelt eine Gardine, links Frieda mit einem hölzernen Löffel in einer großen irdenen Schüſſel rührend. Im Vordergrunde Anna und Elſe, Laub- und Blumenguirlanden windend; ſie ſingen dabei:

Nach der Melodie des Jungfernkranzes.

Wir winden dir den grünen Kranz,
Mit veilchenblauer Seide.
Viel größer als bei Spiel und Tanz
Iſt dabei unſ're Freude.
Schöner grüner, ſchöner grüner Eichenkranz.

Die Mutter kehrt zu uns zurück
Nach langer Trennung Schmerzen,
Sie, unſ'res Hauſes Licht und Glück!
Wir freuen uns von Herzen.
Schöner grüner, ſchöner grüner Eichenkranz.

Frieda.

Ach, ich kann nicht länger rühren.
Wer will jetzt den Löffel führen?

Else (zutretend).

Brauchteſt Dich nicht ſo zu plagen,
Durfteſt nur ein Wörtchen ſagen.

Frieda (vortretend).

Gut, ſo rühre Du den Kuchen. —
Laßt uns alle jetzt verſuchen,
Ob es möchte uns gelingen
Ein Gedicht zu Stand' zu bringen,
Unſ're Mutter zu begrüßen.

Martha.

Weh' mir! mit den Verſefüßen
Steh' ich nicht beſonders gut.

Frieda.

Friſch gewagt, mit frohem Mut!
Wir ſind ja der Schweſtern vier
Juſtement verſammelt hier.
Jede gibt ein Verslein her,
Strophe ſomit fertig wär'.

Anna.

Frieda, fange Du nur an.

Frieda.

Gern — will ſehn ob ich es kann.
(Nach kurzem Beſinnen.)
„Teure, heißgeliebte Mutter!"

Else.

Aber hierauf reimt nur Butter.

Martha.

Hühner- oder Seidenfutter.

Anna.

Oder etwa auch ein Kutter.

Frieda.

So wird's nie und nimmer gehn.
Will einmal den Satz umdrehn:
„Teure Mutter, heißgeliebte!

Anna.

„Du, die uns so tief betrübte,

Martha.

„Als Du schied'st aus uns'rem Kreise,

Else.

„Um zu gehen auf die Reise."

(Pause.)

Anna.

Nun, wie soll es weiter gehen?

Martha.

Heinzelmännchen, laßt euch sehen!
Verse schleppt und Reim herbei!

Frieda.

Geht schon ohne Zauberei!
„Öde war's in uns'rem Hause....."

Else.

Da gibt's wieder eine Pause! —

Anna.

„Öde war's in unsern Hallen,

Frieda.

„Keine Lieder hört man schallen — —
— — — — — — — —

Martha.

Hilfe bringt kein Heinzelmann!
(Fröhlich)
Aber — Zar und Zimmermann:
(Singt)
„Es ist schon lange her;
„Wir freu'n uns umsomehr."

Anna (singt).

„Dideldum, dideldum, dideldum!
„Das ist ja gar nicht dumm,
„Das ist ja gar nicht dumm."
(Alle lachen.)

Frieda.

Leider sind wir „in den Hallen"
Aus dem Rhythmus ganz gefallen.

Anna.

Gar nicht leicht, die Versekunst,
Fehlt des Augenblickes Gunst!

Frieda.

Fertig sind nun die Gewinde,
Hängen wir sie auf geschwinde.

(Sie steigt auf einen Stuhl und schlägt mit dem Hammer Nägel ein. Anna reicht ihr die Guirlanden. Während alle in voller Geschäftigkeit sind, tritt die Mutter unbemerkt ein.)

Mutter.

Ei sieh, das ist ein Fleiß, ein Leben!
Will denn niemand Achtung geben?

Frieda (springt vom Stuhl herunter).

Mutter! Du bist's? Seh' ich recht?

Mutter.

Wie? Es scheint, das paßt Dir schlecht?

Frieda.

Feſtlich wollten wir Dich grüßen.

Martha.

Aber — mit den Verſefüßen
Kamen wir nur langſam fort.

Elſe.

Und in jener Schüſſel dort
Iſt der Kuchen noch erſt Teig!

Mutter.

Liebe Kinder, mir iſt's gleich!
Mehr als Kuchen und Gedicht
Freut mich Eifer in der Pflicht,
Froher Fleiß in Einigkeit,
Muntere Geſchäftigkeit!

(Der Vorhang fällt.)

Das ganze Wort.

Perſonen.

Marie, Luiſe } Schweſtern.
Eine arme alte Frau.
Katharine, deren Enkelin.

(Ein Wald. Marie und Luiſe treten auf. Marie trägt einen Topf Erdbeeren. Luiſe einen Korb, worin Milch, Brot, Butter und Gläſer.)

Marie (ſetzt den Topf nieder und ſetzt ſich unter einen Baum rechts).

Im kühlen Schatten laß uns ruhn,
Mit Speiſ' und Trank uns gütlich thun.
So glühend heiß brennt heut die Sonne.
Ein wenig ruhen, welche Wonne!

Luiſe (packt den Inhalt des Korbes aus).

Ei ſieh, was uns die liebe Mutter
Zum Frühſtück mitgab: Brot und Butter
Und ſüße Milch in dieſer Flaſche.
Dies reine Tuch aus meiner Taſche,
Ich breite es als Tiſchtuch aus.
Hier halten wir den Mittagsſchmaus.

Marie.

Ja, deck' nur unter dieſen Buchen.
Gar mühſam war das Beerenſuchen.
Die Mahlzeit wird uns doppelt munden
Nach ſolchen heißen Arbeitsſtunden.

(Eine alte Frau kommt von der linken Seite des Waldes mühſam auf ihren Stock geſtützt an, ſinkt erſchöpft unter einem Baume nieder und ſpricht zu der ſie begleitenden Katharine:)

Alte.

Durchaus muß ich ein wenig raſten!
Ich kann unmöglich weiter haſten.

Katharine (legt ein kleines Paket nieder).

Großmutter, wie biſt Du doch ſo bleich.
Wo find' ich Hilfe nur ſogleich?

Marie (herantretend, ein Glas Milch und ein Stück Brot mitbringend).

Hier iſt ſie ſchon, mein gutes Kind,
Zur Hilfe gern bereit wir ſind.
Ein Glas voll Milch, ein Stückchen Brot
Hilft Dir vielleicht aus Deiner Not.

Katharine (macht einen Knix, nimmt das Glas und reicht es der Großmutter).

O dank' Euch viele tauſendmal!

Alte (haſtig trinkend).

Erlöſung iſt's aus Durſtes Qual.

Luiſe (bringt ihr Glas Milch und Butterbrot Katharinen).

Auch Du wirſt hungrig ſein gewiß.
Nimm hier mein Frühſtück, trink und iß.

Katharine (nimmt das Gebotene an).

Ach, Fräulein, wie ſeid Ihr ſo gut!
Ich dank' Euch (trinkt), das gibt friſchen Mut.

Luiſe.

Wo kommt Ihr her? Wo geht Ihr hin?

Katharine.

Nach Eichenhorſt ſteht unſer Sinn.

Luiſe.

Nach Eichenhorſt? Da wohnen wir.

Katharine.

Es iſt ſehr weit wohl noch von hier?

Luiſe.

Ein bis zwei Stunden ungefähr.

Katharine.

Großmutter geht ſo weit nicht mehr.
Erſchöpft iſt ſie und muß ſich ruh'n.

Luiſe.

Glaub's ſchon, was iſt dabei zu thun? —
Ei nun, da fällt mir eben ein,
Nicht weit von hier wohnt Förſter Klein.
Deß alte Mutter, hoch an Jahren,
Hat einen Stuhl für ſich zum Fahren.
Geſchwind geh' ich nach ſeinem Haus
Und bitte mir den Fahrſtuhl aus. (Ab.)

Katharine.

O, lieber Gott, ich danke Dir!
Den guten Engel ſandt'ſt Du mir.

Marie (beugt sich über die Alte).

Es scheint, die Alte schlummert ein.
Das wird das beste für sie sein.

Katharine.

Ja, gönnet ihr die kurze Frist,
Da sie befreit von Kummer ist.

Marie.

Was für ein Kummer drückt sie nieder?

Katharine.

Ihr ält'ster Sohn, so brav und bieder,
Er ist erkrankt, dem Tode nah'.
Heut Morgen kam die trübe Kunde.
Darauf sogleich, zur selben Stunde,
Trat sie mit mir die Reise an,
Die sie nun nicht vollenden kann.

Luise.

Da kommt Maria schon zurück
Und bringt den Fahrstuhl mit, zum Glück.

(Marie kommt mit einem Fahrstuhl.)

Marie (nach der Alten sehend).

Ich seh', die Alte sank in Schlummer.
Doch sie zu wecken macht mir Kummer.

Alte (erwachend).

Wie wohl that mir die kurze Ruh'!
Nun — eilen wir dem Ziele zu.

Marie.

So setzt Euch in den Stuhl hinein
Und Ihr sollt bald am Ziele sein.

Alte.

Mein Fräulein, ich versteh' Euch nicht.

Marie.

Dieweil es Euch an Kraft gebricht
Zur langen Wand'rung, werden wir
Euch fahren in dem Stuhle hier.

Alte.

Ihr wollt mich fahren? Nein, o nein,
Das kann wohl Euer Ernst nicht sein.

Marie.

Warum denn nicht? Ihr sollt es sehn.
Leicht wird es und geschwinde gehn.

Luise.

O bitte, wollt Euch nur bequemen
In diesem Stuhle Platz zu nehmen.

(Die Alte steigt ein. — In dem Stuhle befindet sich ein Kissen und eine Decke. Luise legt ihr das Kissen zurecht. Marie legt das Reisebündel Katharinens hinein und deckt das Tuch über die Füße der Alten.)

Marie.

Recht so! das Bündel kann hier stecken,
Mit diesem Tuch laßt Euch bedecken.

(Marie und Luise schieben den Stuhl langsam herum.)

Alte (faltet die Hände).

Gottes Lohn und Gottes Segen
Sei mit Euch auf allen Wegen.

(Der Vorhang fällt.)

Vervielfältigt.

Das Renntier.

Von

August Hummel.

Unter der großen Anzahl der Geschlechter der zweihufigen Tiere, die fast über alle Zonen der Erde verstreut sind, zeichnet sich die Familie der Hirsche nach zwei Seiten hin aus: durch ihre Schönheit, aber auch durch die sehr geringe Nutzbarkeit für den Haushalt der Menschen.

Es ist freilich ein reizendes Bild, wenn an einem taufrischen Sommermorgen ein Rudel Hochwild auf einer Waldblöße erscheint. Wie schlank und edel der Körperbau des Rehes mit seinem dreispitzigen Gehörn, mit dem feingeformten Kopfe, den leichten, aber sprungkräftigen Beinen, dem zierlichen Doppelhufe! Wie kraftvoll trägt sich bei aller Feinheit des Körperbaues der stattliche Edelhirsch! Wie stolz hebt sich der mit dem vielendigen Geweih bewehrte Kopf! Wie anmutig alle Bewegungen des Tieres, selbst wenn der Flüchtige in jähem Schreck durch das Unterholz bricht! Aber diese edelsten Tiere unseres deutschen Waldes lassen sich an Nutzen nicht entfernt vergleichen mit einer der Familien der hohlhörnigen Zweihufer, die der Mensch sich zu Haustieren gezähmt hat. Was will der kärgliche Ertrag an Fleisch und Haut, den sie dem Jäger gewähren, bedeuten gegen den großen wirtschaftlichen Nutzen ihrer bescheidenen Vettern? Und diesem kaum nennenswerten Nutzen gegenüber hebt sich um so augenfälliger heraus der Waldschaden, den sie anrichten, wenn sie zur Winterszeit dem Förster durch Abnagen der jungen Sprossen die Schonungen verderben, oder wenn sie im Sommer dem Landmann in die sorgsam bestellte Flur treten. Wahrlich, das Geschlecht der Hirsche würde trotz seiner Schönheit sehr tief stehen in der Wertschätzung des Menschen, wenn nicht das Renntier die bedrohte Familienehre voll und ganz rettete.

Überall in der nördlichen Erdhälfte, wo im Winter Kälte und reichlicher Schneefall das Fortkommen von Pferd und Rind hindern, findet sich das Renntier, das diese beiden Tiergeschlechter ersetzt. In den nördlichsten Gegenden Skandinaviens ist es eine charakteristische Staffage der Landschaft; von hier aus trifft man es gegen Osten hin durch das ganze nördliche Asien verbreitet, und auch gen West setzt das Meer seiner Verbreitung keine Grenzen, da es auch in den kältesten Teilen Nordamerikas

zu Hause ist. In der alten Welt drängt es weiter gegen Norden hin, in Amerika wandert es auffallend weit nach Süden. Wie würde ein Bewohner von Berlin oder von Leipzig oder gar von Prag erstaunen, wenn er in der neuen Welt, in ganz gleicher Polnähe, Herden des Renntiers anträfe, die er in der Heimat nur in den kühlsten Winkeln der zoologischen Gärten zu sehen bekommt!

Freilich prägt sich in der Gestalt des Renntiers die ganze Strenge der nordischen Natur aus. In der Länge freilich erreicht es den Edelhirsch, denn es mißt ausgewachsen etwa zwei Meter; aber in der Stattlichkeit des Wuchses steht es gar sehr hinter seinem edlen Vetter zurück. Dazu sind die Beine niedriger und plumper; unschön ist auch der Doppelhuf mit den breiten Afterklauen, besonders wenn es die Hufe beim Gange über ein Schneefeld spreitet, um nicht in die trügerische Decke einzusinken. An Adel der Formen steht es ferner weit zurück im Bau des Halses und des Kopfes. Der Hals ist stets gebeugt, wie gewohnt des Joches, und der Kopf hat besonders in der Nähe der Mundteile plumpe, unschöne Partieen; nur das Auge ist groß und lebhaft und erinnert einigermaßen an die berühmten „Rehaugen". Der Geweihschmuck ist eigenartig: stark nach hinten gebogen, mit handförmig verbreiteten Endschaufeln, so stark und kräftig, daß er wohl dem Angriffe des Wolfes Widerstand zu leisten vermag. Der Pelz ist von außerordentlicher Dichte des Haares, im Sommer grau, im Winter in weiß übergehend, da zu dieser Zeit zwischen dem grauen Haar noch ein Winterpelz hervorwächst, dessen Haare mit Beginn der wärmeren Jahreszeit wieder ausfallen; Brust und Hals schützt außerdem ein langer Bart. Erscheint so das Renntier nach seiner äußeren Gestalt tief unter dem Edelwilde der deutschen Wälder stehend, so erhebt es sich weit über dasselbe durch den machtvollen Einfluß, den es auf eine ganze Völkerschaft ausübt.

Im nördlichen Skandinavien und weit in das nordwestliche Rußland hinein wohnen, weit verstreut über die stellenweis felsigen Gefilde, die Lappen und Finnen, zwei Völkerstämme, deren gedrungener Bau und schiefstehende, geschlitzte Augen deutlich ihre mongolische Abstammung verraten. Aus ihrer asiatischen Urheimat haben sie die nomadische Lebensweise mitgebracht. Ursprünglich wohl viel weiter nach Süden verbreitet, sind sie in Skandinavien durch eingewanderte Normänner in die unwirtlichen Gefilde des Nordens zurückgedrängt worden. Hier wären sie im Kampfe mit der rauhen, strengen Natur wohl schon längst aufgerieben,

ges. v. F. Flinzer

TAF. XXIX.

Das Renntier.

besäßen sie nicht in dem Renn ein Zug-, Reit-, Jagd- und Haustier, das alle ihre bescheidenen Lebensbedürfnisse zu befriedigen vermag.

Es ist Hochsommer in Lappland. Kürzer und kürzer sind die Nächte geworden, länger und länger die Tage, ja endlich verschwindet der blutrote Saum am nördlichen Himmel, in dem Abend- und Morgendämmerung zusammenfließen, gar nicht mehr. Schnell hat sich unter den Strahlen der fast nicht mehr untergehenden Sonne die karge Pflanzendecke entfaltet, welche die Hochfelder Lapplands überdeckt: es blühen Hirtentäschel, Löwenzahn und Ehrenpreis, die zwergigen Gestalten der Weide und Birke haben ihr bescheidenes Laubkleid angethan, während in dem dunkleren Nadelgewande der Zwergkiefer maigrüne Köpfchen des jungen Triebes sich erheben. Aber mit der sommerlichen Luft stellen sich dichte Schwärme von zweiflügeligen Insekten ein, so daß ein der Landesnatur Unkundiger sich statt in den Hochfeldern Lapplands in den sumpfigen Niederungen eines tropischen Flusses zu befinden glauben könnte. Voller Blutgier fallen diese kleinen Peiniger über jedes warmblütige Geschöpf her. Mensch und Tier leiden in gleicher Weise. Erstere versuchen es, durch Bestreichen des Gesichts mit Teer die quälenden Mücken abzuhalten; Renntiere und Hunde aber suchen die aus feuchtem Reisig angezündeten Feuer auf und halten den Kopf in den Rauch, um den Angriffen der kleinen Blutsauger zu entgehen. Vergebliche Mühe! Die summenden Wolken der blutdürstigen Insekten folgen den geängsteten Tieren auch bis zu den Feuern. Ihre Stiche lassen die Renntiere keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Und dabei nährt sich das blutdürstige Geschmeiß nicht nur selbst, sondern sorgt auch für die Zukunft einer künftigen Generation. Denn in die durch die Stiche gemachten Wunden legen die Renntierbremsen ihre Eier ab, wodurch bei der Entwickelung derselben äußerst schmerzhafte Geschwüre entstehen; und die Renntierbremse, welcher der Stechstachel fehlt, klebt die Eier gar an die feuchte Haut um Maul und Nasenlöcher fest, so daß den ausgeschlüpften Larven geradezu der Weg in das Innere des Renntiers offen steht. Was Wunder, wenn sich eine steigende Unruhe der Herde bemächtigt! Da darf der Lappe nicht säumen, er muß mit der Herde zur Küste hinunterwandern, wo es zwar auch sommerwarm ist, wo aber doch die scharfe Seeluft die blutdürstigen Zweiflügler nicht so aufkommen läßt, wie droben im Berglande.

So beginnt der Aufbruch. Zu dem Sommerzuge nach der Küste hin macht es sich die Familie des Lappen leicht und bequem. Alle irgend ent-

behrlichen Gerätschaften bleiben in dem Vorratshause zurück, das die Familie in der Nähe der Holzkirche besitzt, zu deren Kirchspiel sie sich hält; nur die Geräte für Jagd und Fischfang und für die Milchwirtschaft werden auf den Rücken der stärksten Tiere mit fortgeführt. In kleinen Tagemärschen wird der Weg vollbracht und langsam nähert sich die Renntierherde der Küste. Sobald aber diese einmal in Sicht ist, gibt es für die Tiere kein Halten mehr. Sie setzen sich in Trab, schneller und schneller wird der Trott, kein Hindernis des felsigen, abschüssigen Bodens vermag sie aufzuhalten, nur das Meer. Sobald die vom Laufe keuchenden Tiere das Salzwasser erreicht haben, schlürfen sie es mit unbeschreiblicher Gier. Die Lappen behaupten, es geschähe dies, weil ihr Instinkt sie zu dem Wasser als einem Gegenmittel gegen die Insektenplage hinziehe; merkwürdig ist dabei aber, daß die Renntiere späterhin das so heißbegehrte Seewasser nicht mehr mögen, sondern eher Durst leiden, wenn sie denselben nicht mit Süßwasser zu stillen imstande sind.

Für den Sommeraufenthalt wählen die Lappen am liebsten die felsigen Küsteninseln, die, gleich abgesprengten Stücken des Festlandes, in einem dichten Kranze die Westküste Skandinaviens begleiten. Denn hier schrecken nicht, wie auf dem Festlande, Wolf und Bär; hier ist auch die Seeluft am frischesten, und dazu bietet das Meer in seinen Fischen eine nimmer versiegende Nahrungsquelle. Aber die Renntierherde vermag die zum Sommerlager ausersehene Insel nicht anders als schwimmend zu erreichen. Das aber schreckt die Tiere nicht, denn sie sind unter allen Zweihufern wohl die besten Schwimmer, deren kräftige Brust und breitgespaltene Hufe es ermöglichen, über stundenbreite Wasserflächen zu setzen. Das Sommerlager auf den Inseln ist für den Lappen und seine Renntiere die angenehmste Zeit des Jahres. Da gibt es für die Tiere die mannigfachsten frischen Sommerkräuter, da auch das junge Laub der Birken, Weiden und Eschen, das sie begierig abweiden. So werden die Renntiere fett, und an ihrem Milchertrage merkt die lappische Hausfrau, wie gut ihnen der Aufenthalt an der Küste bekommt. Dann schmückt sich das sonst so entbehrungsreiche und freudenleere Dasein des Lappen auf kurze Zeit mit Behaglichkeit und Anmut. Besonders malerisch ist der Anblick des Melkens, wenn sich die Herde zur Abendzeit in der aus Pfählen erbauten Hürde sammelt. Die geschäftigen Hunde treiben bellend die Renntiere zusammen; diese springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch' schönen

Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten Schaufelgeweihe zeigt! Ist endlich die ganze Herde versammelt, so stehen die Tiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegeneinander, oder umringen gruppenweis einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Hörner des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen, doch endlich ergibt es sich in sein Schicksal und läßt sich ruhig melken.

Wenn die Blätter zu gelben beginnen, dann ist die lustige Zeit des Sommertages zu Ende. Das Futter für die Tiere wird knapp, und die Küsteninseln werden durch die grimmen Herbststürme selbst für die abgehärteten Lappen unbewohnbar. Dagegen ist nun droben im Berglande der Renntierherde reichlich der Tisch gedeckt. Fußhoch überwuchern jetzt die krausen, graugrünen Stengel der Renntierflechte das Gestein; so nahrhaft ist die Pflanze, daß sie allein ausreicht, den Tieren den ganzen Winter hindurch Nahrung zu geben. Auf den altgewohnten Herdenwegen geht es nun wieder zurück in die Berge. Wie bei der Thalwanderung ist das Renn die einzige Nahrungsquelle der Familie, und das Lasttier, dem man alles aufbürdet, was man an gewonnenem Käse, an angekauften Wirtschaftsbedürfnissen und Geräten mit in die Berge hinauf nimmt; ja in den meisten Fällen muß es als wandelnde Kinderwärterin dienen, da man ihm die aus Baumbast gefertigten Wiegen für die jüngsten Kinder der Familie zu beiden Seiten des Rückens festschnürt.

Zur Winterszeit wird freilich das Leben des Renntiers und damit auch das seines Besitzers ein knapperes. Die Renntierflechte, welche es mit Huf und Geweih unter dem Schnee hervorscharrt, hält zwar das Tier fett und fleischig; aber mit seinem Milchertrag ist es zu Ende. Daher läßt denn der Lappe, um sich den Genuß des wohlschmeckenden Nahrungsmittels auch im Winter dann und wann einmal zu verschaffen, eine geringere Menge der Milch gefrieren und taut sie dann nach Bedarf auf. Der Nutzen, den er in der strengen Jahreszeit von seiner Herde zieht, liegt besonders in dem während des Sommers gewonnenen trockenen, durch Kräuterzusätze sehr würzhaft schmeckenden Käse und in dem Fleische des Renntieres. Aber auch sonst läßt er nichts, was bei dem Töten desselben abfällt, unbenutzt. Das Blut dient ihm zur Bereitung einer für ihn sehr

leckeren Suppe; Knochen und Hufe werden zum Schnitzen von mancherlei Gerät benutzt; die Sehnen dienen als Fäden für das Winterkleid, das er aus dem dichthaarigen Felle des Tieres anfertigt. Auch noch nach einer anderen Seite hin entwickelt das Renn jetzt schätzbare Eigenschaften. Da es ein vortrefflicher Läufer ist und mit seinen gespreizten Hufen leicht die hartgefrorene Schneedecke überschreitet, aus der es sich doch auch wieder ohne Hilfe des Menschen überall die erforderliche Nahrung selbst hervorscharrt, so benutzt man es zum Zugtier. In einem fast bootähnlich aussehenden Schlitten ist die beträchtliche Last aufgeschichtet; vorn hockt der das seltsame Gespann lenkende Lappe; das Geschirr ist roh und verspricht wenig Halt, und doch gleitet das Gefährt über den spiegelnden Boden mit einer Schnelligkeit dahin, die auf die Dauer innezuhalten dem Pferde wohl kaum möglich sein würde. So ist das wirtschaftliche Leben der Lappen in all' und jeder Beziehung aufs engste mit dem Renntier verknüpft.

Das so nutzbare Geschöpf ist aber nur ein unter das Joch der Dienstbarkeit gebeugter Abkömmling des wilden Renntiers, das in ungebändigter Freiheit herdenweise in einsamer Gebirgswildnis lebt. In diesem erhält sich noch die ursprünglich kräftigere Natur. Es trägt sich stolzer, wie sein der Dienstbarkeit verfallener Bruder, läuft behend wie der Hirsch, klettert geschickt wie die Gemse und ist ein mißtrauisches, überaus scheues Tier, das den Jäger selten auf Schußweite herankommen läßt. Die Jagd auf das wilde Renn wird von den Norwegern mit derselben Leidenschaft betrieben, wie bei uns von eingefleischten Weidmannsnaturen die Jagd des Hirsches, oder in den Alpen die Gemsjagd, wo Müh' und Gefahr zu dem Wert der Jagdbeute in allzu großem Mißverhältnisse stehen. Nur zur Zeit der Wanderungen, welche auch das wilde Renntier antritt und die es dann zu Herden vergesellschaftet ausführt, wird es in Massen erlegt. An den gewohnten Übergängen der Tiere über die Bergströme lauern die Jäger, im Grase versteckt. Sobald die Herde ins Wasser gegangen ist, springen die Jäger in die bereitliegenden kleinen Boote und stürzen sich mit furchtbarem Geschrei unter die erschreckten Tiere. Auf den Seiten sucht man die Herde vom Ufer abzuschneiden, und mitten hinein in das Getümmel der schwimmenden Tiere wagen sich die Kühnsten, mit kurzen, scharfgeschliffenen Lanzen nach allen Seiten hin Stöße führend, deren jeder eins der Tiere tödlich verwundet. Viele derselben erliegen unter dem furchtbaren Angriff, manche mit verzweiflungsvollem Geweihstoß dem Jäger die erhaltene Wunde heimzahlend; andere aber brechen durch, erreichen

schwimmend das Ufer und sind dann in wenig Augenblicken aus dem Bereiche der Gefahr. Aber nur bis zum Herbst. Denn nie versäumen es die Nimrode Skandinaviens, auf dem Platze zu sein, wenn das Renn wieder zu Berg zieht.

Langschläfer.

Von

Sophie von Keller.

„Langschläfer, thu' die Augen auf, der helle Tag ist da!" So ruft der Spatz, der zwar nicht zu den fleißigsten der Vögel gehört, aber doch, sobald die Sonne aufgegangen ist, sein eifriges Zwitschern ertönen läßt und unruhig hin- und herflattert. Er liebt es nicht, zur Morgenpromenade einen weiten Ausflug zu unternehmen, sondern hüpft und flattert in der Nähe seines Nestes umher. Zu diesem Zwecke ist ihm besonders angenehm das Blumenbrett vor dem weinumrankten Fenster des großen Hauses, an dessen First er sein Nest erbaut oder vielmehr es einem fleißigen Schwalbenpaar abgetrotzt hat. Auf dem Blumenbrettchen ist er gewöhnt das Futter zu finden, das viele seiner Kameraden so mühsam suchen müssen; aber das junge Mädchen, welches hinter diesem grün verschleierten Fenster wohnt, liebt Blumen und Vögel und sorgt für sie mit liebreicher Hand.

Du fragst vielleicht: „Warum denn heute nicht?" Du müßtest fragen: „Warum nicht jetzt?" Ich will es Dir verraten: „Das junge Mädchen ist ein Langschläfer." Gern und freudig will sie alles im Laufe des Tages thun, ich weiß es, denn ich kenne die Gedanken, mit denen sie abends vor dem Einschlafen beschäftigt ist: „Morgen will ich fleißig sein, und was ich heute nicht thun konnte, das will ich morgen alles leisten."

Dann kam der Schlummer, leis' und lind, und mit ihm wunderschöne Träume. Nun ist die Nacht vorüber, der Morgen dämmert, im Hause regt sich's hier und da, ein Klopfen an der Thür wird laut, einmal, zweimal. „Gleich, gleich!" ruft die Erwachende und wendet sich auf die andere Seite.

Der Traum der Nacht ist zerstört, das junge Mädchen will ihn fesseln, aber er ist längst fort. Doch nun beginnt sie halbwachend zu träumen und flicht Wünsche und Hoffnungen bunt ineinander und malt deren Er-

füllung sich willkürlich aus, — auch das ist schön, wunderschön, und sie möchte nimmer unterbrochen werden.

Aber der Sperling zwitschert lauter, die Schwalbe stößt in ihrem eiligen Flug mit dem Schnabel an das Fenster, die Stimmen im Hause werden hörbarer, das Klopfen an der Thür wiederholt sich von neuem lauter, ungeduldiger, der Weckruf klingt nicht mehr freundlich. Da endlich erhebt sich das junge Mädchen, der Kopf ist ganz benommen, — ist es vom Schlaf? ist es vom Träumen? Das Zimmer ist bedrückend schwül — die Sonne hat so lange auf die Vorhänge geschienen, das junge Mädchen empfindet es seufzend beim Aufstehen.

Im Wohnzimmer steht der Frühstückstisch verödet. Auf der weißen Tischdecke deuten Brotkrumen die Plätze an, die von den andern Familienmitgliedern eingenommen waren. Über den Resten des Gebäckes summen die Fliegen, der Kaffee hat — ob gewärmt oder nicht — sein schönes Aroma verloren, das junge Mädchen sitzt trübselig am Tisch, vergleicht Traum und Wirklichkeit und fühlt sich unbehaglich. Kommt dann der Vater oder die Mutter in das Zimmer, mit Vorwurf oder Tadel das Langschläferchen rügend, oder necken es gar die Geschwister — dann ist die gute Laune hin und das junge Mädchen hält sich für unglücklich.

Ein so begonnener Tag ist der Ausführung guter Vorsätze nicht günstig, der Vormittag ist unverhältnismäßig kurz, am Nachmittag allein läßt sich auch nicht alles machen. Ist eine bestimmte Arbeitssumme vorgeschrieben, sind Pflichten zu erfüllen, so reicht die Zeit nicht dafür aus. Oberflächlich und mit Hast wird die Arbeit verrichtet und als lästige Zumutung das empfunden, was bei heiterer Schaffensfreude eine Lust sein könnte. Der Tag ist nicht so angenehm, wie er es wohl hätte sein können — woran liegt es nur?

Ich sehe im Geiste, wie manche junge Leserin das Köpfchen verneinend schüttelt, wenn ich sage: „Es ist die Folge des langen Schlafens;“ ich höre auch, wie manche sagt: „Nun, langes Schlafen ist doch nicht schlimm!“

„Es ist aber auch nicht gut,“ darf ich aus fester Überzeugung und aus Erfahrung antworten. „Weder gut, noch gesund, und in manchen Fällen ist es sogar gefährlich.“

Erstens nicht gut, denn es vereint sich nicht mit der Pflichttreue.

„Von einem jungen Mädchen kann man noch nicht viel verlangen,“ sagt manche nachsichtige Mutter, steht selbst früh auf, ordnet das Hauswesen, sorgt für die Familie, und wenn das Töchterchen in das Zimmer

tritt, ist alles bereits so behaglich, daß von der emsigen Morgenthätigkeit nichts mehr zu merken ist. Das junge Mädchen denkt, es kann nicht anders sein, und gibt sich seinen eigenen Beschäftigungen hin, die in manchen Fällen nichts anderes sind, als ein geschäftiger Müßiggang. Denn ich spreche von solchen jungen Mädchen, welche keine besondere Berufsthätigkeit haben und welche nicht durchaus auf die Arbeit hingewiesen sind.

Aber kann ein solches Leben befriedigen, steht eine solche Verwendung der Zeit mit der Wichtigkeit derselben im Einklange?

„Lebe so, wie, wenn Du stirbst, Du wünschen wirst gelebt zu haben!" sagt einer unserer deutschen Dichter, und die heilige Schrift macht uns immer wieder darauf aufmerksam, wie nötig es ist, die uns gegebene Zeit als Gnadenfrist zu betrachten, die wir nicht ungenützt verstreichen lassen dürfen.

Ein zweites Mahnwort sagt: „Ist der Anbruch heilig, so ist der ganze Tag heilig."

Auf diese Aussprüche gestützt, kehre ich wieder zu dem Ausgangspunkt meiner Betrachtung zurück.

Selbst wenn ein junges Mädchen durch keine bestimmten Berufspflichten dazu veranlaßt wird, gewöhne es sich an ein pünktliches und frühzeitiges Aufstehen. Wenn auch die Stunde je nach den Jahreszeiten wechselt, so sei sie stets den Bedürfnissen des Hauses und der Familie angepaßt, den Wünschen und dem Behagen der Eltern entsprechend. Tritt der Vater in das Zimmer, so finde er es zu seinem Empfange gerüstet, das Frühstück bereit, und jemand, der ihn mit freundlichem Morgengruß empfängt und bevor er an seine Berufsthätigkeit geht, ihm jene kleinen Dienste erweist, die, an sich so unbedeutend, doch so viel dazu beitragen, das Leben zu verschönern. Der Mutter falle nicht allein die Mühe zu, alles im Hause zu ordnen, die Tochter sei schon bei der ersten Arbeit der Mutter freundliche Gehilfin oder Stellvertreterin. Um dieses aber sein zu können, ist frühes Aufstehen unerläßlich, denn wer wüßte nicht, daß in den Morgenstunden die Arbeit sich im Hause häuft und daß, je früher sie beseitigt ist, desto eher das häusliche Behagen zur Geltung kommt. Und wie manche Stunde wird für jene Beschäftigungen gewonnen, welche sonst aus Mangel an Zeit unterbleiben müssen und die doch das Leben so schön und so reich machen! Ein schöner Morgen, ein freundliches Frühgespräch läßt uns heiter in den Tag gehen und gibt unserer Seele einen Aufschwung, der uns über manche Verdrießlichkeiten hinfortzuheben vermag.

Zweitens ist das lange Schlafen auch nicht gesund.

Der Schlummer in den Morgenstunden kann weder dem Geiste noch dem Körper die Ruhe, die Kräftigung bringen, welche der Schlaf während der Nachtzeit, besonders in den Stunden vor Mitternacht, zu geben vermag. Die köstliche Morgenluft, welche so anregend und belebend wirkt, kennen die Langschläfer nicht, welche sich in ihren Betten dehnen, während draußen der frische Tau auf den Gräsern der Luft die wunderbare Frische zurückhaucht, welche Blätter und Blüten neu belebt. Sie wissen nicht, daß der frühe Morgenstrahl wie ein Gruß des ewigen Lichtes in die Herzen fällt, und ahnen kaum, wie lebenspendend, wie herzerquickend ein Gang in der Morgenfrühe ist, wenn die Bäume den Reichtum an Sauerstoff ausströmen, den sie abends zurückhalten. Besonders für nervenschwache und bleichsüchtige junge Mädchen ist eine angemessene Bewegung in der erquickenden Morgenluft eine Bedingung zur Kräftigung.

Drittens ist das lange Schlafen gefährlich, für junge Mädchen ganz besonders. Denn der Halbschlummer, welcher die Langschläfer umfängt, bringt jene halb verschwommenen Traumbilder mit sich, welche die Phantasie beschäftigen und doch in diesem Zustande zwischen Schlafen und Wachen leicht Farben annehmen, welche das helle Tageslicht nicht vertragen. Ist ein logisches Denken möglich, wenn der Schlaf die Sinne noch halb gefangen hält? Ist ein Aufschwung der Seele denkbar, wenn man willkürlich den Schlaf festzuhalten sucht, während er bereit ist zu entfliehen?

Wer sich am Morgen von seiner natürlichen Trägheit beherrschen läßt, wird auch im ferneren Laufe des Tages nicht die Kraft finden, diesen Fehler energisch zu bekämpfen.

Darum, bist Du vom Schlaf erwacht,
So sag' Ade der dunkeln Nacht
Und grüße froh den hellen Tag,
Daß er Dir Segen bringen mag!

Magdalenens Tagebuch.

Von

Tante Martha.

Berlin, den 6. Mai.

„Wem Gott will eine Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal, in Strom und Feld."

So, der hübsche Eichendorffsche Vers soll die Überschrift sein für meine Aufzeichnungen, denn ich darf ein Tagebuch führen auf meiner Reise nach Kreuznach; Papa schenkte mir das Buch dazu beim Abschiede; ich soll auf der ganzen Reise alles hineinschreiben, was ich erlebe. „Und," fügte die liebe Mama hinzu, „wenn Du gar nichts erleben solltest, was einem Backfischchen wohl auch passiert — so beschreibst Du die Naturschönheiten, die Du siehst, und Deine Gedanken dabei."

Der Abschied von Haus wurde mir doch sehr schwer; ich war ja noch nie aus unserm freundlichen Pfarrhäuschen in Tiefenborn fortgewesen, und nun mit der mir recht fremden Frau Regierungsrätin von Sanden auf einmal so in die weite Welt, auf sechs bis sieben Wochen nach Kreuznach! Frau v. S. ist Witwe, hat keine Kinder; sie ist eine Kindheitsgespielin meiner Mutter — als dann nach vierundzwanzigjähriger Trennung sich beide wiedersahen, kannten sie sich erst nicht wieder. Kein Wunder; sie beide sind in einem Alter, Frau v. S. sieht aber viel älter aus. Seit dem Winter wohnt sie in C., unserer nächsten größeren Stadt. Da sind nun die alten Beziehungen wieder aufgefrischt. Frau v. S. ist sehr leidend, sie wünschte eine Reisebegleiterin nach Kreuznach, und da gaben die Eltern mich auf ihre Bitte mit. So bekomme ich unverhofft ein schön Stück Welt zu sehen. Frau v. S. bezahlt für uns beide; ich soll sie pflegen und erheitern! Wenn ich's doch recht verstände; mir ist doch ängstlich zu Mute; der liebe Gott wird mir aber helfen. Es ist mir noch wie ein Traum, daß wir in Berlin sind. Zu sehen bekomme ich nun freilich nichts weiter als unser Hotel — die arme Frau v. S. ist sehr matt von der Reise und ging gleich zu Bett. Jetzt ist's zehn Uhr vorbei; ich will

auch die Ruhe suchen und mein Abendkapitel lesen; es ist solch schönes Band, zu wissen: ob auch in weiter Ferne, Abend für Abend treff' ich mit meinen Lieben daheim auf derselben Stelle in Gottes Wort zusammen!

* * *

Kreuznach, den 8. Mai.

So, da wären wir glücklich gestern angelangt; die Reise ging über Bebra, Frankfurt am Main, Mainz und Bingen. Je näher hierher, desto schöner; hier fanden wir bald eine freundliche Wohnung, zwei nette Zimmer parterre; das Haus unserer Wirtsfrau, Witwe Bahn, liegt mitten in einem schattigen Garten, an den sich gleich ein Weinberg schließt, freilich ein recht „ebener" Berg! Überhaupt hätte ich mir die Weinberge anders gedacht, poetischer, nicht so gerade und einförmig. Alles andere aber übertrifft weit meine Erwartungen. Die Luft ist hier viel wärmer, die Obstbäume, die bei uns kaum Knospen hatten, sind hier abgeblüht. Unser Wohnzimmer hat die Aussicht nach vorn auf die Straße oder vielmehr Promenade; aus dem Giebelfenster der Wohnstube hat man aber einen freien Blick weit in die Berge hinein, auf den Rheingrafenstein.

Frau v. S. hat Migräne — sie hat noch keinen Blick hinaus in die herrliche Natur thun können; jetzt nach Sonnenuntergang ist ihr besser; ich habe den ganzen Tag im halbdunkeln Zimmer bei ihrem Bett gesessen, gut, daß ich bei Papas Socken noch nicht bis zum Hacken bin.

Nun habe ich die Fenster alle öffnen dürfen; Frau v. S. schläft ein wenig. Ich sitze nebenan am Giebelfenster; — die laue, weiche Abendluft strömt herein; — und die Berge! O welche Pracht; die Spitzen sind wie vergoldet von den scheidenden Sonnenstrahlen; — unten die Nahe — wie ein Silberband — ja: „Wunderschön ist Gottes Erde."

Den 9. Mai. Heut ist Frau v. S. wohler; wir gingen etwas im Garten auf und ab und sprachen mit unserer freundlichen Frau Wirtin und deren Tochter Laura. Dann mußte sich Frau v. S. aber bald wieder aufs Sofa legen — sie fühlt sich nach der gestrigen Migräne noch matt; ich mußte still bei ihr sitzen und wieder kalte Umschläge auf den Kopf machen. Die arme Frau; wie gut hab' ich's dagegen, ich junger kerngesunder Backfisch! — „Vergiß nie, daß Du gesund bist, mein Kind, Frau v. S. aber leidend," sagte Mama mir beim Abschied; „Du mußt jede erdenkliche Rücksicht üben, Dich ganz in sie fügen." Und Papa meinte: „Ja, das Fügen lernen wird unserer Magdalene recht gut, sogar notwendig sein; sie weiß noch gar nicht recht wie das thut!" — Dies

kann ich nicht begreifen, das Fügen ist mir doch zu Haus immer so leicht geworden.

Abends. Ich sollte gleich erfahren, wie mein Herzensväterchen doch immer recht hat. Als ich heut Frau v. S. Sachen auspackte und einräumte (bisher war sie zu angegriffen, um das Geräusch, das damit verbunden ist, aushalten zu können), kam mir beim Anblick der vielen Sachen, die sich kaum in Kleiderschrank und Kommode unterbringen ließen, der Ausruf auf die Lippen: „So viel Sachen sind eigentlich eine rechte Last auf Reisen." — „An eine Predigertochter macht man auch nicht die Ansprüche in der Toilette," sagte Frau v. S.; — und der Ton mehr als die Worte kränkten mich so; ich mußte mich recht bezwingen, um nicht etwas zu entgegnen. Es lag eben im Ton so etwas Demütigendes. Aber ich sehe meinen geliebten Vater vor mir — und sehe ein, es war vielleicht nicht nur Gefälligkeit gegen Frau v. S., sondern auch Fürsorge für mich, daß ich mit ihr geschickt wurde, nicht Emma, die viel sanfter ist als ich. Zu Haus, ja, da war's leicht, sich zu fügen; die Eltern sind ja Stellvertreter Gottes, da versteht sich der freudige Gehorsam von selbst. Aber im Verkehr mit Fremden habe ich viel zu lernen.

Den 10. Mai. Ich hatte gestern Abend so viel zu denken, daß ich spät einschlief und doch schon um halb fünf Uhr erwachte; so konnte ich mich, ehe Frau v. S. erwachte, mit meinen Sachen recht nett einrichten — die Sachen habe ich freilich meist im Koffer lassen müssen, das schadet meinen vier einfachen Kleidern ja auch nicht — aber den Tisch am Giebelfenster, den ich als mein Eigentum bekomme für diese Zeit, habe ich mir ganz heimisch eingerichtet: in der Schublade die Kragen und Bänder, auf dem Tisch habe ich mir die Bilder meiner Lieben aufgebaut, in der Mitte einen frischen Maiblumenstrauß, den mir Frau Bahn schenkte, rechts und links Arbeitskorb und Schreibpult, in dem mein Tagebuch und viel Briefpapier und mein Neues Testament Platz hat, — so mit all' den lieben Dingen und der Fernsicht in die Berge ist dies ein reizender Fensterplatz.

Nun hat Frau v. S. ihre Badekur begonnen; somit sind die Tage regelmäßig eingeteilt; auch für mich, was den Eltern lieb sein wird. Ich glaube, Mama hatte Angst, ich würde mir das Langeschlafen angewöhnen, wenn mich nicht unserer Line energisches Klopfen: „Fräulein Lenchen, ich geh' zum Melken!" jeden Morgen mehr weckte; ich wache aber meist um fünf Uhr auf und habe die Zeit bis dreiviertel auf sieben Uhr für mich zum Bibellesen und Schreiben. Nun verwahrt daheim Schwester Emma

die Milch und versieht das Federvieh. Um halb sieben Uhr wecke ich Frau v. S. und später gehen wir zur Brunnenpromenade, wo Frau v. S. ihre vorgeschriebene Anzahl Unzen trinkt. „Wasser" nennen die Kreuznacher ganz einfach den hiesigen Brunnen.

Es gehen morgens fast alle Kurgäste auf der Promenade auf und ab mit ihren Brunnenbechern; es ist aber noch sehr leer; im Juni soll's erst recht besetzt werden. Die Musik, die morgens von sieben bis acht und nachmittags von vier bis fünf Uhr spielt, ist ein wahres Entzücken für mich; Frau v. S. findet nichts Besonderes daran; aber mich, die nur unser Klavier und die Tiefenborner Orgel und wandernde Truppen gehört, mich macht diese Musik so fröhlich. Erst der Choral, vielleicht sangen sie auch gerade denselben zu Haus bei der Morgenandacht. Dann folgen noch fünf andere Stücke, ernste und lustige, — ich schreibe mit Frau v. S. Erlaubnis jeden Tag das an dem Musiktempelchen befestigte Programm ab, in mein kleines schwarzes Notizbuch — es wird ein wahres kleines Musik-Album, — eine nette Erinnerung für später, wird auch die lieben Eltern interessieren, was ihr Backfisch-Lenchen für schöne Stücke gehört hat. Manches kenne ich auch schon: Choräle, Volkslieder und einige Tänze. — Gegen acht Uhr gehen wir nach Hause und lassen uns in der Jasminlaube, die uns von Frau Bahn angewiesen ist, das Frühstück schmecken und wir bleiben mit der Handarbeit in der Laube sitzen. Um zehn Uhr badet Frau v. S. Die Bäder sind hier im Hause; eine große Annehmlichkeit; es ist auch im Hause ein sogenannter Bademeister, Peter heißt er, der das Wasser immer heiß hält und abmißt. Nach dem Bade liegt Frau v. S. eine Stunde im Bett, — ich besorge ihr das Bad, das Erwärmen des Bettes, ja, und dann gleich ihr zweites Frühstück. Dann habe ich frei; gegen zwölf Uhr frisiere ich Frau v. S., was mir noch nicht recht gelingt; wie geschickt würde mein Schwesterchen Emma dies thun; um halb zwei Uhr gibt es Mittag, immer drei Gänge und sehr fein; nach Tisch sitzen wir in unserer hübschen Laube, ich lese vor: die ganze Zeitung — dann auch anderes; der Kaffee wird uns in die Laube gebracht, wir hören von dort die Musik, die wieder am Brunnen spielt, — bis jetzt trinkt Frau v. S. nur morgens Brunnen, — nach fünf Uhr machen wir einen Spaziergang, essen um acht Uhr abends und gehen um zehn Uhr zu Bett.

Den 13. Mai. Unser täglicher Spaziergang ist der Weg die Nahe entlang nach Münster am Stein zu. Dieser hübsche freundliche Badeort liegt

buchstäblich am Stein, die Häuser sind teilweise hart an die Felswände gebaut, die Natur ist dort schöner als in Kreuznach selbst; es soll dort viel ruhiger sein, mehr der Wohnort von Schwerkranken. Der ganze Weg dorthin ist entzückend, rechts von der Nahe Rothenfels und die Haardt, links: Gans und Rheingrafenstein, weiterhin sieht man isoliert auf einem runden, nicht sehr hohen Berge die Ebernburg liegen, Sickingens Ebernburg — wie gern möcht' ich einmal dorthin — nun am Ende später peut-être, wie Bruder Fritz immer sagt.

Den 15. Mai. So liebe Briefe von Haus, Schwester Emma schreibt; die Adresse amüsierte uns; ich hatte von Frau Bahn nichts weiter erwähnt, als nur bei der Angabe unserer Adresse geschrieben: Salinenstraße, bei Fr. Bahn, — Emma hat wohl gelesen: bei der Bahn, adressiert nun also: bei der Eisenbahn. Frau v. S. rät aus Scherz das nächste Mal an Emma zu adressieren: Tiefenborn bei der Chaussee. Die liebe Mama schreibt auch ein Blättchen; auf Frau v. S. Wunsch, ihr aus den Briefen etwas mitzuteilen, las ich sie ihr vor; es thut so wohl, die Freude auch andern mitzuteilen. Als ich mit Lesen geendigt, sah ich auf und bemerkte in Frau v. S. sonst so ruhigen, etwas strengen Zügen einen so weichen, wehmütigen Ausdruck, dann sagte sie: „Kind, Gott erhalte Ihnen Ihre sonnige, glückliche Heimat! Erkennen Sie dies doch ja recht dankbar an — das bewahrt vor späteren Selbstvorwürfen!" Sie sah so traurig dabei aus — ihre Worte gaben mir viel zu denken. Ich bin oft nicht dankbar genug; ich möcht's immer besser lernen: dankbar sein mit der That! Wie einsam steht Frau v. S. da — ihren Mann und ihr einziges Kind hat sie verloren, ihre Verwandten sind auch teils tot, teils stehen sie ihr fern. Mehr weiß ich nicht von ihrem Leben, — Mama sagte mir, daß Frau v. S. bei ihrer Verschlossenheit doppelt schwer an ihrem Schmerz zu tragen habe. Ich will sie sehr lieb haben und möchte sie so gern erheitern.

Den 16. Mai. Manchmal habe ich rechtes Heimweh — dränge es aber gewaltsam zurück, ich will ja doch erheitern; dies hatte ich mir doch leichter gedacht, — ach, das Fügen und das stille, freudige Dienen wird mir hier nicht so leicht. Zu Haus war ich durch Liebe verwöhnt, hier muß ich alles daran setzen, um erst Liebe zu erwerben.

Den 18. Mai. Ein ganz neues Vergnügen eröffnet sich mir seit vorgestern: ich lerne ein wenig die rheinische Küche. Frau Bahn hat für die Badezeit eine Kochfrau engagiert; diese kommt immer morgens und

geht nachmittags wieder fort. Laura macht einen ernstlichen Kochkursus durch; Laura ist in meinem Alter, ein nettes, fleißiges Mädchen, ihrer Mutter rechte Hand; wir sprechen uns öfter im Garten, und als ich Interesse fürs Kochen zeigte, bot mir Frau Bahn gleich so freundlich an, ob ich mir alles ansehn möchte beim Kochen. Mit Frau v. S. Bewilligung benutze ich nun alle freie Zeit, um Laura in der Küche zu helfen, — Frau Patzig, die Kochfrau, ist eine freundliche Lehrmeisterin — vieles ist hier leichter beim Kochen durch die schönen eisernen Kochöfen, in denen alles im Nu backt und brät. Ich hoffe, hier manches zu profitieren — allerhand rheinische Recepte darf ich mir hier abschreiben, — damit überrasche ich die liebe Mama.

Den 20. Mai. Heute habe ich eine Bekanntschaft gemacht; als ich mit Fräulein Laura im Garten ging, kamen unsere neulich eingezogenen Damen auch hinaus — sie sprachen mit Laura und diese stellte mich ihnen vor. Es sind zwei Schwestern: Frau Mahlmann und Fräulein Köhler aus Hamburg; die junge Frau sieht sehr zart aus, sie gebraucht allein die Kur, die unverheiratete, etwas ältere Schwester pflegt sie. Es scheint solch liebevolles Verhältnis zwischen ihnen zu sein; ich fühle mich recht zu ihnen hingezogen.

Abends. Ach wie schwer wird mir das Fügen; Frau v. S. ist böse, daß ich mit den Hamburger Damen gesprochen — ich soll mit ihnen nicht verkehren, da sie dieselben nicht kennt; die Vorstellung hätte ich nicht vermeiden können ohne unhöflich zu sein — und wenn sie mich nun anreden? Ich hatte mich so zu dieser Bekanntschaft gefreut; mir ist so schwer ums Herz — ich wollte, ich wäre wieder zu Hause.

Den 21. Mai. Gestern schlief ich mit recht schlechten Gedanken ein, — beschuldigte Frau v. S. im Herzen der Härte und Selbstsucht. Heut sehe ich klarer, solche kleine Demütigungen müssen mir doch wohl gut sein. Ich habe Frau v. S. gegenüber fortwährend mit großer Reizbarkeit, die ich früher nie an mir entdeckte, zu kämpfen. Wie oft empfinde ich hier das Gefühl der innerlichen Auflehnung, denn ich bin doch kein Kind mehr, und doch möchte ich so gern immer ein rechtes Gotteskind sein — und ich will .....

Den 22. Mai. Ja, was wollte ich schreiben? Ich wurde unterbrochen — Frau v. S. hatte heftiges Zahnweh, alle Mittel halfen erst nicht. Da kam unsere Frau Bahn mit einem Gruß von den Hamburger Damen von oben, diese erlaubten sich, Frau v. S. ein oft bewährtes

Mittel gegen ihre Zahnschmerzen, von denen sie durch Frau Bahn gehört, zu schicken. Das Mittel ist ein einfaches, besteht in Waldwoll-Öl, das erwärmt wird, und mit dem — mittels eines Stückes Waldwolle — die schmerzende Stelle fortwährend eingerieben wird. Nach einer halben Stunde zog das Zahnweh fort — wir gingen noch spazieren und hatten ein nettes Gespräch. Frau v. S. war, nachdem sie die Schmerzen los geworden, so gütig und zugänglich; ich habe ihr im Herzen unrecht gethan — ihre vermeintliche Härte war wohl nur Fürsorge für mich; ich bin noch ein Backfisch und darf mir meinen Umgang noch nicht selbst wählen; sie wird den Damen persönlich für ihre Aufmerksamkeit danken — und wenn sie ihr zusagen, darf ich mit ihnen verkehren.

Den 23. Mai. O diese gesegneten Zahnschmerzen! Sie sind die Brücke zum Verkehr mit den beiden Damen geworden. Frau v. S. ging heut in Frau Mahlmanns Laube, um derselben zu danken, — sie kamen so ins Gespräch, hatten viele Anknüpfungspunkte; bald holte mich die Schwester, Fräulein Toni, zu ihnen — und wir saßen gemütlich plaudernd in ihrer Rosenlaube zusammen, unsere Kaffeeportion wurde mit in ihre Laube gebracht — es war ein so heiterer Nachmittag. Frau v. S. findet sichtliches Gefallen an meinen Hamburgern, das macht mich sehr glücklich. Fräulein Toni und ich werden nun ungehindert verkehren — ich habe sie schon lieb gewonnen. Sie hat so schöne, tiefe, braune Augen.

Gegen sechs Uhr trennten wir uns von ihnen und machten unsern Spaziergang. Mit dem Abendzuge wurde Frau Mahlmanns Mann und Bruder erwartet; Herr Mahlmann ist Kaufmann, der Bruder Gymnasiast von vierzehn Jahren, wie Bruder Fritz.

Den 24. Mai. Heute früh trafen wir auf der Promenade Fräulein Toni mit dem Gymnasiasten-Bruder, der auch Fritz heißt und später Seemann werden will; sein Gang erinnert jetzt schon an ein Schiff, er wackelt so, daß man beim Gehen ab und zu gelinde Stöße bekommt. Frau v. S. erlaubte, daß ich mich Toni zum Kirchgange anschlösse, allein wollte sie mich letzten Sonntag nicht gern gehen lassen.

Wir nahmen uns Frau Bahns Gesangbuch mit und gingen in die ziemlich entfernte hübsche Kirche. Es war ein angenehmer Gang; Toni erzählte mir viel von ihrem Leben; die drei Geschwister Toni, Lilli und Fritz sind Waisen — bei Verwandten getrennt erzogen — Toni in einer Predigerfamilie in Hamburg, Lilli bei einer verwitweten reichen Tante, Fritz bei einem prächtigen Onkel. Seit die zweiundzwanzigjährige Lilli

verheiratet ist, wohnt Toni bei ihnen, hilft der kleinen zarten Lilli im Hause; diese ist bei der reichen, oberflächlichen Tante recht verwöhnt und verzogen; es ist nicht ihre Schuld, daß sie nie zu ernstlicher Thätigkeit angehalten ist, ihrem Mann zuliebe bemüht sie sich aber alles nachzuholen. Toni ist vierundzwanzig Jahr, und seit einem Vierteljahr mit einem jungen Landprediger unweit Hamburg verlobt — im Herbst soll die Hochzeit sein. Toni wird gewiß eine rechte Pfarrfrau. — Bruder Fritz ist Sekundaner; er hat seine Pfingstferien schon etwas früher antreten dürfen als die übrigen Schüler.

In der Kirche war's so feierlich, ein alter ehrwürdiger Prediger predigte über die Vorbereitung auf Pfingsten. Den Nachmittag verlebten wir auch fast ganz mit den vier Hamburgern im Garten — Herr Köhler gefällt Frau v. S. auch gut, er ist sehr unterhaltend; wie lieb haben sich die vier Menschen untereinander, es muß einem wohl sein in solchem Verkehr. Wir haben eine Partie zu morgen verabredet; Herr Mahlmann will alles so einrichten, daß es für seine Lilli und Frau v. S. gar nicht anstrengend wird. Wie dankbar kann ich Gott sein für alle Freude, die ich durch den Verkehr mit diesen lieben Menschen habe.

Den 25. Mai abends. Der heutige Tag war zu schön. Um sechs Uhr gingen wir: Herr Mahlmann, Toni, Fritz, Laura Bahn und ich, also fünf Personen, von hier fort; Frau v. S. und Frau Mahlmann wollten erst in Ruhe ihren Brunnen trinken, das Baden einmal aussetzen und mit einem Wagen später nach Münster fahren, sich im sogenannten Huttenthal mit uns zu treffen. Es war ein köstliches Wetter und wir fünf Fußgänger sehr vergnügt; zuerst ging's zum „Ruhtempel", einem kleinen runden Aussichtstempelchen, das an sich nicht schön ist, aber eine reizende Aussicht hat. Die Wände sind alle beschrieben; Papa mag dies Namenverzeichnen freilich nicht sehr gern, aber wir schrieben doch auf eine freie Stelle alle unsere Namen und jeder fügte auf Herrn Mahlmanns Wunsch noch irgend eine bekannte Strophe bei, Herr Mahlmann und der Gymnasiast lateinische — wir drei jungen Mädchen deutsche; Toni schrieb: „Die linden Lüfte sind erwacht;" Laura: „O Welt, du schöne Welt du, man sieht dich vor Blüten kaum," aus Eichendorffs Frühlingsliedern. Und ich — auch aus Eichendorff: „Rüst' die Flügel zur Reise, denn die Zeit geht schnell." — Wir versprachen einander, daß jeder von uns, der nochmals hierher kommen sollte, dann wieder Namen und Datum hier verzeichnet; kommt dann vielleicht ein anderer von uns fünfen, sieht er den Namen — das ist dann wie ein Gruß aus der schönen alten Zeit.

Der Weg ging dann noch höher, zur Gans hinauf; warum dieser Berg so heißt, wußte selbst Laura, die uns führte, nicht zu sagen. Die Aussicht ist dort sehr hübsch — der ganze Weg so schön — rechts und links blühende wilde Rosensträucher; ich pflückte mir einen großen Rosenstrauß, der erquickte mich den ganzen Weg. Unser Ziel war die höchste Platte des Rheingrafenstein. Dort hat in alter Zeit ein mächtiges Schloß gestanden, der Sage nach vom Teufel erbaut, der mit dem Schloßherrn einen Bund gemacht: der erste, der aus dem Fenster sähe, solle ihm gehören, zum Lohn für den Bau, — der ihm jedoch durch den Betrug der Schloßfrau, die einen Esel herbeiführen und aus dem Fenster sehen ließ, entging. Aus Ärger über den Betrug ließ der Teufel seine Beute in die Nahe fallen und verließ auf immer diese Gegend. Aber die Burg brachte dem Raugrafen kein Glück, sie hielt nicht stand im Sturm der Zeit, denn sie war ja Teufelswerk, darum ohne Gottessegen. So erzählte Laura im Hinaufsteigen, — oben angelangt, waren wir so überwältigt von der herrlichen Aussicht, daß wir alle schwiegen. Wenn mir der liebe Gott solche weiten Blicke in seine Welt thun läßt, dann muß ich immer ganz still sein oder singen!

Wir blieben lange oben — konnten uns gar nicht trennen. Ich pflückte mir weiße Sternblumen, die da oben in Menge wachsen; nun sah mein Rosenstrauß noch zarter und duftiger aus. Der Weg hinunter, der sich zwischen dichtem Gebüsch in vielen Biegungen dahinschlängelt, ist überraschend hübsch, stellenweise geht er so steil bergab, daß man springen muß; einzelne Felspartieen sind so eigenartig malerisch schön — man kommt bei allerlei Felsgeröll, kleinen Schluchten und im Gebüsch versteckten Höhlen vorbei, wo gewiß im Mittelalter böse Raubritter oder fromme Eremiten lebten; hier in dieser romantischen Gegend könnte ich mir viele Geschichten ausdenken, die hier passiert sein sollten — aber daraus wird doch nichts, das weiß ich schon, — ich habe wohl das nicht, was die Leute Phantasie nennen; Schwester Emma kann sich viel besser etwas ausdenken für die Geschwister zum Erzählen.

Unten im Huttenthal angekommen (nach Ulrich von Hutten so genannt, der lange bei Sickingen Asyl auf der Ebernburg fand und dieses liebliche Thal am Fuß des Rheingrafenstein zu seinem Lieblingsplatz erkor), fanden wir Frau v. S. und Frau Mahlmann schon vor. Sie waren eben angekommen, ein bequemer Wagen hatte sie bis Münster gebracht, dort hatten sie sich übersetzen lassen ins Huttenthal, wo eine kleine Restauration ist.

Wir saßen bald vergnügt in einer der Lauben um einen einfachen Holztisch und ließen uns Rührei, Schinken und frische Milch prächtig schmecken; ich erfrischte auch meine Rosen mit Wasser. Es war sonst ganz leer da, nach dem Steigen war die Ruhe im Baumschatten erquicklich. Frau v. S. war auch so wohl und gesprächig; wie freue ich mich, daß ihr meine Hamburger sichtlich zusagen.

Der Restaurationsbesitzer, ein alter freundlicher Mann mit schneeweißem Haar kam auch zu uns heran und unterhielt sich mit uns. „Ja, ja," meinte er schließlich, zu uns jüngeren gewendet, „wundern Sie sich nicht über den alten Mann, daß er gern ein Wörtchen mit seinen Gästen plaudert. Ich sehe mir immer gern alle Menschen an, die hierher kommen, vielleicht seh' ich dann nächstes Jahr dieselben bekannten Gesichter wieder, das ist mir dann gewiß eine Freude; denn bei jedem Gesicht denk' ich mir eine besondere Geschichte. Und wenn die Gäste dann einer nach dem andern wieder fortgehen und ich alter Mann auf meinem Posten bleibe und weiß nicht, ob ich im Leben welche von meinen Gästen aus dem Huttenthal wiedersehe, dann tröst' ich mich immer damit: Nun, wenn auch nicht hier unten im Thal — so dann doch vielleicht oben im Himmel."

Wir waren alle ganz still und andächtig, als der alte Mann das gesagt hatte! Mit welcher Freudigkeit sprach er hiervon — ein jeder von uns sagte sich wohl im stillen: Ja, hilf mir auch dahin, lieber Gott! Selbst Frau v. S., die sonst dergleichen Gespräche nicht besonders liebt, reichte dem Alten so freundlich die Hand hin über den Tisch! Bald sahen wir auf der Nahe einen Kahn, riefen den darauf befindlichen Schiffer mit roter Jacke an und stiegen ein, nachdem wir alle herzlichen Abschied von unserm Wirt genommen hatten. Wir ließen uns nicht nur übersetzen, sondern fuhren die ganze Strecke bis Kreuznach per Kahn. Wasserfahren ist doch zu hübsch, wenn die Nahe freilich auch nicht so klar war wie unser Tiefenborner See daheim, sondern vielmehr recht gelb und trübe, — hübsch war's doch, und man hatte so viel Schönes über sich zu sehen — die lieben Berge — daß man ja nicht das Wasser zu betrachten brauchte. Wir sangen fast den ganzen Weg, das gehört doch auch notwendig zum Wasserfahren, zuerst das Lied, das der Deutsche immer singt, wenn er am lustigsten ist, wie Herr Mahlmann sagte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," dann folgten noch viele Volkslieder. Lilli Mahlmann hat eine köstliche Sopranstimme; Frau v. S. wünschte mehreres von uns beiden

allein zu hören — so sangen wir denn zweistimmig einige Mendelssohnsche Sachen — zuletzt noch auf ihre Bitte:

„Aus der Jugendzeit,
Aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit,
O wie liegt so weit
Was mein, was mein einst war!"

Eigentlich ein etwas wehmütiger Abschluß der vergnügten Landpartie. Ich freue mich so, daß Frau v. S. dieser Tag gut bekommen ist. Auf meine dringenden Bitten hat sie sich auch den ganzen Nachmittag recht still verhalten im kühlen, verdunkelten Zimmer; ich kenne sie nun schon ein wenig besser, man muß sie erst sehr überreden, daß sie sich einige Stunden still auf das Sofa legt, und doch ist viel Ruhe ihrer Natur notwendig. Die Hamburger gingen gegen Abend zum Kurgarten, wo Konzert mit bunter Lampenbeleuchtung war, und baten durchs Fenster sehr um mein Mitkommen; ich blieb aber bei Frau v. S. ohne sie weiter zu fragen. Von ihrem Sofa aus hatte sie aber doch wohl unsere Fensterverhandlung gehört, denn als ich mich wieder zu ihr wandte, sagte sie: „Das ist hübsch von Ihnen, kleine Magda, daß Sie freiwillig bei mir bleiben." Ich entgegnete, das thäte ich ja so gern; dann mußte ich mich neben das Sofa setzen — wir hatten ein langes, schönes Dämmerstündchen — und Frau v. S., die ja viel weicher und zugänglicher war, erzählte mir von ihrem Leben. Ich hätte nie gewagt, sie darum zu bitten, aber nun sie's von selbst that, bin ich ihr so dankbar für ihr Vertrauen — nun kann ich sie so viel besser verstehen! Ich will versuchen, einiges aus ihrer Erzählung aufzuzeichnen.

„Wenn ich meiner Geschichte ein Motto voransetzen wollte — könnte es nur sein: »Was der Mensch säet, das wird er ernten.« Ich hatte eine glückliche Kindheit und Jugend. Mein Vater, Graf Sternberg auf Sternberg, war ein reicher Mann, meine Mutter starb frühe, damals war ich noch ein halbes Kind, neidisch auf meine sechzehnjährige Schwester Marie, die stets der Liebling meiner verstorbenen Mutter war; vielleicht bildete ich es mir mehr ein als es wirklich war. In meinem Herzen wuchsen Eifersucht, Neid, Stolz; ach wie thöricht war ich, wie blind gegen Marie. Wieviel hätte sie mir sein können, wenn ich mich ihren sanften Bitten nur zugänglich gezeigt hätte. Statt dessen machte ich ihr das Leben im Eltern-

haus schwer durch Trotz, beneidete sie um ihre Stellung als ältere, benutzte als Papas Liebling oft meinen Einfluß gegen Marie — kurz, ich war ein böses Kind. Als ich dann nach fünf Jahren endlich auch erwachsen war, verlobte sich Marie zur selben Zeit mit einem tüchtigen Arzt. Papa war freilich recht stolz, er hatte es erst nicht gern gesehen, daß meine Schwester eine einfache Frau Doktorin wurde; aber er hörte viel Gutes von Doktor Eichhof, und war auch ein zu zärtlicher Vater, um nicht das Glück seiner Tochter, das er in Eichhofs Händen geborgen wußte, über seine Standesvorurteile zu setzen. Bald nach Mariens Hochzeit starb mein Vater; eine alte Tante, Frau Baronin von Sanden, kam nach Schloß Sternberg. Ich heiratete ihren Sohn; Baron Hugo von Sanden, viel älter als ich, nahm seinen Abschied als Regierungsrat; wir wohnten im Sommer in Sternberg, im Winter in Berlin. Meine Schwiegermutter starb bald. Wir lebten sehr glänzend; ich wurde viel bewundert — das nährte meine Eitelkeit, meinen Stolz — rechten Frieden fand ich nicht. Von Marie hatte ich seit meiner Hochzeit nichts gehört. Ihren Glückwunschbrief hatte ich mit einigen kühlen Zeilen beantwortet, einen späteren Brief ganz unbeantwortet gelassen — ich war mir vielleicht nicht bewußt, daß ich auch jetzt, in meinen so glänzend scheinenden Verhältnissen, noch immer Marien beneidete, — um was denn? Um den Frieden, das Glück, das sie in ihrer Häuslichkeit gefunden, das sich zwischen den Zeilen ihres Briefes aussprach. Ich sagte mir, unsere Lebensstellungen seien zu verschieden, unsere Lebenswege gingen nun einmal auseinander — kurz, ich schwieg — schwieg ferner. Es kamen schwere Zeiten, unsere Verhältnisse standen nicht mehr so günstig, Sternberg wurde verkauft, dabei ging ein großer Teil unseres bedeutenden Vermögens verloren; doch von Geschäftssachen will ich Ihnen nicht sprechen, Kind — genug, wir waren nicht mehr so reich als früher, welcher Verlust meine Schwester empfindlicher treffen mußte als uns, da ihr Mann nur seine Praxis besaß und viel kränkelte. Mir hatte inzwischen Gott ein kleines Töchterchen geschenkt, das ich abgöttisch liebte. Als Helene vier Jahr alt war, starb mein Mann; fortan war mein Kind meine Welt; ich liebte mein Kind nicht wie ein anvertrautes Gottesgeschenk – nein, mein Kind war mir mehr als Gott — mein Herz hing an ihm mit maßloser, thörichter, auf andere eifersüchtiger Liebe; mein Herz blieb im übrigen so kalt und stolz wie ehedem. — Ich will mich kurz fassen, ich will über jene Zeit schnell hinweggehen, — Gott nahm mir meine Helene nach fünftägiger Krankheit. Mein Schmerz

war maßlos — ich wurde verbittert gegen Gott, der mir mein Liebstes nahm — gegen meine Mitmenschen; ich erfuhr auch keine rechte Liebe, weil ich nicht verstand Liebe zu geben.

Da in meinem Leid schrieb ich der Schwester; ihres Mitgefühls war ich sicher. Seit dem Tode ihres Mannes hatte ich nichts von ihr gehört; das war nun Jahre her. Ich erhielt den Brief zurückgeschickt, mit einem Begleitschreiben meines Neffen, ihres einzigen Sohnes. Er schickte mir die Todesanzeige seiner Mutter; mein Brief war am Tage nach ihrem Tode eingetroffen — die Verstorbene habe ihm noch einen Gruß für mich aufgetragen. Sehr förmlich waren die Zeilen gehalten. — Aber verdiente ich's denn besser? Selbstsucht und Stolz lagen wie eine Eiskruste über meinem Herzen, in dem sich nun, da ich so einsam in der Welt stand, doch endlich etwas wie Verwandtenliebe, Sehnsucht nach ihrer Teilnahme regte. Ich schrieb dem Neffen — herzlich, wie ich glaubte, sprach ihm meine Teilnahme aus, sowie den Wunsch, ihn kennen zu lernen, bot ihm Geldmittel an für seinen etwa zu ergreifenden Beruf. Eine kalte, abweisende Antwort folgte; er lehnte mit Bestimmtheit jede Hilfe ab — Stipendien, die ihm sein verstorbener Vater noch verschafft, setzten ihn in den Stand, seinem Wunsche gemäß das Studium des Forstfaches zu ergreifen.

Auf meinen Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, ging er mit keiner Silbe ein, — seitdem habe ich nur einmal von ihm gehört; er soll bereits Forstkandidat sein. Mein Stolz war durch jenen Brief sehr verletzt; vielleicht wäre der letzte Rest Verwandtenliebe ganz in mir erloschen, doch da fand ich eine liebe Kindheitsgespielin wieder, Ihre Mutter, Magda. Sie war unbewußt wohl Gottes Werkzeug, segensreichen, milden Einfluß auf mein verhärtetes Gemüt zu üben. Ich bin ja nicht oft bei Ihnen gewesen, aber wenn ich kam, wie freundlich, herzlich wurde ich stets aufgenommen im kleinen Pfarrhaus. Es weht da solch ein Hauch der Liebe. Der that mir wohl; die Eindrücke, die ich in Tiefenborn empfangen, gaben mir zu denken. Ich fing an klarer zu sehen über mein ganzes bisheriges Leben — ich hätte in Arbeit und Liebe mir Glück schaffen können, jetzt ist es zu spät — ich bin eine kränkliche einsame alte Frau, kann Versäumtes nicht mehr gut machen." —

So ungefähr erzählte Frau von Sanden. Ich war so bewegt von allem Gehörten und konnte ihr nur die Hand küssen, und als sie mich so herzlich an sich zog, bat ich sie, es kam so unwillkürlich, mich ein wenig lieb zu haben und mich „Du" zu nennen. Es war spät; Frau von Sanden

begab sich zur Ruhe. Ich lag lange wach und dachte über Frau von Sandens Leben nach. Ist es denn wirklich für sie zu spät, Versäumtes nachzuholen? Das denk' ich nicht. Die Ihrigen sind freilich tot bis auf den einen Neffen, der so stolz geschrieben hat, was ich ihm eigentlich nicht verdenke; aber sie findet doch vielleicht noch manche, denen sie Liebe erweisen, für sie sorgen kann, und Papa sagt so oft, so lange man noch fähig ist, für seine Mitmenschen irgendwie zu sorgen, kann man sich nicht ganz vereinsamt fühlen.

Den 28. Mai. Es regnet fortwährend — da hatte ich Muße, alles Erlebte aufzuzeichnen. Wie anders hat sich unser Verhältnis gestaltet, Frau von Sanden ist für mich jetzt Tante Selma, ich bin ihre kleine Magda; ich versteh's jetzt so gut, daß sie mich nie Lenchen nannte, wie ich doch zu Hause heiße; so hat sie gewiß ihr Töchterchen genannt, ihre kleine liebliche, blonde Helene, deren Bild ich mir oft ansehen darf; und dann erzählt mir Tante Selma viel Einzelheiten von ihrem Liebling. Ja, wir haben uns jetzt viel zu erzählen; Tante Selma sagte, ich wäre die erste, die ihr mit kindlicher Liebe entgegengekommen, — ach, ich hatte manches abzubitten. Die Hamburger machten gestern trotz des Regens einen Ausflug nach Oberstein; Herr Mahlmann kann nicht sehr lange bleiben, da müssen die Tage benutzt werden. Ihre freundliche Aufforderung, sie zu begleiten, lehnte ich selbstverständlich mit Dank ab. Heut Morgen ging ich mit Fräulein Toni unter einem Regenschirm; wir haben uns schon so lieb, als kennten wir uns seit Jahren; heut nannte sie mich ihre liebe kleine Freundin; ich bin ganz stolz darauf, sie ist ja schon vierundzwanzig Jahr alt und verlobt, und nächstens „würdevolle Frau Pastorin," wie ihr Bruder sagt. Bei uns in Pommern sagen die Leute kurzweg: Frau Pastern! Ein gemütliches Dämmerstündchen verlebten Tante Selma und ich heute oben bei den Hamburgern, die in ihrem Balkonzimmer ein schönes Pianino haben. Frau Lilli und ich mußten Duette singen — manche sind mir neu und ich muß die zweite Stimme noch einüben. Dies macht mir viele Freude. Wie glücklich bin ich doch — lauter liebe Menschen, herrliche Natur, Musik; ja es geht mir gut; seit ich Tante Selma so lieb habe, wird mir auch das Singen leichter. Es muß unbeschreiblich traurig sein, mit Selbstvorwürfen, nicht genug Liebe geübt zu haben, zurückblicken zu müssen auf die Vergangenheit. O lieber Gott, hilf mir, daß ich demütige Liebe übe, dann kann ich nie unglücklich werden! Heut las ich in Tonis Gedichtsammlung so schöne Verse, die sind mir immer im Kopf; der erste heißt:

„O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Den 29. Mai. Heut gingen wir auf Herrn Mahlmanns Anregung, alle mit Regenschirmen bewaffnet, in das Atelier des Bildhauers Kauer. Ich hatte noch nie von ihm gehört; Herr Mahlmann erzählte mir unterwegs viel von ihm. Es sind eigentlich zwei Brüder, doch ist der eine jetzt in Italien. Der hiesige Herr Kauer, der mit Herrn Mahlmann gut bekannt ist, empfing uns in seinem Atelier, zeigte und erklärte uns vieles mit großer Liebenswürdigkeit und arbeitete dann ruhig an dem begonnenen Kopf einer Minerva weiter, während wir uns mit seiner Erlaubnis wohl über zwei Stunden in dem anstoßenden größeren Raume aufhielten, in dem eine Menge der herrlichsten Gruppen des Künstlers aufgestellt sind. Entzückend ist Rotkäppchen, das mit dem Körbchen am Arm auf dem Baumstamme sitzt, ihr zur Seite lauert der Wolf. Auch Dornröschen ist so wunderhübsch dargestellt; ich kam mir vor wie in einer Märchenwelt. Die Figur einer Kassandra fesselte uns besonders; als Modell hat dem Künstler hierzu eine junge Amerikanerin gedient. Wie schade, daß sie sich dies Jahr nicht wieder unter den Badegästen befindet, ich möchte sie sehen, sie muß sehr schön sein.

Den 31. Mai. Gestern war wieder schönes Wetter am Morgen, so daß wir auf Herrn Mahlmanns dringendes Zureden einen Ausflug nach der Ebernburg unternahmen. Wir kamen auch trocken hin, — bis Münster am Stein fuhren wir mit der Eisenbahn, von dort ging's zu Fuß zur Ebernburg hinan, — kaum oben, regnete es „wie Bindfaden", so daß wir volle fünf Stunden oben bleiben mußten, was Toni, Laura — die uns begleitet hatte — und mir indessen gar nicht unlieb war. Wir machten es uns im Burgsaal ganz heimisch und vertieften uns in die alten Zeiten, wo hier die Ritter ihre Gastmähler hielten. Die eigentliche alte Ebernburg ist es leider nicht mehr, auf den Trümmern ist ja vielfach Neues erbaut, das Alte teilweis restauriert; viele aufgefundene alte Sachen sind beim Umbau mit eingemauert, zum Beispiel alte Wandschränke. Der große Burgsaal hat auch jetzt wieder ebenso schief gezogene Wände, wie zu alten Zeiten; an diesen schiefen Wänden stehen lange altmodische Sofas und sehr hochlehnige Stühle; die Fenster sind von buntem Glas; in der Mitte des Saales hängt ein großer Kronleuchter von Hirschgeweih; einige

Bilder und kleine Statuen von Franz und Hedwig von Sickingen, von Luther in Worms und von Kaiser Karl V. sind hier zu sehen; im ganzen kommt mir solcher Saal doch recht kahl und ungemütlich vor, und ich denke mir, die Burgfrau Hedwig hat gewiß sich lieber im anstoßenden kleineren Seitengemach aufgehalten; dort sind viele Freskomalereien, auch steht da ein ganz alter Schrank mit biblischen Darstellungen darauf, sehr grob ausgeführt. Auf einem Nebentisch standen altmodische Trinkgefäße; auch zeigte man uns einen Schuh, der Hedwig von Sickingen gehört haben soll.

Das Wetter klärte sich dann endlich auf, so daß man an den Rückweg denken konnte, der von Tante Selma und Frau Mahlmann zu Wagen, von uns übrigen „auf Schusters Rappen" zurückgelegt wurde; wie seelenvergnügt waren wir; Laura pflückte mir hübsche grüne Zweige, damit will ich morgen früh unser Zimmer schmücken!

Am 1. Juni. Heut ist Pfingsten und so herrliches Wetter — man möchte immerzu singen. Frau von Sanden oder vielmehr Tante Selma schlief heute länger — ich war allein zum Choral auf der Promenade. „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" wurde gespielt; nach der Melodie wird heute wohl in den meisten evangelischen Kirchen, wenigstens bei uns in Pommern, das wundervolle Pfingstlied gesungen: „O heil'ger Geist kehr' bei uns ein."

Es war so feierlich, in der Morgenfrühe, inmitten der schönen frischen Natur, den herrlichen Choral zu hören, der mich stets aufs neue so überwältigt, vielleicht auch darum so besonders, weil wir ihn bei meiner Einsegnung sangen. Ich wollte mir den Eindruck heute nicht durch die andern Stücke verwischen lassen und ging nach Hause, aber auf einem Umwege und pflückte einen duftigen kleinen Feldblumenstrauß, der Tau blitzte noch darauf. Solch einsamer früher Morgenspaziergang, wo man niemand begegnet, ist doch wunderhübsch, ganz heimatlich, und ich konnte auch ganz ungestört für mich singen; und die schwanken Gräschen in den Feldern — die Blumen ließen ihre Zier zu Gottes Ruhm belebet sein und stimmten freundlich mit mir ein.

Zur Frühstücksstunde war ich pünktlich zurück, putzte das Zimmer mit grünen Zweigen und den Frühstückstisch mit dem Feldblumenstrauß ganz festlich aus und schmückte mich schließlich selbst mit meinem weißen Piquékleide; dann hatten wir ein hübsches Frühstücksstündchen. Tante Selma setzte heute einmal ihren Brunnen aus und wir gingen mit den vier Ham-

burgern zusammen in die Kirche und hörten auch eine schöne Predigt; aber so herzbeweglich wie mein eigener lieber Vater predigt für mich doch eben kein anderer.

Den Nachmittag saßen wir still in unserer Laube — mit der Aussicht in die Berge; auf der Promenade hinter dem Gartengitter sah man viel geputzte Leute; das Fest hatte die Städter aus dem „alten" Kreuznach wohl einmal herausgelockt. Tante Selma war doch recht angegriffen von dem weiten Kirchweg, vielleicht auch von der gestrigen Partie. Die Hamburger machten eine Spazierfahrt nach der Lorer Mühle, einem nahen Vergnügungsort mit schöner Aussicht, hatten es dort aber sehr voll gefunden und kehrten wenig befriedigt heim. Toni saß noch lange bei uns, sie hat mir auch ihr Bild geschenkt und mich zu ihrer Hochzeit eingeladen, dann solle ich auch Brautjungfer sein. Ja, das wäre wohl hübsch, kann aber nie sein, die Reise nach Hamburg ist ja viel zu weit und teuer. Toni war ganz traurig in dem Gedanken, daß wir uns nun vielleicht nie wiedersehen. Ich habe sie so sehr lieb — sie ist auch meine allererste Freundin; ich bin sehr glücklich, daß ich auch ihre Freundin bin. Ihr Bräutigam, der Pastor Anders, hat mich auch grüßen lassen in seinen Briefen; das ist nett von ihm. Aber auf dem Bild sieht er so furchtbar ernst aus, zum Fürchten; Toni dagegen sieht so recht zum Liebhaben aus. Tante Selma hat sie auch so liebgewonnen. Jetzt will ich aber mit Schreiben aufhören — morgen heißt es früh aufstehen: es soll von „der Jugend", zu der sich Herr Mahlmann aber auch zählt, obgleich er sechsunddreißig Jahr alt ist, ein Morgenspaziergang nach dem Rothenfels unternommen werden, und Tante Selma will nichts davon hören, daß ich bei ihr bleibe. Sie ist ja auch auf der Brunnenpromenade mit Lilli zusammen und vor zwölf Uhr sind wir auch wieder zurück!

Am 2. Juni. Das war heute ein schöner Tag; ich bin aber so müde, daß ich die Erlebnisse nur ganz kurz verzeichnen will. Früh um halb sechs Uhr versammelten wir fünf, denn Laura war auch bei der Partie, uns an der Gartenpforte und dann ging es los; wir waren alle mit Regenschirmen und Plaids, des jetzt oft so unsichern Wetters wegen, bewaffnet; der Gymnasiast, Herr Fritz, trug auch noch eine große Ledertasche, die ihm die gute Frau Bahn für uns mitgegeben, und da sie ihm sie übergeben, fühlte er sich sehr wichtig, verriet uns auch nichts vom Inhalt.

Laura führte uns einen entzückenden Weg nach dem Rothenfels, meist durch Wald, bei einem allerliebsten Forsthäuschen vorbei. Nach einem

„klein bißchen“ Verirren langten wir bei unserm Ziele, der Platte des Rothenfels, an. Dort weht auf hoher Stange eine rote Fahne, weithin sichtbar. Die Fernsicht von da oben war überraschend schön, — weiter als bis zu der Fahne ließ Herr Mahlmann aber auch keinen von uns gehen, er sagte, voriges Jahr sei ein unvorsichtiger Student vom Rothenfels herabgestürzt, weil er sich dem Rand zu sehr genähert. Es war so sehr windig, daß wir uns in der freien Höhe nicht lange aufhielten, sondern uns in den Schutz des nahen Waldrandes begaben; dort breiteten wir an einem reizenden geschützten Plätzchen unsere Tücher aus, und der Inhalt der großen Ledertasche lieferte ein reichhaltiges Waldfrühstück; auch ein Fläschchen Weißwein war dabei; als das geleert war, riß Herr Mahlmann ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb darauf: „Unterzeichnete haben hier am 2. Juni 1873 auf dem Rothenfels ein fröhliches Waldfrühstück eingenommen und sich dabei Freundschaft gelobt. Den ehrlichen Finder dieses in der Flasche verborgenen Zettels bitten wir auf unser Wohl zu trinken — sei es nun gleich, oder später zu Hause — und sodann, nachdem er auch seinen Namen und Wohnort dem Zettel beigefügt, diesen wieder in der Flasche aufzubewahren an demselben Ort, wo er diese gefunden. Erfüllt der Finder diese Bitte, so sei er unser Freund, er sei, wer er sei; ihm sei alles Glück beschieden. Dann folgten alle unsere Namensunterschriften mit Angabe des Heimatsortes; Herr Mahlmann schrieb seinen Namen zuerst nebst dem seiner abwesenden Lilli; meine Unterschrift war die letzte: Magdalene Werder aus Tiefenborn in Pommern. Dann wurde die Flasche mit dieser spaßhaften Urkunde sorgfältig zugekorkt, versiegelt — denn Kaufmann Mahlmann führt stets ein höchst praktisches Reise-Etui mit Tinte, Feder, Siegellack und allem Möglichen bei sich — und unter einem großen Stein vergraben, freilich nicht sehr tief, das ließ sich so ohne Spaten nicht gut machen. Dann gaben wir uns noch das Versprechen, uns jährlich zum zweiten Juni zu schreiben; wenn ich an Toni schreibe, so genügt das für ihre drei Geschwister mit. Laura wird alle Jahr nachsehen, ob die Flasche noch vorhanden ist. Solche kleinen Späße würden Bruder Fritz auch recht amüsieren. Dann gingen wir bis Theodorshall, dort lag eine Gondel; wir fuhren auf der Nahe nach Kreuznach zurück und waren pünktlich und sehr vergnügt wieder daheim; Frau Lilli und Tante Selma saßen im Garten. Mit meinem Kochen wird jetzt recht wenig. Am siebenten reisen Herr Mahlmann und Fritz Köhler ab; vorher soll noch eine Partie nach der Ruine des Schlosses Dhaun unternommen werden.

Den 4. Juni. Wieder Regen — mehr Muße zum Kochen, zum Vorlesen, auch zum Schreiben, wenn Stoff da wäre. Wie froh bin ich, daß Tante Selma mich etwas lieb hat, jetzt habe ich gar keine Angst mehr vor ihr, wie anfangs oft. Bei dem feuchten Wetter leidet sie so sehr an Rheumatismus.

Den 5. Juni. Das war heute unverhofft ein schöner Tag, ohne Regen, und wir konnten den Ausflug nach Schloß Dhaun unternehmen. Morgens trank Tante Selma ihren Brunnen im Hause, badete etwas früher, und gegen halb zwölf Uhr fuhr unsere kleine Gesellschaft mit der Eisenbahn nach Kirn. Dort kehrten wir im Hotel Stroh ein, ließen unsere Tücher da und machten einen Spaziergang nach der Kirnburg. Der Weg war für Tante Selma und Frau Lilli ziemlich weit; Herr Mahlmann führte seine Frau, ich die Tante, und beide versicherten nachher, gar nicht sehr müde zu sein; es war freilich auch nicht heiß und sonnig, sondern so rechtes „Prinzessinnen-Wetter". Oben angekommen, ruhten wir uns im alten Zimmer des Wirtshauses aus und tranken jeder ein Glas Maibowle; und weil ich meins am schnellsten ausgetrunken, wurde ich tüchtig geneckt; der Waldmeister sei gewiß meine Lieblingsblume. Dann erfreuten wir uns an der wunderschönen Aussicht, die man von der Kirnburg hat; Toni, ihr Bruder und ich bestiegen noch einen Turm, von dort war die Fernsicht noch bedeutend schöner; als wir gerade oben standen, brach ein Sonnenblick durch die Wolken; Toni und ich stimmten an:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein;" u. s. w.

Lilli und ihr Mann sangen von unten aus mit. Doch bald mußten wir uns auf den Rückweg machen, um pünktlich zur Table d'hote wieder in Kirn im Hotel Stroh zu sein. Wir brachten guten Appetit mit. Ich aß zum ersten Mal im Leben an Table d'hote; so vieles war mir hierbei neu und merkwürdig, auch daß die meisten Tischgäste gar nicht beteten vor dem Essen. Ein alter Herr in einem graugrünen Jägerrock that es für sich, so ruhig und selbstverständlich; da er neben Herrn Mahlmann saß, wurde er bei Tisch mit diesem bekannt, und dann auch mit uns; da er auch nach Dhaun wollte, schloß er sich uns an; wir nahmen uns zwei hübsche offene Wagen, und nun ging es davon, in die köstliche frische Natur.

Der alte Herr, Oberforstmeister Fuchs, setzte sich mit Fritz, Toni und mir in den einen Wagen, während Tante Selma mit Mahlmanns in dem andern voran fuhr. Der Oberforstmeister, der ein so ehrwürdiges und

freundliches Gesicht hat, erzählte viel aus seinem Leben — von seiner Frau und seinen acht Kindern — unterhielt sich mit jedem von uns so freundlich und eingehend; er kennt auch Pommern, ist dort vor Jahren Oberförster gewesen. Wenn der Weg recht in der Ebene ging, wurde auch mehrfach im Chor gesungen; Herr Fuchs stimmte mit seinem kräftigen Baß manch schönes Waldlied an; es klang so voll und frisch in die klare Bergluft hinein:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben;
Ja, den Meister woll'n wir loben,
So lang' noch die Stimm' erschallt." U. s. w.

Im Wirtshause zu Dhaun erfrischten wir uns, ließen unsere Regenschirme und warmen Tücher, die wir als vorsichtige Leute immer mit uns führen, dort, und begaben uns dann nach der eigentlichen Ruine. Ja, ganz so hatte ich mir eine Ruine gedacht, so großartig, wildromantisch mit den Schluchten und steilen Felswänden. „Ein Traum aus alter stolzer Ritterzeit," sagte Herr Fuchs. — Die Mauern sind stellenweise verfallen — fast überall mit dem üppigsten, ganz alten Epheu bezogen, der hier im Übermaß wuchert. Herr Mahlmann empfahl uns, wenn wir uns für die Vorgeschichte des Schlosses Dhaun interessierten, das Buch zu lesen: „Geschichte von Schloß Dhaun, von G. Pfarrius." — Wir wanderten lange in dem alten Gemäuer umher; ich träumte mich zurück in die alten Zeiten. Die Führerin, die hier als Kastellanin angestellt zu sein scheint, erzählte auch so hübsch, — Sagen aus der Vergangenheit, auch wohl viel Wahres dabei, von Kampf und Streit, aber auch von Freude und Liebe. Sie führte uns auch in das Lieblingsgemach der letzten Raugräfin Luise, die so schön und so fromm gewesen ist. Aus dem Fenster dieses kleinen Gemaches ist die Aussicht so bezaubernd, daß wir uns gar nicht trennen konnten! — Später wurde uns auch die Folterkammer unter der Erde gezeigt, — es beschlich mich ein ganz schauriges Gefühl, als wir so in die feuchte Erde hinabstiegen. Welche Schreckensscenen sind hier früher passiert. In der Folterkammer wird noch der Ring, der Haken und der Stein zum Aufhängen der Verbrecher gezeigt. Jetzt sah's hier ganz still und friedlich aus; eine lange Epheuranke wuchs durchs Gemäuer, ich pflückte mir ein Blättchen davon zum Andenken. — Mein liebes Tagebuch, du wirst zugleich Herbarium, — wie manches Sträußchen habe ich nun schon zur Erinnerung an schöne Stunden und Punkte zwischen deine Blätter geklebt.

Beim Emporsteigen aus dem unterirdischen Gange ans helle Tageslicht atmeten wir doch auf, — wie mag erst dem begnadigten Verbrecher zu Mut gewesen sein, der nach der Haft nun zuerst wieder die schöne Welt und die Sonne schaute. Der Park geht in Terrassen; wir gingen noch ein halbes Stündchen umher und kehrten dann mit unsern Wagen nach Kirn zurück, kamen rechtzeitig zum Abendzuge an und langten vor zehn Uhr hier an. — Tante Selma schläft, mir fallen jetzt auch fast die Augen zu.

Den 7. Juni. Heute sind Herr Mahlmann und der Gymnasiast Fritz abgereist; Tante Selma und ich waren still für uns, um den Hamburgern ihr letztes Zusammensein nicht zu stören. Heute haben sie schönes Reisewetter, es ist ordentlich heiß; ich war in Tante Selmas Auftrage heute in der alten Stadt Kreuznach, die mir gar nicht gefällt; die Straßen sind recht eng und schmutzig. Als ich gerade in einem Schuhladen stand, zog eine Prozession vorbei; der alte freundliche Schuhmacher erklärte mir alles. Es war das Leichenbegängnis eines Domdechanten; ein langer Zug; der Sarg von mehreren Männern getragen; viele Trauerfahnen wurden vorangetragen, und schwarzgekleidete Kinder streuten dem Sarge Blumen voran; es folgte zuerst ein Zug ganz weißgekleideter junger Mädchen, mit weißen Blumen im Haar. Sie trugen alle an einer sehr langen Guirlande, — dann folgte das Gymnasium, dann die katholische Geistlichkeit in schwarzen Gewändern mit weißen Oberkleidern; alle trugen brennende Kerzen; dann kam ein langer Zug schwarzgekleideter Frauen mit langen schwarzen Schleiern — Blumen tragend; dann der Zug der Männer, dann eine Reihe Trauerwagen und zuletzt eine Unmasse Volks, Große und Kinder, alles durcheinander.

Erst als sich das Gedränge etwas zerstreut hatte, konnte ich heimkehren; ich fand so liebe Briefe aus Tiefenborn vor; es macht mich sehr glücklich, daß sie daheim doch ihre Älteste ein wenig vermissen, besonders bei den Frühjahrsarbeiten im Garten und bei der großen Wäsche. Schwester Emma schreibt: „Mit dem Unterrichten der Kleinen geht's leichter als ich dachte; aber das Stopfen und Flicken ist doch recht langweilig; Fritz brachte zu den Pfingstferien nicht einen heilen Strumpf mit. Wenn es nicht wegen des Postgeldes unvernünftig gewesen wäre, hätte ich sie Dir hingeschickt, und Fritz ärgerte mich immer so durch folgenden Vers:

»Schwester Emma wächst so schnell als Hopfen,
Doch gar langsam geht das Strümpfestopfen,

Schwester Lenchen nur versteht dies bene,
Hoch lebe unsere alte Flick-Magd'lene.«

Und über solche dummen Reime kann ich mit meinen fünfzehn Jahren doch nicht lachen?" — Desto herzlicher aber lachte Tante Selma mit ihren fünfundvierzig Jahren, als ich ihr den Brief zum Zeitvertreib vorlas. „Es ist merkwürdig," meinte sie, „wie alt sich ein Backfisch gewöhnlich vorkommt, wenn er die Kinderschuhe noch kaum ausgezogen hat; das rechte Bewußtsein des Glückes, das wir in der Jugendlichkeit besitzen, kommt häufig erst, wenn das Frührot der ersten frischen Jugend vorüber ist."

Tante Selma unterhält sich jetzt oft so hübsch und eingehend mit mir; ich darf sie auch offen nach allem fragen, was ich nicht an ihr verstehe. Sie steht doch so einsam da, sehnt sich nach Liebe — und doch mochte sie sich nicht entschließen, unsern neulichen Bekannten, den netten alten Oberforstmeister, nach ihrem Neffen, den jungen Otto Eichhof, zu fragen; wie leicht wäre es möglich, daß er ihn gut kennt; sie hätte dann Nachricht von seinem Ergehen gehabt — es wäre vielleicht mit der Zeit ein Kennenlernen vermittelt. Aber Tante Selma entgegnete mir: „Kind, das verstehst Du nicht; mein Stolz verbietet mir das." Nein, ich verstehe es nicht; in der Bibel steht: „Die völlige Liebe treibet die Furcht aus;" ich denke mir nun: „Die völlige Liebe treibet auch den Stolz aus!"

Den 12. Juni. Es gibt jetzt häufig Gewitter, die hier in den Bergen weit heftiger auftreten als bei uns daheim. Die vorher eintretende Schwüle hat einen so ermattenden Einfluß auf Tante Selmas Nerven; ihre Migräne wiederholt sich häufiger — vorgestern phantasierte sie einige Minuten dabei; ich ängstigte mich so, daß ich Peter zu unserm Badearzt schickte; dieser beruhigte mich und schob es auf die wahrscheinlich zu starken Chininpulver, die Tante immer gegen ihr Kopfweh nimmt. Abgekühlte Witterung und völlige Ruhe würden ihre Nerven bald herstellen.

Den 14. Juni. Es scheint so, als hätte der Doktor recht. Wir leben sehr still — sitzen mit unsern lieben Hamburgern viel im Garten. Seit Herr Mahlmann fort ist, würden doch keine weitere Partieen von uns vier Damen unternommen werden, selbst wenn Tante Selma sich kräftiger fühlte.

Den 15. Juni. Lilli bot mir heute das „Du" an. Es hat mich so gefreut. Ich bin der lieben kleinen Frau von Herzen gut; sie ist so lieblich und fröhlich — aber auch so unselbständig wie ein Kind. Ich vergesse oft, daß sie eine verheiratete Frau ist, zu der doch ein Backfisch eigentlich sehr respektvoll sein müßte. Sie lachte herzlich, als ich ihr

dies sagte; zur Schwester sieht Lilli mit bewundernder Liebe empor. Das ist natürlich! Ich verehre sie auch, und es macht mich sehr glücklich, daß ich eine solche Freundin besitze, die mir zugleich Vorbild sein kann. Ich habe ja auch noch nie eine Freundin gehabt; junge Mädchen sind zwar einige in der Umgegend von Tiefenborn, aber sie sind älter und so anders erzogen; so recht nahe sind wir uns nie getreten.

Den 18. Juni. Fräulein Laura ist zu einer kranken Tante in Rüdesheim gereist, deshalb sind Toni und ich noch mehr und ausschließlicher zusammen; sie treibt Englisch mit mir; wie sehr bin ich noch zurück; ich möchte mich gern recht darin vervollkommnen; es wird mir auch sehr leicht, da ich das Französische (dank meiner lieben Mutter, die uns im Französischsprechen zu Haus in steter Übung hielt) ziemlich inne habe. Nach Tisch, während Tante Selma und Lilli ein wenig ruhen, sitzen wir beide in der Rosenlaube und lesen »The heir of Redclyffe,« ein wunderhübsches Buch. Gut, daß uns Bruder Fritz heute nicht sah, als wir alle beide bei einer traurigen Stelle ein bißchen weinten. Er sagt dann immer: „Die Mädchen haben gern was zum Plinsen!" Toni kennt das Buch übrigens schon, sie liest es meinetwegen noch einmal. — Lilli und Toni erhalten oft Briefe von Mann und Bräutigam. Es ist mir oft so wehmütig für die liebe Tante Selma, wenn der Briefträger uns Briefe bringt — und nur ihr keinen, — keinen einzigen die ganze Zeit seit wir hier sind. Wer sollte ihr auch schreiben? Sie hat ja niemand. Wenn der hochmütige Neffe nur wüßte, welch liebebedürftige Frau seine Tante im Grunde ist, er müßte sich ihr nähern. — Vielleicht kennt ihn der alte Herr Fuchs. Wenn ich nur neulich den Mut gehabt hätte, ihn danach zu fragen. Sollte ich ihn noch einmal wiedertreffen — was leicht möglich ist, da er in Münster am Stein für die Badezeit wohnt — will ich ihn aber auch ganz gewiß fragen.

Den 19. Juni. Dazu sollte mir bald Gelegenheit werden. Heute, als Toni und ich im Garten saßen, trat ganz plötzlich der freundliche alte Herr zu uns, — Frau Bahn hatte ihn nach unserer Laube gewiesen, um Tante Selma und Lilli nicht zu stören, denen der Besuch des alten Herrn ja galt, aber ihnen erst gemeldet wurde, als ich Tante Selmas Handklingel hörte, die mich zu ihr rief. So saß Herr Fuchs ein Weilchen bei uns jungen Mädchen und unterhielt sich so freundlich mit uns. Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn nach dem jungen Eichhof; er kennt ihn, hat seinem Forstkandidaten-Examen beigewohnt, das er so vorzüglich bestanden

hat, wie es selten vorkommt. Dann sei sein Sohn ein Vierteljahr mit Eichhof auf einer Oberförsterei im Holsteinschen zusammengewesen, später sei Eichhof nach Ostpreußen geschickt worden — denn in der Forstkarrière würde man oft mehr in der Welt umhergeworfen als beim Militär — und so hätten sich denn die beiden jungen Leute bald aus dem Gesicht verloren, obwohl sie beide zur Zeit ihres Zusammenlebens recht befreundet gewesen seien! — Da klingelte es — ich eilte zu Tante Selma, holte auch Lilli, und nachdem noch eine Portion Kaffee mehr bestellt worden, verlebten wir vier mit dem alten Herrn ein höchst gemütliches Vesperstündchen in der schattigen Laube.

Den 20. Juni. Es ist wieder so gewitterschwül. Kreuznach füllt sich täglich mehr mit Kurgästen; es ist uns interessant, die vielen Ausländer zu sehen; Frau Bahn hat jetzt auch alle Zimmer besetzt — Russen und Dänen sind unsere Hausgenossen. Am 1. Juli werden wir wohl reisen; doch habe ich schon den Eltern geschrieben, sie möchten sich darauf gefaßt machen, daß es sich vielleicht mit der Rückreise verzögerte, denn der Arzt wünscht, Tante soll einmal einige Zeit mit Baden aussetzen, da sie so matt ist, und nach der Pause dann wieder anfangen.

Unsere lieben Hamburger reisen jedenfalls anfangs Juli. Wir haben uns schon gegenseitig einige Erinnerungszeilen ins Album geschrieben.

So verschieden wie die beiden Schwestern überhaupt, sind auch ihre Handschriften und die gewählten Verse. Lilli ein niedliches Liedchen von Blumen und Sternen. Toni hat mir mit ihrer festen, klaren Schrift ihr Lebensmotto eingeschrieben:

„Es sei der Frauen Leben
Gleich wie ein geistlich Lied,
Das nicht im eiteln Brausen
Am Ohr vorüberzieht.
Das sich im festen Takte
Gleichmäßig fortbewegt,
Und doch der Herzen viele
Mit sich gen Himmel trägt."

* * *

Den 6. Juli. O wie viel liegt dazwischen, seit ich zuletzt in dies Buch schrieb; es erscheint mir länger als Monate! Tante Selma hat den Typhus; vorgestern war die Krisis; der Doktor erklärt die größte Lebensgefahr jetzt für gehoben; aber sie ist noch sehr krank und unbeschreiblich

schwach. O wie habe ich für ihr Leben gezittert. Gott sei Dank, der es ihr erhalten! Zum Schreiben komme ich jetzt nicht; ich habe nur einen Gedanken: Tantens Pflege. Gott helfe weiter!

Den 18. Juli. Heute ist Tante zum ersten Mal aufgestanden; es geht langsam, aber sicher mit der Genesung. Nun soll sie täglich etwas in den Garten.

Ach, ich bin so glücklich, daß die liebe Tante soweit ist; aber müde bin ich wie noch nie in meinem Leben.

Die Hamburger reisten schon am 23. Juni ab. Frau Bahn hatte es ihren Hausbewohnern eher als mir gesagt, daß der Arzt es für Typhus hielt, und da Lilli sich vor Ansteckung gefürchtet, waren sie sofort abgereist, auf Lillis Wunsch auch ohne Abschied von mir; es wurde mir doch sehr schwer; — Tonis Abschiedsbrief kann ich noch heute nicht ohne Thränen lesen. Die Russen sind auch ausgezogen, die Dänen aber wohnen geblieben. Eigentlich ist ja auch keine Ansteckung zu befürchten, nur der Doktor und ich sind mit der Kranken in Berührung gekommen. Frau Bahn habe ich gar nicht gesehen; Laura ist noch nicht zurückgekehrt. Der Doktor besorgte mir für uns eine besondere Aufwärterin, die schon öfter bei Kranken gewesen ist; so haben die Mädchen im Hause nichts mit uns zu thun gehabt, und mir war es eine unschätzbare Hilfe. Die eigentliche Pflege, das Nachtwachen, blieb mir aber allein; nachts waren die Phantasieen am schlimmsten, Tante konnte niemand als mich in ihrer Nähe aushalten — wollte keinen Moment ohne mich sein, kannte mich jedoch nicht immer. Oft war ich ihre verstorbene Mutter, ihre Schwester Marie; verzweifelte Anklagen gegen sich selbst wechselten mit der leidenschaftlichsten Sehnsucht nach ihrem Kinde, — der Trauer um ihr vereinsamtes, liebeleeres Leben. Sie verlangte so oft nach ihrem Neffen, daß der Doktor mich fragte, ob es nicht möglich sei, diesen herbeizurufen, — doch ist ja sein Aufenthalt unbekannt. Ich schrieb auch gar nicht nach Hause, um die Lieben daheim nicht zu beunruhigen; erst als die Krisis entschieden, schrieb ich, Tante Selma sei krank gewesen und bat um Nachurlaub; dieser wurde von dem lieben Papa denn auch freundlich gewährt, — mein Schweigen war ihnen, wie ich mir wohl dachte, auch gar nicht aufgefallen; sie hatten geglaubt, ich wolle die letzten Erlebnisse unsers Hierseins aufs Mündliche versparen. Daß es der Typhus war, sollen sie erst erfahren, wenn sie mich gesund und frisch wieder bei sich haben. Es ist das erste Mal, daß ich vor meinen Eltern eine Heimlichkeit habe; aber mein Gewissen

bleibt ruhig! Gott weiß ja alles; wenn ich unrecht thäte, würde er es mir doch sagen; das Gewissen ist ja seine Stimme im Herzen.

Den 25. Juli. Bei dem schönen Wetter sitzt Tante Selma fast die ganzen Tage im Garten, ich still bei ihr, oder sie geht, von mir geführt, langsam auf und ab. Viel Treiben, Geräusch und Musik kann sie noch nicht aushalten. Ihre Nerven sind sehr angegriffen; der Doktor sagt, die Krankheit habe ihr schon lange in den Gliedern gesteckt – dies sei ihm leider erst hinterher klar gewesen.

Die liebe, liebe Tante, — jetzt sind wir uns noch viel näher getreten, — sie ist gegen alle Menschen jetzt so ganz anders, so viel weicher und milder; mich verwöhnt sie recht durch ihre Güte, spricht viel von meiner Pflege — als ob sich das nicht ganz von selbst verstanden hätte. — Frau Bahn kehrt jetzt öfter in unserer Laube ein; ihr Haus füllt sich jetzt wieder; selbst das dritte Stockwerk ist ganz besetzt; wegen der vermehrten Arbeit kommt Laura heut zurück, muß sich aber dann mit der Mutter recht einschachteln, da diese ihr großes Zimmer für Fremde hergibt und im engen Gartenstübchen kampiert.

Heute gegen Abend machten wir eine erfrischende Spazierfahrt in einem bequemen offenen Wagen. Unterwegs besprachen wir unsere Reisepläne; der Arzt wünscht, daß Tante sich möglichst zerstreut und schlug eine kleine Rheintour bei Gelegenheit der Rückreise vor; und so soll es denn auch werden. Anfang August reisen wir — machen die Tour von Bingen bis Köln auf dem Dampfboot, — o, wie freue ich mich darauf; in Köln ruhen wir uns ein bis zwei Tage aus und dann geht's mit der Eisenbahn nach Hause, ins liebe alte Pommerland! Ich könnte jubeln beim Gedanken ans Wiedersehen mit meinen Lieben! Aber das Jubeln unterdrücke ich Tantens wegen, damit ihr meine Freude nicht wehe thut. Ach, sie kann sich nicht freuen aufs Nachhausekommen, niemand erwartet sie — niemand freut sich ihrer Rückkehr. Doch da kommt mir ein guter Gedanke ....

Den 26. Juli. Der Gedanke wurde sofort noch spät abends ausgeführt. Ich schrieb an die Eltern und bat sie dringend, Tante Selma auf mehrere Wochen zu uns nach Tiefenborn einzuladen. Sie bedarf so sehr der Pflege und Erheiterung, ich kann sie nicht allein in ihrer einsamen Wohnung lassen, und die gute Tante wiederholt mir täglich, wie sie den Abschied von mir fürchte. Eigentlich will der Doktor gern, daß die Tante noch im Spätsommer zur Nachkur auf einige Zeit an die See ginge; allein ist's der Tante wahrhaft furchtbar; mit mir

möchte sie wohl, kann aber, wie sie meint, das nicht von den Eltern verlangen. Kommt Zeit, kommt Rat, — wenn das Seebad wirklich nötig ist, könnte am Ende Emma mit, — nun, vorläufig hab' ich alles, alles den lieben Eltern geschrieben — nun bin ich ganz vergnügt. Die Eltern werden es so einrichten, wie's am besten ist. Ich habe aber von meinem Plänchen der Tante nichts gesagt; vielleicht paßt es ja den lieben Eltern nicht, dann ist's besser, Tante hat nichts von der Idee gewußt.

„Meiden Sie jede, wenn auch noch so klein scheinende Erregung bei der Frau Baronin," sagte der Doktor zu mir, „bei ihrem angegriffenen Zustande sind Gemütsbewegungen der völligen Genesung höchst schädlich." — Aber daß der Sohn des Oberforstmeisters ihren Neffen gekannt, das habe ich der Tante gesagt. O, wie hat sich Tante Selma verändert, seit sie dem Tode so nahe war; Gott hat Einkehr in ihrer Seele gehalten, sie mit seiner Liebe erfüllt. Doch still — ich höre meinen Vater sagen: „Wenn die Gottesliebe einzieht in ein Menschenherz und es beseligt und immer mehr zum Himmel zubereitet, dann soll man still davon sein zu den Menschen, aber im Kämmerlein dem treuen Herrn danken, dessen Wunder im Reich der Gnade noch viel herrlicher sind als im Reich der Natur!"

Den 30. Juli. Von Toni habe ich nun schon zwei liebe Briefe; wie gespannt bin ich auf die Antwort von Hause. Ich laufe immer dem Briefträger voll Erwartung entgegen! Es ist recht heiß; Tante hat mir hier noch ein leichtes Sommerkleid machen lassen, ganz hell, weißer Grund mit kleinen Streublümchen. Es ist wohl eigentlich Verwöhnung, nötig war es nicht, aber die gute Tante weiß gar nicht, was sie mir alles für Freuden bereiten soll, und ihr zu Gefallen trage ich das hübsche, zarte Kleid, das mir eigentlich zu schade dafür schien, fast jeden Tag. Das weiße Pikeekleid wird mir merkwürdig kurz, entweder es läuft unglaublich ein, oder ich wachse sehr; Tante glaubt das letztere und meint scherzend, es sei Zeit zur Abreise, ich wüchse ihr zu sehr über den Kopf! Der wilde Rosenzweig auf meinem großen weißen Hut ist leider ganz verregnet, dem Hut selbst hat's zum Glück nicht geschadet; ich habe ihn mir mit einem wunderhübschen Epheukranz, der ganz wie natürlich aussieht, garniert; Tante schenkte mir den Kranz; ich mußte ihn aber selbst auswählen, und sie meinte lächelnd, ich sei keine Epheunatur, eher ein frischer, kräftiger wilder Rosenstamm. Aber sie ließ mich gewähren — dieser einfache Blätterkranz wird gewiß recht haltbar sein, und Grün ist meine Lieblingsfarbe.

Mein grauleinenes Kleid hat sich so gut gehalten, daß es gar nicht einmal gewaschen zu werden braucht zur Rückreise! Wie klopft mir das Herz vor Freude beim Gedanken: es geht nun endlich bald nach Hause! Ich glaube, ich stelle unser ganzes kleines Pfarrhaus auf den Kopf.

Den 1. August. Jetzt jubele ich nicht mehr bloß im stillen, — Tante Selma kommt mit mir nach Tiefenborn, beide lieben Eltern bitten sie so herzlich und dringend, auf mehrere Wochen zu uns zu kommen, und Tante hat gern eingewilligt; als sie hörte, es sei mein Vorschlag gewesen, gab sie mir einen herzlichen Kuß. Also es ist abgemacht, und ich bin sehr vergnügt, daß ich mich nicht von der lieben Tante so bald zu trennen brauche!

Die liebe Mama schreibt auch an mich: „Deiner Beschreibung nach, meine Magdalene, halte ich Tante Selmas Krankheit für Typhus. Irre ich mich darin, wenn ich annehme, mein Töchterchen wollte uns durch den Namen Typhus nicht unnötig besorgt machen? Gott sei Dank, der Selmas Leben behütete. Wie freue ich mich, daß Du, mein Kind, auch einmal außerhalb Deines Elternhauses ein wenig Liebe üben durftest. Dienende, thätige, selbstvergessende Liebe zu üben, und sei's auch in noch so kleinem Wirkungskreis, das ist der Frauen Beruf, und jede Gelegenheit, irgend jemand Liebe zu erweisen, ist ein Gottesgeschenk, für das wir dankbar sein sollen."

Meine süße liebe Mutter, ja, so lieb wie sie hat mich doch niemand auf der Welt; möchte ich ihr doch mit der Zeit ein klein wenig ähnlich werden; ich wüßte niemand, der so im kleinen und großen, in der That und Wahrheit Liebe übt.

Wie viel leistet meine Mutter; aber jede Arbeit geht so sicher, so leise, man merkt es gar nicht wie viel sie thut.

Abends. Heut ist wirklich für einen Tag recht viel passiert, nicht nur unser Reiseplan wurde festgesetzt — denn übermorgen reisen wir schon — Tante ist doch eine Frau von schnellen Entschlüssen; ich mußte auch brieflich in einem Hotel in Köln zwei ruhige Zimmer für uns bestellen, zum 3. August abends, ferner wurde mit Frau Bahn berechnet; diese sagte mir später, Frau Baronin habe sie, um sie für das Ausziehen mancher Mieter während ihrer Krankheit zu trösten, viel zu reichlich entschädigt und dabei auf keine Einwendungen hören wollen. Sie wisse gar nicht, wie sie dies wieder gut machen solle, da sie aus Rücksicht auf die Mieter der Kranken ja so gar keine Hilfe geleistet habe! Sie wolle Tanten im Herbst aber auch

die schönsten Weintrauben schicken, und erbat sich, da sie gehört hatte, Tante ginge für längere Zeit zu uns, meine genaue Adresse, und ich war auch nicht so bescheiden, ihr diese Idee auszureden, im Gegenteil, ich sagte ihr, das möchte sie nur ja thun, ich fände das sehr nett von ihr; und als sie hörte, wie viele Kinder bei uns sind, meinte sie, dann wolle sie einen großen Korb schicken. Nun, desto besser für die Geschwister, denn ich nehme an, daß die gute Tante zur Weintraubenzeit noch bei uns ist — und gewiß nicht alle Trauben allein aufißt.

Aber heut passierte noch viel mehr Erfreuliches — der Monat August fängt eben so lustig an, wie der Monat Juli traurig; als wir bei Tisch saßen, schickte der Photograph meine Bilder. Die gute Tante ließ mich vor einigen Tagen photographieren, ich soll den lieben Meinen die Bilder von der Reise mitbringen. Dann kam eine Schachtel von der Schneiderin, an mich adressiert, darin lag ein fertiges, genau ebensolches helles Kleid, wie ich kürzlich bekam, vom selben Stoff, für Schwester Emma; „weil Ihr ja doch gern gleich angezogen geht," sagte Tante. — Also darum hat mich die gute Tante so oft nach Emmas Figur gefragt, sie sei ja wohl ebenso groß als ich, nur etwas schmaler? Frau Bahn hatte ihr alles in der Stadt besorgt, ebenso zwei Paar graue tiroler Handschuhe für Emma und mich! Nein, es ist fast zu viel Güte. Wie viel habe ich nun mitzubringen! Die zwölf Bilder, die wir sehr gut finden, sind auch in Gedanken schon eingeteilt: eins bekommt natürlich Tante Selma, eins soll auf ihren Wunsch dem alten Herrn Fuchs geschickt werden, zwei nach Hamburg an Toni und Lilli, eins bekommt Fräulein Laura, die mir das ihre auch geschenkt hat, eins erbat sich unser Doktor — das sind schon sechs; eins bekommt natürlich mein Väterchen, eins Mama, eins Emma, eins Fritz, eins ist für die vier jüngeren Geschwister zusammen — das sind elf; da bleibt eins übrig, das hebe ich mir zum Andenken auf; wenn ich einmal alt bin, weiß ich doch, wie ich mit siebzehn Jahren aussah.

Während der Doktor nachmittags zu längerer Besprechung bei Tante Selma saß, ging ich mit Erlaubnis der letzteren aus, um von meinem eigenen Taschengeld kleine Einkäufe zu machen. Laura begleitete mich; ich mußte ihr von meiner Heimat, meinen Geschwistern u. s. w. erzählen. Sie erstaunte, daß ich mit zwei Thalern Taschengeld im Monat so gut auskäme und mir ihrer Ansicht nach recht viel davon anschaffen müßte. Nun, das kommt wohl auf die Verhältnisse an — bei uns in unserm stillen Dorf braucht man sehr wenig. Emma und ich müssen uns zwar Hüte,

Schuhe, Handschuhe, Briefmarken selbst halten, auch Geschenke und Kollekten davon bestreiten, aber das geht auch leicht, denn Handschuhe brauchen wir zum Beispiel sehr wenig, außer zur Kirche tragen wir selbstgenähte halbe Gartenhandschuhe. Für Juni und Juli gab mir Papa mein Taschengeld im voraus — ich mußte mir ja auch für Kreuznach manches anschaffen, was ich daheim nicht gebraucht hätte. Aber dank der guten Tante brauche ich keine Handschuhe zur Rückreise, auch meine Rechnung bei der Waschfrau hat sie bezahlt; so habe ich für zwei Thaler kleine Einkäufe zum Mitbringen machen können.

Tante diktierte mir einen Brief an den alten Herrn Fuchs, er enthielt die dringende Bitte, durch seinen Sohn und seine Kollegen den Aufenthalt ihres Neffen, des jungen Eichhof, zu ermitteln und ihr seine Adresse zu verschaffen, da sie ihm gern schreiben möchte; sie bat auch, wenn Herr Fuchs ihn vielleicht gelegentlich persönlich wiedersehen sollte, dem Neffen selber freundlich zuzureden, einmal die einsame alte Tante zu besuchen, die sich doch so von Herzen nach seiner Bekanntschaft sehne. — Ich überfliege eben die letzten Seiten — wie erstaunlich viel habe ich von diesem einen Tage geschrieben! Es schlägt halb elf — ich habe noch einige Zeilen an Lilli und Toni geschrieben und will nun zur Ruhe gehen. Der Mond scheint — die Aussicht von meinem Fenster aus ist so zauberhaft schön — noch ein Tag, und dann heißt es:

„Kreuznach, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein' Straßen!"

Den 2. August mittags. Heut also der letzte Tag im schönen Kreuznach. Trotz aller Freude auf die Heimkehr wird mir doch der Abschied von diesem wunderschönen Fleck Erde, wo ich ja so viel erlebte, auch schwer. Ob ich je wieder hierherkomme?

„Wir kommen und wir gehen,
Es kann nicht anders sein,
Ob wir uns wiedersehen,
Das weiß nur Gott allein!

hat mir Laura ins Album geschrieben.

Tante sieht blaß und elend aus, hätte ich sie nur erst in unserm stillen Tiefenborn; ich fürchte, die Reise wird sie sehr angreifen. Wenn der Doktor nicht Luftveränderung für gut hielte, hätte er gewiß Tante noch nicht jetzt nach ihrer schweren Krankheit reisen lassen. Heute früh, als Tante noch schlief, packte ich meine Sachen; um acht Uhr machten wir

beide eine hübsche kleine Spazierfahrt, und dann packte ich Tantens Sachen, während ich sie selbst in der Laube eingepackt hatte. Es hat in der Nacht etwas geregnet und die Luft ist kühl, da kann ich dem lieben Tantchen nicht helfen, wenn sie draußen sitzt, muß ich sie etwas in Decken hüllen. Sie läßt sich jetzt auch so schön pflegen! Es geht gleich zu Tisch. — Die Koffer stehen fertig gepackt, bis auf das Letzte, was ich noch morgen früh einpacke. Nachmittag ruht Tante und ist dann zu einem Plauderstündchen in Frau Bahns Laube eingeladen; Frau Bahn hat Kuchen zu diesem café à deux holen lassen.

Laura und ich sind für den Nachmittag freie Vögel und wollen auf Tante Selmas Vorschlag etwas ins Freie ausfliegen.

Den 2. August abends. Welch ereignisreicher Spaziergang — wie merkwürdig ist doch manches im Leben! Doch ich will geordnet erzählen. Da Laura einfiel, daß es heute gerade zwei Monate her ist, seit wir auf dem Rothenfels „unsern Bund" schlossen, lenkten wir unsern Ausflug dorthin. Es war frisches, kühles Wetter, bedeckter Himmel, der Gang ein wahres Vergnügen — gar nicht ermüdend, die Fernsicht auf dem Rothenfels nicht ganz so klar und nebelfrei als heute vor zwei Monaten, aber immerhin doch herrlich! Nachdem wir sie recht genossen, kehrten wir um und begaben uns nach der Stelle, wo damals das Waldfrühstück eingenommen wurde. Ich hatte gar nicht mehr an die Flasche gedacht, Laura erinnerte mich daran. Sie hatte Messer mit Korkenzieher, auch einen neuen Korken und ein Stück Pergamentpapier mitgebracht; nach kurzem Suchen fanden wir die Flasche, die uns jetzt viel tiefer vergraben zu sein schien als damals, öffneten sie — und fanden einen zweiten Zettel darin! Darauf stand ungefähr wie folgt: „Es wird hierdurch bescheinigt, daß wir drei Unterzeichneten, die wir uns um diesen bemoosten Stein gelagert, dabei aus Zufall die daneben lose verscharrte Flasche entdeckt hatten, uns dem hier geschlossenen Freundschaftsbunde unbekannterweise anschließen, mit dem Wunsche, daß uns das Leben auch einmal zusammenführe. Wir trinken aus unsern Jagdflaschen auf das Wohl des Rothenfels-Bundes! Waidmannsheil!" Unterzeichnet: „Kreuznach den 20. Juli 1873. J. Müller, E. Wegner, O. Eichhof, reisende Forstkandidaten." — Angabe der Wohnorte war leider, leider vergessen. So ist diese merkwürdige Fügung, daß vor einigen Tagen Tantens gesuchter Neffe sich am selben Ort, vielleicht nur ein paar Häuser weit von ihr entfernt, befunden hat, zur Vermittelung einer Bekanntschaft zwischen beiden, doch nutzlos; es ist nichts dabei zu machen,

als es dem lieben Gott, der die Seinen ja stets selig, wenn auch wunderbar führt, ruhig zu überlassen!

„Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, was uns nützlich sei!"

Laura war über die gemachte Entdeckung ebenso überrascht als ich und meinte, es sei schade, daß wir unsere „neuen Mitverbündeten" nicht kennen lernten, indessen sei dies ja nicht möglich; sie wisse ganz genau, da sie die Kurliste sorgfältig studiere, daß diese drei Namen nicht darin gestanden hätten — es seien also „ganz flüchtig Durchreisende" gewesen; denn Reisende, die sich länger als vierundzwanzig Stunden in Bad Kreuznach aufhielten, müßten ja in die Kurliste mit eingeschrieben werden.

Laura ist sehr gesprächig und merkte auch gar nicht, daß ich auf dem Rückwege eine zerstreute Zuhörerin war. Ihr durfte ich nichts von der Entdeckung, die mich beschäftigte, erzählen; sie ist ein bißchen neugierig — würde sicherlich nach den näheren Umständen gefragt haben, und ein Eingehen auf Tante Selmas Familienverhältnisse hieße ja Mißbrauch des von ihr in mich gesetzten Vertrauens. Auch der lieben Tante erzähle ich erst davon, wenn wir in Ruhe in Tiefenborn sind. Eine Enttäuschung ist für sie in der Thatsache, daß ihr Neffe ihr so nahe gewesen und doch so fern geblieben ist, — es gäbe eine nutzlose Erregung und eine schlaflose Nacht für sie, morgen wohl gar Migräne.

Wir fanden, heimkehrend, Frau Bahn mit einer englischen Familie (die, wie mir später Laura sagte, unsere Zimmer nach unser Abreise mieten wollen) in Unterhandlung, bereits sehnsüchtig nach Laura aussehend, die bei solchen Gelegenheiten gewandt den Dolmetscher macht, da Frau Bahn das Englische nicht geläufig ist! — Tante Selma fand ich auf dem Sofa liegend, die weit geöffneten Fenster ließen die weiche Luft herein, die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf ihre jetzt so friedlichen milden Züge; sie zog mich an sich und sagte, sie habe in Gedanken dies letzte Vierteljahr mit allen seinen Erlebnissen an sich vorüberziehen lassen; als sie dem Tode so nahe gewesen, da sei ihr klar geworden, daß Lebensmüdigkeit noch keine Himmelssehnsucht — keine Sterbensbereitschaft sei; in Zukunft wolle sie suchen, ihrem Leben den rechten Zweck zu geben, nicht sich zu leben. Sie sei Gott so dankbar für diese Kreuznacher Zeit, besonders für meine Liebe!

Wie beschämten und beglückten mich ihre Worte; ich bin ja ein unbedeutender einfacher Backfisch — es war ja so selbstverständlich, daß ich Tante lieb gewann! Wie dankbar kann ich für ihre mir so wertvolle Liebe sein!

gez. v. B. Muhlig

TAF. XXIX

Zur Erzählung Magnalorens Lederbuch

Nachdem wir unser Abendsüppchen verzehrt und unsern Abendsegen gelesen — seit der Krankheit thun wir dies immer gemeinsam — begab sich Tante auf mein Zureden ganz früh zur Ruhe; ich machte, nachdem sie eingeschlafen, Frau Bahn und ihrer Tochter einen kurzen Abschiedsbesuch in ihrer Laube, und habe nun zum letzten Mal hier in mein Tagebuch geschrieben; es steht doch viel drin verzeichnet, so ruhig wir im ganzen ja auch gelebt haben.

„Ich fand hier viele Freuden
Und ging so froh dahin.
An jedem Kreuz am Wege
Konnt' ich ja betend knie'n,
Von jedem sonn'gen Hügel
Stieg auf ein selig Lied.
Mich hat der Herr getragen
Als Schäflein seiner Hut,
Und alle Menschen waren
Für mich gar lieb und gut!"

Die hübschen bekannten Verse passen recht auf die hier erlebte reiche Zeit. Und nun noch ein Abschiedsblick in die mondhelle stille Landschaft!

Ade, du liebes Kreuznach!

* * *

Köln den 7. August. O wer hätte gedacht, daß die letzten weißen Blätter meines Tagebuches mit so unerwarteten erfreulichen Dingen würden beschrieben werden. Ich freue mich für die liebe Tante mit! Sie ist so froh und dankbar, die Freude hat sie in diesen paar Tagen förmlich belebt und verjüngt. Gott hat sie ganz unerwartet, ohne ihr Zuthun, mit ihrem Neffen zusammengeführt; sie haben sich schon herzlich lieb gewonnen, werden sich sicherlich mit der Zeit immer näher treten — der lieben Tante Selma Leben wird nicht mehr so einsam sein. Doch ich will kurz nachholen, will erzählen wie alles kam, sonst gibt's eine Lücke im Tagebuch!

Beim schönsten Sonnenschein, mit großen Rosensträußen von der guten Frau Bahn und Laura zum Abschied beschenkt, traten wir am 3. August morgens unsere Rückreise an, fuhren mit der Eisenbahn nach Bingen, wo der bekannte Mäuseturm ist, und bestiegen dort das Dampfschiff. Ich war ja noch nie auf einem solchen gewesen, folglich war mir alles neu und merkwürdig; den Rhein hatte ich ja auch nur so flüchtig auf der Herreise gesehen — er ist prachtvoll — die ganze Rheinreise war unbeschreiblich schön,

das Wetter hell sonnig und doch nicht zu heiß, der Rhein smaragdgrün, die Ufer so großartig schön, wie ich sie mir kaum geträumt. Nun habe ich auch den Lorleyfelsen bei St. Goar gesehen. Wie wird mein Väterchen sich freuen, daß seine Magdalene nun auch den von ihm seit seiner frohen Studentenzeit so geliebten Rheinstrom kennt. — Um zwei Uhr aßen die Passagiere des Dampfers Table d'hote — wir auch; sonst saßen Tante und ich immer auf Deck und genossen die köstliche Natur. Tante kennt den Rhein seit vielen Jahren; sie sagte mir, daß von Bonn an die Ufer viel flacher, gar nicht mehr so schön wären.

In Bonn war Aufenthalt; es wurde, wie in Bingen, die kleine Bretterbrücke, vermittelst welcher man sehr bequem und sicher das Schiff besteigen und verlassen kann, ans Ufer angelegt. Dies war mit vielen Menschen besetzt, anscheinend auch neue Passagiere für unser Schiff dabei, — eine bunte, vergnügte, wogende Menge, auch manche lustige Studenten darunter, mit bunten Bändern und Mützen; wie lebhaft versetzte mich der Anblick in die Zeit, in der mein Papa hier in Bonn sein erstes frohes Studentenjahr verlebte. Da sah ich ganz deutlich am Ufer eine Menge Marienblümchen, Papas Lieblingsblumen, stehen und dachte, er würde sich über den Gruß von den Ufern des alten Rhein gewiß freuen, wie über einen Gruß aus fröhlicher Jugendzeit, und eilte mit Tantens Erlaubnis schnell ans Ufer und pflückte ein niedliches Sträußchen der kleinen Maßliebchen — aber in fliegender Eile, die letzten Passagiere begaben sich bereits an Bord, Tante Selma winkte mit dem Sonnenschirm, und als ich ganz heiß und atemlos wieder an ihrer Seite auf dem Deck war, machte man unten eben Anstalten zum Wegziehen der kleinen Landungsbrücke. Wir beratschlagten eben, ob ich das Sträußchen wohl frisch nach Tiefenborn bekäme, und da dies immerhin nicht ganz sicher war, wollte ich mir eben, da sich verblühte Blumen schlecht pressen, einige gleich zwischen die Blätter meines Notizbuches legen und nur mit der Hälfte der Marienblümchen den Versuch machen, sie frisch zu erhalten, — aber o Schrecken, das kleine schwarze Notizbuch war fort, ich mußte es beim eiligen Laufen aus meiner Tasche verloren haben, — wie unangenehm; es war ein mir so liebes Geschenk von Papa, der es mir zur Reise gab und vorne mit seiner schönen Handschrift folgendes vermerkt hatte: „Seiner lieben Tochter Magdalene Werder von ihrem Vater!" — Ich wollte ans Ufer zurückeilen und suchen — doch zu spät, das Schiff war bereits in Bewegung. Das Deck füllte sich allmählich mit den neu hinzugekommenen Passagieren, von denen einer sich

uns näherte und in höflichem Ton fragte: „Nicht wahr, ich habe die Ehre, Fräulein Magdalene Werder?“ Und als ich erschrocken aufsprang, weil ein mir ganz Fremder mich anredete, fuhr er lächelnd fort: „Ich sah Sie vorhin aufs Schiff eilen und fand, da ich hinter Ihnen über die Brücke ging, dies Notizbuch mit einem Namen darin, den ich schon einmal — auf dem Rothenfels — gelesen!“ Sich verbeugend sagte er: „Mein Name ist Eichhof.“ — „Tante, Tante, hörst Du!“ rief ich. — „Möchten Sie mich gütigst Ihrer Frau Tante vorstellen?“ sagte er, verwundert über meinen Ausruf. — „Ach — meine Tante ist's ja eigentlich gar nicht!“ rief ich, — „Ihre Tante ist es, Tante Selma!“ Und damit ließ ich sie beide stehen und lief weg, in die Kajüte, wo es ganz leer und still war; da setzte ich mich in ein Eckchen und dankte dem lieben Gott, daß er Tante Selma ihren Wunsch erfüllt hatte! Jetzt mußten die beiden erst einmal ganz allein sein, sich recht ordentlich aussprechen und sich gegenseitig alle Hindernisse zum Liebhaben aus dem Wege räumen.

Ich erfrischte unsere Kreuznacher Rosen mit Wasser, packte mein Maßliebchensträußchen zwischen feuchtes Moos zu einigen aus Kreuznach mitgebrachten Epheuzweigen, die ich daheim in Töpfe pflanzen will, preßte einige der Marienblümchen in mein Notizbuch und setzte mich wieder in mein Eckchen.

Ich war sehr stillvergnügt und guckte durch die kleinen Kajütenfenster den schönen Rhein an, wäre aber doch beinahe in meinem halbdunkeln Winkel eingeschlafen; da holte mich Tante, die verweint, aber glücklich aussah, aufs Deck; die Türme von Köln waren jetzt sichtbar — ein großartiger Anblick! Oben saßen wir auch in einem Eckchen für uns, getrennt von den übrigen Passagieren; es wurde alles aufgeklärt; ich erzählte auch der Tante, daß ich den Namen ihres Neffen in der Flasche gefunden. Und Tante meinte, sie danke mir ganz allein die Freude, ihren Neffen gefunden zu haben, denn wenn ich nicht die Blumen gepflückt, dann das Notizbuch verloren hätte, würde ja Eichhof ahnungslos an uns vorübergegangen sein und wir natürlich auch an ihm, noch dazu da er in Civil geht. Ich dachte eigentlich, alle Forstleute trügen immer Uniformen, auch auf Reisen. Aber selbst wenn dies wäre, so hätten wir doch nicht jeden Grünrock anreden und nach seinem Namen fragen können!

So geschah's also, daß wir nicht zu zweien, sondern zu dreien in Köln einrückten, und nicht nur einen Tag hier blieben, sondern noch hier sind und erst übermorgen reisen, denn der junge Eichhof hat bis zum

10. August noch Urlaub, dann aber muß er sich irgendwo — den Namen des Ortes habe ich vergessen — in der Provinz Posen einstellen; er wird dorthin geschickt, um Vermessungsarbeiten zu übernehmen, hat, ehe er in seine neue Stelle übersiedelt, einen vierwöchentlichen Urlaub zu einer Vergnügungsreise benutzt, teilweise mit Bekannten, die sich in Bonn von ihm getrennt; er wollte die letzten Urlaubstage mit der Besichtigung von Köln und Umgegend ausfüllen; dieser Plan wird nun gemeinsam ausgeführt. Es hat sich doch alles sehr schön gefügt und ist eine Freude, wie die Beglückten sich bemühen, durch verdoppelte Liebe und Rücksicht manches wieder gut zu machen! Wer weiß, ob sie vor zehn Jahren so gut harmoniert hätten wie jetzt. Sie haben wohl beide ähnliche Naturen, sehr klug, selbständig, streng gewissenhaft, aber stolz und langsam zum Vergeben! Aber die völlige, nämlich die göttliche, durch Gottes Gnade bewirkte Liebe treibet den Stolz aus. Tante sagte, sie hätten sich gleich auf dem Schiff über alles offen ausgesprochen, sich gegenseitig manches abgebeten. Eichhof hat durch seine Mutter wenig von Tante gehört; sie hat die Schwester nie der Lieblosigkeit angeklagt, aber sie hat sie stets mit einer betrübten Zurückhaltung erwähnt — da hat der Sohn natürlich herausgefühlt, der geliebten Mutter müsse wohl oft wehe gethan worden sein von der Tante, die ja auch nie schrieb, sich nie um die in den letzten Jahren viel leidende Mutter kümmerte; er faßte damals eine Abneigung gegen diese unbekannte Tante. Als dann nach der Mutter Tode Tantens Brief kam, nach ihres Kindes Verlust in weicher Stimmung an die Schwester gerichtet, war das Bewußtsein, daß ein wenig Liebe bei Lebzeiten der Mutter dieser gewiß unendlich wohl gethan hätte, nun aber zu spät kam, ihm ein bitterer Gedanke in seinem tiefen Schmerze um die geliebte Mutter, die ihm seine Welt, sein Alles gewesen war; er sagte sich: was geht mich diese Baronin an, die sich nie um meine Mutter kümmerte? Er wurde ungerecht gegen die ihm fremde Tante; auch aus ihrem zweiten Briefe las er, in seinem einmal gefaßten Vorurteil, nicht herzliche Teilnahme heraus; ihr gutgemeintes Anerbieten, ihm bei seiner Laufbahn behilflich zu sein, verletzte seinen Stolz; er sah darin ein kaltes Almosen-Anbieten einer hochmütigen Frau, die gewiß immer auf ihn herabsehen würde; ihn verlangte gar nicht nach dieser Bekanntschaft. Die Zeit und Gottes Führungen haben beide weicher, milder gemacht. Sie haben sich nun beide viel mitzuteilen von der Vergangenheit — Pläne zu machen für die Zukunft. Zu Weihnachten wird Herr Eichhof seine Tante in C. besuchen; sie hat, damit

er sich nicht bei ihr langweile, gleich seine beiden besten Freunde mit eingeladen, was aber lachend mit Dank abgelehnt wurde; die beiden andern Rothenfels-Verbündeten wohnten doch zu weit entfernt!

Am 4. und 5. August waren wir still in Köln; es regnete einen Tag; wir schrieben nötige Briefe — ich nach Haus, daß wir erst am 9. oder 10. August nach Tiefenborn kämen; der Aufschub wird mir recht schwer, da morgen mein Geburtstag ist, den ich noch nie fern von den Meinen verlebte; aber es ist wohl egoistisch; für die liebe Tante haben diese letzten Freudentage mehr Wert, als die ganze Kreuznacher Kur — glaube ich wenigstens. Einen ganzen Nachmittag brachten wir mit Besichtigen des Domes zu, dessen Anblick mich ganz überwältigt hat.

Gestern waren wir den ganzen Tag fort, von morgens an! Wir machten eine wunderschöne Partie nach Rolandseck und Königswinter, sahen Nonnenwerth und genossen beim schönsten Wetter die herrliche Natur mit frohen Herzen. In Königswinter aßen wir Table d'hote, verlebten den Nachmittag in Rolandseck, wo Konzert im Freien war. Den Drachenfels hat der Forstkandidat allein besteigen müssen, während wir beiden Damen (morgen bin ich achtzehn Jahr, also kein Backfisch mehr) uns die schönen Berge von unten ansahen; das Steigen wäre für Tante zu angreifend gewesen! Erst gegen elf Uhr abends langten wir mit dem Dampfschiff wieder in Köln an, das mit den zahllosen bunten Lampen feenhaft schön aussah. — Heut war Ruhetag, Tantens wegen; wir haben nur einen hübschen Spaziergang gemacht. Der Forstkandidat sitzt mit Tante in lebhafter Unterhaltung nebenan am offenen Fenster. Vorhin ist ein Briefchen von Tante Selma an den alten Herrn Fuchs abgegangen, damit er keine Bemühungen ihres Neffen wegen anstellt! Der gute alte Herr wird sich freuen! — Die Finger sind mir ganz steif vom langen Schreiben.

Den 8. abends. Mein Geburtstag — ein schöner sonniger Tag — ich war früh auf, um ein einsames Stündchen zur stillen geburtstäglichen Sammlung zu haben. Ich sah mir lange die Bilder meiner Eltern an. Die reden stets zu mir! Briefe von Haus erwarte ich kaum. Am sechsten abends werden sie wohl erst meinen Brief erhalten haben.

Wie innig war Tantens Glückwunsch — und abgesehen von dem zurückgedrängten Heimweh war es ein froher, glücklicher Geburtstag. Zum Kaffee erschien bekränzter Kuchen, und Tante beschenkte mich so überreich, wie ich noch nie beschenkt worden bin; es ist wirklich viel zu viel: ein Kästchen mit sechs Eau de Cologne-Flaschen, zwei Paar Handschuhe, zwölf

Kabinettbilder: Ansichten vom Rhein (Köln und Bonn auch dabei, sowie eine Ansicht vom Dom), und ein schönes goldenes Kreuz in mattem Golde, eine zierliche Epheuranke schlingt sich um dasselbe. Wie sinnig und zart! Ich mußte es gleich umhängen; es soll mir mein Leben lang ein liebes Andenken sein.

Vormittags machten wir einen kleinen Gang in die Stadt, waren zum Abschied noch einmal im Dom; vor Tisch kam eine kurze Glückwunschdepesche von Haus an mich, in der zugleich Mitfreude an Tante Selma und Willkommen für uns beide am zehnten August ausgesprochen war.

Wie glücklich können einen oft wenige Worte machen. Nun war ich gleich noch einmal so vergnügt! Tante steckte mir frische Rosen ins Haar, und wir stießen bei Tisch an!

Nachmittags machten wir einen kleinen Ausflug nach der Flora, besahen uns dort auch den zoologischen Garten und kehrten bald zurück, der Reise wegen, die morgen ziemlich früh losgeht.

Herr Eichhof ist ausgegangen wegen eines neuen Fahrplans. Ich habe eben das Letzte eingepackt! Tante und ich sitzen am offenen Fenster.

Morgen geht's nach Hause! Leb' wohl, du altes schönes Köln, du lieber stolzer Rheinstrom!

* * *

Tiefenborn, 11. August. Daheim, daheim! Hier ist's doch am aller-allerschönsten. Tagebuch ist voll, ich kann nur wenige Zeilen hineinzwängen. Reise ging gut, — in Berlin trennten wir uns von Eichhof. Er direkt weiter, wir blieben zu Nacht. Seit gestern hier! Tante bewohnt das Gartenstübchen, Emma und ich wohnen oben! Freudensturm der Geschwister, daß die alte Lene wieder da und allen was mitgebracht! Tante fühlt sich wohl bei uns; Seebad unnötig! Sie bleibt bis Ende September bei uns; ich helfe sie in C. einrichten. Zum 1. Oktober kommen Anna und Käthe zu ihr in Pension und besuchen die Töchterschule in C. Ein herrlicher Plan für alle Teile; Tante ist ganz glücklich darüber! Auf die Dauer hätte Emmas und mein Unterricht auch nicht ausgereicht! Emma und ich sind von den Eltern und einer Erzieherin unterrichtet, aber für die ist jetzt kein Platz! Und nun schließe ich dich, liebes Tagebuch; wie deine Blätter für mich, ist meine Zeit für dich zu Ende! Arbeit gibt's vollauf, und ich will ganz den Meinen leben!

Nachtrag.

„Ich will ganz den Meinen leben!“ so schloß Magdalene ihr Tagebuch! Ob sie's gehalten? möchten die Leserinnen wissen. — Ja, sie hat's gehalten, die damals achtzehnjährige Magdalene — und sie hat's sogar mit den Jahren noch immer besser gelernt sich zu fügen, für andere zu leben, und darum ist ihr Leben ein reich befriedigtes. Aus dem glücklichen Backfischalter ist sie nun heraus, sie ist jetzt, im Sommer 1880, eine glückliche Frau.

Wollen wir sie auf einige Augenblicke besuchen? Dann dürfen wir aber nicht nach Tiefenborn reisen, — wir würden sie nicht finden; auch die übrigen Bewohner des Pfarrhauses würden wir heute nicht antreffen — sie sind in den großen Sommerferien alle auf einige Tage verreist, mit Tante Selma zusammen, nach einer Oberförsterei; dort wohnt in dem Forsthäuschen dicht am Walde Tante Selmas Neffe, der Oberförster Eichhof, mit seiner Frau Magdalene! Kaum eine Viertelstunde vom Forsthaus liegt am Eingang eines langen Dorfes die Kirche, daneben das freundliche Pfarrhaus, in dem nun seit fünf Jahren der Pastor Anders mit seiner Toni wohnt. Da haben es die beiden Kreuznacher Freundinnen ja hübsch nahe und können so recht miteinander leben. — Heute hat Magdalene alle Hände voll zu thun, um für alle ihre lieben Gäste zu sorgen. Auf dem freien schattigen Platz gleich am Eingang des Waldes ist der ganze fröhliche Kreis beim Kaffeetrinken versammelt. In der Waldluft schmeckt's noch einmal so gut, versichert die liebe Jugend. Da sitzen: Magdalenens Mutter, die sanfte Frau Pastor Werder, und Tante Selma, neben dieser ihr Neffe, der Oberförster, im Gespräch mit Fritz Werder, dem angehenden jungen Arzt, und neben ihm — wen sehen wir? — da sitzt ja auch unsere Lilli aus Hamburg; ihr Mann ist mit den beiden Predigern in ein politisches Gespräch vertieft; ihr kleines fünfjähriges Töchterchen Hilda spielt mit der zehnjährigen Lisbeth Werder, dem einzigen Herzblättchen aus dem Tiefenborner Pfarrhaus; die übrigen Kinder sind aus diesem Alter heraus. Der zwölfjährige Hans und die siebzehnjährige Käthe, die nächsten Frühling ihr Lehrerinnen-Examen macht, vergessen ihren Kaffee über einen kleinen botanischen Streit; die zweiundzwanzigjährige blonde, sinnende Emma sitzt zwischen den beiden Schwestern Lilli und Toni, sie hat sich ganz besonders an die letztere angeschlossen. Die flinke praktische Anna hilft der Schwester Magdalene bei der Bewirtung. — Da haben wir ja alle unsere Bekannten

glücklich vereint getroffen. Wie sich auch in Zukunft ihrer aller einzelne Lebenswege gestalten, der Großen und der Kleinen, ob ihnen sonnige oder dunkle Tage beschieden sind — sie wissen ja, auch die Kleinen: es kommt alles, alles von Gott!

Und wer sein Herz und Leben immer tiefer hineinbaut in die Gottestreue, der ist gesegnet in Zeit und Ewigkeit.

Ein Jahr.

Von

Pauline Schanz.

Die Stelle eines Amtmanns in dem kleinen Flecken H. brachte außer freier Wohnung im Amtshause und Benutzung eines Stückes Feld- und Gartenland kein großes Gehalt mit sich, ein Umstand, der indessen vom Amtmann und seiner Familie bisher nicht allzuschwer empfunden worden war. Man hatte schlimmere Zeiten durchgemacht und sich nun den Verhältnissen nach eingerichtet. Der Garten trug bei guter Pflege reichlich Obst und Gemüse, das Feld brachte seinen jährlichen Tribut und etwas Viehwirtschaft warf auch ihren Nutzen ab. Das Amtshaus war wohl ein altes, unregelmäßiges Gebäude, doch sah es jetzt eben, da es vor kurzem erst in- und auswendig frisch angestrichen worden war, ganz freundlich aus; die Linden, welche davor standen und ein immer rieselndes Brünnchen und eine Steinbank traulich beschatteten, prangten im frischesten Grün, und der Juni, der ihre zahllosen Blüten erschlossen, hatte sie in eine Duftwolke gehüllt, welche ihr Aroma über und durch das ganze alte Haus ausbreitete. Die Amtmannswohnung, im ersten Stock gelegen, war nicht eben geräumig, bot aber nicht nur Platz für die Familie, sondern auch wohl für einen Gast, der gelegentlich einmal zum Besuch kam. Das Gaststübchen war eigentlich freilich nur ein Kämmerchen zu nennen, besaß nur ein einziges schmales Fenster und wurde für gewöhnlich als Aufbewahrungsort für allerlei Dinge benutzt, die man eben aus der Hand legen wollte. Die Gäste, welche zuweilen in das stille, alte Amtshaus kamen, nahmen auch recht gern mit dem Kämmerchen vorlieb; es waren gute alte Tanten, der

Mutter Schwestern, die abwechselnd jährlich wohl einmal ihren Besuch machten.

Jetzt eben, da die Linden so herrlich dufteten und die Rosen im Garten blühten, war die Amtmännin mit ihrer ältesten Tochter Eveline, Evchen genannt, wieder einmal damit beschäftigt, die kleine Gastkammer aufzuräumen.

„O wie freue ich mich!“ rief Evchen, indem sie, hochrot vor Eifer, einen frischgeschnittenen Blumenstrauß in einer Vase auf den kleinen Tisch stellte, dessen Schlichtheit von einer feingehäkelten Decke verhüllt wurde.

So strahlend vor Freude hatte Evchen noch nie dem Besuch einer der guten Tanten entgegengesehen, es mußte wohl für einen ganz besonders freudig erwarteten Gast das Kämmerchen heut vorgerichtet werden.

„Aber wird es Alice auch bei uns gefallen, Mama?“ fragte das junge Mädchen ungläubig, indem es sich in dem kleinen Raum umblickte. „Sie ist wohl sehr verwöhnt, ihre Eltern sind so reich und sie hat bisher in einer großen Stadt und in einem großen, prächtigen Hause gewohnt, wie Papa sagt,“ fuhr Evchen fort.

„Und soll sich hier in einfachen, ländlichen Verhältnissen, in frischer Luft von dem Stadtleben erholen,“ sagte die Mutter, während sie die Kissen und Decken des Gastbettes in frisches, glänzendes Linnen hüllte. „Warum sollte es ihr denn nicht gefallen?“ sprach sie weiter, die kleine Stube mit den Augen musternd, ob sich nicht irgendwo ein Stäubchen noch verkrochen habe. Aber nein, alles blitzte vor Sauberkeit und Ordnung; der weiße Vorhang über dem Fenster, das frischbezogene Bett und die gescheuerte Diele glichen schimmerndem Schnee; die Möbel freilich waren nur die allereinfachsten und notdürftigsten.

Aber wie duftete es aus dem Garten her von den Rosen und den vielartigen würzigen Küchenkräutern, die da in Fülle wuchsen, und wie reizend war der Blick aus dem Fensterchen in den Garten und über diesen hinaus in die grüne, freie Ferne.

„Es freut mich herzlich,“ begann die Mutter wieder, „daß Dein Onkel, der uns seit so langen Jahren vergessen zu haben schien, sich unserer wieder erinnert und uns sein Kind schickt; ich werde es treulich pflegen.“

„Und ich,“ rief Evchen, „will Alice so lieb haben! Wie glücklich werden wir miteinander leben, wir werden wie Schwestern sein! Nein,“ setzte sie entschuldigend hinzu, „ich werde meine Cousine nicht ganz so lieb wie mein Schwesterchen haben, aber anders, denn sie ist ja mit mir in

ziemlich gleichem Alter und wir werden Herzensfreundinnen sein, nicht wahr, Mütterchen?"

„Ich hoffe es, Kind," sagte die gute Mutter; „ich hoffe, daß Alice Dich liebgewinnen wird."

Und so sah man im Amtshause erwartungsvoll der Ankunft des jungen Mädchens entgegen, welches wie eine Friedenstaube von einem Bruder zum andern fliegen sollte. Denn zwischen dem Amtmann und Alicens Vater hatte seit einer langen Reihe von Jahren kein Verkehr mehr bestanden, sie waren einander fremd geworden, ihre Kinder waren aufgewachsen ohne einander zu kennen. Die Brüder entstammten einfachen Verhältnissen, der Amtmann hatte sich mühsam durch Sorge und Not emporgearbeitet bis zu seiner jetzigen ehrenhaften, obschon nicht einträglichen Stellung, er war ein einfach schlichter Mann, wenngleich nicht ohne Bildung, die er sich aus innerem Drange durch Fleiß und Ausdauer angeeignet. Sein Bruder war Kaufmann geworden und hatte durch glückliche Ereignisse während einer der Geschäftswelt günstigen Zeitperiode schnell bedeutenden Reichtum gewonnen und lebte als Inhaber einer der größten Bankgeschäfte in glänzenden Verhältnissen in der Hauptstadt, während sein Bruder noch in untergeordneter Stellung mit Sorgen und Entbehrungen zu ringen hatte. Dieser hatte sich während seines letzten Besuches im Hause seines Bruders in warnender und tadelnder Weise über den Luxus und die Verschwendung geäußert, welche hier herrschte, es war zu einem Wortwechsel zwischen den Brüdern gekommen, dem ein Bruch zwischen den Familien gefolgt war, welchem, wie es schien, keine Aussöhnung folgen sollte, bis zur großen Freude des Amtmanns, der seinen jüngeren Bruder immer noch herzlich liebte, wenngleich er mit seiner Lebensweise nicht einverstanden war, ein Brief desselben an ihn gelangte, in welchem er ihn freundlich um Aufnahme seiner etwas kränkelnden Tochter in dessen Familie während der Sommermonate bat, da er mit seiner Gattin eine Reise vorhabe, an welcher das junge Mädchen nicht gut teilnehmen könne.

Der Amtmann und seine gute Frau waren ohne jedes Bedenken sogleich bereit, die so herzlich gebotene Hand der Versöhnung zu ergreifen, mit offenen Armen wollten sie die ihnen noch unbekannte Nichte in ihrem einfachen Hause und an ihrem Herzen aufnehmen. Ein Brief des Amtmanns an den Bruder teilte dies sofort demselben mit, der Tag der Ankunft des Gastes im Amtshause ward bestimmt und dieses rüstete und schmückte sich, den lieben Besuch zu empfangen. Evchen ließ es sich selbst

nicht nehmen, eine grüne Ranke um die Eingangspforte des alten Hauses zu schlingen, um ihrer Freude über den Einzug der sehnlich erwarteten Cousine im Vaterhause so recht festlichen Ausdruck zu geben.

Es war brieflich abgemacht worden, daß Alice mit einer befreundeten Familie aus der Hauptstadt die größte Strecke des Weges reisen sollte, bis zu einer Station, von wo sie durch ihre Verwandten abgeholt werden sollte.

Der Amtmann machte sich nun von Geschäften frei, und in einem kleinen Wagen, den er vom Gastwirt des Ortes geliehen, fuhr er mit Evchen, um seine Nichte abzuholen. Die Mutter blieb mit der kleinen Schwester zu Hause, um ein besonders festliches Abendbrot vorzurichten.

Der Gegenstand so viel zärtlicher Erwartung fuhr inzwischen ziemlich mißmutig der Stelle entgegen, wo der Onkel in seinem altmodischen Wägelchen und Evchen mit ihrem ungeduldig klopfenden Herzen ihrer harrten.

Alice war nicht nur ein verwöhntes Kind, sie war frühzeitig übersättigt von vielen Dingen, die zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählen und die Evchen nicht einmal dem Namen nach kannte.

Sie hatte auch für diesen Sommer auf eine schöne Reise mit den Eltern gehofft, wie sie solche schon öfter gemacht hatte. Und nun wollten die Eltern ohne sie reisen, wohin wußte sie nicht; aber sie hatte Vater und Mutter so viel heimlich miteinander sprechen und beraten gehört, und sie sollte allein aufs Land hinaus zu armen Verwandten, von denen sie zum ersten Mal vernommen.

Was sollte sie dort und warum wollten sie die Eltern dieses Mal nicht mitnehmen? Sie bat und trotzte, aber es half ihr nichts, sie mußte und sollte zum ersten Mal wirklich gehorchen. Die frische Luft werde ihr gut thun, hatte die Mutter gesagt, sie solle sich bei Onkel und Tante erholen. Man hatte ihr einen sehr großen Koffer voll Wäsche und Kleider gepackt, und als sie endlich bis zum Abschiednehmen gekommen, hatte die Mama geweint. Alice weinte auch vor Verdruß, daß die Eltern sie zu etwas zwingen wollten, wozu sie nun einmal keine Lust hatte. Sie hatte noch verweinte Augen, als sie von der Familie, in deren Begleitung sie gereist, Abschied nahm und ihre Blicke nach dem unbekannten Onkel ausschauten.

Konnte das der Onkel sein, der mit der Peitsche in der Hand neben dem kleinen elenden Wagen stand? Sah er nicht fast wie ein Bauer aus? Wirklich, der Mann kam auf sie zu, er suchte sie unter den andern Reisenden, und neben ihm ging ein Mädchen, das grüßte und nickte schon von ferne.

Die Lokomotive pfiff, ein weißes Tuch flatterte noch aus dem Fenster eines Wagens. Dahin flogen die Freunde, die sie aus ihrer Eltern Hause kannte; der Zug hielt hier nur minutenlang; es war ein Courierzug, der sie hierher gebracht. Zum ersten Mal stand das verwöhnte Kind allein, eine Angst, eine schreckliche Bangigkeit, ein Gefühl des Verlassenseins überkam sie und verdrängte den Ärger, der bisher ihr Herz erfüllt. Aber da hielten sie zwei weiche Mädchenarme schon umschlungen und ein zärtliches Stimmchen flüsterte: „Alice, liebe Alice!“ Evchens Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, aber erschrocken ließ sie die Arme herabgleiten — ein fast zorniger Blick aus Alicens Augen, die voll Thränen standen, traf sie.

„Bist Du nicht gern zu uns gekommen, liebes Nichtchen?“ fragte der Mann mit der Peitsche, indem er Alice vertraulich auf die Schulter klopfte.

Die Angekommene flüsterte etwas, was Vater und Tochter nicht verstanden. Nein, gern war sie wohl nicht gekommen, das konnte man ihr gleich anmerken.

„Steigt einstweilen in den Wagen, Kinder,“ sagte der Amtmann, „ich werde das Gepäck besorgen.“

Evchen öffnete die Wagenthür und bat ihre Cousine einzusteigen. „Welch ein Wagen,“ dachte Alice. Die Sitzpolster hatten wohl einst eine Farbe gehabt — welche, konnte man nicht mehr erkennen, so sehr waren sie verschossen und durch den Gebrauch abgenutzt. Ihres Vaters Wagen daheim war mit blauem Sammet ausgeschlagen gewesen. Sie nahm ängstlich ihr feines, helles Sommerkleidchen zusammen, als sie einstieg, um so wenig wie möglich mit dem häßlichen Wagen in Berührung zu kommen. Dann hob der Onkel den schweren Koffer mit Hilfe eines Bahnwärters selbst auf den Kutschbock und nahm neben ihm seinen Sitz ein. Auf dem Hinwege hatte er mit Evchen im Wägelchen gesessen und von da aus das Pferd gelenkt; nun nahmen die Mädchen die beiden Plätze ein und er saß als Kutscher auf dem Bock.

Evchen war ganz stumm geworden; sie hatte eine Menge zärtlicher Worte und neugieriger Fragen auf dem Hinwege in Bereitschaft gehabt, aber die kamen nun nicht über die Lippen. Was sollte sie nur sprechen, was denn nur? Gab es in ihrer engen, kleinen Welt denn nicht irgend etwas, was dieser Alice ein Lächeln hätte entlocken können?

Der Onkel wandte sich indessen oft um und richtete Fragen an seine Nichte, fragte nach Vater und Mutter und deutete wohl auch mit dem Peitschenstiel nach einzelnen Dingen am Wege, an denen man vorüber fuhr.

Alice blickte kaum auf, sie antwortete einsilbig und verdrossen und erzählte nur, daß die Eltern, wie jedes Jahr, nun eine schöne Reise machen würden.

„So bist Du nicht gern zu uns gekommen und wärest lieber bei den Eltern geblieben?“ fragte Evchen schüchtern.

Alice nickte nur und hielt ihr Taschentuch an die Augen. Das rührte das gute Evchen; sie sah ein, daß ein jedes Kind am liebsten bei seinen Eltern sei. Sie ergriff die Hand ihrer Cousine, denn sie zu umarmen wagte sie schon gar nicht mehr, und sagte tröstend: „Wir wollen Dich auch recht lieb haben, Suschen und ich, Vater und Mutter!“

„Und der Aufenthalt hier in unserer schönen Luft wird Dir gut thun; Deine Eltern meinten es jedenfalls gut mit Dir, daß sie Dich herschickten, um Dich hier zu kräftigen, statt Dich den Anstrengungen einer größeren Reise auszusetzen,“ fügte der Onkel hinzu.

Nun rasselte das Wägelchen über das holperige Pflaster der Hauptstraße des kleinen Örtchens, welche sich später zu einem freien Platze erweiterte, wo Kirche, Schule und das Amtshaus ihren Platz hatten. „Das soll eine Stadt sein?“ sagte Alice zu sich, indem sie sich umsah. „Elende Bauernhäuser sind das ja nur.“

„Dort wohnen wir,“ sagte Evchen; „siehst Du, dort wo die Linden stehen!“

Die Mutter saß mit Suschen auf der Steinbank vor dem Hause. Die Linden dufteten und aus der offenen Hausthür quoll der Duft frischgebackenen Kuchens. Aber was war das alles für das eigensinnige, verwöhnte Kind des Reichtums? Sie fühlte den Frieden nicht, der diese schlichten Menschen und ihr einfaches Daheim umschwebte. Was war ihr das alte Haus, dessen Hinfälligkeit der weiße Anstrich nicht verbergen konnte? Sie sah nicht das liebevolle, mütterliche Gesicht der Tante, sie bemerkte nur, daß sie kaum so gut gekleidet war, wie die Köchin ihrer Eltern. Es erschien ihr wie ein Unrecht, wie eine Strafe, daß sie hierhergeschickt worden war zu den ärmlichen Verwandten. Was sollte sie nur hier?

Und so zog mit Alice und ihrem großen Koffer Sorge und Ärger für Onkel und Tante und das erste Herzweh für Evchen in das friedliche Amtshaus ein.

Alice aß wenig und wollte sich dann bald niederlegen. Die Tante führte sie in das kleine Gaststübchen, welches mit so viel Liebe und froher Erwartung am Morgen für sie eingerichtet worden war. Es war freilich ärmlich, die Wände nur grün gestrichen, so eng, daß der große Koffer fast

den meisten Platz wegnahm. „Soll ich Dir beim Auspacken helfen?“ fragte die Tante freundlich.

„Nein, ich bin so müde, Tante, ich will schlafen,“ antwortete Alice.

„Nun dann schlaf wohl, liebes Kind,“ und die Tante küßte sie so herzlich und sah sie mit so treuen, guten Augen an, daß es ihr fast warm im Herzen werden wollte.

Aber als sie allein war, sah sie sich in dem kleinen Raume um. „Was, kein Teppich am Bett, keine Vorhänge daran? Gar nur ein weißgescheuerter Tisch unter der Häkeldecke! Und Blumen im Schlafzimmer!“ Ärgerlich nahm sie Evchens Rosenstrauß aus der Vase, öffnete das Fenster und wollte ihn auf den Sims davor legen. Doch der Sims war zu schmal, der arme Strauß fiel herab. Dann zog sie sich langsam aus, schluchzte einigemal auf und warf sich endlich laut weinend auf ihr Bett.

Als Evchen mit ihrer Mutter noch spät in den Garten gehen wollte, um Gemüse für den folgenden Tag zu schneiden, fand sie den Rosenstrauß zerblättert und staubig im Hofe liegen. Welk waren die Rosen, verwelkt in der Junisonne war die grüne Ranke über der Hausthür und welk war die Freude, die am Morgen Evchens Herz erfüllte.

Alice hatte bei den ersten und tüchtigsten Lehrern in der Hauptstadt Unterricht in all jenen Fächern gehabt, deren Kenntnis jetzt für ein junges Mädchen von Bildung für notwendig erachtet wird. Sie hatte viel gelernt, wenngleich nichts gründlich, auch war ihre Erziehung noch nicht vollendet, denn sie war erst vierzehn Jahre alt. Man hatte ihren Geist auszubilden und zu schmücken sich bemüht, aber Herz und Gemüt ganz ungebildet gelassen. Daher war sie selbstsüchtig, es fehlte ihr die Zartheit der Empfindung, der Blick in die Herzen anderer, das Verständnis für Schönes und Hohes, was nicht auf der glitzernden Oberfläche des Weltlebens schwimmt, für Güter, die sich nicht mit Reichtum erkaufen lassen. Ihre Lehrer hatten ihr dies nicht zu lehren vermocht und ihre Eltern hatten auch die Zeit nicht dazu gefunden oder diese Schätze selbst nicht gekannt. Es war ihr wohl gesagt worden, daß sie stets höflich und freundlich gegen Freunde und Bekannte sein müsse, die im Hause ihrer Eltern verkehrten, daß sie den Schein der Liebenswürdigkeit auch über die übelste Laune zu breiten habe, aber hier in diesem einfachen Familienkreise, unter so ärmlichen Verhältnissen, im Verkehr mit einer Tante, die selbst kochte, wusch, buk und ganz rauhe Hände hatte, hier nahm sie sich gar nicht die Mühe, dieses Gesetz der Wohlanständigkeit in Anwendung zu bringen, sondern sie ließ

ihrer Mißstimmung und ihrem Ärger über diesen Besuch gegen ihren Willen freien Lauf.

Die Mutter hatte Evchen zu Geduld und Nachsicht ermahnt und Evchen ermüdete auch nicht, um Alicens Liebe zu ringen, irgend etwas zu ersinnen, was sie freute und zerstreute. Aber was Evchen ihrer Cousine zu zeigen hatte, war gar bald erschöpft. Was war an dem ländlichen Garten zu sehen mit seinen altmodischen bunten Sommerblumen? Wie viel schöner und mit wie seltenen Blumen gefüllt war der Garten, der Alicens Eltern gehörte. Die Kuh, die Ziegen, Hühner und Tauben waren wohl etwas Neues für das Stadtkind, aber was sah man eigentlich auch daran, und überdies eigneten sich Alicens weiße oder doch helle Sommerkleider nicht recht für Gänge durch Ställe und Felder. Obgleich Alice eine Menge schöner Kleider mitgebracht hatte, die kaum in dem kleinen Kleiderschrank im Gaststübchen unterzubringen gewesen, so wurden sie doch, da sie fast täglich gewechselt werden mußten, bald aufgebraucht und der Wäsche bedürftig.

„Hast Du kein dunkles Kleid mitgebracht?“ fragte Evchen einst, als ihre Cousine ihr weißes Kleid mit Kaffee begossen hatte und es mit einem anderen vertauschen wollte.

„Meinst Du, ich solle ein Kleid tragen wie Du und Suschen?“ fragte Alice zornig.

„Warum nicht, wir kleiden uns hier einfacher als Ihr in einer großen Stadt; und wer soll all diese feinen Kleider waschen und plätten?“ fragte Evchen, welche an den Wirtschaftsangelegenheiten schon längst ihren kräftigen Anteil nahm, besorgt weiter.

„Das kümmert mich nicht,“ fuhr Alice auf, „mag sie waschen und plätten wer will, danach habe ich nie gefragt.“

„Weißt Du was,“ fiel Evchen gutmütig ein,“ nächstens ist große Wäsche, bei welcher ich stets mit helfen muß. Ich wasche Suschens Wäsche fast ganz allein, da dies die kleinsten Stücke sind. Willst Du nicht auch helfen, das wäre hübsch und etwas ganz Neues für Dich. Du könntest dann lernen, Deine eigenen Kleider selbst zu waschen und zu plätten. Die Mama zeigt es Dir gern und sie meint, ein Mädchen müsse alles lernen, was zum Haushalt gehört.“

„Ein Mädchen wie Du wohl, aber ich habe nicht nötig, Arbeiten zu lernen, welche in unserm Hause die Dienstmädchen besorgen,“ sagte Alice lachend.

Es war bald keine Frage mehr, daß dem Amtmann und seiner Familie

durch den versöhnenden Schritt seines Bruders eine schwere Last aufgebürdet worden war, daß Alice das stille Glück ihres bescheidenen Hauses störte. Evchen war um so trauriger, daß alle Versuche fehlschlugen, Alicens Herz zu gewinnen, als sie sich auf ihre Cousine so gefreut hatte. Nachdem Garten, Feld und Hof sich als reizlos für Alice erwiesen und die Tante und Evchen sich vergeblich bemüht, sie an wirtschaftlichen Arbeiten teilnehmen zu lassen, als die große Wäsche vorüber war und all die Kleider, von der guten Tante geplättet, wieder sauber im Schranke hingen, versuchte Evchen schüchtern ihre Bücher, Noten und Zeichnungen herbeizuholen, auf welche Alice freilich geringschätzig herabsah, denn was konnte Evchen hier wohl gelernt haben? Allein wie gering Evchen auch von ihren Kenntnissen dachte und wie groß ihre Meinung von Alicens Gelehrsamkeit war, so zeigte sich doch bald, daß Evchen keineswegs so sehr hinter ihrer Cousine zurückstand, sondern das, was sie gelernt, gründlicher und verständnisvoller gelernt hatte als Alice. Wie hübsch sang und spielte sie abends des Vaters Lieblingslieder auf dem alten Klavier. Als Alice aber beim Vierhändigspielen mit Evchen nicht Takt zu halten verstand, erklärte sie mißmutig, auf dem schlechten Instrument nicht spielen zu können und keine Taste anzurühren, bis sie daheim ihren Flügel wieder habe.

Wann aber würde das sein? Der Sommer verging; warum schrieb der Vater nicht, wann er, wie er versprochen, seine Tochter abzuholen kommen würde?

Wie viel Kummer und Verdruß auch Alicens Anwesenheit ihren Verwandten verursachte, so wenig sie unter den obwaltenden Verhältnissen imstande waren, Alicens verfehlte Erziehung in eine richtigere Bahn zu lenken, so freuten sie sich doch an deren körperlichem Gedeihen. Alice, die etwas bleich gekommen, blühte sichtlich auf unter der sorglichen Pflege der Tante. Die einfache, gesunde Kost, die frische Luft und gute Milch bekamen ihr trefflich. Wie mußten die Eltern sich freuen, sie so gekräftigt wiederzusehen!

Und Onkel und Tante nahmen sich vor, ein herzliches, ernstes Wort mit Alicens Vater zu reden, ihn aufmerksam auf ihre Fehler zu machen, die sie bei ihrer Jugend noch abzulegen lernen konnte und welche die Eltern, im Wirbel der großen Welt lebend, nicht so bemerkt hatten, wie sie hier in der Stille dieses einfachen Familienlebens zum Vorschein kamen.

Eines Morgens brachte der Amtsdiener, der zugleich Briefträger des Städtchens war, seinem Vorgesetzten mit anderen Schriftstücken einen Brief, dessen Aufschrift der Amtmann sogleich als die seines Bruders erkannte.

gez. v. P. Kiessling

T. A. F. XXX.

Ein Jahr.

Er öffnete ihn hastig, denn es drängte ihn zu erfahren, wenn er nach so langen Jahren seinen Bruder wiedersehen werde. Der Brief kam von Hamburg; wahrscheinlich befand sich der Schreiber auf der Rückkehr von einer Reise dorthin und kündigte seine baldige Ankunft an. Indem aber der Amtmann las, veränderte sich sein Gesicht, ja es entfärbte sich sogar. Er las den Brief mehrmals durch, als ob er sich vergewissern wolle, sich auch nicht getäuscht zu haben. Endlich stand er auf, ließ seine Amtsgeschäfte einstweilen liegen und stieg die Treppe hinauf, um seine Frau zu suchen. Diese befand sich in der Küche, er rief sie und schloß sich mit ihr im Wohnzimmer ein; die Mädchen befanden sich im Garten. Entsetzt blickte die Amtmännin ihren Mann an; so feierlich, so ernst und bleich hatte sie ihn noch nie gesehen. Er reichte ihr den offenen Brief und sie las:

„Teurer Bruder!

Als ich am Rande des Abgrunds stand, wohin verfehlte Spekulationen mich getrieben, wußte ich unter allen Freunden, die in Tagen des Glückes und Überflusses uns zur Seite gestanden, keinen, dem ich mein teuerstes Eigentum, mein einziges Kind anvertrauen konnte, welches nicht Zeuge des Zusammenbruchs unseres Glückes sein sollte, als Dich, mein teurer, einst von mir so bitter gekränkter Bruder. Als ich jenen Brief mit der Bitte schrieb, Alice während der Sommermonate in Deiner Familie aufzunehmen, hoffte ich, uns noch retten zu können, obgleich das Unheil sich schon drohend über meinem Haupte zusammenzog. Ich habe alles aufgeboten, nur einen kleinen Bruchteil, nur einen Rest meines großen Vermögens zu erhalten, doch es war vergebens, ich bin zum Bettler geworden und bin mit meiner Frau auf dem Wege nach Amerika, wo wir uns eine neue Existenz zu suchen gezwungen sind. Unsere Alice, im Überfluß erzogen, würde vielleicht den Mühsalen und Entbehrungen, denen wir entgegen gehen, erliegen, deshalb empfehle ich unser Kind Deiner Barmherzigkeit und Menschenliebe so lange, bis ich mir wieder eine Stellung erkämpft habe, die den Meinen Brot zu schaffen vermag. Teile diese schmerzliche Botschaft unserem Kinde mit und suche sie vorzubereiten auf das Entbehren alles Glanzes und Überflusses, die seit ihrer Geburt an sie umgeben haben. Ich weiß, Du bist edel und barmherzig und erfüllst die Bitte Deines unglücklichen Bruders."

Die Gatten sahen einander an, nachdem die Frau zu Ende gelesen. Ein drittes Kind, ein Kind, verwöhnt wie Alice, und ein Gehalt, das

kaum die eigenen Kinder zu ernähren vermochte! — Die Frau blickte still vor sich nieder auf die gefalteten Hände in ihrem Schoß.

„Was denkst Du?“ fragte der Amtmann nach einer Weile.

„Ich denke,“ sagte die Frau, „daß dieses Unglück eine Schickung Gottes ist. Gott selbst nimmt Alicens Erziehung in seine Hand. Was das Glück an ihr verdorben, wird das Unglück vielleicht wieder gut machen.“

„Du wirst viel Mühe und Sorge mit ihr haben,“ bemerkte der Amtmann, „vielleicht lebenslang, denn wer weiß, ob mein armer Bruder je wieder für sein Kind wird sorgen können; schon mancher, der nach Amerika gegangen ist, ist drüben verkommen und verschollen.“

„Nicht nur Mühe und Sorge,“ rief die gute Frau mutig, „sondern auch viel Freude will ich an Alice erleben! Denn nun ist sie mein Kind und ich will sie erziehen, will sie brav und tüchtig machen, so daß sie vielleicht noch einst die Stütze ihrer Eltern werden soll. Ich habe längst den guten Grund ihres Wesens geahnt, auf welchem man so viel Unkraut achtlos aufschießen ließ, daß es die edlen Keime fast erstickt hat. Sorge Dich nicht, Väterchen, ich verstehe auch schon zu wirtschaften, und wo vier essen, kann auch das fünfte satt werden.“

„Gott gebe es und helfe Dir Deinen guten Vorsatz ausführen,“ sprach der Amtmann, voll tiefer Rührung seine brave Frau anblickend; „doch wird es mir recht schwer fallen, Alice die Wahrheit beizubringen und ihr die veränderten Verhältnisse begreiflich zu machen.“

„Das sollst Du auch gar nicht, lieber Mann,“ eiferte die Amtmännin; „geh' Du nur ganz ruhig an Deine Amtsgeschäfte und laß mich das machen. Eine Mutter findet schon am ersten den Weg zu solch jungem Herzen, mag auch noch so viel Unkraut den Eingang umwuchern. Ich gedenke, Alice nicht nur alles so beizubringen, daß sie die veränderten Verhältnisse begreift, sondern daß sie ihr noch zu Heil und Segen gereichen sollen.“

Und der Amtmann stieg die alte knarrende Holztreppe wieder hinunter, um in seine im Erdgeschoß gelegene Amtsstube zu gelangen, während seine Frau in die Küche zurückkehrte, um da ihre unterbrochenen Vorbereitungen zum Mittagbrot fortzusetzen. Aber ihre Gedanken waren doch nicht recht mehr bei der Sache, und während sie fleißig arbeitete, flogen ihre Blicke immer wieder nach dem Garten hinüber, wo sie Alicens weißes Kleid durch die Gebüsche schimmern sah, und in ihrem Innern legte sie sich all die schlichten Worte zurecht, mit welchen sie dieses Kindes Herz sich und

dem Himmel zu eigen machen wollte, und so ließ sie den Tag mit seiner Geschäftigkeit vorübergehen und wartete auf eine gute stille Stunde ungestörten Alleinseins mit Alice.

Das junge Mädchen hatte voll bittern Vorurteils, voll Hochmut und Geringschätzung das Haus ihrer Verwandten betreten und in demselben wirklich als ein störendes Element geweilt. Weder das gutmütige Wesen des Onkels, noch die beharrlichen mütterlichen Ermahnungen und Anleitungen der Tante, noch Evchens gutes Beispiel hatten in ihrem Wesen eine merkbare Veränderung zu bewirken vermocht. Und doch waren die im Amtshause verlebten Sommertage nicht ohne alle Wirkung auf Alice geblieben. Der gleichmäßige Wellenschlag dieser so friedvoll dahingleitenden Zeit hatte, ihr selbst unbewußt, einen leise wirkenden Zauber auf ihr Gemüt ausgeübt. Es sprach etwas aus der Stimme, aus dem Wesen dieser einfachen, harmonisch zusammenwaltenden Menschen, aus ihren kleinen Freuden, ihrer Genügsamkeit und stillem Gottvertrauen, was Alice nie in ihrem glänzenden Daheim vernommen. Ihr Vater hatte im Strudel seines Geschäftslebens, ihre Mutter an der Spitze eines großen Hausstandes und einer regen Geselligkeit nie Ruhepausen friedlichen Aussprechens, vertraulicher Häuslichkeit gefunden, selbst ihre schönen, eigentlich der Erholung gewidmeten Sommerreisen waren nur ein Jagen von Zerstreuung zu Zerstreuung, von Aufregung zu neuer Aufregung gewesen.

Dennoch war Alice weit entfernt davon, sich nicht in diesen bunten Kreis zurückzusehnen, ja, sie redete sich selbst ein, wie sehr das Ende dieses langweiligen Sommeraufenthaltes ihr willkommen sei, sie harrte ungeduldig des Briefes, welcher ihr die Ankunft ihres Vaters ankündigen würde; zum Teil wohl auch, doch das gestand sie sich selbst am wenigsten ein, weil sie sich anfing zu schämen, die einzige Drohne unter diesen fleißigen Arbeitsbienen zu sein.

Da fragte sie die Tante nun auf einmal und mit einer ganz sonderbaren Rührung in der Stimme, indem sie dieselbe sanft in ihre Arme zog, ob sie nicht Lust habe, noch etwas länger bei ihnen zu bleiben, so den Herbst über etwa, sie würden sie gern noch recht lange behalten und hätten sie alle herzlich lieb.

Das kam dem verwöhnten, eigensinnigen Mädchen so unerwartet, wie ein eigenmächtiger Eingriff der Tante in ihre Rechte, in die Bestimmungen ihrer Eltern vor; sie machte sich ungestüm aus den Armen ihrer Tante los, wie sie sich einst bei ihrer Ankunft aus Evchens Armen losgemacht

hatte, und blickte die gute Frau ebenso zornig fragend an, wie damals Evchen und später, da jene ihr geraten, ihre Kleider selbst zu waschen.

Die Tante war betreten; sie hatte ja doch gehofft, ihre Nichte habe sie ein wenig lieben gelernt; sie hatte sich die Einleitung der traurigen Nachricht so hübsch zurechtgelegt, und nun war sie stumm vor diesem liebelosen Blick. Und doch um keinen Preis hätte sie vermocht dem Kinde die ganze grausame Wahrheit auf einmal zu sagen, sie aus ihrem eitlen Wahn so jäh herauszureißen.

„Nein, Tante," rief Alice heftig, „ich will nicht länger bei Euch bleiben, mein Vater soll mich abholen, ich will nach Hause! Meine Stunden, Mal-, Gesang-, Tanzstunden fangen nun wieder an, im September kommt unser französisches Kränzchen wieder zusammen, und," setzte sie fast schaudernd hinzu, „wie entsetzlich langweilig muß es hier im Winter sein!"

Nein, es ging heute nicht, sie konnte es ihr heute nicht sagen, sie mußte auf eine bessere Stunde warten, mochte sie einstweilen noch ahnungslos dahinleben!

Ganz so hart war indessen ihrer Nichte Herz doch nicht, wie die gute Tante glaubte, als sie sich traurig abwandte und, indem sie der Thüre zuschritt, ihr Taschentuch aus der geräumigen Schürzentasche zog, um ihre nassen Augen zu trocknen.

Alice blickte ihr erschrocken nach, die Wangen rot vor Scham. Die Tante weinte, sie weinte ihretwegen! Ihre guten, heitern, treuen Augen, die sie eben noch so zärtlich angeblickt, schwammen in Thränen! Sie wollte ihr nacheilen und ihr sagen: „Tante, vergib mir, es war nicht so böse gemeint!"

Da lag ein Papier am Boden, welches der Tasche der Tante entfallen war. Das hob sie auf, um es ihr zu bringen; ihr Blick streifte es, sie sah die Schriftzüge ihres Vaters, und unvorbereitet, ungewarnt, las sie den schrecklichen Brief. Die Wahrheit, welche man ihr tropfenweise beizubringen gedacht, brach plötzlich und auf einmal über sie herein. Der Schlag traf sie voll und mit ganzer Schwere, er traf sie, weil es Gott so gewollt, daß er sie erschütternd, durchdringend treffen sollte, und weil keine menschliche Vorsicht, wie gut gemeint sie auch sein mag, Gottes Arm aufzuhalten imstande ist. Der Schlag traf ihr eitles, thörichtes, selbstsüchtiges Herz, wie ein gewaltiger Blitzschlag herniederstürzt und alle schwülen, dumpfen, ungesunden Dünste, die über der lechzenden Erde lagern, hinwegfegt, reinigend und klärend. Sie brach zusammen, ihr Kopf brannte,

ihre Brust hob sich krampfhaft, bis ihre Thränen strömten, wohlthätig wie Gewitterregen, der die angstvolle Spannung der Atmosphäre löst.

Und sie war allein in der ersten schweren, bittern halben Stunde des furchtbaren Erkennens, Verstehens und Begreifens, daß sie, die hochmütige, eitle Tochter des reichen Mannes, undankbar das Brot des Erbarmens im Hause des armen Mannes gegessen hatte.

So fand sie die Tante, als sie zufällig wieder ins Zimmer trat; Alice kniete am Boden, bleich, mit verweintem Gesicht, den Brief, von ihren Thränen benetzt, noch in den Händen haltend. Entsetzt griff die Amtmännin in ihre Tasche, und da sie den Brief nicht darin fand, verstand sie sofort alles. „Alice, mein armes Kind," rief sie in höchster Bestürzung, indem sie die Weinende emporhob und umarmte, „der unglückselige Brief ist mir, ohne daß ich es merkte, entfallen. So solltest Du's nicht erfahren, Du solltest nicht so sehr erschrecken, ich wollte Dich langsam darauf vorbereiten, deshalb fragte ich Dich vorhin, ob Du noch bei uns bleiben möchtest!"

„O Tante," schluchzte Alice mit einem neuen Thränenstrom, „und ich — und ich — — ach, meine armen Eltern!"

„Beruhige Dich, mein liebes Kind," tröstete die gute Frau, selbst bitterlich weinend, „es wird alles noch gut werden, Du wirst Deine Eltern wiedersehen, wenn sie sich dort drüben eingerichtet haben werden, und einstweilen bleibst Du hier bei uns. Sieh, Kind, Gottes Wege sind wunderbar, er lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche und meint es immer gut mit uns, wenn es uns auch hart scheinen will. Das ist eine Prüfung, eine Schickung Gottes; er sendet das Unglück, damit das Glück die Herzen nicht verhärte und erkälte."

Alice sah der Tante voll mit ihren thränennassen Augen ins Gesicht und sagte: „O Tante, auch mein Herz war hart und kalt, ich habe Euch so sehr gekränkt!"

„Still, still," fiel die Tante ein, „das ist vorbei, Du hast's nicht bös gemeint und verstandest es nicht besser. Aber willst Du nun gern noch ein Weilchen bei uns bleiben, bis Deine Eltern Dich zu sich rufen? Es ist auch im Winter hier nicht so schlimm, wirst schon sehen, habe nur Mut, aus Liebe zu Deinen Eltern werde ein braves, tüchtiges, fleißiges Mädchen, damit Du Deiner Mutter einst eine treue Stütze werden kannst."

„Ach Tante, hilf mir gut werden," bat Alice, ihre Arme um der Tante Hals schlingend, „lehre mich arbeiten, zeige mir, wie ich

Evchen ähnlich werden kann, ich will, gewiß, gewiß ich will mich ganz ändern!"

„Ist es Dein ernstlicher Wille, daß Du arbeiten und fleißig sein willst wie Evchen?" fragte die Tante erfreut.

„Ja, liebe Tante, ich verspreche Dir, mir alle Mühe zu geben, Evchen nachzuahmen, wenn Du mir helfen und Geduld mit mir haben willst," versicherte Alice.

Und wieder, wie am Tage ihrer Ankunft in des Onkels Haus, lag Alice in dem weißbezogenen Bett in der kleinen grünen Stube und weinte bittre Thränen; denn obgleich die gute Tante sie getröstet, so gut sie es vermochte, und sie in der Zerknirschung des ersten Schmerzes mit ihrem alten Leben abgeschlossen zu haben meinte und mutig ein neues unter der Tante Leitung zu beginnen sich vorgenommen, so brachen doch, als sie sich allein sah, ihre Thränen aufs neue gewaltsam hervor. Aus wie anderen Quellen flossen aber heute diese Thränen als damals! Trotz, Zorn, Hochmut hatten diesen ersten Thränenstrom erpreßt, und nun weinte sie aus Scham und Reue, aus Gram und Leid, aus Mitgefühl für die Eltern, die sie fern, für sie jetzt unerreichbar, und arm und von Sorgen bedeckt wußte.

Die Tante überlegte auch während dieser Nacht, daß es richtig sein dürfte, Alicens guten Willen, sich ändern zu wollen, sobald wie möglich auf die Probe zu stellen. Sie selbst, ein Muster an Wirtschaftlichkeit, Fleiß und Ordnung, hatte mit bitterm Gram empfunden, wie ihre Nichte aller Anlagen zur Erwerbung dieser schönen Frauentugenden ermangelt hatte. Doch das Kind war ihr nicht zur Erziehung, sondern nur zur Erholung übergeben worden, hatte sich bisher auch so energisch gegen jeden Versuch, ihr Geschmack an häuslichen Arbeiten beizubringen, gewehrt, daß sie sich darein ergeben gehabt, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Nun hatte das Unglück ihrer Eltern die Verhältnisse gründlich geändert, und was früher nur ihr Wunsch gewesen, erschien ihr nun als heilige Pflicht, Alice für den Ernst des Lebens tüchtig zu machen.

Und wirklich, als Alice am nächsten Morgen etwas bleicher als gewöhnlich und mit verweinten Augen zum Frühstückstisch kam, was wäre da Besseres zu thun gewesen, als das Wundermittel „Arbeit" sogleich zur Linderung ihres Leides in Anwendung zu bringen? Das junge Mädchen hatte sicherlich in ihrem Leben weder Besen noch Staubtuch in den Händen gehabt, und es war daher keine so leichte Mühe, ihr das Aufräumen und

Reinigen ihres Stübchens zu lehren. Doch sie gab sich offenbar Mühe, und die Tante war ein Muster an Geduld und wußte die ungeschickten Hände ihrer Nichte immer wieder, sowohl durch Tadel wie durch gelegentliches Lob, zum Eifer anzufeuern. Von einer Hilfe, die sie dem Haushalt durch ihre Thätigkeit brachte, war vorläufig keine Rede, sie hinderte die andern vielmehr und war ihnen im Wege, doch das begriff sie nicht, lernte vielmehr zum ersten Mal in ihrem Leben das Glück ahnen, andern zu dienen und zu helfen. Sie kam sich unendlich drollig und wichtig vor in ihrer Küchenschürze beim Gemüseputzen oder wenn sie die Ziegen und das Geflügel füttern oder im Garten die Beete begießen half. Es gab in Haus, Hof und Garten eine Menge kleiner Geschäfte, welche Evchen, zum Teil auch Suschen schon längst besorgten, und diesen ward nun Alice als Gehilfin beigegeben. Dabei kamen auch Rückfälle Alicens in ihre alten Gewohnheiten vor, sie ward ärgerlich, verlor die Lust und war unfreundlich mit ihrer Cousine. Doch gewöhnlich gingen solche Zwischenfälle schnell vorüber und wurden durch größere Anstrengungen und Freundlichkeit ausgeglichen.

Und seltsam, Alice hatte in den glücklichen Tagen während ihres Aufenthaltes in des Onkels Hause nie gelacht und gescherzt, und jetzt hörte man oft ihr silberhelles, lustiges Gelächter erklingen. Es war auch eine Art von Stolz, aber eine Art, welche die Tante freute, wenn sie nach gethaner Arbeit, wobei sie oft dem guten Evchen mehr Plage als Hilfe gewesen, mit leuchtenden Augen sagte: „Wir, Evchen und ich, haben das gethan und wo kann ich nun helfen?“

Zum Weinen abends im Bett kam sie gar nicht mehr, wenngleich sie dann voll Trauer und Sehnsucht zu Gott für die fernen Eltern betete, denn sie war viel zu müde und schlief schnell ein, ehe die Thränen noch Zeit gefunden hatten zu fließen.

Dann kam der Herbst, wo Früchte und Gemüse eingeerntet und auf verschiedene Art für den Winter aufbewahrt werden mußten, wobei eine jede, auch die ungeübteste Hand, sich nutzbar machen konnte, und nun wurde jeder Tag ein Festtag für Alice. Selbst daheim hatte sie nicht so wie hier in den herrlichsten Beeren, Pflaumen und Birnen schwelgen können, und was war auch aller Überfluß im Vergleich zu dem Genuß gewesen, sich die schönsten Früchte selbst vom Zweige pflücken zu können? Dabei hatten alle sie so lieb; die Tante klopfte sie so zärtlich auf die heiße Wange und nannte sie ihr liebes, fleißiges Töchterchen.

Dann kam die große Herbstwäsche, wobei alles Hauslinnen noch einmal auf der großen Wiese gebleicht wurde. Alice hatte einst mit Abscheu davon gesprochen selbst zu waschen und nun war sie mit aufgestecktem Kleid und aufgestreiften Ärmeln die Fleißigste dabei; sie half ihre Sommerkleider waschen und bleichen, ehe sie für die Winterruhe weggelegt wurden; sie stand mit Evchen an einem besonderen kleinen Waschfaß, aus welchem der Seifenschaum unter ihren fleißigen Händen hoch auf- und oft den beiden Wäscherinnen auf Kleider und Haar spritzte.

Endlich wurde es stiller und öder in der Natur, der Garten wurde kahl, die letzten Blätter fielen, die Felder hatten ihre letzten Gaben in Keller und Scheuer gesandt, man ging nicht mehr so oft ins Freie hinaus, die Stürme wehten übers Land, die ersten Flocken fielen.

Schon längst hatte Alice ihren Widerwillen gegen das alte Klavier überwunden, auch waren es nicht eigentlich ihre Ohren gewesen, welchen die Töne des alten Instrumentes unsympathisch gewesen, sondern vielmehr ihr Ehrgeiz hatte sich gesträubt, ihre Verwandten wissen zu lassen, wie wenig sie eigentlich trotz der teuer bezahlten Lehrstunden zu leisten verstand. Nun sie wußte, daß ihr kostbarer Flügel, wie all der Besitz ihres Vaters zu Schaum zerronnen war, seit sie überhaupt die kleine Welt um sich her in einem ganz neuen Lichte ansehen gelernt, hatte sie auch ihre unterbrochenen Musikübungen unter Evchens Anleitung wieder aufgenommen. Denn Evchen war ihr, wie in allem, obgleich sie nur von mäßig bezahlten Lehrern aus dem kleinen Städtchen unterrichtet worden und nur die einzige daselbst befindliche Schule besucht hatte, auch im Klavierspiel voraus.

Und so ward der Winter nichts weniger als langweilig, die Tage flogen nur so dahin. Die beiden Cousinen schlossen sich immer enger, immer herzlicher aneinander an, sie spielten und sangen, zeichneten und lasen zusammen, und da die Amtmännin nun einmal eine Musterhausfrau war, so war sie auch Meisterin im Nähen und Flicken, Künste, von welchen Alice bisher kaum eine schwache Ahnung gehabt. Etwas Sticken und Häkeln hatte man sie wohl gelehrt, doch von der Herstellung der Hauswäsche verstand sie nichts, bis die Tante sie auch hierin in die Lehre nahm. Der Linnenschrank erschloß seine glänzenden Schätze, Neues wurde genäht und Schadhaftes wurde ausgebessert. Dazu war im Sommer keine Zeit und es wurde für die langen Winterabende aufgespart.

Und auch hierin hatten die Bemühungen der treuen Tante Erfolg; wenn auch anfänglich so mancher Saum unbrauchbar unter Alicens unge-

übten Händen hervorging, um so größer war der Stolz der Lehrerin und Schülerin, als letztere ihr erstes selbstgenähtes Hemd fertig gebracht, ihre ersten Strümpfe gestrickt hatte.

Der Onkel war erstaunt über die Wandlung, welche seine gute, einfache Frau an dem anvertrauten Kinde bewirkt hatte, und in seinen Briefen an die Eltern Alicens konnte er nicht genug schildern, wie wundervoll sich Alice zu ihren Gunsten verändert hatte. Denn es waren schon verschiedene Briefe zwischen den Brüdern gewechselt worden, auch Alice hatte Briefe von ihren Eltern erhalten und diese beantwortet.

Der ehemals so wohlhabende Kaufmann, der fast nichts aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet, hatte lange Zeit zu ringen und zu kämpfen, ehe er auch nur eine bescheidene Stellung fand, die ihn und seine Frau vor des Lebens Not zu schützen vermochte. Während dieser Zeit der bittern Sorge und Entbehrung war es ein großer Trost für die Eltern, ihr Kind, so unbekannt mit dem Mangel und der Mühsal der Armut, in sicherem, treuem Schutz und zugleich eine Lehrzeit durchmachend zu wissen, welche sie auf Verhältnisse vorbereitete, die von denen, unter welchen sie ihre Kindheit verlebt, so ganz verschieden sein mußten. Die Mutter schrieb heiße Dankesbriefe an die ihr fast unbekannte Schwägerin, welche treue Mutterpflichten an dem ihr anvertrauten Kinde übte.

Fast ein Jahr verging unter mühseligen Versuchen aller Art, ehe die Ausgewanderten ihrem Kinde wieder eine Heimat bieten und Lebensunterhalt zu gewähren vermochten. Endlich hatte Alicens Vater eine sichere Stellung als Buchhalter in einem größeren Geschäft gefunden, welche ihm und seiner Familie ein festes, aber sehr bescheidenes Auskommen sicherte, und nun rief die Sehnsucht der Eltern ihr Kind zu sich. Die Mutter hatte unter dem Einfluß ihr bisher unbekannter Anstrengungen und Entbehrungen zu kränkeln begonnen, und sie war dringend einer Stütze benötigt, die ihr Alice jetzt zu sein vermochte; denn Dienstboten, wie in früheren Zeiten, konnten von dem geringen Einkommen nicht mehr bezahlt werden.

Der Frühling war längst mit Blüten und Vogelsang und mit vielfacher neuer Thätigkeit in Garten, Feld und Haus ins Land gezogen, Alice war eine tüchtige Wirtschafterin geworden, sie verstand jetzt zu kochen, zu waschen, zu nähen und die Zimmer sauber zu halten. Sehnte sie sich auch wohl nach den fernen Eltern, freute sie sich auch darauf, mit ihrer jungen Kraft die kränkelnde Mutter zu stützen, den Eltern einen Teil ihrer

Sorgen tragen zu helfen, ihr Leben zu erheitern und zu erhellen, so hielten sie doch auch tausend Liebesarme in der neugewonnenen Heimat fest, wo sie in der Tante eine zweite Mutter und in Evchen die zärtlichste Schwester, die treueste Freundin gefunden hatte. Je ernstlicher der Abschied besprochen wurde, je näher die unvermeidliche Trennung heranrückte, desto banger schlugen die Herzen der beiden Cousinen. Evchens Traum, den sie vor Alicens Ankunft geträumt, eine Herzensfreundin in der Cousine zu gewinnen, war in der letzten Zeit so herrlich in Erfüllung gegangen, sie hatten sich ganz verstehen und lieben gelernt und vermochten kaum zu fassen, wie sie sich nun wieder auf lange, wohl auf immer entbehren sollten.

Endlich ward Tag und Stunde bestimmt, wann das Schiff, dessen Kapitän Alice für die Überfahrt übergeben werden sollte, von Hamburg absegeln würde, und nun ward der große Koffer wieder vom Boden geholt und das Einpacken begann. Noch manches neue Wäschestück war dem Linnenschrank der Tante entnommen und von Alicen genäht worden, es sollte die Scheidende nun in die neue Heimat begleiten. Der Onkel nahm Urlaub auf einige Tage, um seine Nichte selbst nach Hamburg zu bringen und sie dem Kapitän, in dessen Obhut sie gegeben werden sollte, anzuempfehlen. Die Linden setzten eben wieder zum Blühen an, das Brünnchen rieselte und die Junisonne schien, als Alice schluchzend Abschied von ihren Verwandten nahm, unter deren Dache sie fast ein Jahr Gastfreundschaft genossen. Zum letzten Mal überschritt sie die ausgetretene Steinschwelle des alten Amtshauses; ihr verweintes Auge blickte wehmütig im Kreise umher; über alles, die kleinen Häuser rings, den Brunnen und die Linden goß jetzt die Liebe ihren klärenden, verschönernden Farbenschimmer aus. Wie lieb, wie traulich erschien ihr alles nun, was sie einst verachtet hatte. Da stand auch das zweisitzige Wägelchen des Gastwirts wieder vor der Thür, seine Polster trugen noch immer die unbestimmte Färbung vom vergangenen Jahre, aber Alice bemerkte es nicht durch ihre Thränen. Der Onkel hob sie in den Wagen, setzte sich neben sie und nahm die Peitsche. Evchen trat an den Schlag und umschlang schluchzend die Scheidende.

„Mein Evchen," rief Alice, „wir bleiben Schwestern, auch wenn das Weltmeer zwischen uns liegt, denn die Liebe hat Schwingen, die über Meere und Berge tragen."

Die weinenden Mädchen mußten sich trennen, der Onkel knallte mit der Peitsche, die Zeit drängte, wollte man den Zug nicht versäumen. Doch noch einmal umschlang die Tante ihr Pflegekind. „Tausend, tausendfachen

Dank!" schluchzte Alice; auch Suschen, am Arm der Mutter emporgehoben, mußte noch einen Abschiedskuß geben. Der Onkel selbst hatte Thränen im Auge und bemühte sich vergeblich, seine Rührung durch einen gutmütigen Scherz zu verbergen.

„Ade, ade, ade!" Das Pferd zog an und dahin rasselte das Wägelchen.

„Gott sei mit Dir, mein Kind!" rief die Stimme der Tante noch in das Räderrasseln, und dann ging sie traurig mit ihren Kindern in das nun plötzlich so leer und still scheinende Haus.

Um ein Jahr älter war Alice, als sie wieder auf dem Perron der Eisenbahnstation stand, wo sie zum ersten Mal von Evchen so herzlich begrüßt worden war. Welch eine Änderung hatte dieses Jahr in ihr bewirkt. Wie eine so ganz andere stand sie jetzt in ihrem einfach dunkeln, auf die lange Reise berechneten Kleide auf der nämlichen Stelle, wo sie so geringschätzig auf die Verwandten herabgeblickt, die in so hohem Grade ihre Wohlthäter geworden. Dahin trägt sie und ihr demütig gewordenes Herz der brausende Zug und bald eilt sie über das schäumende Weltmeer einer neuen Zukunft entgegen. Was wird sie ihr bringen? Vielleicht so manches Leid, so manches Wandeln im Schatten, nachdem ihre im Sonnenschein verlebte Kindheit wie ein Traum versunken ist. Doch was auch kommen möge, sie wird das Jahr ihrer Wandlung und die Lehren der Tante und Evchens Beispiel nicht vergessen.

Aus dem stillen alten Hause zieht ein guter Geist mit ihr in die unbekannte Ferne hinaus.

Zahlen-Reflexe.

Zusammengestellt

von

B. Schlotterbeck.

1. Eine Million und eine Billion.

Gar manchem fließen die Wörter Million und Billion so geläufig über die Lippen, als handle es sich um die alltäglichsten Dinge, und doch gibt es nur wenige, die eine richtige Vorstellung von diesen Zahlen besitzen. Eine Million ist 1000 mal 1000. Das ist auch leichter gesagt als gedacht.

Zählt man in jeder Minute bis zu 100 und thut dies an jedem Tage 12 ganze Stunden ununterbrochen hindurch, so wird man erst nach 13 Tagen 10 Stunden 40 Minuten eine Million gezählt haben. Um aber auf dieselbe Weise bis zu einer Billion zu zählen, dazu reicht ein ganzes Menschenleben nicht aus und wenn es auch das eines Methusalah wäre, der bekanntlich 969 Jahre alt wurde. Ja, würde Adam vor 6000 Jahren die Arbeit begonnen haben und es wäre seit seiner Zeit unausgesetzt Tag und Nacht, jahraus und jahrein bis auf unsere Zeit fortgezählt worden und zwar in jeder Minute 100, so würde man jetzt noch lange nicht fertig sein, sondern noch reichlich 12000 Jahre in derselben Weise fortzählen müssen.

Eine Sekunde ist nur ein winziger Bruchteil des menschlichen Lebens, und man weiß, daß ein einziger Tag deren unendlich viele habe. Nun ja, viele sind's auch, nämlich 86400, aber eine Million ist's lange nicht. Selbst eine ganze Woche besteht nur aus 604800 Sekunden und erst reichlich $11\frac{1}{2}$ Tage enthalten eine Million Sekunden. Nimmt man das Alter eines Menschen zu 80 Jahren an, so sollte man glauben, daß jemand, der so lange lebe, es zu einer ungeheuren Zahl von Sekunden gebracht habe. Das ist nun freilich auch der Fall, aber doch ist die Zahl derselben weit von einer Billion entfernt, denn es sind nur, 20 Schaltjahre mit in Anschlag gebracht, 2524608000 Sekunden. Eine Billion Sekunden umfaßt aber einen Zeitraum von über 31700 Jahren, sind also etwa fünfmal so viel, als Sekunden seit der Erschaffung Adams verflossen sind.

Trotz dieser Ungeheuerlichkeit der Zahl gibt es Dinge auf der Erde, die viele billionenmal vorhanden sind. Nimmt man zum Beispiel jenen feinen Sand am Meeresstrande, den der leichte Wind aufwirbelt und bald hier, bald dort zu Dünen aufwirft, so hat ein einziges Gramm desselben viele tausend Körnchen. Und wenn es deren auch nur zehntausend wären, so enthielte ein Kilogramm doch schon 10 Millionen und schon 10000 Kilogramm eine Billion Körnchen. Diese 10000 Kilogramm aber würden erst einen Raum von etwa 4 Kubikmetern einnehmen, also nur einen kleinen Hügel am Strande ausmachen. Oder nimmt man 1 Pfund Winterweizen, so hat man in demselben ungefähr 17000 Körner. Ein Scheffel von 78 Pfund hat darnach schon 1326000 und 752639 Scheffel bereits eine Billion Körner. Eine solche Anzahl Scheffel reicht aber für den jährlichen Bedarf unseres deutschen Vaterlandes bei weitem nicht aus.

2. Die Entfernung der Sterne.

Wem wäre nicht schon beim Anblick des gestirnten Himmels das Herz aufgegangen, und wer hätte in solchen Augenblicken nicht schon die stille Sehnsucht empfunden oder den Wunsch geäußert, sich von der Erde hinaufschwingen zu können zu einem der leuchtenden Punkte dort oben, die so freundlich, so hoffnungerweckend auf uns herniederschauen? Vor allem ist es der Mond, der mit seinem sanften Lichte uns des Abends anzieht und allerlei Gedanken und Wünsche in uns anregt. Wir wissen ja auch, daß seine Entfernung nicht so groß ist, als daß wir sie nicht mit den besten uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln in nicht allzugroßer Zeit zurücklegen könnten. Würde etwa eine Eisenbahn nach ihm führen und könnte man es aushalten, Tag für Tag 12 Stunden und in jeder derselben 6 Meilen zu fahren, so würde man zu der circa 50000 Meilen betragenden Entfernung beider Weltkörper etwa 694 Tage nötig haben. Freilich fehlt die Hauptsache: die Eisenbahn! Anders gestaltet sich die Sache, wenn es möglich wäre, in solcher Weise nach der Sonne zu reisen. Dieselbe ist in runder Zahl 20 Millionen Meilen von uns entfernt. Um diese Strecke zurückzulegen, würden 277778 Tage oder reichlich 761 Jahre erforderlich sein, eine Zeit, die weit über die Lebensdauer der Einzelnen hinausgeht. Und selbst wenn man Tag und Nacht ununterbrochen fortreisen könnte und statt 6 Meilen deren 8 per Stunde zurücklegte, würde die Reise doch immer noch 104167 Tage oder mehr als 285 Jahre dauern. Unsere jetzigen Beförderungsmittel genügen demnach nicht, um auf einer gedachten Bahn während unsers ganzen Lebens den Ort zu erreichen, den wir als den Segen spendenden Lebensquell zu betrachten gewohnt sind. Dennoch würde es möglich sein, Nachrichten dorthin zu befördern oder von dorther zu bekommen, wenn eine Telegraphenlinie die beiden Orte miteinander verbände. Die Elektricität, auf welcher die Telegraphie beruht, bewegt sich nämlich mit einer Schnelligkeit von reichlich 60000 Meilen in einer Sekunde, so daß nur etwa $5\frac{1}{2}$ Minuten zur Beförderung einer Depesche gehören würden, während das von der Sonne kommende Licht, bei einer Schnelligkeit von 40000 Meilen in der Sekunde, den Weg zur Erde in $8\frac{1}{3}$ Minuten zurücklegt.

Ungleich weiter von uns entfernt als die Sonne und der Mond sind die übrigen Gestirne des Himmels, und nur von wenigen derselben kennt man annähernd ihre Entfernung. So schätzt man zum Beispiel die Ent-

fernung des Sterns 61 im Sternbild des Schwanes auf 14 Billionen Meilen. Das spricht sich allerdings ganz leicht aus; aber wir sehen erst recht ein, daß uns die Vorstellung von der Größe dieser Zahl fehlt, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie viel Zeit das Licht gebraucht, um von dorther zu uns zu kommen. Durchläuft dasselbe den Weg von der Sonne zu uns, also eine Strecke von 20 Millionen Meilen, in $8\frac{1}{3}$ Minuten, so gebraucht es zu diesen 14 Billionen Meilen 5833333 Minuten oder 97222 Stunden oder 4051 Tage oder reichlich 11 Jahre. Würde der Stern also in diesem Augenblicke vergehen, so gebrauchte der letzte Strahl, der von ihm ausgeht, noch 11 Jahre, bis er zu uns käme, so daß wir also den Untergang erst nach 11 Jahren merken würden, und umgekehrt: würde der Stern für uns *jetzt* verschwinden, so wäre derselbe in Wirklichkeit bereits vor 11 Jahren untergegangen.

Die meisten Sterne sind nun noch viel weiter von uns entfernt, einer immer weiter als der andere, so daß mancher 30 Lichtjahre und weiter von uns absteht, und wo ist das Ende? Was für eine starke Hand gehört aber dazu, in dieser weiten, weiten Welt Ordnung und Harmonie zu schaffen und zu erhalten?

3. Die Bewegung unserer Erde.

Daß unser Erdball eine doppelte Bewegung hat, eine um sich selbst und eine um die Sonne, kann man jetzt aus dem Munde eines jeden Kindes hören, obgleich eine auf Überzeugung beruhende Erkenntnis dieser Thatsache nicht leicht zu gewinnen ist. Die Alten nahmen als gewiß an, daß die Erde still stehe. Selbst unter den größten Weisen hatten nur wenige eine Ahnung von der wirklichen Sachlage, und erst als Kopernikus dieselbe vor noch nicht ganz 400 Jahren klar darlegte, hat sich allmählich die Einsicht Bahn gebrochen, daß der Augenschein, der uns das Gegenteil zeigt, Täuschung sei und daß durch die Umwälzung der Erde um ihre Achse Tag und Nacht und durch ihren Lauf um die Sonne die Jahreszeiten entstehen.

Die Umdrehung der Erde um sich selbst vollzieht sich in 24 Stunden in der Weise, daß die beiden Pole, der Nordpol und der Südpol, ruhen und alle davon entfernt liegenden Punkte der Oberfläche bis zum Äquator hin sich in immer größer werdenden Kreisen herumschwingen, so daß also die Punkte des Äquators den größten Weg zurücklegen. Da nun der

Äquator eine Länge von 5400 geographischen Meilen hat, so beträgt die Schnelligkeit einer jeden Stelle daselbst in der Stunde 5400 Ml. : 24 = 225 Ml., in der Minute 225 Ml. : 60 = 3¾ Ml. und in der Sekunde 3¾ Ml. : 60 = 463,5 Meter.

Am 30. Parallelkreise, der eine Länge von 4673,88 Ml. hat und unter dem beispielsweise Kairo liegt, ist die Schnelligkeit der Rotation in der Stunde 194,7 Ml., in der Minute 3,245 Ml. und in der Sekunde 401,3 Meter.

Der 50. Parallelkreis, unter welchem Mainz liegt, hat eine Länge von 3467,88 Ml., und ist die Rotationsgeschwindigkeit an demselben in der Stunde 144,495 Ml., in der Minute 2,408 Ml. und in der Sekunde 297,8 Meter.

Unter dem 2153 Ml. langen Polarkreise, also etwa an der Nordküste Islands, ist die Schnelligkeit noch immer in der Stunde 89,7 Ml., in der Minute 1,495 Ml. und in der Sekunde 184,9 Meter, und endlich unter dem 80. Parallelkreise, der eine Länge von 936 Ml. hat, ist die Geschwindigkeit in der Stunde 39 Ml., in der Minute 4823 Meter und in der Sekunde 80,4 Meter.

Diese Zahlen scheinen auf den ersten Blick nicht bedeutend zu sein, da wir Dinge kennen, die eine viel größere Schnelligkeit besitzen, zum Beispiel das Licht und die Elektricität. Ihre volle Würdigung finden sie aber, wenn wir die ungeheure Masse der Erde mit in Betracht ziehen und eine Vergleichung mit der Bewegungsschnelligkeit alltäglicher Dinge anstellen. Ein geübter Schlittschuhläufer kann in der Sekunde 11 Meter zurücklegen. Die Rotation der Erde ist daher unter dem Äquator 42 mal so groß, unter dem 30. Breitengrade 36½ mal, unter dem 50. Grad 27 mal, unter dem Polarkreis 17½ mal und unter dem 80. Grad 7,3 mal so groß. Ein Eisenbahnzug, der in der Stunde 6 Meilen oder 45 Kilometer zurücklegt, bewegt sich mit einer recht großen Geschwindigkeit, und doch ist die Erdbewegung bei der Rotation am Äquator 37 mal, am 80. Parallelkreis noch immer 6,4 mal so groß. Ein englischer Wettrenner läuft bis zu 25 Meter in der Sekunde; aber selbst unter dem Polarkreis ist die Achsendrehung der Erde noch über 7 mal und am 80. Parallelkreis noch immer 3 mal so groß.

Der Schall bewegt sich dagegen mit einer Schnelligkeit von etwa 336 Meter per Sekunde, so daß die Rotationsgeschwindigkeit der Erde am Äquator allerdings nur 1⅜ mal und am 30. Parallelkreis nur etwa 1⅕ mal

so groß ist, am 50. Parallelkreis der Schall sich aber $1\frac{1}{8}$ mal so schnell bewegt, am Polarkreis $1\frac{5}{6}$ mal und am 80. Parallelkreis 4 mal. Ebenso ist die Schnelligkeit einer gewöhnlichen Büchsenkugel gleich der Schnelligkeit der Achsendrehung der Erde am Äquator, am 50. Breitengrad bereits 1,56 mal so groß, am Polarkreis 2,5 mal, am 80. Grad 5,8 mal so groß.

Die Umwälzung der Erde um die Sonne, die in einem Zeitraum von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden unter fortwährender Achsendrehung erfolgt, geschieht mit einer ungleich größern Schnelligkeit, nämlich mit 4 Meilen in der Sekunde, ist also 64 mal so groß als die Achsendrehung der Erde am Äquator, ungefähr 2700 mal so groß als die Geschwindigkeit eines geübten Schlittschuhläufers, etwa 2350 mal so schnell als der oben erwähnte Eisenbahnzug, 1180 mal so schnell als die eines englischen Wettrenners und 88 mal so schnell als der Schall. So ungeheuer uns eine solche Geschwindigkeit erscheint, um so ehrfurchtgebietender steht die Kraft da, welche den Erdball mit einer so großen Regelmäßigkeit in Bewegung erhält, daß die Astronomen imstande sind, dieselbe bis auf die Sekunde zu kontrollieren. Aber ist es nicht auch sehr merkwürdig, daß der menschliche Geist die Fähigkeit besitzt, sich Klarheit in dieser Sache zu verschaffen?

4. Die Größe unserer Erde.

Daß unsere Erde einen Umfang am Äquator von 5400 geographischen Meilen, daß sie einen Durchmesser von ungefähr 1720 Meilen, eine Oberfläche von $9\frac{1}{4}$ Millionen Quadratmeilen und einen Inhalt von 2600 Millionen Kubikmeilen habe, lernt jetzt jedes Kind in der Schule, obgleich die Zahlen von so ungeheurer Größe sind, daß es schwer hält, eine richtige Vorstellung davon zu bekommen. Am leichtesten ist noch die Längenausdehnung zu erfassen. Ein Reisender, der täglich 5 Meilen zurücklegt, würde 1080 Tage nötig haben, um am Äquator entlang eine Tour um die Erde zu machen, also beinahe 3 Jahre dazu gebrauchen. Würde man die Linie mit Zwanzigmarkstücken belegen, so würden dazu über 1742 Millionen Stück erforderlich sein. Denkt man sich aber die von Frankreich an Deutschland gezahlte Kriegskontribution von 5000 Millionen Franken in einzelnen Frankenstücken, so würde der Äquator 2,87 mal damit belegt werden können. Eine Rolle Sixcord hält gewöhnlich 200 Yards oder reichlich 180 Meter. Darnach würden zu einem Faden, der am Äquator um die Erde gezogen würde, 222600 solcher Rollen erforderlich sein.

Dem gegenüber scheinen die $9\frac{1}{4}$ Millionen Quadratmeilen der Erdoberfläche gar nicht so ungeheuerlich zu sein. Es kommt aber nur darauf an, daß man sich zuerst eine annähernd richtige Vorstellung von einer Quadratmeile macht. Eine Quadratmeile ist nun ein Quadrat, in dem jede Seite eine geographische Meile oder 7420 Meter lang ist. Denkt man sich diese Fläche in Quadratmeter zerlegt und auf jedem Quadratmeter einen Soldaten, so gehören dazu nicht weniger als $7420 . 7420 = 55\,056\,400$ Mann, also ungefähr 5 mal so viel als ganz Europa aufbringen könnte. Würde die Fläche mit Mauersteinen gepflastert werden sollen, die je 25 Centimeter lang und $12\frac{1}{2}$ Centimeter breit wären, von denen also 32 Stück ein Quadratmeter bedecken, so gehörten dazu $32 . 55\,056\,400 = 1\,761\,804\,800$ Stück, eine Anzahl, zu deren Herstellung 3480 Ziegeleien ein ganzes Jahr hindurch thätig sein und wöchentlich je 10000 Stück liefern müßten. Darnach würden zu den $9\frac{1}{4}$ Millionen Quadratmeilen der Erdoberfläche $9\,250\,000 . 1\,761\,804\,800$ Stück $= 16\,296\,694\,400\,000\,000$ Steine gehören. 100000 Ziegeleien, von denen jede per Woche 10000 Stück liefern könnte, hätten aber 313398 Jahre zu thun, bis die Zahl fertig gestellt sein würde.

Es können auf der Fläche eines Quadratmeters 900 unserer Thaler gut neben einander liegen; um aber eine Quadratmeile damit bedecken zu können, würden 55056400 mal 900 oder 49550760000 Thaler gehören. Um diese Zahl besser würdigen zu können, möge noch bemerkt werden, daß eine Million Thaler auf einem Platze von 1111 Quadratmeter neben einander liegen können, das ist auf einem Platze von etwa 40 Meter Länge und 30 Meter Breite, oder auf einem der mittelgroßen Marktplätze unserer deutschen Städte.

Noch schwieriger als von der Oberfläche ist es, sich von dem Kubikinhalt der Erde eine richtige Vorstellung zu machen. Es ist schon gesagt worden, daß dieselbe ungefähr 2600 Millionen Kubikmeilen groß ist. Welch unendliche Masse: 2600 Millionen Kubikmeilen! Man hat Mühe, sich eine Million zu denken, und nun gar 2600 Millionen! Und dann sind's, was vielleicht am schwierigsten von allem zu begreifen ist, Kubikmeilen. Hast du je, lieber Leser, schon darüber nachgedacht, was das ist? Eine Kubikmeile ist ein Würfel, an dem jede Kante eine Länge von einer Meile hat. Um das zu fassen, müssen wir einige Beispiele vorführen. Gehen wir vom Kubikmeter, einem Würfel, an dem jede Kante ein Meter lang ist, aus und sehen wir, wie viele solcher Würfel zu einer Kubikmeile gehören. Da die geographische Meile 7420 Meter hält, so sind es

7420 . 7420 . 7420 = 408518488000 Kubikmeter. Nun lassen sich in 1 Kubikmet. 20 Scheffel Korn füllen, also in 1 Kubikml. 405518488000 mal 20 Scheffel = 8170369760000 Scheffel, die bei einem Durchschnittspreise von nur 5 Mark per Scheffel einen Wert von über 40 Billionen Mark repräsentieren, also wahrscheinlich mehr als alles Geld der Erde zusammengenommen.

Man hat berechnet, daß sämtliche Kohlenlager der Erde etwa einen Raum von 12 Kubikmeilen einnehmen und daß der jährliche Verbrauch gleich einem Stück von einer Quadratmeile Grundfläche und einer Dicke von 25 Centimeter ist. Darnach würde unter der Voraussetzung, daß der von Jahr zu Jahr zunehmende Verbrauch an Kohlen durch neu aufgeschlossene Kohlenfelder gedeckt wird, eine Kubikmeile den Bedarf für etwa 296 Jahre decken und die 12 Kubikmeilen für 3552 Jahre ausreichen.

In Finnland.

Von

Agnes Vollmar.

Wenn der Sommer kommt, dann geht bei uns das Wandern an:

„Die Quellen von den Klüften,
Die Ström' auf grünem Plan,
Die Lerchen hoch in Lüften,
Der Dichter frisch voran,"

ja, die ganze Welt wird munter und voller Reiselust, — auch Euch, Ihr lieben Mädchen, wird es einst so ergehen, und wohl dem, welchem vergönnt ist, ein weites Stück von Gottes herrlicher Erde zu sehen. Wenn es aber einmal bei Euch so weit ist, dann reist nicht wie jener, von dem es im Liede heißt:

„Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Es kam ein Gickgack wieder heim,"

sondern reist mit Verstand und Bescheidenheit. Mit Verstand, indem Ihr Euch vorher über Land und Leute, Art und Sitten unterrichtet, darüber nachdenkt, was in der Geschichte, in Kunst und Leben dort geschehen ist, — wenn man nur ein wenig mit solchen Dingen Bescheid weiß, dann reist

man mit viel mehr Genuß und hat auch von der Reise etwas, während der Unwissende an den merkwürdigsten und interessantesten Stätten gedankenlos vorbeieilt. Aber nie darf man vergessen, daß man doch nur so gar wenig weiß, daß man noch viel zu lernen hat; wer die Augen und Ohren dazu öffnet, der reist mit Bescheidenheit und wird reichen Gewinn von seiner Reise haben.

Die verehrte Herausgeberin dieser Blätter hat das Ihre gethan, um Euch im Süden heimisch zu machen; und schenkt es Euch Euer Herrgott einmal, das schöne Italien zu sehen, so werdet Ihr erfahren, wie gut es Euch zu statten kommt, wenn Ihr ihre Reisebriefe aufmerksam gelesen habt. — Nun möchte ich Euch gern hoch hinauf nach Norden, in ein noch ziemlich unbekanntes Land führen, möchte Euch von Finnland, dem „Land der tausend Seen" erzählen, besonders Euch seine einfachen, ehrlichen Bewohner in ihrem Thun und Treiben schildern. Was gilt's, es ist wohl kaum eine unter Euch, die Näheres von dem merkwürdigen fremden Lande weiß!

Man kann es auf zwei Wegen erreichen, entweder zu Lande oder zu Wasser. Der erstere bedingt eine lange, ermüdende Eisenbahnfahrt über Petersburg, der andere Weg erfordert eine drei- bis viertägige Seefahrt, auf der man natürlich viel mehr sieht und lernt, wenn man — nicht seekrank ist. Nun, ich war es nicht und konnte Herz und Augen weit aufthun, als unser großes schönes Schiff bei der Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, anlegte. Wie schön und stolz diese Stadt daliegt mit ihren Palästen und wunderbar gebauten Kirchen, wie sie amphitheatralisch sich vom Meere aus vor uns erhebt. Niemand kann sich das denken, der es nicht selbst gesehen hat. In ein ödes, unwirtliches Land, aus Felsen und Seen bestehend, meint man zu kommen, und nun begrüßt uns diese schöne Stadt. Freilich, dies ist der Süden Finnlands, hoch oben im Norden sieht es anders aus, obgleich überall am Meere sich ansehnliche Städte erheben.

Mein Reiseziel lag diesmal im Innern Finnlands, dort hatten liebe Freunde ein großes Gut, und ich durfte eine lange Zeit bei ihnen leben. Da lernte ich das Land auf weiten Fahrten, die wir mit schnellen Pferden unternahmen, kennen; meist fuhren wir durch eine wasser- und felsreiche, aber etwas eintönige Landschaft; ist doch Finnland eigentlich ein großer, aus dem Meere hervorragender Granitblock, der zuweilen mit Erde und Bäumen bedeckt ist! Herrliche Wälder, aus Tannen, Kiefern und Birken

bestehend, wechselten auf unserem Wege mit Getreidefeldern und Dörfern mit grauen Holzhäusern; alles trug einen ernsten, melancholischen Charakter, der sich oft, besonders durch die weiten Wasserflächen und riesigen Granitplatten zur Großartigkeit steigerte. Blumen wachsen wenige, aber dafür ist jeder Fels mit wunderbar schönen, vielartigen Moosen bewachsen, und einen Beerenreichtum bergen die Wälder Finnlands, wie man ihn sonst selten findet. Das Land ist arm, Moos, Beeren und Holz sind sein Reichtum. Letzteres wird nicht nur zum Häuserbau und zum Brennen gebraucht, sondern es wird ins Ausland verkauft und dort besonders zum Bau von Schiffen verwandt. — Aber der beste Reichtum des Landes sind seine Bewohner, die so treu, ehrlich, gottesfürchtig und arbeitsam sind, wie man selten findet. Was ein Finnländer verspricht, das hält er auch; er sagt wenig, aber was er sagt, ist wahr. Er ist so ehrlich, daß Diebstahl selten im Lande vorkommt. In dem großen schönen Hause, in dem ich wohnte, wurde nie eine Thür geschlossen. Ein Kind, dem ich zwei Pfennige mehr für Beeren bezahlt hatte, als sie kosten sollten, kam anderen Tages eine Stunde weit her, mir die zwei Pfennige zu bringen. — Ergreifend war es mir, wie alle Finnländer ihr Vaterland lieben. Alle wollen ihm dienen mit ihren Gaben und Kräften, in der Fremde bekommen sie Heimweh, wie die Schweizer. Ihr Nationallied wird von hoch und niedrig, zu Wasser und zu Lande gesungen, es heißt unter anderem darin:

„Gleichviel, wie arm dies Land auch sei
Für den, der Gold begehrt,
Ein Fremdling fuhr uns stolz vorbei,
Wir bleiben diesem Lande treu;
Uns ist's mit dem, was ihm beschert,
Doch mehr als Goldes wert."

In diesem Lande nun habe ich Euch, meine lieben Leserinnen, wenigstens den größeren unter Euch, einen Märchenstrauß gepflückt, und vorstehende Worte sollten Euch eigentlich nur ein wenig zeigen, wo er gewachsen. Hier, wo aller Kräfte ihrem Lande dienen wollen und müssen, erzählte mir der Wald, wie auch er seinem Vaterlande nützlich sein wolle und müsse; ich hoffe, Ihr versteht den tiefen Sinn des finnischen Märchens, und wenn Ihr dann später mehr von dem eigenartigen Lande hören wollt und es mir erlaubt wird, so erzähle ich Euch gern mehr davon. Und nun hört:

Was sich der Wald in Finnland erzählt.

Motto:

Besser ist's, im eignen Lande
Wasser aus dem Schuh zu trinken,
Als im fremden fernen Lande
Honigtrank aus goldner Schale.

Es war eine wunderbar helle Sommernacht; die Sonne hatte sich gar nicht von der Erde trennen können, es war mitten in der Nacht fast so hell wie am Tage. Die kleinen Beerensträucher blickten sich mit ihren roten und schwarzen Augen ganz verwundert um und sagten: „Will es denn nur gar nicht finster werden, damit wir schlafen können?"

Die schlanken Birken daneben schüttelten leise ihre Häupter. „Wißt ihr denn nicht, daß es in unserm lieben Finnland jetzt nie ganz dunkel wird? Habt ihr die Johannisfeuer nicht brennen sehen, die es weithin verkünden, daß es ganz licht bei uns ist?"

Die Beeren verneinten leise und beschämt; vielleicht hatten sie geschlafen, als die Johannisfeuer* brannten.

Mitleidig lächelten die Birken. „Ihr seid ja auch nur so kleine Kinder, noch lange kein Jahr alt, da könnt ihr auch nicht wissen, was im Vaterlande passiert."

„Erzählt doch, bitte, erzählt uns doch etwas," baten die Beeren und die runden Augen glänzten vor Erwartung; die kleinen Moose, welche überall auf dem Boden herumkrochen, richteten ihre Köpfchen empor, denn „Geschichten erzählen," das mögen alle kleinen Leute gern.

Und wie nun die Blätter der Birke leise zu flüstern anfingen, da wurde es noch stiller im Walde, als es zuvor gewesen. Die alten ehrwürdigen Tannen standen ganz kerzengrade und regten sich nicht; die Vögel steckten die Köpfe aus ihren Nestern und lauschten, und der Bach, der sonst so geschwätzig schnell lief, floß leise, leise in den tiefen See, auf dem die weißen Wasserrosen duft- und bewegungslos blühten; eine wilde Ente blinzelte erwartungsvoll mit den Augen, — regungslos lag die ganze Welt, da hob die Birke leise an:

„Die Fürstin Europa hatte eines Tages alle ihre Kinder um sich versammelt, um jedem eine Gabe zu reichen. Spanien bekam den glühenden Xereswein, Frankreich den schäumenden Champagner, Italien duftende

* Die Leserinnen wissen doch aus der Schule, daß am 24. Juni die Sonne dort im Norden nicht untergeht?

Orangen, Deutschland den Rheinwein, Griechenland Lorbeeren, Dänemark Buchenwälder, Rußland Weizen, Norwegen den Hering, England die Perlen des Meeres, Schweden das Eisen u. s. w. Alle Länder bekamen so ihre Geschenke, nur eins stand von ferne und ging leer aus. Da sagte die Fürstin Europa: »Komm her, Tochter Finnland; begehrst du nichts von deiner Mutter?« — »Hohe Fürstin,« entgegnete das schweigsame Kind des Nordens, »du hast deinen südlichen Kindern so viel geschenkt, — ich bitte dich um etwas Sonne für meine lange Nacht.« — »Die Wärme der Sonne kann ich dir nicht geben,« sagte die Fürstin, »die habe ich schon in die Traube, in den Lorbeer, die Orangen und den Weizen gelegt, aber ich will dir lange Monate ohne Nacht geben; du sollst die Sonne in vielen tausend Seen, die nicht ihres gleichen haben, sich spiegeln sehen, und ich will dich mit Diamanten vom klarsten Wasser überschütten. Du bist meine jüngste, meine ärmste, meine übersehene Tochter, aber doch immer meine Tochter. Schwöre, den Namen deiner Mutter nicht zu verleugnen, so will ich deine Wohnung am Meere befestigen, damit du in meinem Hause ein- und ausgehen kannst und Schutz vor den kalten Polarnächten findest.“ — »Ich danke dir, hohe Fürstin,« antwortete die Jungfrau vom Norden; »ich will in meiner Niedrigkeit nie vergessen, daß ich doch deine Tochter bin, und ich will dein Schutz gegen den ewigen Schnee sein.«“

„Sehr hübsch! Recht ergreifend! Und so wahr!“ hörte man ringsum im Kreise, als die Birke geendet.

„Deshalb sind auch Finnlands Wälder so schön, seine Seen so blau, seine Felsen so fest.“

„Du hast noch eins vergessen,“ ließ sich jetzt eine alte ehrwürdige Tanne zur Erzählerin vernehmen. „Es wurde noch ein besonderer Segen über Finnland ausgesprochen: daß seine Bewohner wahr, einfach, rechtschaffen, fromm und treu sein und bleiben sollten bis ans Ende der Tage, und daß einst eine Zeit kommen sollte, wo es in fernen Landen heißen würde: wahr und treu wie ein Finnländer.“

Vor diesen ernsten Worten neigten sich alle Versammelten und dachten darüber nach. Der Bach war der erste, welcher sich liebkosend an die Tanne drängte, sie streichelnd umfloß und sagte: „Du sprichst immer goldene Worte; das kommt wohl daher, weil du so viel mit Weihnachten und dem Christkinde zu thun hast.“

Die Tanne schwieg; wer jedoch genauer hinsah, konnte bemerken, daß ihre Zweige sich leise neigten.

„Aber," ließ sich nach einer kleinen Weile eine blutjunge Heidelbeere, hier vertraulich Bläbär genannt, vernehmen, „aber, aber, das war doch eigentlich nicht," hier stockte sie und sah ganz rot und verlegen aus.

„Was denn »aber«?" lispelten die neugierigen Moose.

„Ja," stotterte das Beerchen, „die Birke wollte uns ja vom Johannesfeuer erzählen, aber das brannte in ihrer ganzen Geschichte nicht."

„Dummes Kind," schalt die Birke und hüllte sich fester in ihr weißes Kleid und in ihren grünen Schleier, „der Unverstand ist immer am schwersten zu befriedigen."

Ein heller Tropfen hing an der kleinen Beere; war es der Nachttau oder eine Thräne? „Ja, ich wollte doch gern wissen, warum die Feuer angezündet werden."

„Alles zu wissen noch viel zu jung," lispelte die Birke und verfiel nun in ein vornehmes Schweigen.

„Oho, Fräulein Birke weiß es selber nicht!" rief ein naseweiser Spatz und ringsum ertönte leises Lachen.

„Nicht doch," ließ sich da die alte Tanne vernehmen, „hört zu, Kinder, ich will euch erzählen, was ich davon weiß: „Es waren einmal zwei Schwestern, die hießen Morgenröte und Abendröte. Sie liebten sich zärtlich und wollten am liebsten gern immer bei einander sein. Aber sie wohnten weit getrennt, die eine im Osten, die andere im Westen der Welt. Und so fleißig sie auch liefen, sich zu erreichen, sie konnten nicht zusammenkommen, der Weg war viel zu weit. Jede der Schwestern hatte ihre bestimmte Arbeit zu thun und war viel zu pflichtgetreu, dieselbe zu unterlassen; es war zu traurig; sie liefen hinter einander her und konnten sich nicht einmal von ferne erblicken. Nur einmal im Jahre, und nur hier im Norden ist es den Schwestern vergönnt, sich zu sehen, zu erreichen, sich um den Hals zu fallen und sich einen langen, innigen Kuß zu geben. Das ist am 24. Juni, da verschmelzen die Schwestern Abendröte und Morgenröte in eins, und das ist ein so freudiges Ereignis, daß alle Menschen hier es wie ein Fest feiern und zum Zeichen ihrer Mitfreude helle Feuer anzünden. Die Schwestern aber gehen dann jede wieder still an ihr Tagewerk und freuen sich das ganze Jahr hindurch auf das eine frohe Wiedersehen." — Die Tanne schwieg; als alles still blieb, rief sie: „Seid ihr eingeschlafen?"

„Nein, nein," erscholl es ringsum, „aber erzähle doch noch mehr!"

„Für heute nicht," entgegnete die Tanne; „wir wollen schlafen gehen.

Aber laßt uns von den treuen Schwestern lernen, alle Arbeit, die uns aufgetragen wird, redlich zu thun, auch wenn sie uns sauer wird."

„Ja, das wollen wir!" riefen Bäume und Mooſe und Beeren und Fluß und See und Vögel. „Aber was haben wir denn für eine Arbeit zu thun?"

„Zu wachſen, zu blühen, zu reifen, zu fließen, zu ſingen, groß und ſtark zu werden, bis man uns ruft, ein anderes Werk zu thun. Und nun gute Nacht."

„Gute Nacht, gute Nacht!" rief es ringsum, aber es war keine Nacht.

* * *

Eines Tages trippelten viele kleine Füße im Walde umher. Kinderhände löſten große Stücke aus dem weißen Kleide der Birke und formten dieſelben zu zierlichen Körbchen, welche ſie dann mit den roten und ſchwarzen, den Smultron und den Bläbär füllten; dann kamen Frauen, welche das zarte Moos pflückten und es in große Säcke ſammelten, vor allen war ihnen das zierliche, unverwelkliche graue Moos gar erwünſcht. Dann kamen Männer und fällten mit ſcharfer Axt die ſchlanke Birke, welche mit einem Wehelaut zu Boden ſtürzte; ſie verſchonten auch die edle Tanne nicht, die, feſtgewurzelt im heimiſchen Boden, erſt nach vielen wiederholten Schlägen von den ſie haltenden Wurzeln getrennt werden konnte und endlich ſtill und ergeben mit dem Wipfel ihre Muttererde küßte. Die ſchweren Granitſteine wurden beſchlagen, daß ſie Funken ſprühten. So ging es den ganzen Tag wie eine furchtbare Schlacht, in der die großen Helden und die kleinen Geringen erlagen; es war als ob ein Wehelaut durch den weiten Wald tönte, und die Sonne verhüllte ihr Geſicht. Da gingen die Menſchen endlich davon, und nun wurde es wieder laut im Walde, aber anders als am Tage.

Zuerſt ſprachen alle durcheinander. Die Beerenſträucher riefen nach ihren kleinen Beeren, die alten Felſen beſchauten ihre Wunden, Mooſe nach ihren Moosbrüdern, die Birke weinte und klagte, und ſelbſt aus der Tanne drang ein dunkler Tropfen nach dem andern; wenn er aber zur Erde fiel, ſo klebte er feſt an dieſer, als wolle und könne er nicht von ihr laſſen.

„Wehe! Wehe! Was iſt geſchehen? Warum, warum mußte man ſo mit uns verfahren?" ſo klagte und fragte ringsum alles durcheinander; unwillkürlich aber richteten ſich aller Blicke auf die Tanne, als müßte ſie

ihren Mund aufmachen, um alle zu trösten, zu belehren, auf das fragende „Warum“ ein antwortendes „Darum“ zu geben.

Und die älteste der Tannen, welche noch aufrecht stand, weil sie so schwer zu fällen gewesen war, ließ sich also vernehmen: „Liebe und getreue Genossen. Unser Frühling ist vergangen, nun kommt der heiße Sommer unseres Lebens; bisher durften wir nur genießen, nun heißt es arbeiten. Jetzt müssen wir zeigen, ob wir willig sind, unser Werk zu thun.“

„Aber was verlangt man von uns?“

„Ich weiß es nicht; wir werden es ja sehen. Behalten wir nur das eine im Auge, daß wir nur unserm Vaterlande und seinen Bewohnern Nutzen bringen sollen. Auf welche Art wir bestimmt sind zu nützen, wird man uns schon zeigen; wir aber müssen bereit sein, zu thun, was man von uns verlangt.“

Ja, so war es. Doch eine Ahnung, daß das nützliche Leben viel Schweres auferlegen würde, ging durch den stillen Wald. Die Tanne sprach weiter: „Alles, was höheren Zwecken dienen soll und will, muß sich selbst zum Opfer bringen. Das hat man mich auch am Weihnachtsfeste gelehrt. — Sich selbst zu leben, zur Freude und behaglichem Dasein nur für sich, ist aber kein Leben. Darum, meine Waldbrüder, laßt uns getrost thun, was man uns auftragen wird. Und sollten wir nun getrennt werden, sollten wir unser liebes Finnland gar verlassen müssen, dann soll man es uns anmerken, daß wir eines Vaterlandes Kinder sind, in dem Treue und Wahrheit wohnen, und davon wollen wir zeugen, so lange wir sind. Wollen wir?“

„Ja, wir wollen!“ tönte es durch den stillen Wald. See und Fluß küßten die Bäume zum Abschied, die ihr Bild in der blauen Flut spiegelten; die Beerensträucher schmiegten sich an die Felsen und nickten leise den kleinen Moosen zum Abschied; die Vögel aber sangen ein kurzes melodisches Lied, in dem gar viel von „Wiedersehen“ die Rede war.

Aber dazu schüttelte die alte Tanne ein wenig das Haupt. Dann war es ganz stille — Waldesfrieden.

Wie erfüllten nun Bäume und Moos und Beeren ihr Versprechen?

* * *

Edla war unter sieben Geschwistern das dritte Kind. Das rote Haus mit den weißen Fensterrahmen, das die Eltern bewohnten, sah wohl schmuck und zierlich aus, aber es war zu klein für die vielen Bewohner; das

Brot, welches die Mutter buk, war wohl schmackhaft und gut, aber es wollte oft nicht reichen, die vielen Menschen zu sättigen. Hände waren genug da, das Feld, welches Edlas Vater sein eigen nannte, zu bebauen, aber dieses war zu klein. Da packte Edla ihr Bündel, reichte den Eltern die Hand zum Abschied und sagte: „Lebt wohl, Ihr Lieben, ich ziehe fort, weit fort in die große Stadt, will dienen, mir mein Brot verdienen."

Die Eltern reichten Edla die Hand und sagten: „Geh mit Gott, Kind. Arbeite redlich und bleibe ehrlich und treu. Farväl."

Edla ging. In der Stadt sah alles ihr gar neu und seltsam aus. Die Häuser so groß, die Menschen so vornehm, — aber nirgends ein Wald und nirgends Waldesstille und Waldesfrieden. Nun, wenn sie denn an Bäumen und Pflanzen sich nicht mehr freuen konnte, so wollte sie es an schönen Kleidern thun. Edla war ein hübsches Mädchen und das neue rosa und blaue Kleid stand ihr gar zu gut. Die heimische Tracht entstellte sie, — das sagte der Spiegel deutlich, den unser kleines Finnenmädchen hier mehr an einem Tage zu Rate zog, als daheim im ganzen Jahre.

Sie konnte wirklich den Eltern nichts von ihrem Lohn schicken, wie sie anfänglich gewollt hatte. Sie besaß noch lange nicht vierzig Kleider, wie die Bauerntöchter im Vaterlande; ach, sie konnte selbst kaum auskommen mit ihrem verdienten Gelde.

Es war ein Brief vom Vater gekommen; der Mutter ging es gar nicht gut, sie hatte sich eine Glasscherbe in den Fuß getreten, und das war sehr schlimm geworden; die Aussicht auf die Ernte war schlecht, sehr schlecht, es regnete fortwährend, kurz, die Not stand dicht neben dem roten Häuschen, klopfte schon an und wartete nur auf das »stig in« (herein), um einzutreten.

Konnte Edla ihr den Eintritt wehren? Sie hatte eine ziemlich große Summe Geld in Händen, hatte ihren Lohn erhalten, das Handgeld dazu, da sie ihrer Herrin noch weiter ein Jahr dienen wollte; diese war wohl zufrieden mit der Magd, sie war treu und ehrlich.

War sie treu? War sie ehrlich? Daheim saß die Mutter und weinte, der Fuß that so weh. Sie hatte keine Lappen mehr, um die Wunde zu verbinden; konnte, durfte sie noch ein Hemd dazu verwenden, da nur noch so wenige vorhanden waren?

In der Stadt saß Edla und nähte sich eben Spitzen an ihre Hemden, denn die Herrin und die Kammerjungfer trugen solche. War Edla weniger als letztere?

Daheim saßen die Geschwister um den Tisch, das Spisbröd und die Milch wollten nicht mehr reichen, die Kuh gab so wenig Milch. „Und zum Winter," seufzte der Vater, „werden wir wohl Brot aus Baumrinde essen müssen."

Edla wollte eben den Kaffee kochen, das feine Weißbrot lag schon bereit. Sie zündete Feuer an, — aber was hatte nur heute das Birkenholz, von dem sie Scheit auf Scheit legte? Es knisterte und sprühte und knackte und brannte so ganz anders als sonst. Wer rechte Ohren hatte, konnte verstehen, wie das Feuer bald laut, bald leise knisterte: „Bleib' treu, treu wie eine Finnländerin."

Edla hatte die Worte auch vernommen. Erschrocken richtete sie sich empor; sie war über und über rot geworden. Was war das? Wer sprach da? — O, waren das etwa die Birken, welche über dem Dach ihres Vaterhauses flüsterten und nickten? Edla starrte in die Flamme, bis Thräne um Thräne aus ihren Augen fiel, und leise sagte sie: „Ich will mein Geld den Eltern schicken."

Sie ging nach dem Markt, um Einkäufe zu machen. Was lag da im Ladenfenster? Gerade das Kleiderzeug, das sie sich lange gewünscht und das ihr so gut stand. Und es war so billig. Nie wieder würde sie es für diesen Preis kaufen können. Es war doch wohl thöricht, solche gute Gelegenheit vorbeigehen zu lassen. Die Eltern, — nun, bis zum Winter ging es wohl noch mit ihnen, und zum Herbst konnte Edla ihnen gewiß Geld schicken, jetzt war das rosa Kleid wohl nötiger. — Sie war auf dem Markte. Aber warum wurde sie auf einmal bald blaß, bald rot? Warum stand sie still und sah unverwandt auf eine Stelle? Erhob sich da ein Ungeheuer, das Edla vor Schrecken das Blut aus den Wangen trieb? — Nein, es waren ganz unschuldige Körbe aus weißer Birkenrinde, gefüllt mit Erd- und Heidelbeeren, auf die Edlas Blick fiel. Sprachen die Beeren mit ihr? Erinnerten sie das eitle Kind an vergangene Zeiten? — Plötzlich stürzten Thränen aus Edlas Augen; sie eilte nach Hause, ohne das rosa Kleid zu kaufen.

Wenige Tage später war große Freude im kleinen roten Hause. Der Vater hielt viele, viele blanke Markstücke in den Händen und sagte: „Edla ist treu geblieben." Und die Mutter fügte hinzu: „Sie hat uns in der Fremde nicht vergessen."

Birke und Beere hatten ihre Aufgabe erfüllt.

Harald hatte viel gelernt. Kühn stürmte er hinein ins Leben; er fühlte die Kraft, mit dem Unglück zu kämpfen, es zu besiegen und den Preis davon zu tragen. Er wollte für sein Vaterland wirken, wollte ihm Ehren und Gaben zuführen, wollte alle seine Landsleute groß und glücklich machen. Auf der Leiter, welche Macht und Ansehen hieß, erklomm er schnell Stufe um Stufe. Er hatte einen klugen Kopf und eine glückliche Hand; was er ersann, war gut, was er that, gelang. Mit Freude blickte man auf den Jüngling, mit Stolz auf den Mann; eine große Zukunft lächelte ihm.

Schon spielte Harald eine bedeutende Rolle in der Geschichte seines Landes; unbeirrt um die gute oder böse Meinung seiner Gegner ging er seines Weges; getragen von echtem Wohlwollen seines Monarchen entwickelte er die volle Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, die ihm reichlich zu Gebote stand, und wurde so der Liebling der Gesellschaft. Alle Thüren öffneten sich ihm, die Alten behandelten ihn als ihresgleichen, die Jüngeren sahen zu ihm auf, die Mütter sagten zu ihren Söhnen: Werdet wie er. Die Finnländer waren stolz auf ihren Landsmann.

Da trat ein Umschwung in der öffentlichen Meinung ein; ein anderer Monarch kam an die Stelle des bisherigen, — mit ihm kamen andere Leute an das Ruder, andere Ansichten zur Geltung. Harald konnte sich nicht verändern, er mochte selbst nicht nachgeben, wo er es unbeschadet seiner Ehre hätte thun können. „Einen hartköpfigen Finnländer“ nannten ihn jetzt die, welche sich bisher tief vor ihm geneigt hatten. — Harald wollte nichts aufgeben, was er erlangt, nichts davongeben, was er gewonnen. Er hatte noch nicht gelernt, daß der seekundige Schiffer lavieren und warten muß. Harald wollte, jedermann solle einsehen, daß die Sache, welche er vertrat, gut und notwendig zum Wohle aller sei; er konnte es nicht fassen, daß die, welche gestern dieselbe noch förderten, heute Nachteiliges von ihr erwarteten, oder sich achselzuckend abwandten. Harald wurde zornig, rannte mit dem Kopf wider die Wand, — und lag endlich blutend und verwundet in einem niederen Hause, wo nur die Hand der liebenden Gattin ihm nahe war.

Alles war ihm vernichtet; was er gebaut in all den vielen Jahren, war zerstört, — was er gewollt, wurde verlacht, — was er gehofft, war zertreten. Auf dem Krankenbette lag ein gebrochener Mann, der nie, nie wieder thätig wirken, nie mehr handelnd eingreifen konnte.

Vorüber der Kampf, verloren der Sieg! Widerstandslos lag er da.

Das Schlimmste von allem war geschehen: er hatte den Mut verloren. Unnütz lag sein Leben hinter ihm, unnütz lag es vor ihm. Das sanfte Zureden seiner Gattin, die ihm immer wieder sagte: „Harald, auch im kleinen, in Deinem Hause kannst Du Großes wirken. Aus dem Hause quillt der Segen für das Land," beachtete er nicht. Nein, er konnte nichts mehr thun; wozu nun noch leben? Willkommen der Tod, der ihn von einer nutzlosen Existenz befreite!

Allein der Tod kommt nicht, wenn man ihn ruft. Das Fieber ließ nach, die Krankheit war gebrochen, — namenlos schwach und elend lag Harald allein in der Stube, denn jeder Mensch war ihm eine Last, er sich selbst die größte. Er wollte gar nicht gesunden, deshalb that er nichts, seine Genesung zu fördern. Die Tapeten an der Wand konnte er stundenlang betrachten, ohne irgend etwas dabei zu denken. An einer Stelle, gerade neben seinem Lager, war ein großes Stück Tapete abgerissen, unwillkürlich machten Haralds ungeduldige Finger den Riß größer. Dahinter wurden die Holzleisten des Hauses sichtbar, nicht wie in Deutschland durch Kalk und Mörtel verbunden, sondern alle die Fugen und Spalten sorgfältig durch graues finnländisches Moos verstopft, welches so das ganze Haus dicht und warm zusammenhielt. Anfangs blickte der Kranke das unscheinbare Pflänzchen gleichgiltig an, dann fing es leise an, ihn an seine Kindheit zu erinnern, wo er im Walde auf schwellendem Moosteppich lag und goldene Zukunftsschlösser baute. Dahin! Dahin Wald und Traum. Aber die kleinen Moose waren nicht still, und Harald hatte viel Zeit, ihnen zuzuhören. Sie sagten ihm, daß sie das Haus dicht und warm hielten, und Harald sah mehr und mehr ein, daß unscheinbare, ja verborgene Arbeit nicht so unwichtig sei, als er früher gedacht. Und als er beobachtete, wie fest das Moos an der ihm angewiesenen Stelle saß, wie ohne Licht und Sonne, ohne Luft und Naß es so treu auf seinem Posten ausharrte, unverwelklich, da gingen Harald allerlei Gedanken durch den Sinn, die er erst weit von sich wies, die aber beharrlich wie das Moos, auf das seine Augen immer fielen, bei ihm blieben, zu leisen Predigern wurden und zu dem Manne sprachen, der für Menschenwort und Menschentrost unzugänglich geworden war. — — —

Jahre waren vergangen. Haralds Haus hatte sich vergrößert, aber in seinem Zimmer war die Tapete an einer Stelle weit aufgerissen und man konnte leuchtendes graues Moos dahinter sehen. — Harald ging wieder aufrecht daher wie ein Mann; wo war auch ein Mann, zu dem

so viele aufsahen; kein Land war so gut bestellt, kein Haus so wohl versorgt wie das seine, und weit und breit sagte man: „So lange Finnland Männer hat wie Harald, die im kleinen Kreise treu und segensreich wirken, so lange hat es keine Not im Vaterlande."

Das Moos hatte gehalten, was es versprochen.

* * *

Erik war ein wilder, unsteter Jüngling. Bald trieb es ihn hinweg von Haus und Land, fremde Welten zu sehen, Neues zu hören, andere Menschen kennen zu lernen. Deutschland zog ihn durch sein Vorwärtsstreben, die Schweiz durch hehre Naturschönheiten an, Italien bot ihm reiche Kunstgenüsse, der Orient berauschte ihn durch südliche Pracht und Glanz. Überall gefiel es ihm, überall war er zu Hause. Wie hatte er nur in einem so armen, kahlen Lande wie Finnland zwanzig Jahre lang leben können? Was hatte er da gesehen? Kahle Felsen, Nadelbäume, langweilige Seen, ein Ringen des Menschen, das von der Natur unter schwerer Arbeit zu erlangen, was sie in glücklicheren Gegenden ihren Kindern gleichsam spielend in den Schoß warf. Nein, dort lebte man nicht, man duldete nur. Warum sollte er dort wohnen, was hatte er gethan, um in solcher Verbannung zu leben? „Die ganze Welt ist mein Vaterland," rief er, „ich will der Menschheit dienen, irgend einem Staate meine Kräfte anbieten, will überall glücklich machen und — glücklich sein!"

Er arbeitete, und mit Erfolg. Seine Pläne gelangen, sein Vermögen mehrte sich; er besaß ein Haus in Paris, eine Villa am Comersee, eine Wohnung in Berlin, und war doch nirgends recht zu Hause. In den Zeitungen las er, daß eine Hungersnot in Finnland ausgebrochen sei; überall wurde für die Bedrängten gesammelt; auch Erik sandte eine reichliche Gabe. Aber er war schon so weit gekommen, stolz darauf zu sein, kein eigentliches Vaterland zu kennen. „Kosmopolit" und „international" waren seine Lieblingswörter, und er lächelte über die Schwärmerei der Deutschen, welche begeistert zu den Waffen griffen, als der Erbfeind ihre Heimat bedrohte, und mit hochgeschwungenem Degen sangen:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Nein, kam ein Krieg über ein Land, so zog Erik in ein unbedrohtes, friedliches; er war nachgerade ein Mann geworden, der sich nach Ruhe sehnte, und dieselbe nahm, wo er sie finden konnte.

Aber er fand sie nicht; nicht innerlich und auch äußerlich nicht. Jetzt drängte es ihn, über den weiten Ocean zu fahren, — er hatte ja Amerika noch nicht gesehen, vielleicht fand da der europamüde Mann das eine, welches er unbewußt suchte Zeit seines Lebens.

In Hamburg ging er an Bord eines neuen Schiffes. Müde vom Umherlaufen, das ihm heute so zwecklos vorkam wie noch nie, streckte er sich in seiner Kabine zum Ruhen aus. Für wen lebte er eigentlich? Wem schadete es, wenn diese Bretter unter ihm wichen und er ein nasses Grab in den Wellen fand? Keine Heimatserde würde ihn dann decken.

Heimatserde? Wo war denn seine Heimat? Erik mußte sich darauf besinnen, und darüber schlief er ein. Aber plötzlich wurde es um ihn lebendig. Die Planken und Wände fingen an zu sprechen, — in seltsamen, fremden Lauten. Erik horchte und horchte. O, das war ja die Sprache, in der Vater und Mutter einst zu ihm geredet, die Sprache, in der ihm die Geschichte eines fernen Landes — Finnland hieß es — gelehrt worden war. Er hatte sie seit vielen, vielen Jahren nicht gehört und doch verstand er sie. Ganz deutlich vernahm er: „Kennst du mich nicht? Ich bin die Tanne aus den Wäldern deines Vaterlandes und bringe dir seine Grüße. Sei treu, treu wie ein Finnländer, soll ich dir sagen. Unser Land ist ja nicht reich genug, um seine Söhne in fremdem Dienst zu lassen; komm zurück und widme deine Kraft, deine Kenntnisse, deinen Reichtum dem Lande, das dich geboren und dem du gehörst."

War es möglich, eine Tanne aus hohem Norden sprach zu Erik? „Wie kommst du hierher?" fragte er.

„Alles, was unser Land hervorbringt und emporwachsen läßt, soll und muß ihm dienen," erwiderte die Tanne ernst. „So wurde auch ich gefällt, nachbarliche Wasser trugen mich in freundlichem Geleit zum Meere, dort wurde ich zum Schiffsbau verwendet, und versuche nun durch treue Arbeit meiner Heimat Ehre zu machen. Meine Mitschwestern und ich, wir alle haben den Wahlspruch:

»Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand,
Dir Land voll Lieb' und Leben,
Dir, teures Vaterland.«

„Aber laß dir noch eins sagen, — die Stimme der Tanne wurde leiser, — wir tragen alle eine Sehnsucht nach der Heimat in uns bis ans Ende; und wenn wir ein Landeskind von uns sehen, dann nahen

wir ihm in verschwiegener Nacht und sagen ihm leise, leise ins Ohr und ins Herz:

„Värt land, värt land, värt fosterland,
Ljud högt o dyra ord!“

„Wert' Land, wert' Land, wert' Vaterland,
Hoch klingt das Lied von dir!“

Nun erwachte Erik. Erschrocken sah er sich ringsum. Hier an seiner Seite hatte er Waldesrauschen gefühlt, vor seinem Auge soeben immergrüne Zweige gesehen, sein Ohr hatte den süßen Klang der Muttersprache vernommen, und nun war um ihn nichts als blankes, braun poliertes Tannenholz, in dem es leise knarrte, und das sich, getragen von den Wellen, leise hin und her bewegte. „Sei treu, treu wie ein Finnländer,“ hörte er immer wieder sagen.

Erik bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte, weinte wie ein Kind, zum erstenmal seit seiner Jugendzeit.

* * *

Auf dem Verdeck steht ein Mann. Sein Haar ist grau, aber aus allen seinen Bewegungen spricht Kraft, aus seinen Zügen Entschlossenheit. Er sieht aus wie jemand, der viel zu thun hat. „Nach Osten, o nach Osten hin beflügle dich, mein Kiel,“ murmelt er leise. Nun nach Nordosten; schon erscheinen viele Inseln im Meere, welche gleich ausgestreckten Händen willkommen sagen; weiße Möwen steigen auf und zeigen dem Wanderer, wo er daheim ist.

„Värt land, värt land, värt fosterland,
Ljud högt o dyra ord!“

singen jetzt die Schiffsreisenden, und der allen unbekannte Mann hört mit tiefer Rührung zu. — — —

Das Schiff ist im Hafen. Hoch vom Mast weht blau und weiß die Flagge Finnlands. Nach langer Reise ist das Schiff daheim, ist zu Hause. Glück auf!

Und du, einsamer Mann, bist du nun auch nach Hause gekommen? Bist du daheim? Wellenrauschen und Waldesrauschen sagen: Ja.

Die Tanne hat Wort gehalten.

Verbannt.

Von

Marie Stephan.

Ein leichter Wagen rollte auf der Straße hin und führte zwei Personen durch eine herrliche Frühlingslandschaft. Ein alter Herr lehnte mit Behagen in seiner Ecke; er blickte auf die Knospen der Bäume, die jeden Augenblick ihre Hülle brechen konnten, auf die grünen Saaten und die blauen Berge, welche sich am Horizonte hinzogen, und auf die Sträucher am Wege, mit den jungen, faltigen Blättchen, an deren Spitzen noch Tropfen vom frischen Morgenregen hingen. Das junge Mädchen an seiner Seite schaute finster vor sich nieder; nichts von all der Pracht um sie her vermochte sie zu erheitern, selbst nicht das Jubeln der Lerche, die jetzt über ihrem Haupte schwebte und die ihr Begleiter mit leuchtenden Augen verfolgte.

Sie fuhren durch ein kleines Wäldchen, und würziger Hauch umströmte sie; der alte Herr sog ihn mit tiefen Zügen ein. Nach wenigen Minuten richtete er sich auf. „Else, sieh wie reizend!“ rief er und deutete mit der Hand vorwärts. Der Weg hatte eine Biegung gemacht und bot den Blick auf ein kleines Landhaus; es lag nur eine kurze Strecke vom Waldesrande in einem Gärtchen mit hübschen Bosketts von Laub- und Nadelhölzern.

Else blieb stumm, und als sie beim Näherkommen eine Mädchengestalt durch die Büsche schlüpfen sah, preßte sie ihre Lippen trotzig zusammen. Der Wagen hielt vor einer hübschen Veranda, wo eine Dame die Ankommenden freundlich empfing; sie streckte Else beide Hände zur Begrüßung entgegen, doch diese schien es nicht zu sehen; sie machte eine tiefe Verbeugung und schritt in steifer Haltung hinter den beiden her.

Fräulein Stein, die Herrin des Hauses, leitete ihre Gäste durch einen hellen Flur nach dem Wohnzimmer; eine Dienerin hatte das leichte Handgepäck aus dem Wagen geholt und wurde jetzt gerufen, Else in die eigenen Zimmer zu führen.

„Bitte, haben Sie nur ein wenig Geduld mit meiner Nichte,“ sagte der alte Herr, als er mit Fräulein Stein allein im Zimmer war; „die Hand der Mutter hat leider bei ihrer Erziehung gefehlt, und wir andern haben wohl zu viel und auch zu wenig an ihr erzogen!“

Während der Zeit war in den untern Räumen des Hauses eine lustige Mädchenschar versammelt; in weiße Küchenschürzen gehüllt, waren sie in großer Thätigkeit. Am Kochherd, auf dem Küchentisch, am Hackbrett, überall gab es vollauf zu thun für all die emsigen Hände; galt es doch heut, ein besonderes Mittagsmahl herzurichten zum Empfange der neuen Hausgenossin. Da plötzlich trommelte es an den Fensterscheiben, und sofort waren sämtliche Augenpaare auf diesen Punkt gerichtet.

„Ach, Erna!" riefen einige, während die Fensterflügel schon geöffnet wurden und ein Lockenkopf sich in die Küche vorbeugte.

Erna legte beide Hände an die Lippen und flüsterte wichtig: „Sie ist da!" Ein Sturm von Fragen brach los, während Erna sich beide Ohren zuhielt. „Erst Ruhe, meine Damen!" rief sie, und setzte sich mit gefalteten Händen auf den Sims. „Ja, Ruhe, sonst zeigen wir uns nicht würdig, die neue Gefährtin in unserer Mitte aufzunehmen! Wenn Ihr wüßtet, was meine Augen geschaut! Eure Gesichter sind kostbar," fuhr sie lachend fort; doch bald darauf seufzte sie wieder komisch und hielt eine Schüssel mit frischen Frühlingsblumen zum Fenster hinein. „Seht, das hier habe ich Euch umsonst gemacht," sagte sie.

„Aber so erzähle doch endlich etwas Ordentliches!" hieß es, während die Blumenschüssel bewundernd von Hand zu Hand ging.

„Erzählen soll ich?" fragte Erna. „Ja, aber nicht hier draußen, wo tausend Ohren lauschen können," dabei stieg sie behende durchs niedrige Fenster auf einen Stuhl und stand mit einem leichten Sprunge mitten unter den jungen Mädchen; das ging alles so schnell, als ob sie nicht zum ersten Mal auf diesem Wege in die Küche gelangt wäre.

„Aber Erna!" ertönte eine ermahnende Stimme; sie wurde jedoch über der Erzählung verhört.

„Denkt Euch, das gnädige Fräulein wird wohl sehr ungern sich die Künste der Hauswirtschaft erwerben; sie lehnte mit vornehmer Haltung im Wagen und blickte mit großer Geringschätzung auf unsere hübsche Villa. Den Blick hättet Ihr sehen sollen, als der Wagen hielt; es sah aus, als ob sie uns alle ohne Gnade erdolchen wollte; es gruselt mir noch, wenn ich daran denke. Und unser gutes Fräulein Stein? Sie trat aus der Thür, freundlich wie immer, und reichte dem Unhold beide Hände. Doch was geschah? Diese macht ihr eine tiefe Verbeugung, seht einmal — so tief, und steht darauf steif und stumm, als richtiges »Rühr' mich nicht an!« Im ersten Ärger wollte ich meine Blumenschüssel in das Gebüsch ausschütten;

Verbannt

aber was können die armen Dinger dafür, daß sie für jemand gepflückt wurden, der sie nicht verdient."

In dem Augenblick ertönte ein Zischen und sofort entstand Bewegung in der Schar; einige liefen zum Herde, um die überkochende Milch zu retten, andere schlossen die Thür, damit der üble Geruch nicht in das Haus dringe, während wieder andere so schnell wie möglich die Fenster aufrissen. Die Warnung hatte genützt; das Plaudern wurde eingestellt und alle schafften eifrig für das Mittagbrot.

Else an ihre Freundin Marie.

Erster Brief.

Verbannt! Kein aus der Heimat Gestoßener kann je dies Wort tiefer empfunden haben als ich. Bin ich nicht auch verbannt von allem, was mir einen Ort zur Heimat machen kann? Vier Monate! Welche Ewigkeit! Mir scheint es, als könnte diese Marterzeit nie ein Ende erreichen. Hätte ich meine einzige Marie nicht von Herzen lieb, ich könnte Dich beneiden, die an der Seite ihrer Eltern die schönsten Gegenden von Deutschland und Italien bereist, während ich in einer langweiligen Einöde hause und verurteilt ward zum — Kochen, Waschen und Zimmerausfegen! Ja, ich glaubte bestimmt, auch Zimmerausfegen würde man mir zumuten, mir, deren Vermögen hinreicht, zehnfache Bedienung für jeden Handgriff zu halten.

„Wir wollen erst Deine Ausbildung vollenden," meinte Onkel, als ich auf die rosigen Tage meiner Freundin hinwies; „Du kannst später noch die halbe Welt durchreisen!"

Später! Ich glaube, dann ist mein Gemüt so verbittert, daß auf der ganzen Welt mir nichts mehr Vergnügen machen kann.

Du willst wissen, wie mein feierlicher Einzug hier ausgefallen ist?

Feierlich war mir durchaus nicht zu Mute, besonders als mir Fräulein Stein wie einem kleinen Mädchen huldvoll beide Hände entgegen hielt. Ich habe ihr aber gezeigt, daß man mich nicht wie ein Kind behandeln darf. Auch meine Genossinnen sollen herausfühlen, daß ich mir trotz der niedrigsten Arbeiten meine Würde als Dame nicht schmälern lasse.

Ich erhielt zwei Zimmer zu meiner Benützung; sie sind weniger einfach eingerichtet, als ich anfangs fürchtete; mein Schlafzimmer macht aber einen ungemütlichen Eindruck, da ich einen Koffer und einige Schachteln

darin behalten mußte, denn ich fand nicht ausreichend Schränke und Kommoden für meine Toilettensachen. Ich habe mich natürlich reichlich nach der neuesten Mode ausgestattet; Onkel fand das zwar für den Landaufenthalt unnötig, ich will aber gerade durch meine äußere Erscheinung imponieren und unbequeme Zudringlichkeit fern halten. Dagegen ließ ich alle Bücher zu Hause, von denen ich wieder nach Onkels Wunsch einige mitnehmen sollte. Ich finde aber, Kochkunst und Dichtkunst gehen zu weit auseinander, als daß man sich zu gleicher Zeit damit befassen könnte. Bist Du nicht derselben Ansicht? Die Noten ließ ich aus demselben Grunde zurück; es soll zwar hier oft musiciert werden, wie ich gestern bei Tisch hörte, aber die Kunstleistungen werden wohl nicht über einige „Abendglöcklein", Frühlingsblüten" und „Immortellen" hinausgehen. Doch höre nur, man will hier sogar poetisch erscheinen! Bei meinem ersten Mittagbrot gestern prangte auf der Tafel eine Schüssel mit Blumen; aus einigen unvorsichtigen Äußerungen entnahm ich, daß dieselbe anfangs bestimmt war, mein Zimmer auszuschmücken. Du siehst, wie mein erstes Auftreten genützt hat, denn nach meinem Erscheinen hat man diese Aufdringlichkeit nicht mehr gewagt. Die paar Hände voll unansehnlicher Blumen würde ich in B. für kaum eine Mark kaufen.

Du willst wissen, mit wem ich meine Verbannung teile. Streng genommen teile ich sie mit niemandem, denn meine Hoffnung, hier wenigstens eine gleichgesinnte Seele zu finden, hat sich nicht erfüllt. Aus dem ewigen Lachen und Schwatzen zu schließen, fühlt sich keine meiner Gefährtinnen in eine unwürdige Lage versetzt; ich habe mir darnach bald mein Urteil über ihren inneren Wert gebildet. Ich will sie Dir alle vorführen, so gut wie man eben Schattengestalten beschreiben kann.

1. Erna, sie leistet im Lachen und Schwatzen das meiste.

2. Lene, groß, schlank, dunkel in Haar, Augen und Anzug; sie kommt mir vor wie ein langes Rätsel, und ich fürchte nur, die Lösung wird lauten: kochen, waschen, backen.

3. Anna, klein, blond, dick; zeigt bewundernswerten Appetit.

4. Martha, Figur mittel, in Toilette, im Auftreten, ja, in jeder Beziehung unbedeutend.

5. Margarete, klein und so schmächtig, daß ich fürchte, ein viersilbiger Name wird ihr auf die Dauer zu schwer.

6. Klara, sie macht den Eindruck einer vollendeten Dame, kann aber so kindisch sein wie alle andern.

Und Fräulein Stein? Die könnte mir jetzt beinahe gefallen, da sie mich höflich, kühl und nicht mit derselben Vertraulichkeit behandelt, wie die andern Mädchen.

Gestern war ich noch Gast; heute Morgen begannen meine verschiedenen Verpflichtungen, doch nicht mit Zimmerausfegen, wie ich fürchtete. Ich hatte kaum meine Toilette beendet, als eines der Stubenmädchen erschien, mit Schaufel und Besen in der Hand. Nun erwartete ich, sie würde mir dieselben mit einem Knix überreichen und in Fräulein Steins Namen die Anleitung zum Fegen geben; statt dessen fragte sie, ob Fräulein erlaube, daß sie aufräume. Natürlich erlaubte ich und begab mich in das Speisezimmer. Ich war die letzte, denn ich hatte einige Zeit dadurch verloren, die passenden Schleifen zu meinem neuen Morgenrock zu suchen. Wie schnell legte mir Annette das stets zurecht! Auch eine der schrecklichen Plagen, mich jetzt allein zu bedienen!

Von meinem ersten Debüt in der Küche erzähle ich das nächste Mal; ich bin heute von der ungewohnten Lebensweise so ermüdet, daß meine Augen schon zufallen. Wie ich das alles ertragen soll, weiß ich nicht! Vier Monate und eine Woche lang, und davon ist erst ein Tag verstrichen!

Lebe wohl! Vergiß in Deinen glücklichen Tagen meiner nicht!

Zweiter Brief.

Tausend Dank für Deine lieben Zeilen! Du gutes Herz, wie treu berichtest Du von Deinem reichen Leben. Die Zeit, welche Du Deinen Vergnügungen entzogen, um an mich zu schreiben, hat einer armen Verbannten eine frohe Stunde bereitet. Denke nur, als ich Deinen Brief erhielt, konnte ich ihn nicht einmal in Empfang nehmen, denn meine Hände steckten in einem derben Teig; man hatte mir das wichtige Amt anvertraut, den erschöpften Nudelvorrat zu ergänzen. Ich ließ den Brief auf mein Zimmer tragen und arbeitete mit stillem Grimm weiter. Wenn die Güte der Nudeln vom Kneten des Teiges abhängt, so müssen die meinen vortrefflich geraten sein, denn ich knetete und knetete und dachte dabei an Dich, bis mich endlich ein leises Kichern aus meiner Träumerei weckte und ich noch ein Wort wie „Knetmaschine“ auffing. Ich glaube, es war Ernas Stimme, und traue auch diesem vorlauten Wesen am meisten eine Unart zu. Noch eine ganze Stunde dauerte meine Arbeit, dann hatte ich sechs Holzbrettchen mit fein geschnittenen Nudeln belegt; ich trug sie in die

Vorratskammer und hatte beinahe ein Gefühl der Befriedigung, als ich auf meine vollendete Arbeit blickte; doch — da dachte ich Deines Briefes, und im Ärger über Nudeln und alle Tyrannei der Welt schob ich das Brett so heftig auf den Tisch, daß es darüber hinausfuhr und zur Erde fiel.

Wie mußte ich nun diesen Augenblick der Aufregung büßen! Ernste, vorwurfsvolle Blicke von Fräulein Stein, unangenehmes Lächeln der jungen Mädchen und mein Bewußtsein, daß sich dieses Ungeschick wenig mit der Würde einer Dame verträgt. Das Schlimmste dabei war aber, daß mir durch das Wegräumen der verunglückten Nudeln nur noch so viel Zeit blieb, meine Hände zu säubern, um Punkt sechs Uhr zum Spaziergang „anzutreten". Wir müssen denselben im regelrechten Pensionsstil gemeinsam und täglich zur selben Zeit machen. Ich steckte den Brief noch schnell in meine Tasche und befühlte ihn von Zeit zu Zeit; schon sein Knistern beglückte mich. Wir gingen durch den Wald bis zu einem kleinen See, wo die Mädchen mit vielem Lärm die Fische fütterten. Ich setzte mich auf eine Rasenbank und blickte über mich in die knorrigen Äste der Eiche; in dieser Gesellschaft mochte ich Deine Mitteilungen noch nicht lesen.

„Haben Sie schlimme Nachrichten erhalten?" fragte plötzlich Margaretens feine Stimme neben mir. Das kleine Wesen sah mich dabei mit ihren großen Augen so teilnehmend an, daß ich meinen Ärger vergaß und sie bat, sich neben mich zu setzen. Ich erzählte ihr, daß der Brief von meiner Freundin sei und ich denselben noch nicht gelesen habe.

„Noch nicht gelesen!" rief Erna verwundert herüber, und ihr Gesicht sah vor Erstaunen so versteinert aus, daß ich glaubte, es würde sich nie mehr zu einem Lächeln verziehen können.

Auf die herzerquickenden Spaziergänge folgt stets ein magenstärkendes Abendbrot und dann endlich, endlich Freiheit! Wir dürfen über den Rest des Tages nach Belieben verfügen; ich eilte, wie gewöhnlich, auf mein Zimmer; nun durften meine Gedanken ungestört bei Dir verweilen. Wie klopfte mein Herz, als ich den Brief öffnete; der Poststempel Wien hatte wieder alle Reisesehnsucht in mir erweckt. Gedenkst Du noch der gemütlichen Stunden, in denen wir Reisen auf der Landkarte unternahmen? Wie oft malten wir uns die Herrlichkeiten der lieben alten Kaiserstadt aus, Du Glückliche, acht Tage lang konntest Du dieselben genießen! Den lieben Prater hast Du in seinem herrlichsten Frühlingsschmuck gesehen. Meine Vorliebe für schöne Gebäude kennst Du; wie ergreifend muß der Anblick des herrlichen Stephansdomes wirken!

Du findest begreiflich, daß die Wiener ein leichtlebiges, lustiges Völkchen sind, da Dir schon in den wenigen Tagen das Herz weit aufging beim Anblick all des Schönen und Prächtigen. Mir wurde nach dem Lesen so eng und bedrückt ums Herz, daß ich mich einiger Thränen nicht erwehren konnte. Es dunkelte schon; ich ließ aber die Lampe unangezündet und blieb auf meinem Sessel am offenen Fenster sitzen; die Dunkelheit that mir wohl. Da plötzlich drangen durch die Stille ein paar volle Akkorde; der Flügel steht in einem kleinen Saal unter meinem Zimmer; ich hatte ihn noch nie spielen hören, und war ganz erstaunt, wie gut er klang. Nach einem kurzen Vorspiel begann die Begleitung zum „Wanderer", und eine prächtige Altstimme setzte ein: „Ich komme vom Gebirge her." Vielleicht war meine erregte Stimmung daran schuld, daß das Lied einen so tiefen Eindruck auf mich machte, denn mir kam es vor, als hätte ich es noch nie mit so viel Gefühl singen hören.

„Dort, wo Du nicht bist, dort ist das Glück," tönte es zu mir herauf; ich konnte mich nicht länger halten und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Wie lange es gedauert, weiß ich nicht; das Weinen hatte mich betäubt. Als ich wieder zum klaren Bewußtsein gelangte, merkte ich, daß der Gesang geendet, und hörte ein leises Rascheln neben mir. Ich blickte auf. Margarete kniete an meiner Seite; der Mond war aufgegangen und schien gerade in ihr blasses Gesicht.

„Fräulein Else, sind Sie krank?" fragte sie leise. Ich schüttelte den Kopf. „Haben Sie doch schlimme Nachrichten erhalten?" fragte sie von neuem und streckte mir ihre Hand entgegen. Ich erfaßte dieselbe und verneinte. Darauf erzählte sie mir, wie das Stubenmädchen erschreckt aus meinem Zimmer gekommen und Fräulein Stein melden wollte, daß ich krank sei. Margarete hatte ihr den Gang abgenommen und erst noch einmal nach mir sehen wollen. Ich war dem kleinen, zartfühlenden Wesen sehr dankbar und zog sie näher an mich; Fräulein Steins forschende Augen hätten mich gefoltert. Es gelang mir bald, Margaretens Unruhe zu beseitigen, und fragte nach der Sängerin.

„Das ist Lene," meinte Margarete; „sie singt sonst täglich, aber seit Ihrer Ankunft unterließ sie es; sie hielt auch die andern vom Spielen ab, denn sie meinte, da Sie noch immer die Einsamkeit aufsuchen, würde Ihnen auch unsere Musik unangenehm sein." Ich fühlte, wie ich errötete. „Gestern hatten wir Besuch," erzählte Margarete weiter, „und da wurde wieder musiciert."

Also auch Besuche verirren sich hierher. Welcher Art dieselben sind, wollte ich nicht mehr fragen, denn ich war todmüde und wollte auch die gute Margarete nicht länger von ihrer Ruhe zurückhalten. Ihre Teilnahme hatte mir unendlich wohlgethan; ich umarmte sie und dankte ihr herzlich.

„Werden Sie morgen nicht mehr traurig sein?“ fragte sie. Ich versprach es, dann schlüpfte sie zum Zimmer hinaus.

Am andern Morgen erwachte ich mit Kopfweh und meine Augen waren rot geschwollen; ich badete sie lange in kaltem Wasser, glaube aber, daß sie noch Spuren der vergossenen Thränen trugen, als ich in das Frühstückszimmer trat. Die ersten Augenblicke waren mir peinlich, statt der gewöhnlichen Heiterkeit herrschte tiefes Schweigen, bis Fräulein Stein verschiedene Fragen an die jungen Mädchen richtete; trotz dessen kam keine Unterhaltung in den Gang. Ich beherrschte mich, so gut es ging, und fing an, mit Margarete über einige gleichgültige Dinge zu sprechen. Nun war die allgemeine Spannung gewichen, und bald umschwirrten mich die verschiedenen Stimmen. Lene saß neben mir, und da ich mich sicher genug fühlte, sprach ich mit ihr über den gestrigen Gesang. Ihre Augen strahlten einen Augenblick; sie sagte mir, welche Freude ihr der Gesang bereite, und fragte, ob ich nicht auch an den musikalischen Unterhaltungen teilnehmen wollte. Ich sagte zu; ob ich es bereuen werde, weiß ich nicht.

Das Frühstück war beendet und niemand hatte etwas über mein Aussehen gesagt; auch Fräulein Stein nicht; sie sandte Lene, Margarete und mich nach dem Gemüsegarten, um Stachelbeeren zu pflücken, die nachmittags eingekocht werden sollten; die andern erhielten Beschäftigung in der Küche. Es vergingen ein paar angenehme Stunden, die frische Luft that mir wohl, und es ließ sich auch mit Lene und Margarete ganz vortrefflich plaudern. Wir erzählten uns viel aus der Schulzeit und von unserem Daheim.

Lene ist das einzige Kind ihrer Eltern; der Vater ist Professor und die Mutter seit vielen Jahren sehr leidend. Die Ärzte haben ihr die größte Schonung geraten, und da eine Tante, die bis jetzt den Haushalt führte, sich verheiratet, so soll Lene in kurzem denselben übernehmen. Sie hat täglich mehrere Stunden der Pflege ihrer Mutter gewidmet, daher kommt es wohl, daß sie ernster und stiller ist, als man von ihren Jahren erwartet.

Margarete hat viele Geschwister; da sie sehr schwächlich ist, hat ihr der Arzt den ferneren Schulbesuch verboten; sie hat trotz ihrer zwölf Jahre schon die erste Klasse besucht und soll sich jetzt hauptsächlich Kenntnisse für

die Häuslichkeit aneignen, nimmt aber auch noch bei Fräulein Stein Stunden in Sprachen und Musik.

Ich wunderte mich darüber und hörte nun zu meinem Erstaunen, daß Fräulein Steins Vater ein sehr reicher Bankier war, der plötzlich sein Vermögen verloren; seine Tochter machte erst das Examen als Erzieherin und gründete später die Anstalt in Lichterheide.

Wie wunderbar sind die Verhältnisse im Leben! Diese drei Personen erscheinen mir jetzt in ganz neuem Lichte und werden mich den Aufenthalt hier ziemlich erträglich finden lassen. Am glücklichsten macht mich aber der Gedanke, daß von meiner Verbannungszeit schon zwei Wochen vorüber sind!

Dritter Brief.

Wie schnell ist die Zeit vergangen! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Dich je würde so lange auf Nachricht warten lassen. Und doch erscheint es mir wieder eine Ewigkeit, seit ich den letzten Brief an Dich sandte; wie vieles hat sich seither in meinem Leben geändert.

Nie wieder will ich Menschen beurteilen, ehe ich sie näher kennen gelernt. Du hoffst, daß Lene und Margarete mir liebe Freundinnen werden! Sie sind es bereits; ich habe sie von Herzen lieb; doch darfst Du deshalb nicht eifersüchtig sein, denn meine einzige wahre Haupt- und Herzensfreundin bist Du für alle Zeit!

Daß Dich meine Briefe beunruhigt, thut mir herzlich leid; wie standhaft wollte ich meine Verbannung tragen, und wie wenig heldenmütig habe ich mich gezeigt. Ich kann Dir aber heute den Trost geben, daß ich mich jetzt hier ziemlich wohl fühle, und wenn Du in den nächsten Briefen keine Klagen findest, so denke nicht, daß ich mich deren schäme, sondern daß ich wirklich keine Veranlassung dazu habe. Das streng geregelte Leben, welches ich jetzt führe, ist im Grunde genommen gar nicht so unerträglich; ich sehe erst jetzt ein, wie ausgiebig die Zeit eines Tages dadurch werden kann.

Die Vormittagsstunden sind zum größten Teil den Haushaltungsarbeiten gewidmet; an den Nachmittagen bleibt viel freie Zeit für geistige Genüsse. Ich spiele mit Lene oft vierhändig, und wir haben auf Fräulein Steins Wunsch bestimmte Stunden festgesetzt, in denen wir größere Meisterwerke eifrig üben; spielen wir sie ganz glatt und sicher, so werden sie den Hausgenossen vorgetragen. Welch tiefes Verständnis für Musik besitzt Lene, und wie viel kann ich noch von ihr lernen; das gemeinsame Vertiefen in

ein Werk macht mir wahrhaftes Vergnügen. Sonnabend haben wir den ganzen Nachmittag zur freien Verfügung; ich glaube, damit die Hausmädchen die Küchenregionen in Ordnung bringen und noch Vorbereitungen für den Sonntag treffen können.

Es war am letzten Sonnabend nachmittags, als ich Deinen Brief erhielt. Einige von uns saßen in der Veranda mit Lesen oder einer andern Arbeit beschäftigt. Erna spielte im Musikzimmer brillant Etüden; plötzlich brach sie mit einigen Akkorden ab und stürzte bald darauf an uns vorüber. Ehe ich noch wußte, was das bedeuten sollte, war auch Margarete ihr nachgeeilt, und bald bestürmten beide mit ihren hastigen Fragen einen Briefträger, der eben in den Garten einbog. Margarete kam mit einem zierlichen Brief zurück, den sie schon unterwegs aufbrach, und Erna war mit einem umfangreichen Schreiben verschwunden. Nicht lange, so kam sie wieder zum Vorschein; ein riesiges Klettenblatt in der Hand, den Brief darauf gelegt, kam sie mit feierlichen Schritten auf uns zu. Es zuckte in meinen Füßen, ihr entgegen zu laufen; ich wollte mich aber nicht ungeduldig und neugierig zeigen. Klara errötete leicht und erhob sich, aber Erna machte gegen sie eine verneinende Bewegung und überreichte mir mit tiefem Knix den Brief. Ich dankte halb ärgerlich, halb belustigt, und war bald darauf so in das Lesen vertieft, daß ich nicht mehr Ernas elegante Übungen hörte.

Schloß Weißstein, dort weilst Du also für einige Zeit. Wie freute ich mich über die beiden Ansichten; ich suchte bald das Fenster Deines Eckzimmers auf. Das Schloß nimmt sich auf dem einen Bilde ganz stattlich aus; auch der Berg, welcher es trägt, muß ziemlich hoch sein; doch wie verschwindend klein erscheint es auf dem andern Bilde, mit den tiroler Bergriesen im Hintergrunde. Ich schaute so lange auf die Bilder, bis sie vor meinen Augen Leben erhielten, und ich wartete nur, ob ich Dich nicht als Burgfräulein auf den Zinnen des Schlosses oder auf dem steilen Pfade erblicken würde, welcher herunter in das Städtchen führt.

Die Aufforderung zum Abendessen weckte mich aus meinen Träumen. Wir speisten in der Veranda und blieben auch nach der Mahlzeit noch lange Zeit sitzen; es war herrlicher Mondschein und die würzige Waldesluft wehte zu uns herüber. Ich erzählte viel aus Deinen Briefen. Denke, die einzige von uns, die alle diese Herrlichkeiten schon gesehen, ist Martha, das einfache, unbedeutende Wesen, das scheinbar unbedeutende Wesen, muß ich verbessern, denn ich habe mit Beschämung eingesehen, wie falsch ich sie

in der ersten Zeit beurteilte. — Marthas Vater ist Grubenbesitzer, steinreich und hat schon Reisen durch halb Europa gemacht, wobei ihn einigemal die ganze Familie begleitete. Vor mehreren Jahren hat Martha wochenlang mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in Schloß Weißstein gelebt, während der Vater einige Alpenketten durchwanderte; sie nannte mir sofort den Namen jedes Berges, der auf dem Bilde zu sehen ist; das Aussehen des Schlosses hat sich jedoch verändert, da es damals noch nicht von Touristen besucht wurde und erst später ausgebaut wurde, um Sommergäste beherbergen zu können. Wir ergänzten unsere Erzählungen und baten noch um etwas Frist, als Fräulein Stein zum Aufbruch ermahnte.

Seit diesem Tage plaudere ich mit Martha oft über ihre Reise-Erlebnisse, und bin erstaunt, wie hübsch und interessant ihr Gesicht aussieht, wenn es beim Sprechen belebt wird. Und wie angenehm versteht sie zu erzählen!

Dabei muß ich Dir auch eine Hausregel mitteilen, die mir anfangs sehr pedantisch vorkam. Fräulein Stein duldet nie längere und eingehende Unterhaltungen beim Kochen; wir sprechen wohl, doch stets nur wenig und von gleichgültigen Dingen. Ich kann Dir nicht sagen, wie grausam mir dieses Gebot erschien; doch seitdem bei der Übertretung desselben Erna einmal Salz statt Zucker in eine Mehlspeise rührte, Lene die geschälten Kartoffeln statt der Schalen in den Korb für Abfälle warf und ich ein Kotelett anbrennen ließ, seitdem sehe ich ein, wie nützlich es ist, dasselbe zu befolgen. „Kochen ist eine Arbeit, die unsere ungeteilten Gedanken beansprucht," sagte uns Fräulein Stein.

Bei den Spaziergängen sprechen wir jetzt oft französisch oder englisch; in beiden Sprachen ist Martha Meisterin. Sie lebte die letzten Monate, ehe sie nach Lichterheide kam, in Südfrankreich und hat eine besonders weiche und elegante Aussprache; auch Italienisch ist ihr ziemlich geläufig; doch staune: selbst Spanisch treibt sie, — das kam mir selber ganz spanisch vor. Sie hat mit ihrem Bruder in den Pyrenäen die Studien begonnen und will sie auch später wieder fortsetzen.

Vor einigen Tagen hatten wir ein wunderhübsches Fest; Klaras Geburtstag wurde gefeiert, und daß diese Feier so großartig ausfiel, sollte wohl ihrer Würde als Braut gelten. Ich hatte schon in der ersten Zeit gehört, daß Klara verlobt ist, und weil sie dadurch für mich einigen Reiz gewann und auch wirklich als Dame auftritt, hätte ich mich ihr gern genähert, doch schien sie diese Bevorzugung gar nicht zu bemerken und war

gleichmäßig kühl gegen mich. Das ärgerte mich; besonders als ich sah, wie vertraut sie mit dieser kindischen Erna ist; ich kann gar nicht begreifen, wie zwei so verschiedene Naturen aneinander hängen können.

Das veranlaßte mich auch anfangs, die Einladung nicht anzunehmen; ich wäre aber nur albern erschienen, und ich muß es Dir nur gestehen, daß ich mich im geheimen sehr freute. Ein Fest im Walde sollte es werden, und das hatte ich noch nie mitgemacht.

Das Gut von Klaras Eltern ist ganz nahe, und der kleine Waldsee, wohin wir oft wandern, liegt noch auf seinem Gebiet. Das Geburtstagskind wurde am Abend vor dem Fest von seiner Mama nach Hause geholt; für uns andern sollten am nächsten Nachmittage einige Wagen geschickt werden. Wir standen früher auf, und nun ging es an die verschiedenen Vorbereitungen. Ich hatte für Klara ein schönes Bouquet bestellt, das im Laufe des Vormittags eintreffen sollte, half aber den andern feine Kränze und Sträuße winden, die sie zur Ausschmückung ihrer kleinen Geschenke brauchten. Ich wunderte mich, daß sie diese Arbeit nicht unserm Gärtner überließen, der ja ganz geschickt darin ist.

„Selbstgewundene oder vom Gärtner gewundene Kränze sind zwei ganz verschiedene Dinge!" erklärte Erna, und ich verstand was sie meinte, als ich die zierlichen Gewinde unter ihren flinken Fingern entstehen sah. Ich stand an ihrer Seite und reichte ihr Blumen; sie nickte oft vergnügt, wenn ich schon nach der Sorte griff, die sie gerade brauchte. Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich über Ernas Beifallsbezeigungen freuen würde.

Noch vor Tisch legte ich alles für meine Toilette zurecht; ich wollte mich zwar durch Eleganz, aber nicht wieder durch Unpünktlichkeit auszeichnen. Ein ganz reizender Anzug war es, zart blau, mit langer Schleppe und reich mit weißen Spitzen garniert. Ich mußte selbst gestehen, daß meine Gefährtinnen in ihren einfachen, kurzen Kleidern neben mir sehr in den Hintergrund traten und war vollständig befriedigt, besonders da auch das Bouquet ganz kostbar gewunden war.

Die Fahrt dauerte nicht lange, und wir wurden von Klara und den Ihrigen aufs herzlichste begrüßt. Unter den zahlreichen Gästen fand ich auch Bekannte, Pastors aus Lichterheide und zwei Brüder von Klara; ich hatte dieselben zwar erst einigemal gesehen; sie kamen mir aber in dem Gewirr von fremden Gestalten wirklich wie alte Bekannte vor. Der reiche Geburtstagstisch wurde bewundert, Kaffee getrunken und dann nach dem Walde aufgebrochen. Er liegt dicht hinter dem Park, und so zogen auch

die ältern Damen vor, den kurzen Weg mit uns zu Fuß zu gehen. Wir ordneten uns paarweise und zogen unter Lachen und Scherzen davon. Gut gepflegte Kieswege führten zu einem schattigen Platz; die jungen Mädchen schlüpften aber bald rechts, bald links über das weiche Moos; sie fanden wunderhübsche Blumen und erklärten auch den Weg mit Hindernissen weit interessanter, als unsere geebneten Pfade. Ich wäre gar zu gern mit ihnen gegangen, aber schon nach den ersten Schritten blieben meine Spitzen an einem Strauch hängen, und mein Begleiter hatte Mühe, dieselben los zu bekommen; und wie lästig war mir die Schleppe, die ich beständig tragen mußte.

Auf dem Platz waren zwei Zelte errichtet, das eine zum Tanzen, das andere um Erfrischungen einzunehmen; wir wurden mit Musik empfangen, und bald füllte sich das erste Zelt mit tanzenden Paaren. Ich glaube nicht, daß es sich auf irgend einem Balle besser tanzen ließe, als damals in dem köstlichen frischen Walde; nur Deine Gegenwart hätte meine Freude noch erhöhen können. Keines von uns fühlte Müdigkeit; wir wurden aber zu einer Ruhepause ermahnt.

Am Rande des Platzes waren Rasenplätze angelegt, über welche die Diener Decken breiteten; dort nahm die Jugend Platz, und die verschiedenen Erfrischungen, welche herumgereicht wurden, fanden starken Zuspruch; man flüsterte auch heimlich von einer bevorstehenden Überraschung, aber niemand konnte sagen, worin dieselbe bestehen würde.

Es dämmerte bereits, da wurden wir zu einer Polonaise aufgefordert. Kurt Welden, Klaras ältester Bruder, führte mit Erna den Zug an; der Weg lief in verschiedenen Biegungen, und die Baumkronen über uns waren so dicht, daß die Dunkelheit auffallend schnell zunahm; da zeigte sich eine Lichtung; im Nu blitzten auch hellstrahlende Lichter auf. Noch ein paar Schritte, da standen wir auf einem freien Platze und vor uns lag unser lieber, alter Waldsee, den ich anfangs in dieser prächtigen Beleuchtung gar nicht erkannte. Selbst die Gestalten der Gäste nahmen in dem magischen Licht etwas Fremdes, Zauberhaftes an. Nicht weit vom Ufer stand auf Pfählen ein allerliebstes Häuschen, dessen Bestimmung wir sofort errieten, als ein Paar Schwäne hinter demselben hervortauchten, welche erst wie in Verwunderung die Hälse nach allen Seiten dehnten und dann in weiten Kreisen im See herumschwammen. An der Thür des Häuschens hielt ein zierlicher Kahn, mit Schilf und Blumen reich geschmückt; das Ruder hielt eine männliche Gestalt, die ich trotz der phantastischen Kleidung und dem

Kopfputz von Schilf sofort erkannte; es war unser Gärtner aus Lichterheide, der sich prächtig auf das Rudern verstehen soll. Aus dem Häuschen trat ein Mädchen, ganz niedlich als Nixenkind herausgeputzt; es stieg in den Kahn und wurde von dem kräftigen Wassergeist an die Landungstreppe geführt. Hier sagte sie der Braut ein Gedicht, in welchem sie im Namen aller Wald- und Wassergeister bat, auch in der Ferne der alten Heimat ein treues Gedenken zu bewahren; dann überreichte sie ein zierliches Korallenkörbchen mit Wasserrosen gefüllt. Der Kahn ist zwar ein Geburtstagsgeschenk für Klara, er soll aber stets den Pensionärinnen von Fräulein Stein zur Verfügung stehen. Welch reizendes Vergnügen haben wir jetzt in Aussicht!

Auf dem Rückwege erhellten Pechfackeln den dunklen Weg und den Platz fanden wir wunderhübsch durch bunte Lampen erleuchtet. Die nächsten Stunden vergingen wie Minuten; es wurde getanzt, gespeist, gesprochen und gesungen. Bei Tisch machte ich eine interessante Entdeckung; mein Nachbar, Klaras Bruder, ist Jurist und hat mit Deinem Bruder zusammen studiert; nun gab es ein eifriges Fragen und Erzählen.

Mit vielem Bedauern machten wir uns um Mitternacht zur Heimfahrt zurecht und besprachen auf derselben noch ohne Aufhören die schönsten Augenblicke des herrlichen Tages. Deine Freundin mußte aber vor dem Schlafengehen noch eine arge Demütigung erleben. Zu Hause erst sah ich, wie derangiert meine kostbare Toilette war und wie vorteilhaft dagegen die einfachen Kleider meiner Gefährtinnen aussahen. Ich will es mir aber für immer merken, daß Vergnügen und Frohsinn nicht vom eleganten Gewande abhängen.

Nun noch ein herzliches Lebewohl mit Gruß und Kuß; ich muß aufhören, meine Augen werden schwer und fallen bald zu.

Vierter Brief.

Gestern erhielt ich Deinen Brief. Während Du in der herrlichen Lagunenstadt weiltest, stand Deine Freundin in der Küche und arbeitete fleißig, um wieder frisches, feines Gebäck in die geleerten Büchsen zu schaffen.

Wie prosaisch Dir auch meine Beschäftigung erscheinen mag, so dachte ich dabei doch ohne Neid an Deine genußreichen Tage, und es machte mir Spaß, bei dem Formen des Gebäcks recht viele S und M anzuwenden. Ernas scharfe Augen bemerkten das sofort und sie machte mir Vorwürfe,

daß ein so „geistreiches Wesen" wie ich nicht mehr Abwechslung zu bringen wüßte, sie würde vor Langweile den ganzen Appetit verlieren. Ich erklärte ihr, unter dem S solle sie sich den Canale grande vorstellen, der ja diese Gestalt besitzt und welchen Du wahrscheinlich heut in einer zierlichen Gondel durchschifffst; bei dem M möge sie aber stets meiner teuren Freundin Marie gedenken, von deren schöner Reise ich ihr schon so viel erzählt. Nun war Erna zufrieden.

Du erwähnst, wie leicht mir jetzt ums Herz sein müsse, da ein Drittel meiner „Verbannungszeit" bereits verstrichen ist. O bitte, erwähne dieses unbesonnene Wort nie mehr; wenn ich daran denke, erfüllt mich bittere Scham; wie thöricht und kindisch war mein Benehmen in den ersten Tagen meines Hierseins, und wie dankbar bin ich meinem guten Onkel, daß er durch Festigkeit meine Unart bezwungen. Seitdem ich ihm in einem Briefe ein treues Bekenntnis meiner Schuld abgelegt, fühle ich mich recht erleichtert. Ich sehe jetzt, welch heilsamen Einfluß die häuslichen Beschäftigungen auf unser Gemüt ausüben und wie segensreich wir wirken können, wenn wir treu die Pflichten des Haushalts erfüllen.

Unser Leben fließt hier scheinbar so ruhig und gleichmäßig dahin, und doch bietet es in seinen kleinen Ereignissen eine so erfrischende Abwechslung, daß zu meinem Erstaunen unsere Briefpause sechs Wochen gedauert. Von Klaras Geburtstag erzählte ich Dir im letzten Schreiben; das hübsche Fest wurde noch tagelang von uns besprochen, und es hat sich auch seit der Zeit ein herzlicher Verkehr zwischen den Gefährtinnen und mir ausgebildet; der Versuch, mein taktloses Betragen der ersten Tage wieder gut zu machen, wurde mir durch ihr freundliches Entgegenkommen sehr erleichtert. Zu meinem Bedauern kehrte Klara nicht mehr in unsere Anstalt zurück; ihre Hochzeit findet früher statt, als anfangs bestimmt war, und so soll sie die letzten Wochen im elterlichen Hause verleben; sie besucht uns häufig und wir sind schon ganz gute Freundinnen geworden.

Vorgestern hatten wir eine hübsche Gesellschaft; Fräulein Stein gibt dergleichen zuweilen, weniger zu unserer Unterhaltung, als zu unserer Belehrung; und dank dieser weisen Einrichtung verstehe ich erst, wie viel Umsicht und Aufmerksamkeit dazu gehört, daß die Vorbereitungen richtig getroffen werden und ein Fest ohne Störung verläuft. Diesmal war die Reihe an mir, die Einrichtungen zu leiten, und wenn ich auch mit so viel Ruhe und Anstand wie möglich meine verschiedenen Pflichten zu erfüllen suchte, so fühlte ich

doch eine unangenehme Beklemmung bei dem Gedanken, ob auch alles gut ausfallen würde. Ich habe nie geglaubt, wie viel Nachdenken und Berechnung solch scheinbar unbedeutende Beschäftigung erfordert. Du bist zwar die einzige, der ich dieses Geständnis gemacht, aber eine meiner Gefährtinnen hat mir diese Gedanken doch von der Stirn gelesen, Erna natürlich. Ich hatte eben überzählt, wie viel kleine und große Teller ich herausgeben müsse, als sie auf mich zutrat und mir mit ihren vielsagenden Gesten deklamierte: „Ich kenne das, ganz wie bei einem Examen vor einer zahlreichen, hochedlen Verwandtschaft! — Des Lebens Qual, will sie nie enden? Das Unheil nie sich von mir wenden?“ sang sie nach eigener Melodie und schritt dabei mit Würde aus dem Zimmer.

Meine Mühe und mein guter Wille sind reichlich durch das hübsche kleine Fest belohnt worden. Denke nur, als erster Gast erschien mein lieber, guter Onkel; wie nett von Fräulein Stein, mir diese reizende Überraschung zu bereiten. Onkel umarmte mich wiederholt und freute sich über mein frisches Aussehen, und ich fühlte bei allen seinen Äußerungen noch die geheime Freude über meine „Besserung“ heraus. Wie zart und schonend er ist; nicht einen einzigen Vorwurf über mein früheres Betragen durfte ich hören. Stolz und Beschämung kämpften in mir. Wie glücklich macht es mich, daß ich dem besten aller Onkels die reiche Liebe, welche er stets dem verwaisten Kinde erwiesen, nun bald nach Kräften vergelten kann; ich will alle Sorgfalt daran wenden, um ihm seine Häuslichkeit zu einem kleinen Paradiese zu gestalten! Vielleicht lächelst Du über meine guten Vorsätze, Du wirst aber jetzt sehen, was Deine Else leisten kann, wenn sie ernstlich *will*.

Ich weiß nicht, ob meine glückliche Stimmung die Ursache war, aber mir erschien es, als ob ich noch nie solch angenehmes Fest erlebt; nur eines hätte dessen Freude noch erhöhen können: wenn ich Dich, meine herzige Marie, an meiner Seite gehabt. Es wurde auch musiciert. Kurt Welden sang mit Lene einige Duetten; er besitzt eine volle Stimme und singt mit wunderbarem Ausdruck. Ich begleitete die beiden; Erna saß an einem Blumentisch halb versteckt und regungslos während des Vortrags; ich hätte dem lustigen Wildfang gar nicht so viel Gefühl für Musik zugetraut; ja ich bemerkte sogar, daß sie am Schlusse des Mendelssohnschen „Heide-Duetts“ mit der Hand hastig über die Augen fuhr. Lene und Deine Freundin trugen auch etwas von Schubert und Brahms vor; ich wählte Deinen Liebling aus den ungarischen Tänzen.

Eben wurde ich zu einer wichtigen häuslichen Beratung gerufen; und wenn der Brief auch kurz ist, so will ich ihn doch absenden, damit Du nicht länger ohne Nachricht bleibst.

Fünfter Brief.

Nur wenige Zeilen als Abschiedsgruß von Lichterheide. Noch zwei Wochen und ich bin wieder in meinem trauten Heim. Doch in die Aussicht auf das Wiedersehen mischt sich auch tiefe Wehmut bei dem Gedanken an den Abschied von hier; eines nur erleichtert mir denselben: die Hoffnung, daß ich auch ferner in regem Verkehr mit meinen neuen Freunden bleiben kann. Und wie freue ich mich darauf, sie alle mit meiner teuren Marie bekannt zu machen.

Du darfst wirklich nicht fürchten, wie Du im letzten Brief erwähnst, daß ich jetzt vor lauter Häuslichkeit nicht mehr dem freundschaftlichen Verkehr zugänglich sein werde. Bei richtiger Zeiteinteilung und gehöriger Umsicht kann man einen Haushalt sorgfältig leiten und doch viel, viel Zeit für seine Freunde übrig behalten. Dieses Verständnis verdanke ich allein Fräulein Stein.

Alles, was ich in letzter Zeit erlebt, Klaras Hochzeit, ein Gartenfest bei uns, welches sogar unser Gärtner durch einige gute Einfälle verschönerte, das alles will ich Dir mündlich mitteilen. O, wie sehr freue ich mich auf unser Wiedersehen!

Lene reist mit mir zu gleicher Zeit ab, und wir wollen beide wetteifern, so musterhaft wie möglich zu wirtschaften.

Die blonde Anna hat schon vor acht Tagen ihre Heimreise angetreten; Margarete bleibt noch für längere Zeit hier, da ihr der Landaufenthalt gut bekommt und für eine allseitige Ausbildung reichlich gesorgt ist. Das kleine Ding jammert sehr, uns zu verlieren.

Es sind schon mehrere neue Pensionärinnen angemeldet worden; Fräulein Stein nimmt dieselben aber erst in drei Wochen auf. Wir alle sind ihr für diese zarte Rücksicht sehr dankbar, denn unser letztes gemütliches Zusammenleben würde durch diese neuen Elemente sehr gestört.

Marthas Eltern machen eine längere Reise nach England und Schottland, kommen im Spätherbst nach Frankreich und kehren von dort auf einen ihrer Landsitze zurück. Bis dahin bleibt Martha bei Fräulein Stein.

Wie wunderbar sind die Fügungen des Schicksals und wie gnädig hat

Gott das meine gelenkt! Habe ich auch als Waise nie die zärtliche Sorgfalt der Eltern gekannt, so bin ich doch so reich durch unverdiente Liebe und Freundschaft entschädigt worden, daß ich nie mehr über mein Schicksal murren will. Mir ist so wohl und frei ums Herz wie nie zuvor; ich glaube, so muß allen Menschen zu Mute sein, die einen rechten Weg gefunden haben.

Dieses Bekenntnis soll den Schluß meiner Briefe bilden, und mit freudigem Herzen ruft Dir zu: „Auf Wiedersehen!"

Deine Else.

Der Sohn des Abendsterns.

Eine Indianersage aus der Gegend der großen Seen.

Von

L. Kuhls.

Folgende kleine Sage erzähle ich zur Lehr' und Warnung denjenigen meiner jungen Leserinnen, welche einen Hang haben über andere zu spotten.

In längst verschollenen Tagen, in Zeiten, welche dem Anfang der Dinge näher lagen, als der Himmel noch nicht so hoch war und die Götter vertrauter mit den Menschen umgingen, — lebte im Nordlande ein Jäger mit zehn jungen schmucken Töchtern, die groß und schlank wie Weidenruten gewachsen waren. Owenee, die jüngste von ihnen, war von allen die schönste; doch sie war ein ganz eigenes, launenhaftes, stilles, träumerisches Mädchen. Ihre neun Schwestern vermählten sich mit tapfern, stolzen Kriegern; Owenee aber lächelte nur über ihre jungen, schmucken Freier und nahm zum Manne den armen, alten, häßlichen Osseo, der, vor Alter schwach, immer hustete wie ein Eichhorn.

Aber sein Geist und seine Seele waren von hoher Schönheit. Wie alt und gebrechlich er auch aussah: in seiner Brust trug er doch das Feuer eines Jünglings, was sich auch im Glanz seiner Sprache offenbarte, denn er stammte vom Abendstern, dem schönen, hellen Stern der Liebe. Sein Wesen war ein geheimnisvolles; aber das war es gerade, was Owenee anzog, die den Geistesreichtum des alten Mannes allein zu schätzen wußte.

Wenn nun die verschmähten Freier, welche schmucke Leute waren und mit Wampumgürteln, schönen Federn und bunter Bemalung prangten, — wenn diese über sie spotteten, so gab sie zur Antwort: „Euer Lachen kümmert mich wenig, und nichts frag' ich nach eurer bunten Bemalung, nach euren Gürteln und Federn. Ich bin glücklich mit Osseo."

Einstmals waren alle zehn Schwestern mit ihren Gatten zu einem Gastmahl geladen. Rüstig schritten die neun Paare dahin und schwatzten lustig; aber das zehnte Paar ging schweigend an der Seite, denn die treue Owenee hatte große Mühe, den kranken Osseo nachzuziehen. Dieser schaute eifrig nach dem westlichen Himmel, nach dem Gezitter des freundlichen Abendsterns, und still hörte man ihn murmeln: „O mein Vater, hab' Erbarmen!"

„Hört ihn," sprach die älteste Schwester, „wie er zu seinem Vater fleht! Ach schade, daß der Alte nicht auf seinem Wege fällt und den Hals bricht!" — Und ein ungezogenes Lachen aller andern tönte durch den Urwald.

Dicht an ihrem Wege im Walde lag der Stamm einer großen Eiche, die der Sturm entwurzelt hatte, und der, halb in Laub und Moos vergraben, innen schon hohl und bröcklich war. Bei dessen Anblick stieß Osseo plötzlich einen lauten Schrei der Angst und Qual aus und sprang in die offene Höhlung. Aber, o Wunder! Ein kraftloser, runzeliger, häßlicher Alter war hineingestiegen, und am andern Ende trat heraus ein schmucker Jüngling, groß und gerade und schön und kräftig.

Osseo war nun verwandelt, jung und schön. Aber o wehe! Die treue und schöne Owenee war auch wunderbar verwandelt; sie war ein altes, runzeliges, häßliches Weib geworden, das kraftlos an einem Stock vorwärts humpelte. Da lachten die andern Schwestern mit ihren Gatten wieder unmäßig und in ungezogenster Weise, daß der Wald davon widerhallte.

Osseo aber trat zu ihr, faßte sie bei der welken Hand, die einem Eichenblatt im Winter glich, sprach viel zarte Worte zu ihr und gab ihr die lieblichsten Namen. So kamen sie zu dem Festhause und setzten sich nieder im Wigwam.

Alle waren nun glücklich beim Festmahl, aber Osseo saß da wie im Traum; er rührte nicht Speise und Trank an, sprach kein Wort und hörte auch nicht was die andern sprachen, sondern saß da wie einer in Verzückung. Finster und wie träumend blickte er nur auf Owenee und dann nach dem Rot des Abendhimmels.

Da nun hörte man ein Flüstern aus der sternigen Ferne, aus der unermessenen Leere kommen, und leise, wohllautend und zärtlich sprach eine Stimme: „Osseo, mein Sohn, mein Vielgeliebter! Der Spruch, der dich band, der Zaubersegen, ist gebrochen. Steige nun auf und komme zu mir, mein Osseo! — Iß von der Speise vor dir, sie ist wunderbar verzaubert, sie wird dich zum Geist verwandeln. Deine Näpfe und Kessel sollen nicht länger Holz und Thon sein, sondern Wampum und Silber werden, sollen purpurfarben glänzen und wie Feuer schimmern und glitzern. Und die Weiber sollen Vögel werden und funkeln wie das Sternenlicht oder wie das Gewölk am Abendhimmel.

Was Osseo wie Flüstern, aber doch als deutliche Worte hörte, schien den andern ein leeres Tönen oder ein Singen ferner Vögel zu sein, etwa ein Lied Wipporwills, der Nachtschwalbe, das einsam in dem fernen düstern Walde tönte.

Darauf begann das Haus zu zittern und gleich darauf mit Macht zu beben, und alle fühlten, wie es sich erhob aus der Finsternis des Waldes in das helle Licht der Sterne. Und schau, die irdenen Kessel wurden Silbernäpfe und die hölzernen Geschirre zu Scharlachschalen; der Dachstuhl des Wigwams glänzte wie polierte Silberstangen und das Dach von Rinde darüber wie die goldenen Flügel der Käfer.

Als darauf Osseo um sich schaute, sah er all die schönen Schwestern mit ihren Männern in Vögel umgewandelt und zwar sehr verschiedenartig. Da gab es Häher, Drosseln, Elstern, Amseln und andere. Sie zwitscherten und hüpften, flatterten umher und spreizten stolz ihr buntes Gefieder. Nur allein Owenee, die jüngste, war geblieben wie vorher, kraftlos, runzelig, alt und häßlich; schweigend saß sie da und schaute trübe auf die andern. Osseo aber blickte aufwärts, und plötzlich stieß er wieder den lauten Angstschrei aus, wie bei der Eiche im Walde.

Da kam Owenee die Jugend und Schönheit wieder. Ihre schmutzigen Lumpen wurden Hermelingewänder und ihr Stab wurde zur blanken Silberfeder.

Wieder erzitterte der Wigwam, flog dahin durch luftige Strömungen, durch Gewölk und weiße Dünste; und endlich sank er, vom Himmelslicht umstrahlt, nieder auf den Abendstern, sanft wie eine Schneeflocke, wie ein Blatt auf einen Strom fällt oder der Distelflaum aufs Wasser.

Mit freundlichen Worten des Willkomms kam Osseos Vater heran; sein Silberauge war strahlend und zärtlich und heiter sein Blick. „Mein

Sohn Osseo," sprach er, „hänge den Käfig, den du mitbringst, mit den lichten Vögeln drinnen an den Thorweg meines Wigwams."

Als der Käfig aufgehängt war, ging der Herrscher des Abendsterns mit seinem Sohn und Owenee hinein. „O mein Osseo," sprach er, „ich habe längst Mitleid mit dir gehabt, konnte dir jedoch früher nicht helfen. Aber nun hab' ich dir deine Jugend und Schönheit zurückgegeben und die Schwestern mit ihren Männern hab' ich in Vögel verwandelt, weil sie dich verspottet haben, als du ein Greis von Ansehen warst, weil sie nur deine Runzeln sahen, aber nicht dein zartes, liebes Herz, noch deine ewige Jugend. Owenee allein hat dein Herz mit Liebe erkannt. — Sieh nun jene Hütte, die auf dem kleinen durch den Abendhimmel schimmernden Stern zur Linken blickt! In derselben wohnt der böse Geist, der Neidhart, der große Zauberer Wabeno, der dich zum Greise verwandelte. Hüte dich vor dessen Strahlen, denn in ihnen sind die Mittel seines Zaubers, die Pfeile seines Unheils."

Und nun lebten sie manches Jahr in Ruhe und Frieden auf dem stillen Abendstern; und die Vögel im Käfig am Thorweg vertrieben sich die Zeit mit Geflatter und Gesang. Mittlerweile hatte Owenee einen Sohn bekommen, der schön wie die Mutter war und mutvoll wie der Vater.

Der Knabe wuchs heran zur Freude der Eltern, und Osseo machte ihm Bogen und Pfeile, öffnete dann den Käfig und ließ die Ohme und Vasen fliegen für das Söhnchen als Ziel.

Die Vögel freuten sich der Freiheit und füllten den Stern mit ihrem Jubelgesang. Der kleine Jäger aber schoß einen Unglückspfeil ab, und todwund stürzte ein buntbeschwingter Vogel herab. — Doch — o Wunder! er sah keinen Vogel vor sich, sondern ein junges, schönes Weib, das den Pfeil in der Brust hatte. Als nun ihr Blut auf den heiligen Abendstern fiel, war der Zauberspruch vernichtet. Der junge Schütze fühlte, daß er, wenn auch von unsichtbarer Hand gehalten, niedersank durch leere Räume, durch Wolken und Nebel, bis er eine grüne Insel erreichte, drüben in der großen Seeflut.

Darauf sah er auch all die Vögel niedersinken, halb flatternd, halb fallend, wie das braune Laub im Herbst; auch das Haus mit den Silberbalken und dem goldenen Käferflügeldach sank langsam hernieder und brachte Osseo und die treue Owenee mit.

Die Vögel erhielten wieder die Gestalt der Menschen, aber nicht die Größe, sondern sie blieben immer kleine Leute, gleich den Zwergen. In

schönen Sommernächten, wenn der Abendstern herabblickt, tanzen sie alle Hand in Hand auf dem flachen Strand an den klippigen Vorgebirgen. An stillen Sommerabenden kann man auch dort noch ihr silberschimmerndes Haus sehen. Der Fischer am Ufer hört oftmals ihre frohen Stimmen und sieht wie das kleine Völkchen im Mondlicht tanzt.

* * *

Ob sie da noch tanzen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die Indianerstämme, die dieses Märchen sich einst in ihren Wigwams erzählten, von den Weißen fortgedrängt, vertrieben und wohl schon ganz ausgestorben sind.

Heide-Anemonen.*

Von

Editha von Kleist.

Wenn ich Euch, liebe Leserinnen, in den folgenden Blättern eine Geschichte, meine eigene Lebensgeschichte, erzähle, so habe ich damit noch einen besonderen Zweck im Auge, nämlich den, meinen lieben blühenden Heidekindern, eben jenen Anemonen, von denen Euch der Titel spricht, eine Art Denkmal oder Ehrenzeichen zu stiften, das sie, wie Ihr später selbst urteilen mögt, wohl um mich verdient haben. Sie sind von allen Blumen diejenigen, welche sich am häufigsten und liebsten mit meinen Erinnerungen verbinden; sie schlingen sich guirlandenartig durch dieselben und führen eine ganze Kette von Erlebnissen mit sich, an fröhliche, selige, aber auch bittere und böse Stunden mahnend.

Hübsch sind sie, das müßt Ihr schon sagen, wenn Ihr sie kennt die zierlichen Blüten, die sich bald einer Glocke, bald einem Stern gleich auf schwankendem Stengel wiegen. Zwischen rotbraunen, zackigen Blättern, die gewöhnlich dicht am Erdboden liegen, entwickelt sich erst die rundliche, wollige Knospe, dann der fünfblätterige Blumenkelch mit dem feinen Bündchen gelber Staubgefäße. Innen weiß, steigert sich die Farbe der Außenseite bei den einzelnen Blumen vom mattesten Rosa oder Violett zu den prächtigsten dunklen Tönen.

* Pulsatilla vernalis Mill. Cetraria islandica.

gez. v. F. Seidel

I A B XXX

Heide = Anemonen.

Das Allerzierlichste und Eigentümlichste aber sind die feinen goldenen Haare, mit denen sie außen, namentlich an den Spitzen, dicht besetzt sind, so daß besonders schöne Exemplare in einen goldigen Schein gehüllt zu sein pflegen.

Keine Blume in Garten und Park, keine Pflanze der späteren Monate hat uns so anzuziehen und zu fesseln vermocht, als diese Erstlinge des Lenzes.

Wenn Ende März und Anfang April die Sonne ihre belebenden und erwärmenden Strahlen über unsere nordische, allmählich erwachende Erde sandte, dann begannen auch unsere Wanderungen zu der braunen, noch tot daliegenden Heide, um zwischen den dürren Stengeln der vorjährigen Erika nach unsern Lieblingen, den Anemonen, zu schauen. Was war's für ein köstlich Ding, die erste gefunden zu haben; fast wie eine Ehrensache wurde das Entdecken derselben angesehen. Der erste Strauß gehörte natürlich Mama, dann kam unsere alte Mademoiselle Martineau an die Reihe, und schließlich schleppten wir ihrer so viel ins Haus, daß unsere Vasen, Töpfchen und Gläser sie kaum zu fassen vermochten.

Fast wie die Heide-Anemonen selbst aber liebten wir den Ort, darauf sie wuchsen. Für fremde Augen war es eben nur eine Heide wie alle andern, meist farblos und öde, hier und da in der Einförmigkeit unterbrochen von moorigen Teichen, um welche welke Binsen und verdorrtes Röhricht des vergangenen Jahres standen. Stellenweise wuchsen die weißen Stämme der Birken bei einander, auch vereinzelte Kieferbäumchen fanden den dürftigen Boden nicht zu schlecht, und Ginsterstauden gab es in Menge.

Was aber andere davon denken mochten — für uns hatte sie immer neuen Reiz, kein Fleckchen war uns unbekannt, kein Baum, kein Strauch, kein Hügel, an den sich nicht eine Geschichte knüpfte; sie war das Lieblingsziel unserer Spaziergänge, der Lieblingsschauplatz unserer Spiele. Ich sehe uns noch, wenn wir durch die grünen Saatfelder wanderten, Hans Jürgen, Henning und ich ein Stückchen voran, Mademoiselle mit der kleinen Asta hinterdrein, die uns kläglich beschwor, nicht eher mit Suchen zu beginnen, bis auch ihre tappelnden Füßchen die Heide erreicht.

Später sind wir auf unsern kleinen, borstigen Ponies hinausgetrabt, um die Fortschritte der Anemonen zu beobachten, oder auch um allerhand Reiterkunststücke auszuführen, zu denen die Heide prächtigen Grund abgab, bald in lustigem Wettritt, bald um einen mehr oder minder breiten Graben zu nehmen, — Papa hielt es für gesund, und wenn Mama die Befürchtung einwarf, wir Mädchen würden aber doch allzu amazonenartig, dann

lachte er nur und meinte, davor sei ihm nicht bange, da das Gegengewicht für Weiblichkeit und gute Sitte doch zu stark von ihr gehalten würde.

Die guten Eltern! Ich glaube fast, daß wenig Kinder eine so fröhliche, reine Kindheit verlebt haben wie wir.

So ritten wir fast täglich aus, kleine Leute noch, denn Asta zählte kaum acht, Henning neun, ich, Anna Luise, zehn und Hans Jürgen zwölf Jahr; jagten manch einem ehrbaren Ackersmann einen Todesschreck ein, wenn wir gleich den Indianern mit verhängtem Zügel an ihm vorbeischossen, und purzelten auch manch liebes Mal vom Pferde, — aber geschadet hat es uns nicht, weder körperlich, noch, glaube ich — moralisch.

Waren Roß und Reiter recht müde vom tollen Getreibe, so ritten wir wohl an den Heidehügel, ließen die Ponies am spärlichen Gras knabbern und warfen uns am Hügel ins Heidekraut, und da erinnere ich mich manch wundervollen Sonnenuntergangs mit Feierabendgeläut und herrlicher Stille um uns her. Oder wir kletterten auf den Gipfel, von dessen einer Seite sich am Abhang ein wunderschöner Eichwald herabzog, und freuten uns an der wirklich schönen Aussicht, die sich mehrere Meilen vor uns erstreckte.

Mitten durch die Heide führte die breite Landstraße, deren durch Bäume bezeichnete Windungen man noch lange verfolgen konnte, bis sie in die Chaussee mündete; vor dem Hügel aber teilte sie sich in zwei Fahrwege, von denen der eine auf die aus dem Grün des Parkes zu uns herüber schauenden Giebel des Elternhauses zu führte, der andere sich um den Hügel herum einem gleichfalls stattlichen Dorf näherte, dessen schloßartiges Herrenhaus keinen kleinen Anteil an der landschaftlichen Scenerie hatte. Herr von Horn, der Besitzer von drüben, galt für sehr reich. Er hatte vor einigen Jahren, aus unbekannter Fremde kommend, das Nachbargut gekauft, das neue Haus erbaut und, wie es hieß, mit dem größten Luxus für seine Frau eingerichtet. Es hieß, wie gesagt, so, denn gesehen hatte es niemand aus unserer Bekanntschaft, da die Neuangekommenen keine Besuche gemacht, also auch keine empfangen hatten, sondern still und zurückgezogen nur für sich lebten.

Da drang plötzlich die Kunde vom Tode der Frau von Horn in die Welt, und hatte man Herrn von Horn bisher selten einmal zu Gesicht bekommen, so vergrub er sich nun völlig in die Einsamkeit, die sein kleiner Sohn, das einzige Kind der Verstorbenen, mit ihm teilen mußte.

Der schönen Frau entsannen wir älteren uns noch, wie wir sie einst

beim Spazierenfahren auf der Landstraße getroffen. Da hatte sie wunderhübsch, aber sehr bleich in ihrem eleganten Wagen gelehnt, und neben ihr hatte ihr kleiner Sohn gesessen, der auch sehr zart und schmächtig ausgesehen und Augen und Haare fast so schwarz gehabt hat, wie sein schöner, schwarzer Sammetkittel. In der Hand aber hielt Frau von Horn damals einen großen Strauß derselben Heide-Anemonen, die wir zu pflücken ausgefahren waren.

Hat nun der Tod für jedes Kind etwas Geheimnisvolles, so wob sich gar bald um die schöne Frau, von der wir wußten, daß sie eine Ausländerin gewesen, um den überaus reichen Mann, von dessen Vergangenheit man gar nichts wußte, und schließlich das ganze todstille, weiße Schloß eine Art Gewebe von Vermutungen und kleinen Märchen, die unserer kindlichen Phantasie viel zu schaffen machten.

Lange noch, nachdem andere Leute von dem Hornschen Thema zu gewöhnlichem Tagesgespräch übergegangen waren, beschäftigten sich unsere Gedanken und Zungen mit „denen von drüben," namentlich mit dem kleinen Jungen, der seine liebe Mutter verloren hatte und nun allein bei dem bösen Vater bleiben mußte, dem wir, weiß der Himmel wie es kam, die schrecklichsten Unthaten beizulegen bereit waren.

Aber auch von uns ward mit der Zeit der uns einst so am Herzen liegenden Zustände von „drüben" nicht mehr gedacht, andere Verhandlungen, wie über den erwarteten Hauslehrer und dergleichen, verdrängten unser früheres Interesse.

Jahre vergingen. Die Brüder sollten das Gymnasium besuchen; für uns ward der Unterricht von Kandidaten und Bonnen nicht mehr zulänglich erachtet und eine Gouvernante engagiert.

Es war ein heller Herbsttag, als wir den Brüdern zu Pferd das Geleite gaben bis in die braune, herbstliche Heide. Hier und da stand noch ein federiger Samenbüschel der verblühten Anemonen. Wir waren sehr tapfer und verbissen nach Kräften das Trennungsweh, das uns allen am Herzen nagte, — es war unser erstes Scheiden voneinander, die wir bisher immer zusammen gewesen. Das Ende der Heide und somit der Erlaubnis der Eltern für Asta und mich war erreicht, noch einmal ein Abschiedsgruß, dann kehrten wir um. Wir ritten auf den Heidehügel, von wo aus wir den Wagen noch lange verfolgen konnten, dann traurig heim mit dem Gedanken, daß nun die schönen Tage von Aranjuez auch für uns vorüber.

Aber sie kamen wieder, die Brüder, und mit ihnen auch die schönen Tage. Ein herrlicher Aprilabend fand uns Schwestern auf der Heide, mitten unter blühenden Anemonen, die wir zu großen Sträußen verarbeiteten, um Hans Jürgen und Henning, die zu den Osterferien heimkehrten, festlich zu begrüßen. Wir saßen beide auf unserm Lug-ins-Land, betrachteten unsere blühenden Schätze und freuten uns über einige besonders schön behaarte oder gezeichnete, während wir eifrigen Ausblick hielten nach der Staubwolke, die uns den Wagen verkünden sollte. Zeigte sich nicht etwas dort in der Biegung des Weges? Gewiß, das waren sie! Jubelnd liefen wir den Abhang hinunter und mit freudigster Ausdauer, obwohl er noch eine ganze Strecke entfernt war, dem schnell sich nähernden Wagen entgegen.

Das war nun helle Freude auf beiden Seiten, als wir uns erreicht hatten; doch sieh, statt der zwei Knaben sprangen uns drei entgegen, von denen der Unbekannte uns als Eberhard von Horn in gebührender Weise vorgestellt wurde.

Daß Henning und Hans Jürgen auf dem Gymnasium mit dem Sohn unseres unbekannten Nachbars zusammengetroffen waren und sich auch außer den Stunden öfters sahen, wußten wir aus ihren Briefen; nun hatten sie, da sie die gleiche Fahrt vor sich hatten, miteinander verabredet, dieselbe zusammen zurückzulegen, und waren auf der Station in unsern Wagen, als den geräumigsten, gestiegen, während der dem Eberhard entgegengeschickte unbenutzt nachfolgte. — Eberhard war ein schlanker, schmächtiger Knabe im Alter von Hans Jürgen. Er hatte noch dieselben dunkeln Augen und Haare, die uns damals an ihm aufgefallen und die mitsamt der bräunlichen Gesichtsfarbe wohl ein Erbteil der ungarischen Mutter waren.

Schien er uns für sein Alter körperlich wenig entwickelt, so machte sich dafür in seinen Mienen ein früh-ernster, nachdenklicher Zug bemerkbar, der sich aus seiner vereinsamten Kindheit und dem gewohnheitsmäßig sich selbst Überlassensein erklären mochte. Er verhielt sich auch jetzt meist schweigsam, während wir um ihn her schwirrten und schwatzten und lachten, aber er schien Vergnügen an unserer munteren Gesellschaft zu finden, denn er fragte, als wir ihm erzählten, daß die Heide unser Spielplatz gewesen und nun in den Ferien wieder werden solle, ob er sich uns dann nicht hier anschließen dürfe, was wir natürlich gern zusagten.

Wie wir es verabredeten, so geschah es; erst fanden wir ihn auf der Heide wieder, dann wurde er bekannter und zutraulicher, kam mit uns nach

Hause und wurde schließlich ein nie fehlendes Glied in unserem Geschwisterkreise. Die Brüder besuchten ihn auf seine Einladung auch zu Hause und lernten nach und nach einsehen, daß der von uns so gefürchtete und viel besprochene Herr von Horn nichts anderes war, als ein ältlicher, von schweren Lebensschicksalen verbitterter Mann, der zwar nicht freundlich und gütig wie Papa mit den Knaben verkehrte, ihnen aber auch nichts zu Leide that, sondern sie vielmehr sich selbst überließ, womit er ihnen jedenfalls den größten Gefallen erwies. Doch lag — meinten die Brüder — über dem ganzen prächtigen Schloß ein Etwas, das laute Fröhlichkeit nicht in ihnen aufkommen ließ.

Daher kam es, daß ihre Zusammenkünfte meist auf unserem Grund und Boden abgehalten wurden, wodurch auch Asta und ich teilnehmen konnten. Eberhard schien ganz damit zufrieden und taute in unserm fröhlichen Familienkreise mehr und mehr auf. Am meisten fühlte er sich zu Mama hingezogen, der er von seiner Mutter erzählte, die er mit einer begeisterten Verehrung schilderte. Wir Geschwister hörten ihn fast nie von ihr reden; nur einmal entsinne ich mich, daß er beim Anemonenpflücken in dem gedämpften Tone, den er immer anzunehmen pflegte, wenn er von etwas Heiligem, Religiösem redete, bemerkte: sie seien die Lieblingsblumen seiner Mutter gewesen. „Sie hat sie als Kind an den Abhängen der Karpathen gefunden und dann nirgends mehr, bis wir hierher kamen und sie sich hier wieder an ihnen hat freuen dürfen."

Da sind wir nun noch einmal so stolz auf unsere Heide-Anemonen geworden, die so selten sein sollten, und wenn es möglich war, sind sie uns um der Verstorbenen willen auch noch lieber geworden. — Was waren es für schöne Tage, die wir jedesmal erlebten, wenn die Ferien anfingen! Jedesmal erwarteten wir die Heimkehrenden in der Heide, zu Ostern mit den obligaten Anemonensträußen, und jedesmal, wenn wir ihnen das Abschiedsgeleit gaben, hatte sich unser Freundschaftsbund mehr gefestigt; ja, Ferien ohne Eberhard wären uns schließlich wohl kaum denkbar gewesen. Wie es früher nur unser Grund und Boden gewesen, den wir zu Fuß oder in fröhlichen Ritten durchstreift, so dehnten wir sie jetzt, da wir älter geworden, auf die ganze Umgegend aus. Wo wir nur etwas Sehenswertes zu finden glaubten, dahin mußten uns unsere Pferde tragen; am liebsten aber kehrten wir auf unsere Heide zurück.

Es bekam uns wohl, dieses Umherstreifen in Wald und Feld, niemand aber so gut wie Eberhard, der das früher Versäumte nachholen zu wollen

schien; er erreichte nicht nur Hans Jürgen in der Größe, sondern war schon daran, ihn auch zu überragen.

Die Zeit verging wie im Traum; es nahte das Osterfest, an dem ich durch meine Konfirmation in die Gemeinde der erwachsenen Gläubigen aufgenommen werden sollte.

Es war Gründonnerstag. In unserer kleinen Dorfkirche hatte ich meinen Glauben öffentlich bekannt und war durch unsern lieben alten Pastor feierlich in den erneuten Bund mit Gott eingesegnet worden. Warm tönten die Worte des ehrwürdigen Mannes in meinem Herzen wieder, und ich dankte es den lieben Eltern so recht von Herzen, daß wir den Tag im engsten Familienkreise begehen durften.

Es war Mitte April, und wir hatten ein so herrliches Frühjahr, wie man sich lange keins erinnern konnte. Bäume und Sträucher prangten im herrlichsten Grün und die Temperatur war so milde wie sonst im Mai.

Gegen Abend ließ ich mir heimlich mein Pferd bringen und stahl mich von den Geschwistern fort, um mich noch einmal in rechter Stille und Sammlung der großen Gnade zu freuen, die mir Gott am heutigen Tage erwiesen und noch verheißen hatte, — da ich mich aber bis auf den heutigen Tag meinem Herrn nirgends so nahe fühle, als draußen in seiner schönen Natur, so folgte ich meinem Bedürfnis und wandte mich der Heide zu, die, von grünen Saaten umgeben, im Abendsonnenschein vor mir lag. Rings um mich her standen geöffnete Kelche der Anemonen; ich stieg ab, nahm die Zügel über den Arm und pflückte einige, die ich als Andenken des heutigen Tages bewahren wollte. Dann schritt ich zu einem Birkenstamm, der so wunderlich und krumm gewachsen war, daß er am Rande des Binsenteiches, sich etwas über das Wasser lehnend, einen sehr bequemen Sitz bildete. Aus den zartgrünen Baumwipfeln schlug dicht in meiner Nähe eine Nachtigall, aus der Ferne drang das fröhliche Geschrei der Frösche und der melancholische Ruf des Kiebitzes zu mir herüber, zwischen den hellen Baumstämmen huschten die letzten Sonnenstrahlen, während ihr untergehender Schein die Fenster des Elternhauses wie Feuer erglänzen ließen.

Selten noch war mir die Heimat so wunderschön vorgekommen; unbewußt sank ich auf die Kniee, um Gott herzinnigen Dank zu sagen für alles Gute, das mich umfing. „Laß mich Dir durch mein Leben danken, o Gott!“ war das Gebet jener Stunde.

Ich wollte mich eben aufmachen, um den Rückweg nach Hause anzu-

treten, als ich Eberhard zwischen den Bäumen kommen sah. Ich erwartete ihn und bemerkte, daß er ein Paket unter dem Arm trug.

„Hier, Anna Luz," sagte er, als er mich erreichte, und händigte mir den eben erwähnten Gegenstand ein, „ich wollte Dir auch gern etwas zum Andenken geben!"

Neugierig öffnete ich den Karton, — wie groß aber wurde mein Staunen und Entzücken, als ich auch das umhüllende Seidenpapier entfernt hatte: ich blickte in die Kelche eines naturgetreu gemalten Anemonenstraußes, der auf einer weißen Porzellanplatte zu ruhen schien. Auf das reizendste waren die halbgeschlossenen Blüten, die geöffneten Sterne und der Goldschimmer der sie umgebenden Härchen wiedergegeben. Das ziemlich große, ovale Porzellanmedaillon wurde von einem durchbrochenen goldigen Rahmen der kunstvollsten Arbeit gehalten, der zum Stellen und Legen eingerichtet war.

„Du guter Eberhard," rief ich ganz gerührt und schüttelte und drückte ihm immer wieder dankend die Hand, „wie bist Du nur auf diese herrliche Idee gekommen?"

„Ja, siehst Du," sagte er einfach, „ich dachte mir, daß es etwas mit Anemonen sein müsse, was ich Dir geben könnte, denn ohne Anemonen kann ich mir Dich gar nicht denken, wenn ich Dich ja auch schon öfter ohne dieselben gesehen habe," fügte er lachend hinzu. „Jedenfalls aber werde ich, wenn ich auch so alt werde wie Vater Methusalem, beim Sehen einer Anemone immer an Dich und unsere Kindheit denken müssen, Du gehörst nun einmal mit den Anemonen zusammen."

Ich lachte; dann wickelten wir das reizende Bildchen wieder ein und traten den Weg nach Hause an.

Er begleitete mich noch ein ganzes Stück, aber wir waren sehr ernsthaft unterwegs, denn abgesehen davon, daß meine Stimmung alltägliche Plauderei und Scherze ausschloß, hatten wir auch viel Ernstes, das unsere Herzen bewegte. Da war zuerst meine nahe bevorstehende Abreise, da Papa mich in ein Institut nach Dresden bringen wollte, wodurch ich ein ganzes Jahr von Haus fort sein würde, denn die Ferien sollte ich bei Verwandten in Sachsen verleben, — dann das Abiturienten-Examen, das Eberhard und Hans Jürgen zu Ostern nächsten Jahres bestehen sollten.

„Viel eher als Ihr werde ich wohl auch nicht zurückkommen dürfen," überlegte ich, „aber einen Tag wenigstens, denn wir müssen Euch doch das letzte Mal, wo Ihr vom Gymnasium kommt, wie all die andern

Male auf der Heide empfangen. Denke Dir, wie Euch zu Mute sein würde, wenn Ihr niemand dort fändet."

So planten wir für die freundlich vor uns liegende Zukunft, ohne daran zu denken, „daß es am Abend" anders sein könnte als es am frühen Morgen war, und schieden von einander, nachdem er mich beinahe bis zu Haus geleitet hatte. „Und morgen komm und sieh Dir das Anemonenbildchen auf meinem Schreibtisch an!" rief ich ihm noch vom Pferde zu. Ein Nicken seinerseits — dann trennten wir uns, um einander für Jahre nicht wieder zu sehen.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt," ist ein ebenso alltägliches als sich fort und fort bewahrheitendes Wort; es ist alles anders gekommen, als wir es damals zu verabreden meinten.

Eine heftige Erkältung fesselte Eberhard während der Ostertage ans Zimmer; wir reisten ab, ehe er sich wieder erholte, und konnten uns nur Abschiedsgrüße durch andere sagen lassen.

Als ich in den Wagen stieg, der Papa und mich zur Station bringen sollte, gab mir unser alter Gärtner ein prächtiges Bouquet von Treibhausblumen hinein; aber ich nahm auch — außer dem gemalten in meinem Koffer — einen Strauß frischer Anemonen mit, und während ich das erstere noch am selben Abend einer Cousine schenkte, die uns in Berlin auf dem Bahnhof erwartete, haben mich die Heidekinder nach Dresden begleitet und dort noch lange als lebende Erinnerung an die teure Heimat erfreut. Unterwegs hatte ich nun wirklich Gelegenheit zu beobachten, daß die Anemonen, die vielfach das Staunen und die Bewunderung von blumenfreundlichen Mitreisenden erweckten, nicht so allgemein zu sein schienen, als wir stets angenommen; manche höfliche Frage bewies das Gegenteil, und im Pensionat machten sie geradezu Aufsehen. Das Bild im Goldrahmen aber ist für meine Kameradinnen immer ein Gegenstand großer Bewunderung und gutmütigen Neides gewesen.

Ich wurde der Selekta eingereiht und habe eine wunderhübsche Zeit unter den vielen gleichaltrigen Genossinnen verlebt, wie auch allen wohl ihre Pensionsjahre eine sehr liebe Erinnerung sein mögen.

Die Zeit rückte näher, wo ich ins Elternhaus zurückkehren durfte; schon war ich ins letzte Vierteljahr eingetreten, als der Schlag uns traf, der das Leben der ganzen Familie aus allen gewohnten Verhältnissen herausriß und in eine neue Bahn, einen neuen Abschnitt des Daseins schleuderte.

An einem trüben Januarnachmittag erhielt ich die Kunde von Papas ernstlicher Erkrankung und den Ruf, sofort zu kommen. Wie ich die Reise zurückgelegt, weiß ich nicht mehr; ich war in dumpfer Betäubung. Als ich auf der Station ankam, empfing mich der alte Friedrich mit der Trauerbinde um Hut und Arm. — Ich war zu spät gekommen; ich habe nicht einmal mehr den Segen meines Vaters empfangen.

Es folgte nun eine sehr dunkle, sehr traurige Zeit; die Brüder kamen, Hans Jürg, das jetzige männliche Oberhaupt der Familie, jedoch nur zu einem, dem schwersten Tage, da er mitten im Examen stand und, wie die Verhältnisse lagen, jetzt alles an das Bestehen desselben setzen mußte.

Denn der Tod war nicht allein gekommen, ihm verband sich oder folgte ein Schlag, wie er uns nach dem Scheiden eines der Unsern nicht härter treffen konnte: der Verlust unseres ganzen Vermögens und somit der geliebten Heimat.

Wir hatten ja in den letzten Jahren gewußt, daß unsere Verhältnisse nicht mehr glänzend waren, aber wir glaubten mit Papa an momentane Zustände, die, von schlechten Ernten und betrügerischen Beamten verursacht, sich durch Einschränkung und Sparsamkeit ausgleichen ließen.

Wir hatten nun auch nach unserer Meinung nicht Unbedeutendes darin geleistet, ja jeder entbehrte freudig im Gedanken, Papas Sorgen dadurch zu erleichtern. Mama entließ ihre Jungfer und meinte, ganz gut einige Zeit allein fertig zu werden; vorher aber lernten Asta und ich noch eifrigst Handschuhe waschen, und kein König konnte so vergnügt sein wie wir, wenn wir Mama die Handschuhe gerade so sauber und gut abgaben, als sonst der Wäscher sie geschickt, und was die Hauptsache war, ohne eine beiliegende Rechnung.

Die schlecht werdenden Streifen auf der Livree der Leute und die teilweise verblichenen Polster der Wagen betrachteten wir mit kaum geringerem Stolz als einst die jungen Römer ihre Wunden, wußten wir doch, daß eine namhafte Summe zum Erneuern gehörte.

Schließlich kam ich ja auch nicht, wie es früher bestimmt gewesen, in das Institut in Neufchâtel, wo Mama erzogen wurde, sondern, wie schon gesagt, in das billigere, nähere in Dresden.

Aber wie konnte das, was wir Ersparnisse nannten, von Einfluß sein auf Verhältnisse, denen völliger Ruin drohte.

Papa hatte, wie Mama uns später erzählte, schon seit dem Herbst ernsthafte Sorgen gehabt, zum Jahresanfang häuften sie sich, und die

geschäftliche Not hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Papa auf das Krankenlager geworfen wurde. Er erkannte bald, daß er nicht wieder davon aufstehen werde, berief einen seiner Freunde uns zum Vormund und erklärte ihm und Mama unsere Lage aufs ausführlichste, wobei der gute, edle Papa sich trotz aller Widerreden die Schuld daran beimaß, aber in der Hoffnung auf unser aller Vater im Himmel, der auch seine Witwe und Waisen nicht verlassen werde, getrost entschlief. Und sein Vertrauen ist nicht zu schanden geworden, wenn wir auch durch viel Kreuz und Prüfung gehen mußten.

* * *

Es war an einem rauhen, unfreundlichen Märztage, als Asta und ich uns zum letzten Mal auf die Heide begaben. Im Hause war der letzte Rest der wenigen Möbel, die wir in die Wohnung der kleinen Gymnasialstadt mitnehmen wollten, gepackt; von den Leuten im Dorf hatten wir schon Abschied genommen, morgen in aller Frühe wollten wir die Heimat verlassen — heut noch einmal der Heide ein letztes Lebewohl sagen. Der Wind trieb uns ab und zu feinen, prickelnden Regen ins Gesicht und große schwere Wolken am Himmel vor sich her; es war recht unfreundlich, noch sehr winterlich, „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter". Stumm und öde lag die Heide vor uns, hier und da war der Schnee noch nicht ganz fortgetaut, sondern vom Regen mit einem schmutzig grauen Rand umgeben, der die Landschaft noch häßlicher erscheinen ließ. Welch ein Unterschied zwischen damals, als ich zum letzten Mal unter den blühenden Anemonen hier gewesen war, und dem heutigen Tage. Immer weher wurde es uns ums Herz, die der Mutter halber zur Schau getragene Tapferkeit wich hier unter dem Druck der trüben Umgebung und wir ließen unsern Thränen freien Lauf. Nur wer selbst in gleicher Lage gewesen ist, weiß, was es heißt, eine von den Ahnen her ererbte Heimat, an die das Herz mit tausend Fäden der Erinnerung und Tradition geknüpft ist, aufgeben.

Thränen bringen der jugendlichen Seele Erleichterung. Auch wir verließen beruhigter die Heide, nachdem wir uns und den teuren Fleck Erde, den wir für immer verloren hatten, in den Schutz des lieben Gottes gestellt. Ja, er sollte unser Führer, unser Schirm und unsere Hilfe sein, wir wollten ihm auch jetzt still folgen, obgleich der Weg so dornenvoll, so freudeleer vor uns lag.

Ein Jahr bereits lebten wir an unserm neuen Wohnort in bescheidenen, kleinen Verhältnissen. Hans Henning war bei uns und besuchte

die letzten Klassen des Gymnasiums, Hans Jürgen dagegen studierte seit glücklich bestandenem Examen auf einer süddeutschen Universität. Da bekam ich eines Tages einen Brief von unserer alten Martineau, welche mir mitteilte, daß sie von einem vorzüglichen Engagement als dame de compagnie gehört und dabei sofort an mich gedacht, mich auch bereits vorgeschlagen habe. Wolle ich bei den Töchtern des Marquis d'Harliot die Stelle einer Gesellschafterin mit sehr hohem Gehalt annehmen, so sollte ich mich der Familie, die eben von einem längeren Aufenthalt in Norwegen zurückkam, in Basel anschließen. Es seien sehr vornehme, liebenswürdige Leute, die Töchter allerliebste Mädchen, die Verhältnisse brillant, so daß man vergeblich noch einmal ein solches Anerbieten erwarten dürfe.

Wie Ihr Euch denken könnt, lockte mich der Vorschlag außerordentlich; was würde ich bei einer derartigen Einnahme sparen können, meinen Brüdern Zulage geben und Mamas Verhältnisse erleichtern! Aber wie Mamas Zustimmung erlangen?

Nun, ich erhielt sie auch, obwohl es ihr sehr schwer wurde, mich von sich fort in die weite Welt zu lassen. Allein sie sah das Vorteilhafte der Sache ein und wußte auch, daß unsere gute alte Mademoiselle nicht ohne ernsthafte Prüfung zu diesem Entschluß geraten hatte. Auch gab ihr mein fröhliches Vertrauen Mut, und so reiste ich eines schönen Tages allein in die Welt hinaus, mir tapfer mein Brot selbst zu verdienen, begleitet von den Segenswünschen der Mutter und manchem praktischen Ratschlag von Mademoiselle Martineau. „Wenn Sie nach Paris gehen," schrieb sie in ihrem letzten Brief, „dann versäumen Sie nicht zu Madame Morin, Rue Jacob, zu gehen. Ich habe Sie meiner alten Freundin besonders ans Herz gelegt, damit Sie jemand finden, der sich Ihrer annimmt, falls Sie es bedürfen sollten." Madame Morin war, wie ich aus ihren Schilderungen wußte, eine alte, ehrwürdige Dame, die in Paris eine Art Pensionat hatte, das heißt, junge Damen, meist Ausländerinnen, die eine Stellung als Gouvernante oder in einem Geschäft suchten, beherbergte und beköstigte, ihnen auch bei der Erlangung jener Engagements behilflich war.

Fürs erste hatte ich aber noch keine Gelegenheit, Madame Morin aufzusuchen, da wir durch die Schweiz nach Italien gingen und bald hier, bald dort unser Quartier aufschlugen. Mademoiselle Martineau hatte nicht zu viel gesagt, als sie von der Liebenswürdigkeit der Familie d'Harliot sprach; ich habe keinen Augenblick bereut, ihrem Ruf gefolgt zu sein. Die beiden Eltern waren geistreiche, sehr unterrichtete Leute, die nur an der

einen Marotte litten, sich für Kosmopoliten in des Wortes ganzer Bedeutung zu halten, weshalb unserm Leben denn auch jede Annehmlichkeit einer stehenden Häuslichkeit fehlte. Heut in einer Stadt Oberitaliens, lockte sie morgen irgend ein „Whim", eine Laune, auf eine der griechischen Inseln und von dort nach Sicilien und immer so weiter, daß wir schließlich ein wahres Nomadenleben führten. Wie viel des Schönen uns aber bei diesem Wandern geboten wurde, ist natürlich nicht leicht zu schildern.

Ich glaube, daß ich ganz glücklich in jenen Tagen gewesen wäre, hätte mir die Trennung von den Meinen und die Sehnsucht nach der Heimat nicht traurige Stunden gemacht. So aber kam es, daß oft, wenn ich etwas besonders Schönes sah, der Gedanke, wie ich es doppelt genießen würde, wären Mutter und Geschwister bei mir, ein banges Gefühl nach den fernen Lieben hervorrief und mich in der lachendsten, von allen Reizen der Natur überschütteten Landschaft die Wehmut ergriff und ich so gern das herrliche Bild vor mir aufgegeben hätte, um ein Stückchen brauner Heide mit kümmerlichen Kiefernbäumchen, mit Moorteichen und Birkenbüschen und im Hintergrunde das Vaterhaus zu schauen.

Da habe ich mich denn oft, wenn wir von einem solchen köstlichen Ausflug zurückgekehrt, in mein Zimmer geschlossen und habe mein Anemonenbild, das ich wie einen Talisman gehütet und überall in meinem Koffer mitgenommen habe, vor mich hingestellt und habe es so lange betrachtet, bis alles um mich her versunken und die Heimat dafür auftauchte: der Heidehügel mit den blühenden Glocken, die grünen Saatfelder, der lichte Waldesabhang, die Giebel und Türme aus dem Buschwerk des Parkes. Da sah ich uns Kinder über die Heide reiten, hörte das eigene fröhliche Lachen, ich sah uns Anemonen pflücken, dann wieder auf den Hügel eilend, um nach den erwarteten Brüdern zu schauen. War das nicht die Wolke, die den Wagen verkündete? Sie kam näher und wurde größer; da — was ist das — sie geht auseinander, zerstiebt, und mit ihr der Traum von der Heimat: ich bin wieder im Lande Italien. Ich nehme mein Anemonenbild, küsse es und verberge es bis auf das nächste Mal, da es mich fortträgt ins Reich meiner Sehnsucht — dann kehre ich ins wirkliche Leben zurück.

Über Jahr und Tag war ich schon in meiner Stellung, als der Marquis sich endlich entschloß, wieder nach Paris zu gehen, jedoch nur, um die Kinder und mich dort zu installieren und dann mit der Gattin einem Geographentage in der Schweiz beizuwohnen. Wenn sie zu uns zurück-

kehrten, sollten wir für längere Zeit, jedenfalls den Winter über, Paris als ständigen Wohnort behalten. Es war ein wirkliches „zur Ruhe kommen", trotz des Pariser Getriebes, als wir glücklich in des Marquis prächtigem Hotel eingerichtet und die Eltern wieder abgereist waren, denn auf die Dauer ermüdet solch Wanderleben, wie wir es geführt, den von Jugend auf nicht daran Gewöhnten nur allzusehr. Therese, Madeleine und ich fühlten uns sehr behaglich und genossen mit Muße und Studium, was Paris an Kunstschätzen bot, als eine Schreckensnachricht aus der Heimat meine Stimmung auf einen Schlag umwandelte und alle Ruhe verscheuchte.

Asta, die schon längere Zeit gekränkelt, war so ernstlich leidend geworden, daß die Ärzte nur noch von einem Aufenthalt im Süden sich Hoffnung versprachen. „Wo aber," schrieb Mama, „für die teure Reise Geld herschaffen, denn von meinem kleinen Einkommen allein ist es doch fast unmöglich, namentlich da auch Henning zur Equipierung im nächsten Frühjahr eine ziemliche Summe braucht, und Asta in ihrem leidenden Zustande so sorgsam und schonend als möglich transportiert werden muß!"

Ja, woher das Geld nehmen? Zusammengebracht mußte es werden, Asta mußte die verordnete Kur brauchen, — ach wenn es nur noch nicht zu spät wäre! Ich konnte gar nicht denken, welch ein Ausgang uns vielleicht bevorstand, wenn die Vorschrift der Ärzte nicht sofort befolgt wurde; das Geld mußte sich finden; aber so viel ich mein Hirn marterte, ich fand keinen Ausweg. Die kleine Summe, die ich noch von meinem letzten Vierteljahrsgehalt besaß, reichte kaum zur Hinreise. „O lieber Gott, flehte ich auf den Knieen, hilf nur dies eine Mal, ach zeig' uns dies eine Mal nur noch einen Ausweg."

Ungewöhnliches Getreibe und Gelaufe im Haus und auf den Korridoren schreckte mich auf, ich ging, um die Ursache des Lärms zu erforschen. Zu meinem größten Staunen fand ich die Herrschaften, die wir unter vierzehn Tagen oder noch länger nicht erwartet hatten, zurückgekehrt und erfuhr, daß sie in Genf mit einer Gesellschaft gleichgesinnter Personen eine Expedition in den Kaukasus verabredet hatten. Sie waren in größter Eile, der eben eingerichtete Hausstand sollte schleunigst wieder aufgelöst werden, da man sich in unglaublich kurzer Frist in Marseille einschiffen wollte.

Mit gewohnter Freundlichkeit brachten sie für mich zwei Pläne in Vorschlag: sie baten mich, entweder „mit von der Partie" zu sein, oder stellten mir, falls ich vorzöge zurückzubleiben, mein volles Gehalt für ein halbes Jahr voraus in Aussicht.

Daß ich das letztere annahm, versteht sich von selbst; mein Entschluß war gefaßt; ich sandte Mama sofort das Geld und sah mich nach einer neuen Stelle um. Von der Summe so viel zu nehmen, um selbst zurückzureisen und die Meinen wiederzusehen, hätte dieselbe zu sehr verringert; ich wollte aber auch ganz gern meinen Lieblingsgedanken dran geben, seit mir der liebe Gott so unverhofft schnell mein Gebet erhört hatte.

Fürs erste half ich der Familie treulich beim Packen und Besorgen, sah die merkwürdigsten Sachen für die Reise anschaffen und hörte in diesen Tagen die wunderlichsten Pläne aufstellen. Dann kam der Abschied, den wir aufs herzlichste von einander nahmen, und als der brausende Bahnzug sie von dannen geführt, begab ich mich in die Rue Jacob, um Madame Morin aufzusuchen.

Als ich bei der betreffenden Hausnummer vor dem Eintreten erst eine flüchtige Inspektion des Gebäudes von außen vornahm, erblickte ich — o Wunder! mitten in Paris einen echten deutschen Namen, nicht französiert, nicht italienisiert, über dem Schaufenster eines Galanteriewarengeschäfts. Da stand groß und deutlich zu lesen: „W. Gutknecht."

Ich nahm ihn für eine gute Vorbedeutung, jenen einfachen deutschen Namen, und betrat den Laden, um mich zu versichern, daß Madame Morin und ihr Pensionat sich im selben Hause befände. Ich traf es günstig, — hinter dem Ladentisch stand ein älteres Männchen, das wie elektrisiert in die Höhe fuhr, als ich ihm „Guten Morgen" sagte.

Er freute sich augenscheinlich ebenso wie ich, einmal wieder mit einer Deutschen zu verhandeln; Landsmannschaft verbindet schnell in fremden Landen.

Dann erzählte er mir, daß Madame Morin bereits vor einigen Monaten gestorben, ihre Tochter aber Inhaberin desselben Instituts geblieben sei, was meine fröhliche Stimmung ziemlich herunterdrückte. Später habe ich noch oft eine Viertelstunde mit ihm verplaudert und erfuhr dabei, daß er aus Leipzig stamme, erst Reisender einer Papierfabrik gewesen sei und sich schließlich zu seiner jetzigen Lage aufgeschwungen habe. Der Hauptumsatz seines Geschäfts waren jene zahllosen bunten Karten, Kärtchen und Blätter, die der Franzose bei jeder Gelegenheit als Gratulationen, Neujahrswünsche, Tischzettel und dergleichen auszugeben liebt. Trotz ihrer sonstigen Zierlichkeit haben die Franzosen uns, wie das auf den Weltausstellungen bewiesen ist, in diesem Fach nicht zu überholen vermocht, und so kommt es, daß viele jener Blättchen, die wir in Paris mit französischer

oder englischer Devise bewundern, aus unsern deutschen Fabriken stammen, von wo die Pariser Marchands sie in großen Massen beziehen.

Doch zurück zu Madame oder besser Mademoiselle Morin.

Ich wurde freundlich von einem ziemlich ältlichen Fräulein empfangen, die ein zwar wenig angenehmes Äußere hatte, deren Liebenswürdigkeit aber nichts zu wünschen übrig ließ. Sie entsann sich sehr wohl, aus der Korrespondenz ihrer lieben Mutter mit Mademoiselle Martineau von der kleinen Anna Luise — hier mußte sie rasch auf die vor ihr liegende Karte schielen — gehört zu haben, ja sie war gewiß, daß die kleine Anna Luise der Liebling der lieben Martineau gewesen sei, von dem sie allerhand hübsche kleine Geschichten geschrieben hatte. — „Ob sie mich bei sich aufnehmen wolle? Welche Frage! Das ganze Quartier stände zu meiner Verfügung; sie bäte mich, ihre Wohnung als die meinige anzusehen. — Ob sie mir zu einer Stelle verhelfen wolle? Natürlich! Zehn für eine; ich hätte nur zu wählen!"

Sehr vergnügt und ermutigt stand ich auf, um das Herbeischaffen meiner Sachen anzuordnen, da wir noch für denselben Abend meinen Einzug besprochen hatten und sie mir une petite chambre bien commode et fort jolie verheißen hatte. Ich konnte, als ich davon Besitz ergriffen, nun nicht gerade sagen, daß meine Ansicht und die ihre über Bequemlichkeit und hübsche Einrichtung übereinstimmten, aber ich war auch vielleicht verwöhnt und außerdem sollte es ja nur für kurze Zeit sein.

Ach, es wurden viele, viele Wochen daraus, denn gar bald lernte ich einsehen, daß ihre Versprechungen leere Redensarten waren. Hätte ich gewartet, bis sie mir ein Engagement verschafft, so säße ich wohl noch heute da, vorausgesetzt, daß ich immer hätte bezahlen können und nicht von ihr an die Luft gesetzt worden wäre, wobei letzteres das Wahrscheinlichere gewesen.

Ich begab mich nun, wie meine Kameradinnen, die schon früher klug geworden, in die Büreaus für stellensuchende weibliche Personen. O, wer kann die Mühe und Not, die vergeblichen Hoffnungen und Kosten beschreiben, die mit solchem Suchen verbunden sind. Heute hierher geschickt und morgen dorthin, heute beinahe angenommen, morgen die abschlägige Antwort; — nun, das Elend stellenloser Erzieherinnen in Paris ist genügend von gewandteren Federn geschildert worden und die Erinnerung daran ist eine sehr häßliche. Kurz gesagt, es verrann Tag auf Tag und Woche auf Woche, ohne daß sich etwas für mich gezeigt hätte. Mehr und mehr

sah ich ein, wie schwierig es gerade für mich war, die ich kein Examen gemacht und deshalb als Lehrerin nicht angestellt wurde. Ich befand mich in einer verzweifelten Lage; mein Geld war zu Ende; ich hatte leichtsinnigerweise, wie ich heute zugeben muß, auf nur einige Wochen gerechnet und auch die Kosten nicht hoch genug angeschlagen; meine kleinen Schmuckgegenstände hatte ich schon, als die Not stieg, verkauft, und an Mama zu schreiben konnte ich mich nicht entschließen. Ich besaß nur noch eine Kostbarkeit, aus der ich Geld hätte lösen können, aber ich besaß nicht die Kraft, mich davon zu trennen, und hätte lieber noch größeres Elend erduldet, als mich meines Anemonenbildes entäußert. Manchmal stand ich jetzt davor und überlegte; doch das Endresultat war immer: „Ich laß dich nicht von mir, geschehe, was da wolle."

Eines Tages nun ist Mademoiselle Morin in mein Zimmer gekommen, das ich schon seit einiger Zeit mit einem andern jungen Mädchen, einer Engländerin, teilen mußte. Seit sie meine Mittellosigkeit gemerkt, hatte ihre Höflichkeit mehr und mehr abgenommen und nun, da ich ihr schon seit drei Wochen das Geld schuldete, setzte sie jede Rücksicht beiseite. Mich überlief es eiskalt, als ich sie an den kleinen Tisch treten sah, auf dem mein Anemonenbild stand, ehe ich es vor ihren Blicken bergen konnte. Sie nahm es in die Hände, prüfte es von allen Seiten und bemerkte im gleichmütigsten Ton von der Welt, sie habe wieder mehrere Mieterinnen in Vorschlag, würde sich aber zu ihrem eigenen Schaden genötigt sehen, denselben abzusagen, da ihre Zimmer leider alle besetzt seien. Ich wußte, daß dies nicht die Wahrheit war, und auch daß diese Rede nur eine Vorbereitung auf später Kommendes sein sollte. Dann drehte sie den Rahmen noch ein paarmal hin und her und setzte ihn schließlich ruhig nieder.

„Ich wundere mich," sagte sie und alles Blut drängte sich mir zum Herzen, „daß es Menschen gibt, die sich auf die unverschämteste Weise Luxus gewähren, während sie ehrliche Leute um ihr Geld bringen und nicht einmal den Bissen Brot bezahlen können, den sie in den Mund stecken." Damit war sie aus der Thür und ließ mich ganz vernichtet zurück.

Ich nahm mein Anemonenbildchen und versuchte, mich noch einmal daran zu erquicken, zum letzten Mal, denn der Entschluß stand fest, ich mußte es verkaufen und die böse, schreckliche Frau bezahlen. Hatte ich denn auch das Recht gehabt, es zu behalten, da ich ja lange gewußt, daß ich mit seinem Erlös die Schuld, die ich gegen eine Fremde eingegangen war, tilgen konnte. Ach wenn ich nur noch so viel Geld davon erübrigen

könnte, um die Heimreise ins Vaterland anzutreten, fort aus dieser unfreundlichen, grausigen Stadt; mit der bescheidensten Stelle in Deutschland wollte ich gern vorlieb nehmen, um nicht noch länger in meinem Jammer und Elend allein zu sein! Allein in der Fremde, ohne Freunde, niemand, der mir raten und helfen konnte! Und doch nicht allein, und doch nicht verlassen, — wußte ich nicht meinen Heiland und Erlöser immer nahe; sollte es ihm nicht ein Kleines sein, meinen Kummer und meine Not in lauter Freude zu verwandeln? Und wenn es ihm nicht gefiel, mir so zu helfen, wie ich es hoffte und wünschte, wenn er mir noch mehr auflegte, mich noch tiefer hineinführte, nun, so würde er mir auch beistehen, das Kreuz nicht schwerer machen, als ich es tragen konnte. — Ich nahm mein Anemonenbildchen, küßte es zum letzten Mal, wickelte es ein und ging damit hinunter in den Laden des Herrn Gutknecht. — Zuerst hatte ich daran gedacht, die Porzellanplatte aus dem Rahmen zu nehmen und nur das Gold als solches zu einem Juwelier zu bringen; aber ich wußte ja, wie wenig man daraus lösen würde, und das kleine Kunstwerk zu zerstören, war mir auch allzu schmerzlich, — nein, es war schon besser, man versuchte, ob sich nicht ein Liebhaber für das zierliche Ding fände. Herr Gutknecht gab mir darin recht; er war sehr freundlich, aber er verhehlte auch nicht, daß er es eben für einen sehr günstigen Zufall halten würde, wenn sich ein Käufer dafür fände; versuchen wollten wir es aber immerhin. Er fragte mich, ob ich mit hundertzwanzig Franks zufrieden sei, schrieb die Summe auf ein Papptäfelchen, hing dieses um den Rahmen und stellte das Bild dann behutsam und sorglich in das Schaufenster. „Hundertzwanzig Franks sind eine hohe Summe," sagte er, „aber ich denke, wenn sich einer darauf versetzt, dann wird er es schon zahlen."

Ich nickte mit dem Kopf und ging wieder hinauf, überlegend, wer es wohl sein könnte, der meinen Schatz an sich bringen möchte und in was für einem Zimmer man es unter anderen niedlichen Nippes aufstellen würde — mein Anemonenbild, die Gabe des Jugendfreundes! Ich kehrte in mein Zimmer zurück, aber mit den fraglichen Gedanken kam auch alle Unruhe wieder. Ich kramte unter meinen Sachen, ich versuchte zu lesen, zu schreiben, es wollte alles nicht gelingen. Ob wohl schon heute jemand kommen würde, es zu kaufen? Es war ja nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich. Ich setzte mich ans Fenster und begann aus dem Gedächtnis den Anemonenstrauß zu zeichnen, aber meine Hand zitterte und die Thränen verdunkelten mir den Blick. Zu Tisch war ich nicht gegangen,

trotz des Zuredens meiner gutmütigen Stubengefährtin; ich hätte nicht essen können am Tisch, dem Mademoiselle Morin präsidierte, und wenn ich noch so hungrig gewesen wäre. Aber mich hungerte nicht, ich war viel zu aufgeregt. Wenn die Klingel gezogen wurde, glaubte ich, Herr Gutknecht käme, mir die Kunde vom Verkauf zu bringen. Was half es, daß ich mich thöricht schalt, gleich am ersten Tage eine Entscheidung zu erwarten; ich barg mein Gesicht immer wieder in den Händen bei dem Gedanken, daß mein Talisman eben vielleicht einem Fremden ausgeliefert würde. Ich fing an im Zimmer auf und ab zu gehen, aber es wurde mir zu eng. Eine unerträgliche Angst und Spannung bemächtigte sich meiner; ich öffnete die Thür und schritt auf dem Korridor auf und nieder und rang die Hände im Gebet zu Gott.

Da klingelte es wieder. Atemlos beugte ich mich über das Geländer. Ich sah Mademoiselle Morin selbst kommen und die Thür öffnen. Es war nicht Herr Gutknecht, das erkannte ich gleich, obwohl die unten stehenden Personen im Schatten waren, während mich die letzten Strahlen der Abendsonne fast blendeten, aber ich hörte deutlich meinen Namen nennen.

Wer konnte nach mir fragen? Den wenigen Herren, deren Bekanntschaft ich hier in Paris bei den Harliots gemacht, glich er nicht, — da wandte sich Mademoiselle Morin um und begann mit ihm die Treppe in die Höhe zu steigen. Er kam mehr ins Licht, — ich stieß einen leisen Schrei aus und wäre beinahe über die Balustrade gefallen, — es war Eberhard von Horn. Ich wollte ihm entgegen eilen, denn er kam mit großen Sprüngen und dem Ruf „Anna Luz!“ die Stufen herauf, aber er erreichte mich schon auf dem oberen Ende und saß in der nächsten Sekunde an meiner Seite auf der ersten Treppenstufe. Ich hatte nun in meiner übergroßen Seligkeit und dem Gefühl der Rettung fürs erste nichts besseres zu thun, als mich niederzusetzen und so zu weinen, als hätte ich die Absicht, der unten stehenden, uns mit offenem Munde anschauenden Mademoiselle Morin ein Sturzbad zu bereiten.

Mir war zu Mute, als sei ich aus dringendster Lebensgefahr gerettet, — nun mußte ja alles gut werden und Gott wollte mir einen neuen Gnadenbeweis seiner Güte geben. Ich dachte nicht daran, daß Jahre dazwischen lagen, seit wir uns gesehen, Zeit genug, um eine Entfremdung eintreten zu lassen; ich wußte nicht, ob der Mann dieselben freundschaftlichen Empfindungen bewahrt, die der Knabe uns einst entgegen getragen, — ich weinte mit wahrem Genuß, bis ich nach und nach ruhiger wurde.

Eberhard versuchte mich zu trösten, indem er von allerlei Dingen durcheinander plauderte, aber ich fing jedesmal von neuem an, wenn er „Anna Luz“ sagte, denn er weckte damit eine Flut von Erinnerungen; hatte ich doch seit so lange, lange nicht die Namensabkürzung gehört, welche die Geschwister in unserer Kindheit für mich erfunden.

Es gelang ihm schließlich, mich so weit zu beruhigen, daß ich meine Freude auch auf andere Art als durch Thränen von mir geben konnte. Er fand, ich hätte mich gar nicht verändert, und ich erzählte ihm, wie ich ihn kaum erkannt, so groß und stark und männlich sei er geworden.

„Aber,“ durchfuhr es mich plötzlich, „woher wußtest Du, daß ich in Paris sei und meine Adresse hier?“

„Ja, das wußte ich vor einer halben Stunde auch alles noch gar nicht, Anna Luz,“ sagte er munter; „Dein Anemonenbild hat Dich verraten!“

„Mein Anemonenbild! Hast Du es? Du hast's, nicht wahr, Du hast's?“ rief ich eifrig, seinen Arm ergreifend. „Bitte, bitte, Du hast es!“ wiederholte ich noch einmal und die Thränen schossen mir schon wieder in die Augen.

Eberhard griff noch eine Stufe höher als wir saßen und langte einen in Papier gewickelten Gegenstand herab, den ich vorher übersehen hatte, jetzt aber als mein Anemonenbild erkannte. „Ich habe es gekauft,“ sagte er ziemlich ernst. „Willst Du es noch einmal von mir haben?“

Nun war es mit der mühsam errungenen Fassung gänzlich zu Ende; unbekümmert um Mademoiselle Morin, die sich zwar außer Sehweite befand, von der ich aber überzeugt war, daß sie hinter der vorspringenden Wand lauschte, teilte ich Eberhard schluchzend alles mit, was ich in den letzten Wochen erlebt und erduldet hatte.

Er hörte gutmütig und sehr geduldig meine aufgeregt hervorgestoßene, wohl nicht sehr zusammenhängende Leidensgeschichte an und sagte dann, indem er aufstand und mich auch von dem nicht allzu bequemen Sitz aufzog: „Wenn ich das hätte ahnen können, mein armer lieber Luz! Aber warte, nun ich bei Dir bin, soll Dir nichts geschehen! Vor allem laß uns jetzt einen geeigneteren Ort suchen, wo wir miteinander in Ruhe und Verstand beraten wollen.“

Ich nahm mein wiedergewonnenes Anemonenbild in die eine Hand, schob die andere in Eberhards Arm und dann schritten wir eine Treppe nach der andern hinab, in den mit einigen staubigen Bäumen und Rasenstücken angepflanzten Hofraum, den man hier Garten zu nennen pflegte.

Dort sind wir die paar schmalen, kiesigen Steige immer auf und ab gewandelt und er hat mir von seinem Leben und der Heimat erzählt. Er war auf Reisen, kam „zufällig", wie die Leute es nennen, die noch nicht wissen, daß droben im Himmel ein Vaterauge der Menschen Herzen und Wege lenkt, einige Tage früher nach Paris, als er sich zuerst vorgenommen, machte „zufällig" einen Irrgang in die Rue Jacob und erblickte ebenso „zufällig" daselbst in einem Ladenfenster das Bild, welches er auf nordischer Heide einer Jugendgespielin geschenkt. Ebenso „zufällig" also kam er auch dazu, mich fast verzweifelndes Mädchen aus meiner traurigen Lage zu retten.

Dann mußte er von den Meinen berichten, was er wußte. Die Brüder hätte er öfter getroffen, es wären stattliche Menschen und Hans Jürg verhieße man schon jetzt eine außergewöhnliche Karrière; von Mama und Asta hatte er nichts gehört, und mußte ich ihm erst die traurigen Nachrichten über ihr schlechtes Befinden mitteilen.

„Als ich abreiste, blühten die Heide-Anemonen," fuhr er dann fort, „und haben tausend kleine Geschichten aus unsern Jugendtagen in meinem Gedächtnis wach gerufen! — Apropos, weißt Du auch das Neueste schon, Anna Luz, weißt Du, daß mein Vater einen Teil der Besitzungen Deines Papas gekauft hat? Daß jetzt Eure Heimat ihm gehört und somit mir, da ich die Güter bald übernehmen soll?"

Er sah gespannt auf mein Gesicht. Hoffte er, daß ich Freude empfinden sollte beim Hören dieser Nachricht? Es gab mir immer einen Stich ins Herz, wenn ich von der alten Heimat als dem Eigentum anderer reden hörte. Ich hatte wohl kein Anrecht mehr darauf, ja, mußte ich mich nicht sogar freuen, wenn ich sie in guten Händen wußte? Und daß dies der Fall war, wenn Eberhard der Besitzer wurde, daß er hegend und pflegend, schon um alter Erinnerungen willen, darauf walten würde, das durfte ich doch annehmen. Ich unterdrückte daher die aufsteigenden bitteren Empfindungen und ging teilnehmend auf seine Worte ein; auch wollte ich mir die herrliche Stunde und das Gefühl, neu dem Leben geschenkt zu sein, nicht mit schmerzenden Gedanken verkümmern.

Erst spät trennten wir uns; ich begann noch in der Nacht meine Sachen zu packen, da wir am nächsten Tage meine Abreise nach Mentone beschlossen hatten. In wunderhübscher, zartfühlender Weise hatte er versucht, mich aller Hindernisse, die durch meine pekuniäre Lage entstanden waren, zu entheben, indem er das Bruderrecht beanspruchte, mir Gepäck und Billet besorgen und meine Angelegenheit mit Mademoiselle Morin

ordnen zu dürfen, bis er bei Mama in Mentone, wo wir uns zu treffen gedachten, Rechenschaft ablegen könne.

Am nächsten Tage verließ ich Paris, freilich allein, aber sorglos, nach einem sehr kühlen Abschied von Mademoiselle Morin und einem desto herzlicheren vom braven Herrn Gutknecht. Ich langte glücklich zum größten Staunen von Mama und Asta in Mentone an und genoß in unaussprechlicher Freude und innigem Dank gegen Gott das Wiedersehen mit meinen Lieben. Fürs erste sollte ich nicht daran denken, nach Deutschland zurückzukehren und eine neue Stelle zu suchen, da ich mich in dem gesunden Klima und in der treuen Mutter Pflege erst wieder kräftigen und erholen mußte von den schmerzlichen Eindrücken der letzten Zeit. Und ich ließ mich so gern halten und empfand den Genuß bei den Meinen zu sein umsomehr, als ich ihn so lange entbehrt.

Nach wenigen Tagen gesellte sich auch Eberhard zu uns, ohne in der Folge daran zu denken, seine Reisen fortzusetzen. Wir haben da eine wunderhübsche Zeit verlebt, ganz still und zurückgezogen nur für uns; aber den Hauptgrund der Freude bildete das sichtliche Besserbefinden meiner Schwester Asta. Als wir Ende April den Süden verließen, nahmen wir die Hoffnung auf ihre gänzliche Genesung mit und sind, Gott Lob und Dank, nicht darin betrogen worden.

* * *

Es war ein herrlicher, warmer Frühlingsabend, als wir fünf Jugendgespielen wieder bei einander auf dem Heidehügel saßen. Wir hatten die letzten Anemonen, die gewöhnlich die schönsten zu sein pflegen, in zwei große Sträuße gesammelt und betrachteten, Freude im Herzen und von Frieden umgeben, den Untergang der Sonne. Wie früher blitzte sie in den Fenstern des elterlichen Hauses und vergoldete die Zinnen vom Schlosse drüben; man hätte den Zeitraum, der seit unserer Kinderzeit und dem heutigen Abend lag, für einen Traum halten können, so altbekannt, so ungewechselt lag die Landschaft vor uns. Und doch war manche Veränderung um und in und mit uns vorgegangen, und die letzte und für mich wichtigste vor gar nicht langer Zeit. Denn heut saß ich als Eberhards Frau unter den Geschwistern auf der Heide, und das hatte doch eigentlich niemand anders zu stande gebracht als die Anemonen, denn ohne deren Vermittelung säße ich aller Wahrscheinlichkeit nach noch im fremden Frankreich als arme Gesellschaftsdame.

Das Elternhaus aber hatte Eberhard Mama und Asta als Wohnsitz vorgeschlagen und war von ihnen auf unser dringendes Bitten auch angenommen worden. Und daher kam es, daß uns das Osterfest alle vereint auf der Heide fand.

Als die letzten Sonnenstrahlen geschieden, brachen wir auf; die Geschwister gingen den alten Weg durch die Heide und die Saatfelder, Eberhard und ich schritten unserem eigenen Heim zu.

In meinem Zimmer aber traten wir beide vor das Anemonenbild, ich ordnete die frischen Blumen in Vasen davor und nickte ihnen dann zärtlich zu: „Nächst Gott seid ihr doch die Urheber meines Glückes gewesen!“

Das dankbare Pflegekind.

Dramatisches Gedicht in einem Akt.

Von

Gräfin Thekla Baudissin.

Personen.

Theodora,
Bertha, ihre Cousine, } im Alter von 17 Jahren.
Frau Garthau, Theodorens Pflegemutter, im Alter von 60 Jahren.
Gäste Theodorens.

Personen des ersten Bildes.

Theodoras Großmutter, im Alter von 60 Jahren.
Frau Garthau, deren Freundin, im Alter von 45 Jahren.
Theodora als Kind in der Wiege.

Personen des zweiten Bildes.

Theodora als Kind, etwa im Alter von 8 bis 10 Jahren.
Die Großmutter.
Eine Krankenpflegerin.

Perſonen des dritten Bildes.

Die Lehrerin eines Inſtituts.
Theodora,
Hannchen,
Malchen,
Lottchen,
Mehrere Schülerinnen,
} im Alter von 14 bis 15 Jahren.

Ort der Handlung: das elterliche Haus Theodorens.

Erſte Scene.

(Ein großes Zimmer mit beliebiger Einrichtung.)

Theodora (geht einen Brief leſend auf und nieder).

O, welche Freude, welches Glück!
Die teure Freundin kehrt zurück;
Mir wird Gelegenheit gegeben,
Die letzten Tage ihr im Leben
Nun zu erleichtern, ihr zu lohnen,
Sie kann jetzt ausruhn, kann ſich ſchonen.

(Bertha tritt auf.)

Bertha.

Wie, liebe Dora, ſo bewegt?
Was hat Dich plötzlich aufgeregt?
Darf ich's nicht wiſſen? Sag' es mir;

(In bittendem Ton)

Ich freue mich ſo gern mit Dir.

Theodora.

Couſinchen, wir ſind zwar verwandt,
Doch iſt Dir manches nicht bekannt
Aus meiner erſten Kinderzeit,
Denn Deine Eltern reiſten weit
Und jahrelang herum mit Dir,
Ich blieb beim Vater immer hier.

Bertha (den Arm um sie legend).

Du hast die Mutter früh verloren,
Sie starb, nachdem Du kaum geboren.

Theodora.

So ist's, sie wurde mir entrissen,
Doch sollte ich sie kaum vermissen;
Frau Garthau, meine Pflegerin,
Ward Mutter mir im vollsten Sinn;
Sie hat für mich gesorgt, gewacht,
Hat, was ich bin, aus mir gemacht;
Sie lehrte mich nur Gutes üben,
Und süße Pflicht ist's, sie zu lieben!

Bertha.

Ich habe sie ja auch geliebt
Und war beim Abschied sehr betrübt,
Als ich zum letzten Mal sie sah.
Sie ging ja nach Amerika?

Theodora.

Ja wohl, dort lebt seit Jahren schon
Die Tochter mit dem Schwiegersohn;
Der mußte sie zu Hilfe eilen
Und weil sie krank war, bei ihr weilen.
Die Tochter braucht sie nun nicht mehr
Und deshalb kommt sie wieder her —

Bertha.

Und wohnt bei Dir? Du bist allein —

Theodora.

Ich darf ihr Kind nun wieder sein
Und will sie liebevoll umringen
Mit allen ihr bequemen Dingen.

(Sie geht sinnend auf und nieder, bleibt dann wieder neben Bertha stehen.)

Wenn sie nun hier ist, lad' ich Gäste
Zu einem frohen Willkommfeste.

Ich habe etwas ausgedacht,
Das ihr gewiß Vergnügen macht;
Was eh'mals sie für mich gethan,
Erkenn' ich dadurch bildlich an.
Wenn sie hier sitzt,
(zeigt mit der Hand auf einen Stuhl im Vordergrund)
dann geht empor
(nach dem Hintergrund zeigend)
Ein Vorhang dort. Wir führen vor
Ihr Scenen der Vergangenheit,
Die sie mir einst so treu geweiht.

Bertha (sie in die Arme schließend).

Ja, Du erkennst das Gute sehr,
Doch Dich zu lieben, war nicht schwer;
Sie konnte sich bei allem sagen:
„Es wird mir gute Früchte tragen."

Zweite Scene.

(Zimmer wie in der ersten Scene, jedoch durch einen Vorhang abgeteilt, im Vordergrund an beiden Seiten eine Reihe Stühle, unter diesen ein Lehnstuhl.)

(Theodora tritt auf, Frau Garthau am Arme führend, ihnen folgen mehrere Gäste, die sich nach einander auf die Stühle setzen.)

Theodora (Frau Garthau den Lehnstuhl zeigend und indem sich letztere in denselben niederläßt, ihr die Kissen zurecht rückend).

So, setze Dich hier recht bequem,
Wir zeigen Dir (auf den Vorhang weisend), so Dir's genehm,
Dein eignes Bild, Dein Handeln, Lieben,
Wie mir's erinnerlich geblieben.

Frau Garthau (ihr die Hand gebend).

Du bist ja meines Lebens Sonne,
Was Du mir bietest, meine Wonne,
Doch mag ich gar zu viel nicht nehmen,
Es würde mich zuletzt beschämen!

(Theodora verschwindet hinter dem Vorhang, der sich hebt. Es zeigt sich das erste Bild.)

Erſtes Bild.

Theodora in der Wiege.

(Die Kleine liegt ſchlafend in der Wiege, die Großmutter und Frau Garthau ſitzen neben derſelben.)

Großmutter (ſich erhebend, auf das Kind zeigend, zu Frau Garthau).

Du biſt ſo liebevoll geſinnt,
Sieh hier, dies mutterloſe Kind
Vertrau' ich Deinen Armen,
Du wirſt Dich ſein erbarmen.
Wie wird, gepflegt von Deiner Hand,
Die kleine Knoſpe blühn!
Wächſt mit dem Körper der Verſtand,
Wirſt Du ſie gut erziehn.

(Sie nimmt das Kind aus der Wiege und hält es der Frau Garthau hin.)

Frau Garthau (das Kind auf den Schoß nehmend).

Ich nehme Deine Enkelin,
Behalte ſtets dabei im Sinn:
Du bauſt auf mich mit Zuverſicht,
Ich täuſche Dein Vertrauen nicht.

Großmutter (ſich über Frau Garthau beugend, das Kind betrachtend).

Ich bin zu alt, kann nichts mehr thun,
Bald werde ich im Grabe ruhn,
Du aber kannſt noch viel erleben;
Einſt lohnt Dein mütterliches Streben
Dies Kind, das heute ahnungslos
Liegt ſchlummernd hier auf Deinem Schoß.

Frau Garthau (das Kind an ſich drückend).

Mein kleiner, früh verwaiſter Schatz!
An meinem Herzen ſei Dein Platz.
Biſt „Gottesgabe"* ja genannt,
Ein mir von ihm gelieh'nes Pfand!

* Theodora bedeutet „Gottesgabe".

Zweites Bild.

Theodora im Krankenbett.

(Theodora liegt auf einem Ruhebett in Decken eingehüllt; neben dem Bett sitzt eine Krankenpflegerin, dieser gegenüber, gleichfalls im Lehnstuhl, die Großmutter.)

Großmutter (zur Pflegerin).

Wie steht's? Wird Dora wohl genesen?

Pflegerin.

Sie ist sehr ernstlich krank gewesen,
Ihr Leben war auch in Gefahr,
Wenn nicht Frau Garthau bei ihr war,
Die stete Pflege ihr gespendet
Und solche von ihr abgewendet;
Die liebe Frau hat manche Nacht
An ihrem Bette treu gewacht.

Großmutter.

Mein Dorchen war von jeher zart,
Ein Kind so ganz besondrer Art;
Das machte mir zuweilen Sorgen.
Insofern wußt' ich sie geborgen,
Als ich die Freundin ihr gewählt,
Der es an Sorgfalt nie gefehlt;
Drum ließ ich sie auch ruhig walten,
Sie hat das Kind mir jetzt erhalten.

Pflegerin.

Ja wohl, sie hat ihr Ziel erreicht,
Der Todesengel ist verscheucht!

Drittes Bild.

(Die Lehrerin des Instituts sitzt vor einem Tisch, um sie herum Theodora, Hannchen, Malchen, Lottchen und andere mehr. Auf dem Tische liegen Bücher und Papiere.)

Lehrerin (Zeugnisse verteilend).

Die Prüfungsstunde wäre aus,
Nehmt Eure Bücher mit nach Haus.

(Nach einer Pauſe.)

Schwer iſt das Lernen, liebe Kinder,
Das Lehren iſt's fürwahr nicht minder!
Das Prüfen iſt für uns zumal
Oft eine wahre Herzensqual.
Wir müſſen — wie wir Euch auch lieben,
Gerechtigkeit in allem üben,
Nicht wegen der Begabung nur,
Die iſt verſchieden von Natur,
Nein, leider heißt's vor allen Dingen
Den Ernſt und Fleiß in Rechnung bringen.

(Zu Lottchen)

Sprich, Lottchen, hat nicht jederzeit
Bei Dir gefehlt —

Lottchen (beſchämt niederblickend).

Aufmerkſamkeit.

Lehrerin.

Aufmerkſamkeit kann viel ergänzen,
Wo andre durch Talente glänzen.

(Zu Malchen)

Du, Malchen, biſt Dir wohl bewußt —

Malchen (die Hände vors Geſicht haltend).

Ich lerne oft mit wenig Luſt.

Lehrerin.

Unluſt iſt eine böſe Schlinge,
Zuerſt ſcheint ihre Macht geringe;
Was ſie in ihrem Netz gefangen,
Wird zur Entwicklung ſchwer gelangen.

(Zu Hannchen)

Kann man ihr nicht entgegenſtreben?
Weißt Du kein Mittel anzugeben?

Hannchen.

Mit Dora lernt' ich meiſt zuſammen,
Und wenn wir zu Frau Garthau kamen,
Gab ſie uns immer guten Rat,
Den wir befolgten durch die That.
Die Lernzeit ward genau verteilt,
Nichts ward verſäumt, nichts übereilt.
Von Unluſt bleibt man ganz befreit,
Schenkt man ihr nie Gehör noch Zeit.

Lehrerin.

Ich weiß es wohl, längſt war mir's klar,
Daß es die treue Freundin war,
Die Euch den rechten Weg geführt,
Wofür ihr volles Lob gebührt.

(Theodora ihr Zeugnis gebend.)

Drum iſt für Dora auch von allen
Das beſte Zeugnis ausgefallen.
Sie freue ſich, vergeſſe nie,
Wer ihr dazu den Beiſtand lieh.

Theodora.

Ich liebe herzlich ſie dafür,
Denn, was ich bin, verdank' ich ihr.
Das Gute, das ſie ausgeſät,
Das in mir lebt und fortbeſteht,
Das ſchuf in meines Herzens Schrein
Die Dankbarkeit als Edelſtein!
Es ſoll mich wie ein Kleinod ſchmücken,
In Wort und That ſie auszudrücken.
Ja, das gelob' ich Euch und mir!
Ihr ſeid des alle Zeugen hier!

(Der Vorhang fällt.)

(Theodora kommt hinter dem Vorhang hervor, auf Frau Garthau zu, die, sich erhebend, ihr entgegen tritt.)

Theodora.

Nun, liebes Mütterchen, wir hoffen
Du sahst im Bilde Dich getroffen.

Frau Garthau (Theodora umarmend).

Wer Elternpflichten übernimmt,
Glaubt sich von Gott dazu bestimmt.
Es ist gar oft ein schweres Los,
Denn die Verantwortung ist groß;
Doch ward dem Kinde ein Gemüt
So hold wie Deines, dann erzieht
Man sich fürs Leben, bis zum Grabe
Wohl eine reiche Gottesgabe!

Der Schutzengel.

Eine Legende

von

Paul Bendorf.

Am Rande eines großen Waldes stand der Holzhauer. Er hatte sein Tagewerk vollbracht und blickte über das weite Feld. Im fernen Westen versank eben die purpurne Sonnenscheibe und golden erglühten die Abendwolken am hohen Himmel. Dann war es, als ob sie in Feuer aufgingen, so rot färbten sie sich. „Ach, ist das prächtig!" sagte leise der Mann und faltete die Hände, voll Bewunderung das herrliche Schauspiel betrachtend. Doch dunkler wurde das Rot am fernen Horizonte, bis sich das Gewölk endlich bläulich färbte. — Hie und da begann ein Sternlein friedlich am Himmelszelte zu erscheinen.

Der Holzhauer hatte sich auf den Heimweg gemacht. Er murmelte oft für sich in den Bart. Langsam durchschritt er den Wald. Öfters blieb er stehen und blickte durchs Geäst, indem er die Hände faltete, als ob er

bete. Das that er auch mit inbrünstigem Herzen; war doch sein Gemüt durch schwere Sorgen verdüstert und nur kurze Zeit hatte sich sein Herz an dem herrlichen Sonnenuntergange erfreut. Als es nun Nacht wurde um ihn her und das Dunkel des Waldes den Heimkehrenden aufnahm, da dunkelte es auch wieder in seiner Seele. Ach, zu Hause lag sein Töchterchen todkrank darnieder. Als der gute Vater es am frühen Morgen verlassen, hatte er ihm noch einmal den fieberheißen Mund geküßt und die weinende Mutter und klagenden Geschwister getröstet, Gott werde ihnen das Kindlein schon erhalten.

Wie mochte es jetzt sein? War eine Besserung eingetreten, lag es noch immer im Fieber oder gar schon — o nein! und abermals nein! Es konnte, es durfte ja nicht geschehen, daß dem armen Vater sein Augapfel, sein heißgeliebtes Kind durch den kalten Tod geraubt würde. Wohl hatte er jedes der drei Kinder gleich lieb; aber das jüngste, ein Mägdelein von acht Jahren, war so lieb, so gut und verständig, sah den lieben Eltern alles an den Augen ab und hatte seine beiden älteren Brüder so lieb, so lieb, wie man es selten unter Geschwistern findet, daß es den Vorzug verdiente. Der Holzhauer beschleunigte seine Schritte, als er einen breiten Waldweg gewonnen hatte. Ach, es lag ihm so schwer auf dem Herzen, wie eine Centnerlast. Sein Weg war weit, da er am anderen Ende des Forstes wohnte. — Nun war es ganz dunkel geworden, desto heller aber glänzten die Sternlein durch die Wipfel der schlanken Fichten.

In Gedanken versunken war der Mann den bemoosten Weg entlang geschritten. Als er eben um eine Waldecke biegen wollte, blieb er wie gebannt stehen. Vor ihm war ein heller Schein aufgegangen. Es war kein Feuer, dazu war das Licht zu mild, auch der Mond konnte es nicht sein, der kam heute viel später. Wie merkwürdig wurde dem armen Holzhauer zu Mute, als das wunderbare Licht näher kam. Jetzt mußte es den Weg erleuchten, den der Heimkehrende zurückgelegt hatte. Eine wundersame Gestalt erschien zwischen den Bäumen. Neben ihr schien sich noch etwas zu bewegen. Nun trat das Wesen auf den Weg. Es war ein liebliches Mädchen, das an der Hand ein anderes, etwas kleineres Kind führte. Der Mann bedeckte unwillkürlich mit den Händen die Augen. Der Glanz, welcher von den weißen Gewändern der beiden merkwürdigen Wesen ausging, blendete ihn. Dann sank er auf die Kniee und stammelte: „Wer seid ihr, wundervolle Kinder?“ Die beiden Gestalten waren stehen geblieben und eine Stimme lispelte: „Ade, lieber, guter Vater!“ Mehr

bedurfte es nicht, um den erschrockenen Holzhauer aus seiner Stellung aufzuschrecken. „Um Gott, mein Dorchen, wie kommst du hierher und wer ist dein Begleiter?“ — „Fürchte dich nicht, armer Mann,“ sagte jetzt eine liebliche Stimme. „Schau auf, ich bin ein Engel Gottes.“ Der Holzhauer zitterte am ganzen Leibe und sah mit gefalteten Händen nach den beiden. „So bist du doch gestorben, mein einziges Mägdelein, mein herzliebes Dorchen, und kein Gebet, noch so inbrünstig zu Gott gesandt, konnte dich mir erhalten?“ rief im höchsten Schmerze der arme Vater. — „Du hast recht,“ entgegnete der himmlische Begleiter des Kindes, „Dorchen kommt zu Gott. Derselbe wollte dir aber das Kindlein noch einmal zeigen, damit du Abschied nähmest, bis ihr euch droben wiedersehet. Siehe, welche Gnade dir der treue Gott wiederfahren läßt, daß du seine Herrlichkeit siehst. — „Aber warum thut das der Herr? Warum raubt er mir den Trost meines Herzens, die einzige Freude einer liebenden Mutter und seiner Geschwister? Noch so zart, so jung, und schon läßt es Gott sterben! Ist das nicht ein Unrecht, das er uns Ärmsten zufügt? Wie willst du es entschuldigen?“ — „Weißt du nicht, Kurzsichtiger,“ sagte mahnend der Engel, „daß des Herrn Wege nicht deine Wege, und des Herrn Gedanken nicht deine Gedanken sind? Weißt du nicht, daß du die Weisheit Gottes nie erforschen kannst und daß alles, was er macht, wohlgethan ist? O du Kleingläubiger! Siehe, ich will dir verkündigen, warum Gott dein Kindlein zu sich gerufen, warum ich es heimholen soll in die Stätte, die ihm bereitet. Zu Hause läßt dir der gnädige Vater aller schwachen, sündigen Menschenkinder noch zwei Kinder; ihnen wird die liebe Schwester hinfort ein Schutzengel sein auf allen ihren Wegen. Nun klage nicht mehr und suche nicht die Gedanken des ewigen Gottes zu erforschen, nicht den Maßstab deines geringen Menschengeistes an die Thaten des Herrn zu legen. Unerforschlich sind seine Werke. Aber getröste dich und die Deinen. Er hat auch euer Kindlein sich zum Boten seines himmlischen Reiches ausersehen. So lange ihr ihn liebt und auf sein ewiges, herrliches Reich eure Hoffnung setzet, wird sein erwählter Schutzengel nicht von euch und euern Kindern weichen.“

Bei diesen Worten waren die beiden Lichtgestalten verschwunden. Dunkel bedeckte den Wald und nur ein leises Flüstern ging durch die Wipfel der Bäume. Dem armen Holzhauer war es so wundersam zu Mute, hatte er in Wirklichkeit alles das Wunderbare geschaut? War es nur ein Traum gewesen? —

Als er endlich die Hütte erreichte, traten ihm sein Weib und die beiden Knaben entgegen. Stumm folgte er ihnen in das Kämmerlein. Da lag Dorchen in Blumen gebettet, welche die treuen Geschwister ihr als letztes Geschenk gebracht. Ein verklärtes Lächeln schwebte auf dem Angesichte der Heimgegangenen.

„Sie ist zu Gott gegangen!“ sagte schluchzend die Mutter. Der Vater aber wußte, warum es geschehen. —

Des Bruders Bild.

Von

Elisabeth Klee.

Sonntag Morgen war's. Hell strahlte die Augustsonne über der schönen Rheinstadt mit ihren gartenähnlichen, reizenden Anlagen, — aber auch hinein in die enge, winkelige, steil zum Flusse hinabsteigende Gasse, deren hohe, düstere Häuser sie oft nicht einließen. Trotzdem hat diese Gasse einen besonderen Glanz. In dem ältesten, düstersten Hause stand vor circa hundert Jahren die Wiege eines Knaben, dem die Engel schon im ersten Kindestraum herrliche Musik gelehrt, so daß er sein Leben lang nur in den reinsten, schönsten Tönen glücklich sein und andere glücklich machen konnte. Das war der große Meister der Töne: Beethoven.

Gegenüber diesem seinem Elternhause seht Ihr noch heute ein Haus stehen, das ziemlich ebenso finster und unschön aussieht, aber auch etwas Apartes besitzt — inwendig und auswendig. Zuerst wollen wir es uns auswendig betrachten. Da seht Ihr eine kleine, vielverschnörkelte Holzgalerie längs des Giebels oben, der nach der Straße geht. Und auf dieser Galerie duftet's und blüht's von Goldlack und Heliotrop, Rosen und Geranien. Die Wirtin im unteren Stock pflegt sie treulich und sorgsam. Dabei denkt sie an ein Geschwisterpaar, das sich sonst an diesem Gärtchen erfreut, — an den Knaben, der aus dem Fenster zur Linken der Galerie sehnsüchtig auf die Blumen blickte, die er nur von ferne sehen konnte, — auf den hochstämmigen Aaronstab zumal, den die Schwester ihm aus kleinem Senkreis groß gezogen. Sie schob ihn darum stets in die Ecke, damit der erste Sonnenstrahl und des Bruders Blick auf ihn fiele.

Vier Jahre etwa sind es jetzt her, da trat diese Schwester dort auf die Galerie in ihr „schwebendes Gärtchen“, um ihr Amt zu versorgen. „Die wilde Suse“ nennt man sie oft im Scherz. Und wild ist sie auch; trotz ihrer vierzehn Jahre springt sie mit wenig Sätzen treppauf und treppab, hat nirgends lange Ruhe, zum Stillsitzen keine Lust. Nur bei dem Bruder wird sie still und sanft, — und mit den Blumen geht sie gar sorgsam um. Prüfend blicken die dunkeln, lebhaften Augen sie an, sie säubert und putzt an ihnen herum, zupft die welken Blättchen ab und versieht sie dann mit frischem Wasser. Daß das Sonntagskleid dabei Spritzen und Flecke erhält, ist ihr gleich, — sie meint wohl, da es doch dunkel und von Wollenstoff ist, wird es wenig schaden. Das dichte Kraushaar drängt sich dabei aus einem etwas großgelöcherten Netz hervor, das, nur eilig darüber gezogen, es kaum festhalten kann.

Jetzt hört sie es läuten, — volle, tiefe Glockentöne ziehen übers Gäßchen dahin und scheinen mit den freundlichen Sonnenstrahlen zugleich die Menschen ins Gotteshaus zu laden. Aus den Thüren links und rechts treten die Nachbarn im Sonntagsstaat heraus, ihr Gesangbuch unter dem Arm, und rüsten sich zum Kirchgang. Susanne tritt ans Geländer und schaut hinab. Gedankenvoll wird sie dabei, was ihr nicht oft passiert. Sie stützt den Kopf auf die Hand und sagt halblaut vor sich hin: „Wann werde ich wohl wieder mit dem Christophle Sonntag in der Kirche feiern? Er ist freilich immer wie in der Kirche, — aber ich — ich werd' erst gut und fromm, wenn ich in dem kleinen Betstübchen sitze und sehe das Altarbild von der heiligen Madonna — und wenn um mich her die herrlichen Orgelklänge brausen. Dann denke ich an unser Mütterchen, ob die im Himmel auch solche Musik hört, und dann bitte ich den lieben Gott, daß ich auch einmal spielen lerne. Madame könnte mich's wohl lehren, aber sie hat noch weniger Geduld wie ich — da würde es ewig Zank zwischen uns geben. Ich weiß auch nicht, ob ich Talent habe, wie Christophle es zum Malen hat. Ach, wenn der gesund wäre, er würde doch sicher ein großer Meister. Du altes, stilles Haus da drüben, du bist mein Trost. Als der große Beethoven ein Kind war, hat man es doch auch noch nicht gewußt, welch ein Meister aus ihm werden würde. O, wenn Christophle Maler würde und ich .... »Halt, Suse, deine Pflicht darfst du darum nicht vergessen,« schalt sie sich selbst. Rasch verließ sie ihr Gärtchen und ging in ihre Wohnstube. Eine Mansarde war es, klein, aber traulich. Auch leidlich ordentlich sah es darin aus, mehr als Ihr es der wilden

Zur Erzahl Die Geschwister

Suse zutrauen mögt. In ein Körbchen schüttet sie allerlei Körner, dann nähert sie sich auf den Fußspitzen dem kleinen Kanapee in der Nische und beugt sich über die von Decken umhüllte Gestalt des Bruders. „Er schläft," murmelte sie, — „aber wie blaß er aussieht!" Einen leisen Kuß haucht sie auf die schmalen Hände, die über der Brust gefaltet liegen, und auf die bläulich durchaderte Stirn, dann geht sie wieder hinaus.

Eine halbe Treppe steigt sie hinab, dann führt sie ein dunkler Gang hinaus auf das breite, sandbestreute Zinkdach des Hinterhauses. Hier bleibt sie stehen und beginnt unter lockenden Zurufen den Inhalt des Körbchens auszustreuen. Da kommen sie herbei, glucksend und girrend, die Täublein klein und groß, die schneeweißen, schwarzen und buntschillernden, Bräunlinge und Grauröckchen, mit Krone und Haube, und Büschel am Fuß — und picken begierig ihr Morgenbrot. Auch aus der Hand holen sie es ihr fort — ja von Schultern und Lippen.

Da rief plötzlich eine scharfe Stimme von unten herauf: „Susanne, Susanne, so komm doch, ich warte auf Dich!"

Recht ärgerlich und heftig klang es, — aber niemand war sichtbar. Susanne wußte recht gut, wer sie rief. Aber sie füttert ihre Tauben fertig und brummt vor sich hin: „Es ist doch zu arg; sie thut gerade, als müßte ich zu ihr kommen, und es ist doch nur mein guter Wille. Dafür laß ich sie heute auch warten."

„Guten Morgen, Susanne; habt Euch wohl wieder mit einander gezankt, daß Du da oben stehen bleibst und thust, als hättest Du nichts gehört?" so rief jetzt eine andere Stimme lachend vom Hofe herauf.

„Nein, das nicht, liebe Frau Walter," antwortet darauf unsere Susanne und grüßt, dicht an das kleine Geländer herantretend, zu der gutmütig ihr zunickenden Wirtin hinunter; „aber ich mag mich nicht so von ihr kommandieren lassen; ich habe doch noch anderes zu thun."

„Hm," erwidert die Wirtin; dann fragt sie: „Wie geht es heute mit Christoph? Ich bin gerade dabei, ihm sein Frühstück zu bringen. Es ist recht was Leckeres heute zum Sonntag. Wollte Dich nur erst noch fragen, wie es steht. Mein Lieschen sagt, es sei so mäuschenstill bei Euch gewesen, als sie vorhin oben horchte."

„Sie liebe, gute Frau Walter," rief Susanne, „ich komme gleich zu Ihnen!" Und rasch eilte sie der Kommenden entgegen. „Wie sie gut ist," denkt sie bei sich selbst; „Suse, viel besser als du! »Sein Frühstück,« sagt sie, und bei ihr ist es doch auch nur guter Wille. Aber pünktlich und

regelmäßig bringt sie es, vergißt es keinen Tag, und Sonntags sucht sie immer etwas heraus, was dem Christoph besonders schmecken muß. Und ich — wollte auch brav sein und meine Pflicht heute zum Sonntage nicht vergessen und brumme nun gleich mit Madame! Was würde Christoph dazu sagen?"

Unterdes hat Frau Walter sie ins Hinterstübchen geführt, das Fleischpastetchen und Portwein-Becherchen auf ein Tablett gesetzt und blickt nun gespannt durch die Glasthür, ob sich's noch nicht drin rege? Die Nacht hat sie den Bruder oft husten hören, — nun holt er den Schlaf wohl nach.

Frau Walter bringt nicht immer solche Leckerbissen; doch was sie irgend erübrigen und aufheben kann, das wandert hinauf zu den Geschwistern. Sie weiß, bei denen ist Schmalhans Küchenmeister, und ohne ihre helfende Liebe würde der arme Christoph noch viel blasser und schmäler aussehen. Auch Susanne hätte dann wohl schon ihr lustiges Singen und Lachen lange verlernt. Dazu waren ihr die beiden ans Herz gelegt von ihrer Mutter. Drei Jahre etwa war es her, da trugen sie die arme, von viel Leiden erlöste Frau hinaus zur letzten Ruhestätte. „Ach, nehmen Sie sich meiner Kinder an!" bat sie auf ihrem Sterbelager. Und das Wort vergaß Frau Walter nicht, auch nicht den Blick, mit dem es gesagt wurde. Sie hatte Frau Graff oft bewundert, wie geduldig sie ihre Schmerzen trug, wie unermüdlich fleißig sie von früh bis spät arbeitete, wie gut sie ihre Kinder zu erziehen verstand. Fast allein mußte sie das thun; der Vater war ein Maler, reiste viel im Lande umher und kümmerte sich wenig um die Seinigen. Doch als Frau Graff gestorben war, kam er noch viel seltener heim; er konnte den leeren Platz bei Tisch, wie bei der Arbeit nicht mit ansehen. Von Zeit zu Zeit schickte er Geld und einige Zeilen an „seine wilde Suse," seinen Liebling, damit sie nicht Not litten. Wenn er einmal selbst kam, so sah alles bei ihnen so gut und in Ordnung aus, daß er meinte, es sei völlig genug, was er schickte. Freilich, Christophs Leiden sah nicht gut aus und es that ihm weh, nicht helfen zu können. „Aber ich tauge nichts zum Krankenpflegen," sagte er dann gewöhnlich und dankte Frau Walter, daß sie so treulich für seine Kinder sorgte.

Frau Walter that aber noch mehr als Krankenpflegen und mit Speise und Trank versehen. Sie bat den Lehrer, der unten im Parterre ihres Hauses mit Frau und Töchtern wohnte, Susanne mit ihrem Lieschen zusammen zu unterrichten. Lieschen war ihr einziges Kind und ein liebes, immer fröhliches, herziges kleines Ding. Sie liebte den armen Christoph gar sehr

und saß stundenlang oben neben seinem Lager und plauderte und sang ihm vor, denn sie hatte vom lieben Gott ein gar hübsches, helles Stimmchen bekommen. Schalt einmal ihr Vater, der Wirt, daß die Mutter gar so viel gute Bissen hinauf trug, oder daß sein Lieschen so viel oben sei und er so wenig von ihr sähe, so konnte Lieschen so schön bitten und schmeicheln, so viel Gutes von Christoph und Suschen erzählen, daß er nichts mehr dagegen hatte.

Lieschen hatte also auch gebeten, daß Suschen an ihren Stunden teilnehmen dürfe. Die beiden lernten nun um die Wette. Suschen war drei Jahre älter, aber viel gelernt hatte sie noch nicht. Früher hatten sie in Tirol gelebt, in einem kleinen Ort, und da gab es keine gute Schule. Jetzt holte sie nun eifrig nach, um doch nicht gar zu dumm neben dem klugen Lieschen zu bleiben. Und was sie gehört und gelernt, das erzählte sie ihrem Christoph, damit er auch etwas davon habe und sich nicht gar zu sehr langweile auf seinem stillen Schmerzenslager.

Auch lehrte Frau Walter sie, ihr Stübchen, sich selbst und ihren Anzug in Ordnung halten, mit Nadel und Schere umgehn und den kleinen Haushalt besorgen. Allzugern that Suschen das nicht, — herumspringen, Hühner und Tauben füttern und auf dem alten Klavier der Frau Walter allerlei Stückchen sich einüben war ihr lieber. Aber für ihren Christoph überwand sie sich und gab sich redlich Mühe. Sein Süppchen und alles, was er genoß, kochte und bereitete sie ihm selbst, — und, o welche Freude, wenn es ihm schmeckte!

Er war zwei Jahre jünger als sie, doch, wie das oft geschieht, sein vieles Kranksein und Schmerzenleiden hatte ihn früh ernst und nachdenklich gemacht. Suschen meinte oft, ihre Mutter reden zu hören, wenn er mit ihr sprach und ihr gute Worte gab. Sie ließ sich darum auch alles von ihm sagen, während sie sonst es gar nicht gut vertrug, Vorwürfe und Ermahnungen zu hören. Bat aber Christoph: „O Suschen, sei gut, sei nicht so heftig," und sah sie dabei mit seinen lieben, blauen Augen an, so bittend, traurig und zärtlich zugleich, dann verflog die böse Laune, Unmut und Heftigkeit und der kleine Trotzkopf that alles, was er von ihr wünschte.

Unter ihnen, im dritten Stock, wohnte eine alte Französin, der es früher besser ging und die darum nicht gern schwere oder grobe Arbeit that. Deshalb half ihr unser Suschen; die alte Dame dauerte sie. Gewöhnlich ging sie schon früh um acht Uhr zu ihr und räumte ihr das Zimmer auf. Aber es gab oft Streit dabei. Madama Nicole war grillenhaft und wunderlich

und schalt sehr, wenn man es ihr nicht recht machte. Und gescholten werden liebte Suschen durchaus nicht.

Während sie heute mit Frau Walter im Hinterstübchen sitzt und auf Bruder Christophs Erwachen wartet, erzählt ihr diese: „Madame hat gestern Abend einen Brief erhalten, der muß ihr wohl nicht gefallen oder doch das Herz schwer machen. Sie sieht sehr bleich aus und hustet viel, hat auch die Nacht wieder Asthma gehabt. Habe es aber erst heute früh erfahren."

Susanne hing den Kopf; sie schalt sich jetzt einmal selbst, doch sie sagte kein Wort. Da sah sie, daß es sich drin auf ihrem Kanapee regte. Wie ein Pfeil flog sie an des Bruders Lager, schüttelte ihm die Kissen zurecht und sagte, ihm das Tablett hinhaltend: „Schau, Christophle, was Dir die gute Frau Walter bringt, das wird Dir wohl besser munden als mein schlichtes Mehlsüpple."

„Sie gute Frau Walter," flüsterte der bleiche Knabe und streichelte und küßte ihre Hände. „Wie gut Sie sind! — Aber, Suschen, Du darfst nicht denken, daß mir Dein Süpple nicht geschmeckt hat. Ich konnte nur vorhin noch nicht essen."

„Du hast gewiß wieder diese Nacht nicht geschlafen und Schmerzen gehabt; Du böser, lieber Christoph. — Sehn Sie, Frau Walter, so ist er nun, — lieber quält er sich die ganze Nacht zu Tode, als daß er mich weckt. Er ist wirklich zu gut."

„Suschen, red' nicht so, bitte," unterbrach sie Christoph, „warum sollt' ich Dich denn wecken? Du konntest mir doch nicht helfen und brauchst Deinen Schlaf. Und jetzt hab' ich's nachgeholt; — es muß schon spät sein, nicht wahr, Suschen; Du bist schon unten bei Madame gewesen?"

„Nein, noch nicht," gestand sie, über und über errötend. Doch sie wollte ihr Unrecht nicht vor Frau Walter eingestehen und fuhr fort: „Sie rief mich nämlich gerade, als ich die Tauben fütterte, — aber so bös und ärgerlich, daß mich's verdroß. Ich will — ich will," Susanne fühlte die blauen Augen des Bruders auf ihr ruhen, „ich will später gehen."

„Bitte, gehe bald," bat Christoph, „Du weißt doch, Suschen, daß sie sich ohne Dich schwer helfen kann. Sei ihr nicht bös. Wir sind arme Kinder, Madame aber ist eine alte Dame, der es einmal gut ging, — da wird es ihr schwer, ihre Arbeit allein zu machen."

„Aber sie braucht doch nicht gleich zu schelten, wenn man einmal später kommt; es ist doch bloß guter Wille, daß ich's thue."

„Suschen, Frau Walter thut auch vieles für uns, bloß aus gutem

Willen, aber sie ist immer freundlich; und schiltst Du auch nicht, — grillenhaft bist Du doch auch schon manchmal gewesen."

Suschen verschloß des Bruders Mund mit einem Kuß. Dann schob sie mit Frau Walter seinen Lehnsessel dicht ans Fenster, damit er die neue Knospe am Aaronstab bewundern konnte, breitete sorglich Tücher und Decken um ihn und holte dann Schürze und Arbeitsgerät. Frau Walter mußte wieder hinunter; doch Christoph blieb auch gern allein.

Susanne klopfte unten an Madames Thür. Scharf klang das Herein. „Wenn ich nur einmal geduldig wie Christoph bliebe," murmelte Suschen vor sich hin. Dann trat sie ein. „Grüß Gott, Madame."

„Seit einer halben Stunde habe ich schon auf Dich gewartet; wo steckteſt Du denn?" lautete die Erwiderung. „Du bist und bleibst doch ein Leichtfuß, der seine Pflicht vergißt."

„Meine Pflicht?" brauste Susanne auf, und beinahe wäre der alte Streit wieder dagewesen; aber sie besann sich und sagte in heiterem Tone: „Na, ganz so schlimm ist der Leichtfuß noch nicht. Sehen Sie, ich komme ja schon gestiefelt und gespornt und in einer Viertelstunde soll's bei Ihnen ganz wie Sonntag aussehen."

Susanne hielt Wort. Bald war die Stube aufgeräumt, Staub abgewischt und Kleider gereinigt, Milch und Brötchen samt weichem Ei auf einem saubern chinesischen Theebrettchen vor Madame auf den Tisch gestellt, der Gelbrock im Messingbauer mit Futter und frischem Wasser versehen, Erika und Gummibaum samt den Fuchsienstöcken begossen. Dann setzte sie sich auf den Tritt am Fenster, zu Madames Füßen, und nahm die Zeitung, ihr wie gewöhnlich vorzulesen. Da sagte jene: „Nein, heute nicht, ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen." Und sich in ihrem Stuhl zurechtrückend, holte sie aus ihrer Tasche einen Brief hervor und fuhr also fort: „Meine Schwester hat mir gestern geschrieben, Susanne!"

„So, Ihre Schwester? Haben Sie noch eine Schwester?" fragte jene verwundert.

„Alberne Frage! Ich habe noch vieles, wovon Du nichts weißt. Also meine Schwester hat geschrieben und wünscht, daß ich zu ihr reise, — aber sehr bald. Und ich — ich —"

„Sie wollen nicht," ergänzte da Susanne.

„Das meine ich nicht; ich will immer, wenn meine gute Schwester es wünscht; aber es ist sehr weit bis zu ihr."

„Wo wohnt sie denn?"

„Am Genfer See — im Waadtland."

„Das ist freilich sehr weit und eine große Anstrengung wird's auch sein, Madame."

„Aber ich will reisen, habe ich Dir eben gesagt; meine arme Schwester ist sehr krank und möchte mich gern wiedersehen. Doch ich will nicht allein hinreisen, Susanne."

„So, nicht allein?" wiederholte Susanne und drehte die Fransen des Shawls zusammen, der über Madames Füßen lag. „Da haben Sie wohl auch schon jemand, mit dem Sie hinreisen?"

„Einfältige Frage, Mädchen. Natürlich denke ich dabei doch an Dich — an wen sonst? Du sollst mich begleiten."

„Aber Sie wissen doch, Madame, daß ich nicht mitgehen kann, sondern bei Christoph bleiben muß," und Susanne wurde rot vor Ärger, daß Madame daran nicht dachte, sondern meinte, was sie sich ausgedacht, müsse geschehen.

„Du kannst recht gut mitkommen, wenn Du nur willst. Bilde Dir doch nicht ein, daß Du hier so notwendig bist. Frau Walter versteht viel besser noch als Du für Christoph zu sorgen, und Lieschen ist auch oft bei ihm und unterhält ihn gut. Es wäre recht thöricht und undankbar von Dir, wenn Du nicht mitgingst! Überleg' Dir's nur. Du lernst ein hübsch Stückchen Welt kennen, machst Dich nützlich und gewinnst vielleicht das Herz meiner Schwester. Die hat junge Mädchen sehr gern und thut viel für sie, wenn sie es bedürfen. Also weise das nicht von Dir, sondern sei vernünftig und komm mit mir."

„Es geht aber nicht — und Undank und Unverstand ist es auch nicht," fuhr Susanne auf. „Meine erste Pflicht ist doch, bei meinem Christoph zu bleiben. Und wenn auch andere für ihn sorgen und ihn unterhalten können, — so wie ich versteht's doch kein anderer; ich mach' es ihm allein recht. Deshalb gehe ich auch nicht fort."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Ja freilich," gab sie ihr zur Antwort, stand auf, knixte halb mutwillig, halb ärgerlich und lief hinaus, ohne auf Madames Ruf zu achten.

Bei Christoph angelangt, erzählte sie was geschehen und setzte hinzu: „Bei Madame kann man nicht wie ein Engel sein, sie verlangt zu viel."

Er nahm ihre Hand, streichelte sie sanft und sagte: „Gutes, liebes Schwesterchen, sei doch nicht gleich so heftig. Gewiß, Madame meint es gut mit Dir, daß sie Dich mitnehmen will."

„Aber ich kann doch nicht, Du brauchst doch Deine Suse, mein Christophle; willst Du sie denn gern los werden und in die weite Welt hinaus schicken?“ Und sie legte ihren Kopf an ihn, damit er ihre Thränen nicht sähe. Aber er mochte sie wohl doch sehen oder wenigstens ahnen.

„Suschen, Herzensschwester, sprich nicht so,“ bat er; „Du weißt doch, wie Du mir fehlen würdest. Ach, ich würde mich so sehr nach Dir sehnen, wie nach niemand anders; aber ich meine, darum darf ich Dich nicht abhalten mitzugehen. Es wird vielleicht nicht mehr lange mit mir dauern, dann hast Du keinen Christoph mehr zu versorgen — und bist allein.“

„O Christoph, ist Dir denn heute so schlecht, daß Du solch traurige Gedanken hast?“ rief Suschen und schluchzte auf, indem sie ihre beiden Arme um ihn schlang und ihm angstvoll ins Auge blickte.

„Nein, Schwesterchen, nicht besonders schlecht, nicht mehr wie schon seit vielen Tagen. Aber ich weiß, es dauert nicht mehr lange mit mir. Schau, vorhin habe ich zum dritten Male geträumt, die Mutter kam zu mir als ein schöner Engel im weißen Kleide. Sie winkte mir und nahm mich auf den Arm und trug mich hinauf zum lieben Gott, — wie auf dem Bilde von Kaulbach, das unten in Madames Zimmer hängt. Vielleicht, Suschen, ist zu ihr auch einmal ein solcher Engel gekommen und hat ihr Kind zu Gott hinaufgetragen. Darum ist sie auch nicht gern allein und möchte meine liebe, lustige Suse gern bei sich haben.“

„Sie kann ja Lehrers Anna mitnehmen,“ entgegnete Suse noch immer schluchzend, „die ist doch schon zwanzig Jahr und versteht alles besser.“

„Aber Du paßt ihr wahrscheinlich besser, bist ihr angenehmer und auch mehr an sie gewöhnt. — Doch Suschen, wein' nur nicht so, es soll ja noch nicht heute oder morgen fortgehen, — sei brav, bitte, und versprich mir — “

„Das kann ich nicht, Christoph! Wenn Du Deine Suse nur ein klein bißchen lieb hast, so bitt' mich nicht weiter. Ich will Dir auch den Gefallen thun und Madame danken, doch mitreisen, — nein — das kann ich nicht.“

Und Christoph bat nicht weiter. Mit einem Blick voll zärtlicher Liebe folgte er ihr, als sie nach einer Weile sich erhob, ihre Thränen trocknete und zu Madame hinunterging. Die Hände faltend, blickte er hinaus über das kleine „schwebende Gärtchen“ hinweg in die Ferne. Zwischen zwei hohen Häusern ihm gegenüber konnte man auf den Rhein hinab- und auch etwas von den schönen Hügeln des Siebengebirges sehen. Ein altes

Tirolerlied fiel ihm ein, das ihn einst die Mutter gelehrt: „Uf die Berga isch gut leba," fing es an und der dritte Vers lautete:

„Ihr in eurem Stadtgetümmel,
Ihr seid vollends weit vom Himmel,
Wir uf unsre höchste Berga
Sind zu allernächst dabei."

Dann dachte er an seinen Vater, der die Berge so liebte, daß er nur selten sich von ihnen trennen konnte. Würde er ihn nicht noch einmal wiedersehen, bevor sein Mütterchen käme und ihn hinauftrüge „zu Gott?"

Wie er noch darüber sinnt, geht die Thüre des Hinterstübchens auf. „Es wird Suschen sein oder Lieschen," denkt er und achtet nicht weiter darauf. Da hört er plötzlich dicht neben sich eine wohlbekannte Stimme sagen: „Guten Tag, lieber Sohn, so allein feierst Du Deinen Sonntag?"

Da wandte sich Christoph um und lehnte sich freudestrahlend in seines Vaters Arme. „O Vater, wie schön, daß Du kommst, gerade jetzt sehnte ich mich so nach Dir. Du bist diesmal lange fortgewesen!"

„Ja, mein Junge, ich hatte zu thun und wußte Euch auch wohl aufgehoben und versorgt." Doch mitten in seiner Rede brach er ab, und auf seines Sohnes blasses Antlitz sehend und auf die magern, die seinigen umschließenden Hände, fragte er: „Ihr leidet hoffentlich doch keinen Mangel, mein Sohn?"

„Nein, Vater, gewiß nicht," erwiderte dieser treuherzig und ehrlich ihm ins Auge blickend. „Wir haben alle Tage genug gehabt und sind zufrieden und fröhlich. Und Suschen versteht's so gut, Haus zu halten und zu wirtschaften."

„Wo ist sie denn?" fragte der Vater. Da hörte er auch schon ihren schnellen, leichten Schritt die Treppe heraufeilen. Rasch trat er hinter den Vorhang vor dem Hinterstübchen.

„Madame war wirklich gut, Christoph; sie will sich die Sache auch noch überlegen," verkündete sie in der Thür schon. Doch plötzlich rief sie: „Vaterle, Herzensvaterle!" und jubelnd warf sie sich ihm um den Hals.

Dann aber dachte sie ihrer Hausfrauenpflicht. Eiligst lief sie zu Frau Walter, mit ihr zu beraten, was sie dem Vater vorsetzen sollte. Frau Walter half wie gewöhnlich mit Rat und That, packte allerlei Gutes aus ihrer Speisekammer in den Korb, so daß für Susanne nur noch wenig Arbeit blieb. Herzlich ihr dankend, flog sie dann wieder die Treppe hinauf, machte Feuer und richtete ihr kleines Mal her. Lieschen ging ihr dabei

zur Hand, bis die Mutter sie abrief. Herr Graff holte eine Flasche stärkenden Weines und bald darauf saßen alle drei um den appetitlich hergerichteten Mittagstisch.

Der Vater erzählte von seinen Reisen. Er kam aus Südtirol und hatte in dem großartig schönen Thale von Ampezzo lange Zeit gemalt, wo sich die Kalkfelsen, „Dolomiten" genannt, in wunderbar geformten Spitzen über die bewaldeten Berge erheben. Dann stellte er seinen Malstuhl in dem lieblichen Taufersthal auf, das südlich von den Gletschern und Schneebergen der Zillerthaler Alpen liegt und durch Lawinen und Gletscherflüsse vor zwei Jahren gleich dem Zillerthal zerstört worden ist. Herr Graff aber sah es noch in seiner vollen Schönheit. Ganz begeistert rief er aus: „Ja, lieben Kinder, dies Taufers ist ein Kleinod in der Alpenwelt. Da sollte es Euch wohl gefallen. Wenn Christoph gesund genug wird, um reisen zu können, dann nehme ich Euch vielleicht beide einmal dorthin mit."

„Ei, das wäre herrlich," rief Susanne voller Freude; „Väterchen, laß uns bald hingehen, gewiß wird da Christoph bald gesund!"

Christoph aber legte seine Hand auf der Schwester Arm und sagte, leise den Kopf schüttelnd: „Nein, Suschen, hinkommen kann ich nicht mehr, ob ich's schon möcht'! — Aber erzähle uns davon noch mehr, Vater, ich höre es so gern."

Der Vater sah ihn lange sinnend an. „Christoph," sagte er dann, „Du erinnerst mich heute an ein Gesicht, das ich in dem schönen Taufers gesehen. Als ich's dort betrachtete, fand ich es nicht heraus, doch nun weiß ich es. Am Abend nach meiner Ankunft war es, da ging ich die Straße hinauf, die einzige im Ort, der Burg zu. Es war ein herrlicher Abend; lind und würzig wehte die Luft, Lilien und Rosen, die sich um die kleinen saubern Häuschen rankten, mischten ihren Duft mit dem Heu, das kräftige Buben und „Moidi" auf ihren Köpfen zum Schober trugen. Dicht neben mir rauschte der wilde Bergbach, die Ahre, die aus dem Schoße der Gletscher herkommt und deshalb gar stark und übermütig ist. Mancher Wasserfall und mancher Waldbach schüttet seine Flut hinein, darum wird er so gewaltig, daß die Leute im Thal schier Furcht vor ihm haben. Viel Platz für ihre Wohnungen läßt er ihnen nicht, daher bauen sich viele auf den Abhängen der Berge an, wo fruchtbare weite Matten sich ausbreiten und das glockenläutende Weidevieh grasen kann. Am tollsten tobt der Ahrebach an den Mauern der alten Burg, die am Ende von Taufers auf grünem Hügel thront, aber als schon halb verfallene Ruine. Da haben

vor fünf Jahrhunderten die edlen Ritter von Tuvers gewohnt, die tapfer im Kreuzzug wie gegen die „Wälschen" einst kämpften. Dicht an der Brücke, die über den Ahrebach zu ihr führt, steht eine Kapelle. Ihr wanderte ich an jenem ersten Abend zu. In ihrer Mitte steht das Bild des Heilands, sein Kreuz tragend, darunter das Wort:

»Wohin, mein lieber Wandersmann?
Steh' still und halt ein wenig an.
Betrachte du mein schweres Kreuz, —
Alsdann geh' hin und mach' dein' Reis'!«

Und über dem Bilde strahlte in rötlicher Glut die Abendsonne; auch die alte Burg mit ihren Erkern, Spitzbögen und Säulen, um die sich Epheu und Wachholder schlingt, war ganz verklärt. An dem Bache kniete Blumen pflückend ein blondes, kleines Mädchen, über seinem Köpfchen und über seinem Kränzerl spielten freundlich die goldigen Strahlen, — auch über seiner Schwester, die an der Seite ihrer weinenden Mutter vor dem heiligen Bilde kniete und ihr Vaterunser betete. Sie sah sehr bleich aus und dabei so herzensgut und lieb, — ja mein Christoph, Dir war sie ähnlich! Die Mutter erzählte mir später, daß sie viel Wallfahrten gemacht, viele teure Kuren bezahlt habe, um ihre Tochter zu heilen. Doch diese habe Heimweh bekommen und es nimmer in der Fremde ausgehalten. Daher seien sie nun beide auf dem Heimwege."

„Siehst Du, lieber Vater, ich würde es auch nicht in der Fremde aushalten, so schön sie auch sein mag," meinte Christoph. „Aber sehen würde ich es freilich gern einmal. Ich möchte es so gern zeichnen, das hübsche Bild von der Burg und dem Ahrebach und seiner Kapelle."

Der Vater sagte: „Nun, vielleicht finde ich Zeit, Dir es zu malen. Doch heute möchte ich Euch eine andere Freude machen. Wir wollen mit einander ausfahren!"

Darüber waren beide Kinder gar glücklich. Am Nachmittag fuhren sie alle vier — sie nahmen auch Lieschen mit — in einem schönen, bequemen Wagen hinaus zu dem lieblichen, gartenähnlichen Godesberg. Dahin waren sie noch gar nicht gekommen. Susanne war ganz ausgelassen vor Vergnügen und Entzücken. Sie lachte und jauchzte und schwatzte mit Lieschen um die Wette; Christoph aber lehnte still und schweigsam in seiner Ecke und nur seine leuchtenden Augen sagten, wie sehr auch er sich über all das Schöne freute, was er um sich her sah. Und zugleich dachte er an das, was er vorhin vom Vater gehört, — auch an das blasse Mädchen, das

Heimweh hatte und dem kein Mittel mehr half. Vielleicht holte es auch der Engel bald hinauf zu Gott?

Am andern Tage, während Suschen ihre kleine Wirtschaft besorgte und der Vater sich in der Stadt umsah und Bekannte besuchte, holte er Stift und Papier hervor und begann zu zeichnen. Das Bild am Ufer des Ahrebaches war es — die Mutter und ihre Kinder vor der Kapelle, und darüber die sonnenumleuchtete Burg und die rötlich strahlenden Gletscher. Mit Buntstift entwarf er das Bild, nachher wollte er es auch mit Wasserfarben ausmalen. Suschen kam öfter herein und sah ihm zu. „Wie eifrig Du bist, Christophle, willst es wohl verschenken — oder gar verkaufen?“ neckte sie.

Er lächelte und sagte: „Frage nicht, Suschen, das ist mein Geheimnis.“

Da fragte sie denn auch nicht weiter. Es freute sie, daß er so glücklich aussah, wenn er daran arbeitete. Ganz rosige Backen bekam er davon und die Augen glänzten, wie sie es lange nicht mehr an ihm gesehen. Munter und guter Dinge verrichtete auch sie darum ihr Tagewerk. Der Vater blieb diesmal länger als sonst; er nahm sie auch öfter noch zu Spazierfahrten mit und bereitete ihnen mancherlei Freuden. Stundenlang saß er auch in seiner Stube — Frau Walter hatte ihm die nächste Mansarde zur Benützung gegeben — und zeichnete oder malte.

Am Morgen des fünften Tages nach seiner Ankunft rief er Suschen zu sich und fragte: „Sag' einmal, liebe Tochter, wie steht's mit Eurer Reise an den Genfer See? Hat Madame keine Lust mehr, sie zu machen?“

„Das wohl,“ erwiderte Suschen und zupfte verlegen an ihrer Schürze, „aber — sie hat keine Begleitung, sagt sie, und —“

„Und Du möchtest sie nicht begleiten?“

„Vater, ich kann doch nicht fort; was soll aus Christoph werden, wenn —“ ihre Stimme stockte.

„Nein, mein Kind, Du kannst jetzt nicht fort, das ist gewiß, — aber, nicht wahr, Du bist verständig und hörst mich ruhig an: Es kann sein, daß — daß der arme Christoph nicht lange mehr Dich braucht — auch mich nicht —“

„Vater!“ schrie Susanne auf und hielt ihn laut weinend am Arme fest, — „Vater, denkst Du das wirklich, — ist er denn so krank?“

Der Vater setzte sich und zog sie auf seine Kniee nieder. Ihr das Haar aus den Schläfen streichend, sagte er: „Liebe Tochter, ich weiß es nicht, wie lange der liebe Gott uns unsern Christoph noch läßt. Es kann

vielleicht noch eine gute Weile währen, aber er kann auch sehr bald seinen Engel schicken und ihn zu sich holen. Und dann, meine Suse, kannst Du hier doch nicht allein bleiben. Mit mir in der Welt umherziehen kannst Du auch nicht. Du mußt noch manches lernen, mehr als Frau Walter Dich lehren kann. Ich finde deshalb den Vorschlag von Madame recht gut, daß Du mit ihr an den Genfer See gehen sollst, ihre Schwester zu pflegen. Vielleicht behält sie Dich dort, — ihre Schwester soll reich sein, sagt Frau Walter. Also, wenn Madame ihren Plan noch festhält, so sage ihr, Du würdest dankbar sein, sie begleiten zu dürfen."

Susanne umklammerte ihn, noch immer schluchzend. Sie konnte es noch nicht fassen, daß sie ihren Christoph so bald verlieren sollte. Da hörte sie den Vater sagen: „Suschen, ich muß heute wieder fortgehen. Behüt' Dich Gott, mein liebes Kind, — und — wenn es schlimmer wird mit Christoph, komme ich, wenn ich irgend kann. Ich will ihn jetzt nicht stören, — vorhin war ich an seiner Thür, — er schlief, — ich küßte ihn nur leise auf die Stirn; — doch bring' Du ihm meinen Gruß — und dies hier." Er legte ein großes Couvert auf den Tisch und schloß sie noch einmal innig in seine Arme.

Da hörte Susanne, daß Christoph nach ihr rief; sie eilte hinaus. Erst nach einer Weile kam sie wieder, — aber — ihren Vater sah sie nicht mehr. Er hatte sich still entfernt; sie wußte, daß er nicht gern lange Abschied nahm.

Weinend trug sie seinen letzten Gruß zum Bruder hin. Traurig machte er das ihm bestimmte Couvert auf. „Mutter, liebe, gute Herzensmutter!" rief er plötzlich und preßte die Zeichnung, die ihr liebes Bild darstellte, wiederholt an die Augen und an die Lippen, dann sank er ganz erschöpft in die Kissen zurück. Ein böser Husten überfiel ihn, — er litt heftige Schmerzen. Susanne that was sie konnte, ihm zu helfen. Frau Walter kam herbei, und mit ihren Mitteln erholte er sich endlich wieder. Aber von nun an glaubte seine Schwester, daß ihr Vater wohl recht habe und der liebe Gott bald seinen Engel schicken werde.

Es verging noch eine Woche. Christoph litt noch oft an bösen Hustenanfällen, doch trotzdem malte er eifrig sein Bild. Susanne mußte ihm die Farben mischen. Aber sie that es schweigend, singen und lachen konnte sie nicht mehr. Frau Walter that es ordentlich leid, ihren lieben Wildfang nicht mehr zu hören. Sie konnte so schön jodeln — auf ihren heimatlichen Bergen lernte sie es. Doch still und ernst ging Suschen jetzt ihrer Arbeit

nach. Blumen und Vögel erhielten ihre Speise wie sonst, Madames Stube ihre Ordnung, aber Suschen war nicht mehr wie sonst.

So kam der Sonntag heran. Suschen trat früh wie gewöhnlich an des Bruders Bett. Sie erschrak, weil er gar so durchsichtig und krank aussah. Aber er nickte ihr zärtlich zu und bat: „Hol' mir meine Mappe, Suschen."

Sie that es. An ihr sich in die Höhe richtend, nahm er seine Zeichnung heraus, legte sie vor sich hin und sagte: „Suschen, ich glaube, wir feiern heute beide zum letzten Mal Sonntag zusammen. O sieh mich nicht so traurig an. Ich freue mich so, zu Mütterchen in den Himmel zu kommen. Sie wird mich gewiß bald holen."

„O Christoph," jammerte da Suschen, „was soll denn dann aus mir werden? Dann möcht' ich auch gleich mit ihr und Dir in den Himmel. Ohne Dich werde ich doch nicht gut und brav! Du hast doch allein Geduld mit mir! Aber ich dachte, Du hättest mich ebenso lieb, wie ich Dich, und nun gehst Du so gern von mir fort!"

„Schwesterchen," bat Christoph, sie liebkosend, „Du mußt nicht so reden. Ich würde viel lieber gehen, wenn Du nicht wärst. Oft habe ich den lieben Gott gebeten, er möchte mich wieder gesund machen, damit ich bei Dir bleiben könnte; aber das hat er doch nicht gethan! Ich muß fort, Suschen; aber Du bist gesund und fröhlich, Dir wird es gewiß noch recht gut gehen. Wir bitten dann oben alle zwei für Dich. Und wenn Du einmal traurig bist und es wird Dir etwas recht schwer, dann — dann schaust Du Dir dies an." Damit hielt er ihr das Bild hin; der Heiland unter dem Kreuz in der Kapelle am Gletscherbach, darüber die grün umwachsene Burg, die Gletscher und Höhen im ewigen Schnee. Und leise las er die Worte darunter:

„Wohin, mein lieber Wandersmann?
Steh' still und halt ein wenig an,
Betrachte du mein schweres Kreuz, —
Alsdann geh' hin und mach' dein' Reis'!"

Kein Kunstwerk war das Bild, nur eine zarte und feine Skizze, aber die Liebe, damit der kranke Bruder gemalt und es der Schwester ins Herz hinein malen wollte, leuchtete gar hell daraus entgegen. Ganz still wurde sie beim Anschauen, obschon ihre Thränen noch immer flossen.

„Suschen," begann er nach einem Weilchen wieder, „das ist mein Vermächtnis. Nicht wahr, Du denkst daran, wenn es Dir bang und schwer

ums Herz ist, und trägst geduldig, was der liebe Gott Dir als Kreuz auferlegt. Wirst Du auch mit Madame an den Genfer See gehen?"

Suschen nickte, und küßte den lieben, fragenden Mund. Reden konnte sie nicht.

Als die Sonne an diesem Abend Abschied nahm drüben vom Hause des großen Meisters, dem sich der Himmel in Tönen offenbart, da trugen die Engel die Seele unseres Christoph himmelan, zu Gott. Da schaute er die herrlichsten Bilder, die reichsten Farben, den Meister aller Meister und seine Wundermacht.

Susanne aber klagte in bitterem Schmerz um den verlorenen Bruder. Sie hatte ja nun ihr Liebstes auf Erden hergeben müssen. So allein war sie nun! Der Vater konnte nicht kommen, schrieb er. Sie wußte wohl, er konnte nicht ihr trauriges Gesicht und ihren Kummer ertragen. Einen herzlichen Brief schrieb er ihr aber und ermahnte sie, Madame zu folgen. Auch sandte er einiges Geld.

Am Abend des Begräbnistages rief sie Madame zu sich in ihr Zimmer. Sehr freundlich that sie es und bittend. Susanne kam. Die alte Dame teilte ihr mit, sie habe abermals einen Brief von der Schwester erhalten, worin die Schwester sie noch dringender bitte zu kommen. „Ich glaube," so las Madame vor, „Gott wird mich bald abrufen, und ich möchte Dich so gern vorher wiedersehen. Bringe auch Deine Susanne mit. Sie ist sicherlich das Kind meiner guten Maria; ich möchte gern dieser und ihren Eltern danken für alles Gute, was sie mir erwiesen, indem ich für Susanne, das Enkelkind, sorge."

Madame hielt inne. Susanne blickte sie staunend an und erstere fragte: „Weißt Du, ob Deine Mutter früher in Straßburg gelebt, und hat sie Dir vielleicht erzählt, daß ihr Vater einmal einem kleinen französischen Mädchen das Leben rettete?"

„Das nicht," erwiderte Susanne, „aber wohl, daß ein solches bei ihnen eine Zeit lang im Hause lebte. Meine Mutter liebte sie sehr."

„Und wie hieß Deine Mutter mit Vornamen?" forschte Madame weiter.

„Maria," gab Susanne zurück.

„Es wird schon stimmen," meinte Madame. „Also höre. Als im Jahre 1830 in Paris die Revolution ausbrach, mußten unsere Eltern fliehen. Ich war etwa in Deinem Alter damals, aber meine Schwester Cornelie erst sieben Jahre alt. Als wir nun in Straßburg in einem sehr entlegenen, bescheidenen Gasthofe eingekehrt waren, um nicht entdeckt zu

werden, mußten unsere Eltern noch einmal ausgehen, um sich andere Anzüge zu kaufen. Nelly stellte sich unterdeß ans Fenster und sah auf die Straße, während ich mich auszog, um zur Ruhe zu gehen. Da sieht sie unten einen stattlichen Herrn in glänzender Uniform vorübergehen. Sie hält ihn für den Grafen X, unsers Vaters Freund, und ruft ihm nach. Doch er hört nicht. Da läuft sie, ehe ich es hindern kann, auf die Straße hinunter — ihm nach. Sie meinte wohl, er müsse uns helfen können und unsern Vater wieder nach Paris bringen. Dabei verliert sie ihn aber aus dem Gesicht und gerät in eine ganz unheimliche, finstere Gegend, wo sie weder aus noch ein weiß. Da packt sie ein Bösewicht, der ihr nachgeschlichen ist, in der Meinung, sie sei des Grafen Kind. Diesen haßte er und wollte sich nun an ihm rächen. Er stopft der armen schreienden Nelly eben den Mund mit einem Tuche zu, — da legt sich eine Hand auf seinen Arm. Dein Großvater war es. „Was würdest Du thun," sagt er zu ihm, „wenn Dir jemand jetzt Deinen Peter so angriffe und ihm ans Leben wollte?" — Der andere meint: „Tot schlagen thät' ich ihn." — „Nun, das will ich nicht, aber das Kind sollst Du nicht behalten. Gib's her, ich nehm' es mit nach Hause." Das that er denn auch. Da nun weder er noch seine Frau aus Nellys Reden klug werden konnten, wer sie sei und woher sie komme, behielten sie das Kind und erzogen es mit ihrer kleinen Maria, bis die Revolution in Frankreich vorüber war und sie Nachforschungen anstellen konnten. Damit war auch meiner Mutter das Suchen erleichtert. Den Vater hatten Kummer und Krankheit schon früher zur letzten Ruhe gebracht. Die Mutter fand unsere Nelly nicht bloß wohlauf, sondern auch recht wohl erzogen, brav, fleißig und folgsam, so daß sie ihre Freude daran hatte. Auch hing sie sehr an Deinen Großeltern, und oft noch hat sie später, als sie verheiratet und dadurch reich geworden war, gesagt: »Am meisten verdanke ich doch den braven Leuten im stillen Gärtnerhause am Ufer der Ill.« Darum sehnt sie sich so sehr, Dir, dem Enkelkinde ihrer Wohlthäter, Gutes zu erweisen, als ihren Dank. Willst Du mitkommen, Susanne?"

Diese nickte still. An ihren Christoph dachte sie, der nun nicht mehr ihrer bedurfte und es gewünscht, daß sie Madame folgte, und an ihren Vater, der es ihr so dringlich geraten. Nach einer Weile fragte sie: „Wann reisen wir?"

„Sobald als möglich," erwiderte Madame, — „sobald Du mich zur Reise fertig machst."

Susanne versprach, ihr nach besten Kräften zu helfen und selbst auch baldigst bereit zu sein.

Drei Tage später fuhren die beiden ab, dem Genfer See zu. Chailly, das liebliche Dorf eine halbe Stunde oberhalb seiner Ufer, war ihr Ziel. Die Reise war lang und brachte manche Geduldsprobe. Madame fand überall zu klagen und zu tadeln. War Susanne schweigsam und nachdenklich, so schalt sie: „Du denkst doch auch gar nicht an meine Unterhaltung," — und freute sie sich über all das viele Neue und Schöne, das sie sah, und jubelte über die herrliche Reise, so sagte sie: „Du bist recht leichtsinnig, daß Du schon wieder so lustig sein kannst." Sie machte es ihr nur selten einmal recht.

In Bern angelangt, kam ihnen der Sohn von Madames Schwester, ein Herr Dubois, entgegen und brachte ihnen die Nachricht, seine Mutter sei in Folge einer Erkältung vom Schlage getroffen und daher dem Tode nahe. Einstweilen dürfe niemand zu ihr. Auch ihre Schwester und Susanne durften sie nicht sehen.

Madame war ganz außer sich darüber und machte ihren Klagen gegen unser Suschen Luft. Und das arme Kind wußte nicht, womit sie trösten? Ihr graute ja selbst vor den schweren Tagen, die ihr bevorstanden. Sie sehnte sich nach Frau Walter, der das Scheiden ebenso schwer fiel wie ihr und die sie so gern behalten hätte, als ältere Gefährtin ihres Lieschens. Aber nun war sie einmal weit fort von ihr — fast allein in der Fremde. Denn zu Madame fühlte sie noch immer kein herzliches Zutrauen, und ihr Neffe flößte ihr vollends Scheu und Furcht ein. Es war ihr ganz bange ums Herz, als sie nun von Bern nach Chailly fuhren.

Eine Woche verging, ohne daß Madame und Susanne die kranke Herrin des Hauses zu sehen bekamen. Madame hielt solch Warten kaum aus. Susanne hatte wirklich schwere Tage. Sie durfte sie fast keinen Augenblick verlassen, und doch, wie gern wäre sie oft umhergestrichen in der wunderherrlichen Gegend, in Berg und Thal, die sie nur aus der Ferne sah. Aber sie mußte mancherlei nun besorgen und bedenken. Madame ließ sich nur von ihr bedienen. Sie traute den fremden Dienstleuten nicht. „Sie betrügen mich sicher," meinte sie, „und wissen auch nicht, wie ich's gern habe." Und unsere Susanne merkte, daß ihr bißchen Französisch, das sie bei Madame gelernt, nicht weit reichte. Sie kam oft in Not und Verlegenheit. Dazu wollten die Dienstleute sich nichts von ihr, dem „fremden jungen Dinge", sagen lassen. Und doch mußte sie manches von ihnen

verlangen. Altersgenossen sah sie auch nicht, mit denen sie sich einmal hätte ausplaudern und erheitern können. Einmal kamen Madame Dubois' Nichten, nach der Tante zu fragen. Doch sie hatte nicht Zeit und auch nicht den Mut, mit ihnen Freundschaft zu schließen. Tauben und Blumen versorgte hier der Gärtner.

Endlich erlaubte es der Arzt, daß sie beide zu der ihrer auch schon wartenden Kranken gehen durften. Madame brach in Thränen aus, als sie die geliebte Schwester so bleich und elend wiedersah. Susanne dachte an ihre Mutter, die hatte auch solch liebes freundliches Auge, solche gute, sanfte Stimme. Als Madame die Schwester begrüßt hatte, sagte diese, Susanne die Hand bietend: „Sei mir willkommen, Du Kind meiner lieben Maria! Gott segne Deinen Eingang und Ausgang! Ich freue mich, Dich hier zu sehen; willst Du bei mir bleiben?"

Da küßte Susanne die bleiche, abgezehrte Hand und nickte. Es that ihr so wohl, solch liebreich Wort zu hören, aber ebenso leid, als die Kranke nun hinzufügte: „Es wird nicht mehr lange währen, dann sehe ich Deine liebe Mutter wieder. Drum ist mir's lieb, daß ich ihr dann sagen darf: Dein Kind hat in meinem Hause nun ein Heim gefunden."

Aufschluchzend rief Susanne: „O nein, liebe, gute Dame, bitte, gehen Sie nicht auch noch fort; vielleicht läßt Sie der liebe Gott noch wieder ganz gesund werden, das würde meine Mutter doch noch mehr freuen, als wenn Sie zu ihr kämen und ich Sie nicht mehr hier hätte."

Da lächelte Madame Dubois freundlich und sagte, Susanne auf die Stirn küssend: „Wie Gott will, mein Kind."

Susannes Wunsch ging wirklich in Erfüllung. Madame Dubois erholte sich wieder, wenn auch nicht zu voller Lebenskraft und Frische, so doch so weit, daß sie aufstehen und mit der Schwester und Susanne viel zusammensein konnte. Ihr Sohn, der im nächsten Städtchen, Vevay, wohnte, kam wöchentlich zweimal herüber nach Chailly und gab Susanne sehr bald nach der Mutter Genesung die lange gewünschten Klavierstunden, brachte ihr auch Bücher, woraus sie mancherlei Gutes und Nützliches lernen konnte. Kam er, so hielt er mitunter ein kleines Examen mit ihr ab. Susanne hatte jetzt tüchtig zu thun. Aber sie that alles sehr gern; am liebsten freilich sorgte sie für die gute Madame Dubois, die nie grillenhaft und bei schlechter Laune war, wie Madame, und ihr oft aus ihrer Großeltern Hause von ihrer Mutter erzählte. Doch sie lernte auch von ihr geduldig mit ihrer Schwester sein, die scharfen Tadel- und Scheltworte hinzunehmen,

ohne, wie früher, gleich aufbrausend und heftig zu werden. Schließlich kamen diese Tadel- und Scheltworte auch immer seltener. Beide Schwestern freuten sich über ihr Pflegetöchterchen; die eine nannte es „ihren Sonnenschein", die andere sagte: „Ohne Dich ginge es gar nicht, Du bist mir unentbehrlich."

Mitunter hätte freilich unser Suschen gern mehr Freiheit gehabt, freie Zeit umherzuspringen, und die Sehnsucht nach ihrem Christoph wurde oft gar mächtig in ihr. Wie gern wäre sie auch wieder mit der guten Frau Walter und ihrem Lieschen zusammen gewesen. Und von ihrem Vater hörte und sah sie gar nichts! — Wenn sie nun solch Wünschen und Sehnen gar zu traurig machen wollte, dann sah sie ihres Christoph Vermächtnis an und dachte an seine letzten Worte. Das machte sie immer wieder still und geduldig, auf der Lebensreise weiter fortzugehen, so daß ihre beiden Lieben im Himmel sich daran freuen konnten. Alle Tage aber betete sie zu Gott: „Bring' meinen lieben Vater wieder mit mir zusammen."

Sie mochte etwa anderthalb Jahre in Chailly sein, da holten die Engel ihre liebe mütterliche Freundin und Wohlthäterin zu Gott. Unter heißen Thränen ihrer gedenkend, stand unsere Susanne eine Woche später an ihrem Grabe. Wie viel hatte sie ihr zu danken! Wie gütig hatte sie auch für ihre Zukunft gesorgt! — Susanne sollte mit Madame in Chailly bleiben, als ihr liebes Töchterchen dort gehalten werden.

„Nun bin ich doch noch viel ärmer als sonst," schluchzte Susanne. „Ich habe ja niemand mehr, der mich lieb hat."

„Doch, Deinen Vater," hörte sie es da hinter sich sagen. Und sie wandte sich um — und lag in den Armen ihres Vaters. Dann setzte er sich mit ihr auf das Bänkchen, welches am Grabe stand, und sagte, ihren Kopf an sich lehnend: „Mein Töchterchen, nun geht Dein Vater nicht mehr fort von Dir! Ich habe das Umherziehen herzlich satt und sehne mich nach Ruhe. Und auch nach Dir habe ich mich oft gesehnt! — Als ich vor wenig Tagen an unseres Christoph Grabe stand, da habe ich es ihm und Gott gelobt, daß ich zu Dir gehen, Dich nicht wieder verlassen will. Dann werde ich erst wieder Ruhe und Glück haben! Zusammen wollen wir unsere Lebensstraße ziehen, bis auch uns der Engel holt »zu Gott«."

Wer war glücklicher als unsere Susanne? — Es war ihr Geburtstag heut. Einen schöneren konnte sie sich nicht wünschen. Als sie beide heimkamen und Susanne ihren Vater in ihr hübsches Stübchen führte, fiel ihr

Blick auf Christophs Bild. Madame hatte einen schönen Kranz von Gentianen darum geflochten und nebenan spielte sie leise sein Lieblingslied: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren."

So begann nun für Suschen ein neues, friedliches Leben. Ihr Vater blieb bei ihr, unterrichtete sie mit andern Kindern und Erwachsenen in seiner schönen Malkunst und half ihr für Madame sorgen mit Liebe und Treue; sie lernte nun auch diese lieb gewinnen.

So genoß sie väterlichen und mütterlichen Segen, hatte einen treuen Bruder und Lehrer in Madame Dubois' Sohn, auch später Freundinnen, und lebte und strebte darnach, zu sein, was sie des Bruders Bild lehrte."

Die Wunderblume des Adlerberges.

Von

E. Schneider.

I.

Schloß Hornbach.

Golden strahlte die Sonne in den prächtigen Spiegelscheiben des Schlosses Hornbach; golden beleuchtete sie die hohen, schlanken Türme mit den wehenden Fahnen, färbte die herrlichen Blattpflanzen, durch welche die Balkone in schwebende Gärten verwandelt zu sein schienen. Golden lag die Sonne auf den alten, prächtigen Bäumen des Parkes.

War das Schloß schon an und für sich einem Feenpalaste nicht unähnlich, so wurde dieser Eindruck durch den Park noch mehr verstärkt. Hier gab es einen See mit bewimpelten Gondeln und stolz einhersegelnden Schwänen; überall aus dem Grün der Bäume leuchteten marmorne Statuen, während eine herrliche Sphärenmusik Ohr und Sinne beständig umgaukelte. Verwundert blickt man auf und gewahrt Glockenspiele der verschiedensten Art; hier gab es eines gleich einer Lyra geformt, dort stellt ein anderes einen Pfau im buntesten Farbenschmuck dar.

Ja, es war ein Feengarten; leise nur trat der Fuß des Menschen auf, als müsse jeden Augenblick aus dem Dunkel die Gestalt einer Fee treten, oder als erwarte man eine Elfe hervorspringen zu sehen.

Auf einem der prächtigen Balkone saß die Besitzerin dieses reizenden Schlosses, die Witwe des verstorbenen reichen Grafen Hornbach. Es war eine gar zarte Erscheinung mit einem bleichen, edlen Antlitze. In der Hand hielt die Dame ein Buch, aber ihre Augen ruhten auf der reizenden Gestalt ihres Töchterleins, welches unten im Rasen sich damit belustigte, ihrem kleinen Seidenpudel einen Ball zuzuwerfen, den das Tierchen gehorsam herzutrug, das Kind durch seine tollen Sprünge belustigend.

In geringer Entfernung stand ein junges Mädchen, die Bonne der Kleinen, mit müdem, traurigem Gesichte.

Das Kind glich einer kleinen anmutigen Elfe. Lange, blonde Locken umwallten das reizende Gesicht mit den feurigen braunen Augen, dem feingeschnittenen Näschen und dem stolzen kleinen Mund. Auf dem erhitzten Gesicht saß keck ein italienisches Strohhütchen, während ein reich mit Spitzen verziertes Kleid aus blauer Seide den schlanken Körper des zierlichen Kindes umschloß.

Ja, die Mutter mochte stolz sein auf ihr einziges Töchterlein und doch blickte sie eben gar traurig auf dasselbe, während heiße Röte ihr bleiches Gesicht bedeckte.

„Tommi!" rief die Kleine eben mit lauter Stimme, und das Füßchen stampfte dabei heftig den Boden. „Tommi, wirst Du sofort apportieren!"

Aber das Hündchen, ermüdet oder gelangweilt, rührte sich nicht, vielmehr schaute es seine Herrin gar treuherzig mit seinen braunen Augen an.

„Anna!" Das junge Mädchen schrak zusammen. „Anna, Sie können jetzt einmal den Tommi vorstellen. Kommen Sie schnell!"

Auch das junge Mädchen rührte sich nicht und sagte mit ruhiger Stimme: „Nein, Isa, das thue ich nicht."

„Nicht?" schrie das Kind über und über errötend vor Zorn und mit entstelltem Gesicht, „dann werde ich Mama bitten Sie fortzuschicken."

Die Dame auf dem Balkon hatte sich mühsam erhoben: „Isa, mein Kind," sagte sie, „ich bitte Dich, sei artig. Wie kannst Du nur derartiges von Fräulein Anna verlangen!"

Die Kleine lachte, und ein Schnippchen schlagend eilte sie dem See zu, gefolgt von der Bonne.

Tommi, der sich den beiden anschließen wollte, erhielt einen Tritt mit dem Füßchen und die Weisung daheim zu bleiben.

Die Gräfin war wieder in den Sessel gesunken und sprach mit leiser Stimme: „Wie liebe ich dieses Kind, meinen einzigen Trost! O lieber

Gott, mache es recht glücklich und gut! Bestrafe es nicht für die Fehler, an denen es nicht schuld ist!"

Ja, die kleine Isa trug keine Schuld daran, daß sie gebieterisch und herrisch war, hatte man sie doch bei ihrer Geburt schon wie eine kleine Fürstin begrüßt. Reitende Boten verkündeten die frohe Nachricht weit und breit. Das ganze Schloß war beflaggt, die Aufgänge zu demselben mit Blumen bestreut. Und als der Abend herannahte, da erglänzte das mächtige Gebäude in bunten Farben; selbst der Park war bis in die entferntesten Ecken mit farbigen Lampen geschmückt. In den Gängen bewegten sich die Leute des Dorfes, denen man heute den Eingang gestattet. Neugierig und gespannt eilten sie dahin: Greise mit gefurchten Gesichtern, bejahrte Frauen an Krücken einherhumpelnd, kräftige Männer im Sonntagsputz und muntere Weiber, ihre Kleinen an der Hand führend.

Jetzt stand die Menge erwartungsvoll vor dem Schloß; ein Diener trat heraus und erzählte märchenhafte Dinge: In einer vergoldeten Wiege läge das kleine rosige Wesen in Samt und Seide gehüllt, in einem mit dunkelblauem Stoffe ausgeschlagenen Gemach, von dessen Decke herab eine blaue Ampel Tag und Nacht ein mildes Licht ausstrahle. Beim geringsten Schrei des kleinen Wesens stürzten sie herbei, der Arzt und die zahllosen Kammerfrauen. — Die Dorfleute horchten staunend auf die Worte des Mannes; manches Mütterchen schüttelte bedenklich das weiße Haupt.

Da trat der Graf selbst hinaus auf den Balkon und sprach: „Ihr guten Leute! Gott hat unser Gebet endlich erhört und uns ein Töchterlein geschenkt. Wir können nicht aufhören uns des Kindleins zu freuen und ihn zu preisen, den mächtigen Geber! Auch Euch danken wir, die Ihr voll Teilnahme gekommen seid, das Glück Eurer Herrschaft zu schauen. Auch Euch soll es ein Freudenfest sein! Darum erwarten Euch auf der Wiese am Gitter des Parkes Wein und Kuchen, und ich schenke, damit Ihr Euch dieses Tages freundlich erinnert, tausend Thaler den Armen meiner Dörfer."

Man schwenkte Tücher und Mützen und fort stürmten die Leute zur Wiese, wo Türme von Kuchen und Ströme Weines sie erwarteten. O, die Leute erinnerten sich dieses Tages gar gut!

* * *

Die kleine Isa wuchs heran. Der Vater und die Mutter forschten ängstlich in den Augen des Kindes nach dem leisesten Wunsche, nichts war ihnen zu kostbar, nichts unerreichbar für ihr Kind.

Die Leute nahten sich dem kleinen Wesen voll Ehrfurcht und eilten, seinen Befehlen gehorchend, bald hier-, bald dorthin, aber Liebe hatten sie für das Kind ihrer gütigen Herrin nicht. Ja mancher der von der Kleinen gepeinigten Diener murmelte verstohlen böse Worte des Zornes zwischen den Zähnen. Das im fürstlichen Glanze erzogene Kind besaß wohl irdische Schätze in unzählbarer Menge, aber etwas, was kostbarer ist als alle Edelsteine der Welt, fehlte ihm — das war Liebe, diese hatte nur die schwache und ach gar kränkliche Mutter für das arme kleine Mädchen, seit der Vater gestorben.

II.

Die alte Ursula.

In einem der Türme des Schlosses wohnte die alte Ursula; sie war einst die Wärterin des Großvaters, des letzten Herrn von Hornbach gewesen und erhielt seitdem das Gnadenbrot.

Es war ein großes, finsteres Gemach, in dem sie hauste. Trotz der Sommerwärme knisterte im Ofen ein lustiges Feuer. Hohe altmodische Schränke mit plumpen runden Füßen und blanken Messingbeschlägen ragten bis zur Decke hinauf. Da stand ein altes, lederbezogenes Kanapee mit steifer Lehne, vor demselben ein massiver Tisch; eine Kommode, wie die Schränke mit blankem Messing beschlagen und mit allerlei Zieraten bedeckt, welche aus Urzeiten zu stammen schienen. In der einen Ecke des Raumes eine Uhr in braunem Gehäuse, deren riesenhafter Pendel nur langsam seinen Weg machte, während die großen Zahlen auf dem vergilbten Zifferblatte grauen Invaliden glichen. Heiser, als habe sie nicht die Kraft, schlug die alte Uhr eben, die neunte Stunde verkündend. Vor dem Ofen in einem altmodischen Lehnsessel saß Ursula, das Spinnrad fleißig drehend. Das Alter hatte die einst schmucke Frau zur Größe eines Kindes zusammenschrumpfen lassen; das Gesicht war aschfahl und von tiefen Runzeln durchzogen; das schneeweiße Haar wohl geordnet und von einer weißen Flügelhaube zum Teil bedeckt; die grauen Augen blickten klug und ruhig in die Welt. Ein buntfarbiges Kleid deckte die alten Glieder. Die alte Ursula besaß ein nicht geringes Ansehen, welches sich nicht allein über die Bewohner des Schlosses erstreckte, nein, auf Meilen im Umkreise kannte man sie, obgleich sie seit Menschengedenken ihr Zimmer nicht verlassen hatte. Jedermann, der eines Rates bedurfte, kam zu der alten Frau; ja man behauptete sogar, sie könne in die Zukunft schauen, sie besäße wunder-

bare Heilmittel und sie verstünde es, aus den Linien der Hand das Schicksal der Menschen zu deuten. Wie dem auch sein möge, Mutter Ursula war eine weise, bedächtige Frau. Selbst die junge Gräfin suchte die Alte gar häufig in ihrer Behausung auf, bisweilen nahm sie sogar ihr Töchterlein mit sich. Obwohl Isa die alte Frau fürchtete, so lauschte sie doch, nach Kinderart, gern deren wunderbaren Erzählungen. Das sonst so lebhafte Kind konnte dann stundenlang ruhig neben ihr sitzen mit glühenden Wangen und blitzenden Augen. Und dennoch liebte Isa Mutter Ursula nicht, denn diese schien den Befehlen der Kleinen gegenüber taub. Einst hatte Isa, nachdem sie vergeblich verlangt, sich sogar herabgelassen um ein buntes Spielzeug, das auf der Kommode stand, zu bitten, doch Mutter Ursula hatte trocken gemeint, das sei nichts für sie, auch dürften Kinder nicht alles haben wollen, was sie sähen. Das verwöhnte Kind hatte zu dieser Bemerkung ein Gesicht geschnitten, worauf die Alte sie fortgeschickt, ohne ihr vorher die erbetene Geschichte zu erzählen, welche nur für gute, artige Kinder sei.

Isa ließ sich beschämt und erstaunt hinunterführen. Zum ersten Mal war es geschehen, daß man ihren Wunsch nicht erfüllt und sie noch dazu mit harten Worten angeredet hatte. Sie war darum auch zur Mutter geeilt, Ursula verklagend; doch Frau von Hornbach küßte das empörte Kind und sagte schmeichelnd: „Setze Dich zu mir, Isa, ich will Dir erzählen, welchen unendlich großen Dienst die Ursula unserm Hause erwiesen hat: Als Dein Urgroßvater geboren ward, sah es herzlich traurig in Deutschland aus, ein entsetzlicher Krieg verödete das blühende Land. Aber so unruhig es auch überall sonst war, in den Hornbacher Forsten und Bergen herrschte ein tiefer, tiefer Friede. — Es war an einem rauhen Herbsttage. Die Herrschaften waren auf einige Tage verreist, die gesamte Dienerschaft und Ursula mit dem Söhnlein daheimlassend. In der Gesindestube saßen die Leute schmausend und schwatzend beisammen. Ursula allein war, ihren Schützling bewachend, in den herrschaftlichen Gemächern zurückgeblieben. Plötzlich erscheint ein Bote aus dem Dorfe, atemlos rufend: »Die Feinde! Die Feinde!« Ein Kreischen, Laufen, Rennen entsteht, man berät sich in der Eile und verschließt sich dann in dem Keller, der durch vorgerollte Fässer zur Festung umgewandelt wird. Ursula und der kleine Graf waren vergessen, verlassen! Ursula hatte das Geschrei gehört; sie läuft an die Treppe, sie zieht die Schelle; niemand achtet ihrer, niemand hört sie. Dann wird's totenstill. In namenloser Angst sinkt die Wärterin in die Kniee

und betet zu ihrem Schöpfer. Ein Lärmen außen lockt sie ans Fenster. Da funkeln im Lichte der Hoflaternen die Gewehre der Soldaten. Eilig wickelt sie das schreiende Kind in eine Decke und flüchtet immer höher und höher, bis in das Turmzimmer, welches sie jetzt bewohnt. Von unten herauf tönt ein entsetzliches Lärmen, Gläser klirren, Thüren krachen; der Lärm dringt immer näher und näher, es stürmt die Treppe hinan, es poltert gegen die Thür, endlich weicht diese den Stößen, in das Zimmer dringen die trunkenen Soldaten: »Macht sie nieder!« ruft's. »Werft den Balg zum Fenster hinaus!« Krampfhaft hält Ursula das Kind, aber ein Dolchstoß trifft sie, sie sinkt zu Boden, das Kind in den Armen. Da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, öffnet sich die Thür, der Graf, der die entsetzliche Nachricht empfangen und nach Hause geeilt, erscheint mit einem höheren feindlichen Offiziere. Mehr sah, mehr hörte Ursula nicht. Tagelang lag sie in einem hitzigen Fieber. Als sie genas, begegnete man ihr anders wie vordem, sie war fast Freundin geworden, und der dankbare Graf traf die Bestimmung, sie solle zeitlebens im Schlosse bleiben, es solle ihr in keiner Weise fehlen, ja man solle ihr die beste Pflege angedeihen lassen."

Die Gräfin schwieg. Isa blickte zur Mutter auf: „Du hast die alte Ursula wohl auch recht gern, Mama?"

„Gewiß, mein Kind, sie ist ja auch sonst eine kluge, achtbare Frau."

„Und erzählt herrliche Geschichten, wenn man sie bittet und wenn man — artig ist," setzte das Kind stockend hinzu.

„Gewiß, Isa, und ich hoffe, Du gibst Dir Mühe, ein artiges, liebes Kind zu sein."

„Natürlich — es wäre unpassend, wollte ich unartig sein; ich bin ja doch anders wie andere Kinder, die alle so plump sind und häßliche Kleider tragen."

Die Dame seufzte; sie war müde; auch Isa erhob sich um zu Bette zu gehen, wobei sie die arme Anna mit dem bleichen, traurigen Gesichte durch tausend kleine Unarten quälte. Diese atmete denn auch erleichtert auf, als ihr Plagegeist endlich eingeschlafen war, und stieg müden Schrittes hinauf zu der alten Ursula, um nach den Mühen des Tages ein Stündchen mit der klugen Greisin zu verplaudern.

III.

Im Dorf.

Die Herbstsonne lag gar freundlich auf den kleinen Häusern des Dorfes, die mit ihren grünen Läden, roten Dächern und den kleinen Gärten mit den wenigen, aber sorgfältig gepflegten Blumen einen gar lieblichen Anblick darboten.

Es war Sonntag heute. In den Gassen tummelte sich die fröhliche Kinderschar, die den Tag, der ihnen gehörte, recht auskosten wollte. Hier spielten etliche den Ringelreigen, dort kam ein mutiges Dreigespann dahergesaust, vom Kutscher durch ein lautes Hü und Hott angetrieben. Unter dem großen Baume spielte man Haschens, während ein lautes, oft ängstliches Kreischen anzeigte, daß die kleinen Mädchen das aufregende Spiel „Habicht und Taube" unternommen. Plötzlich verstummte alles. Auf einem niedlichen, kleinen Pony mit goldgestickter Schabracke, begleitet von einem Stallknechte, kam Isa dahergesprengt. Ein langes, schwarzsamtenes Reitkleid ließ sie älter und größer erscheinen als sie war. Auf den Locken saß ein keckes Hütchen mit wogender Feder.

Die spielenden Kinder stoben auseinander. In der Eile aber hatte man den kleinen Peter, das Kind des armen Dorfschmiedes, vergessen. Nichts ahnend saß der kleine, blonde Pausback im Staube der Straße, mit Steinchen spielend. Das Pferd erschrak und machte einen Satz zur Seite.

Isa hob die Gerte und ließ sie unsanft auf des Kindes Kopf niederfallen. „Du unartiger Bube, wer heißt Dich in der Straße sitzen."

Sie wollte noch weiter reden, da fühlte sie ihre Hand erfaßt, die Gerte ward ihr entwunden. Vor ihr stand Fritz, der älteste Bruder Peters, sein braunes Gesicht war blutrot, die Augen funkelten und mit vor Erregung zitternder Stimme rief er: „Du böses, garstiges Ding, warte nur, ich will es Dir heimzahlen!"

Die also Angeredete lachte verächtlich und ritt weiter; was konnte der zerlumpte Bauerjunge ihr thun! Die Kinder blieben tief erschreckt zurück, einige bemühten sich, das weinende Peterchen zu beruhigen.

Fritz stand noch immer mit finster gerunzelter Stirn da, vor ihm, im Staub der Gasse, lag die zerbrochene Gerte.

„Es ist ein garstiges Ding," meinte Minchen.

„Aber sie sieht aus wie ein Engel," unterbrach Müllers Annchen die Redende.

„Aber sie wird doch nicht in den Himmel kommen, die böse Dirne," meinte ihr jüngeres Brüderchen mit weiser Miene und dabei schnitt der tapfere Bursche Gesichter hinter der Reiterin.

„Sie kann aber noch gut werden," fiel das blonde, gutmütige Klärchen, die Tochter der buckeligen Schneiderswitwe, vermittelnd ein.

„I was," rief Christian, der große Junge des Bäckers, „was wird sie sich bessern, hat sie es nicht leicht genug, gut zu sein, und ist es doch nicht; wir armen Menschen, uns macht man das Gutsein nicht so bequem!"

Fritz hatte nichts gesagt; er nahm den kleinen Bruder mit den arg verweinten Augen an die Hand und eilte davon.

Auch Klärchen war still aus dem Kreise der noch immer durcheinander redenden Kinder geschlichen. Bald saß sie dann auch neben der geliebten Mutter und erzählte ihr den Vorfall. „Ach Mütterchen, wie mir das kleine Fräulein leid thut; niemand liebt es, alle reden ihm Böses nach. Sie hat keine Geschwister, keine Spielkameraden, die kleine Isa, nicht einmal eine Freundin hat sie, und wie mir Fräulein Anna erzählt, macht ihr nichts mehr Freude!"

„Ja, Klärchen," sagte die Mutter, „wir Armen, die wir oft hungern und frieren müssen, sind doch meist viel, viel glücklicher als die, welche in stolzen Schlössern wohnen." — Klärchen schwieg sinnend. „Woran denkst Du, mein Kind?"

„Mutter, ich möchte gar gerne dem armen Kinde im Schlosse eine Freude bereiten, ich weiß nur nicht wie!" Nach einer Pause jedoch rief Klärchen jubelnd: „Ich hab's, ich hab's! Ich flechte ein Körbchen aus Weiden, verziere es mit niedlichen roten Katzenpfötchen, fülle es dann mit schönen Erdbeeren und trage es hin. O Mutter, wie wird das schön sein!"

„Und Deine Arbeiten, Klara?"

„Ich stehe mit der Sonne auf, ganz gewiß!"

Des andern Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl sprang das Mädchen aus dem Bett; das an und für sich schon stille, fleißige Kind nähte ohne aufzuschauen, bis die Uhr ihr verkündete, daß es Zeit sei zur Schule zu gehen. O wie schlichen ihr heute die Stunden so langsam dahin, aber endlich nahmen diese ein Ende und fröhlichen Herzens eilte sie heim. Das einfache Mittagsmahl ward kaum berührt, und mit einem hastigen Kuß auf die Stirn der lächelnden Mutter stürmte Klara hinaus. Bald war sie im schattigen, grünen Walde; unter ihren geschickten Fingern entstand bald das niedlichste Körbchen, das man sich denken konnte. Klara betrachtete das

kleine Kunstwerk wohlgefällig von allen Seiten. Rüstig wanderte sie hinan zu dem Hügel mit den dunkeln Tannen. Ein rotes Beerlein nach dem andern wanderte ins Körbchen, das bald gefüllt war.

Nach einer halben Stunde stand Klärchen zitternden Herzens vor dem Gitter des Parkes; am See wanderte Isa, von Fräulein Anna begleitet, dahin. Tommi sprang munter vor ihnen her. Sie kamen immer näher und näher und mit jedem ihrer Schritte sank des armen Kindes Mut. Jetzt hatte Tommi sie bemerkt und verriet ihre Gegenwart durch lautes Bellen.

„Was willst Du?“ rief eine Stimme.

Das Kind näherte sich. „Das — das habe ich für Sie gepflückt,“ sagte es stammelnd und schob Isa das Körbchen hin.

Doch das kleine Fräulein ließ dasselbe lachend zur Erde fallen und rief: „Solche dumme Beeren! Ich esse nur schöne große, und dann hast Du sie mit Deinen schmutzigen Fingern gepflückt! Brrr!“

Isa sprang mit Tommi davon. Fräulein Anna streichelte mitleidig Klärchens blonden Scheitel, in deren schöne blaue Augen heiße Thränen traten. „Ich wollte ihr eine Freude machen,“ murmelte sie; „die Leute haben recht, sie ist ein hochmütiges Ding!“

Langsam schlich sie heim und weinte ihren Kummer am Herzen der Mutter aus.

IV.

Böse Zeiten.

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, erwachte Isa plötzlich. An ihrem Bette saß eine unheimliche graue Frau mit bösen Augen und bleichem Gesichte. „Du böses, arges Ding,“ sagte sie mit tiefer Stimme, „Kummer und Leid werden kommen, um Dich demütig zu machen und Dich zu lehren, Dich selbst weniger und die Menschen mehr zu lieben!“ Dann war die Frau verschwunden.

Isa wollte nach Fräulein Anna rufen, doch diese war nicht zu sehen. Plötzlich stand der kleine Peter mit roten Augen und geballtem Fäustchen vor ihr. Dann war auch der Peter verschwunden, und Klärchens blaue Augen blickten sie traurig und vorwurfsvoll an. Abermals versuchte Isa zu rufen, aber Entsetzen lähmte ihre Zunge. An ihrem Bette stand Fritz mit blitzenden Augen und drohte ihr wild mit der Gerte, welche er ihr entwunden. Dann war er fort. Ermattet sank Isa in die Kissen, aber

sie fand keine Ruhe. Überall entstand ein entsetzlicher Lärm, schlürfende Schritte gingen treppauf, treppab, Wagen rollten, in der Ferne bellte ein Hund. Mit starren, weit geöffneten Augen lag Isa da; dann schwanden ihr die Sinne.

Als Fräulein Anna sie am andern Morgen weckte, erschien sie derselben noch bleicher und trauriger wie sonst. „Isa," sagte die Bonne, und schwere Thränen entrollten ihren Augen, „die Frau Gräfin ist in der Nacht schwer erkrankt, Sie müssen zu ihr."

In dem großen, weiten Gemach waren die Vorhänge fest zugezogen, das Morgenlicht nur gedämpft einlassend. In dem weißen Bette lag die Mutter bleich und starr, die Augen zur Decke gerichtet. Von Anna geführt, eilte Isa herzu und küßte die bleiche Hand. „Bist Du es, Isa?" flüsterte eine leise Stimme.

„Ja," schluchzte das Kind.

„Mein armes Töchterchen, bald wirst Du niemand mehr haben, niemand, niemand!"

Man führte Isa hinaus. Es kamen böse Tage, in denen alle Leute nur flüsternd und scheu umhergingen. Man ließ das Kind nicht mehr zur Mutter, und da Anna meist um die Kranke war, schlich es allein, verlassen durch das Haus.

Es war dunkel; Isa saß versteckt in einem Sessel und stützte das müde, schmerzende Haupt an die Lehne, als zwei Kammerfrauen eintraten.

„Lange kann es nicht mehr dauern mit der gnädigen Gräfin."

„Was wird dann aus dem Kinde, dem armen Dinge; trotz alles Reichtums ist es dann schlimmer daran als das geringste Bettelkind."

„Ja, Gott sei's geklagt, wer kann's denn auch lieben, das hochmütige Ding, das nur an sich denkt."

„Nun, Isa hat die Mutter denn doch geliebt."

„Ach was, sobald die gnädige Gräfin nur das geringste gegen ihre Wünsche sagte, gab's böse Gesichter! Hat sie je daran gedacht, still und artig zu sein, wenn die Gnädige leidend war? Küssen und schmeicheln thut's wahrhaftig nicht!"

„Wenn nur die Ursula hinunter könnte, die würde helfen!"

„Ja, die Ursula! Leider Gottes ist das unmöglich."

Da trat der Arzt ein; die Frauen schwiegen. „Gegen die Morgenstunde wird die Kranke ausgelitten haben," sprach er flüsternd. „Sorgen Sie für die möglichste Ruhe in den letzten Stunden!"

Alle verließen das Gemach, ohne das lauschende Kind bemerkt zu haben. Einen Moment behielt dieses seine frühere Lage bei, das Entsetzliche bedenkend, was es eben vernommen, dann sprang es auf, eilte flüchtigen Fußes ins Krankenzimmer und warf sich schluchzend auf die regungslos daliegende Mutter. „O gehe nicht von mir, Mama! Herzensmütterchen, laß mich nicht allein! Ach, ich möchte so gerne ein gutes, artiges Kind werden, o gehe nicht!“

Aber die Mutter blickte mit starren, verständnislosen Blicken auf das schluchzende Kind, das endlich davon schlich; das kleine Herz pochte heftig, und heiße Thränen rollten über seine bleichen Wangen. Kaum ahnend, was sie thue, stieg sie die Treppen hinan und stand bald im Zimmer der alten Ursula. Gebannt blieb sie jedoch stehen. Schwarz gekleidet, mit erdfahlem Antlitze, saß die Bewohnerin im Stuhle, die Hände krampfhaft pressend und die dünnen Lippen unaufhörlich bewegend.

Nach einer Weile schaute sie auf, und das Kind bemerkend, winkte sie demselben. Mit einem schluchzenden Aufschrei warf sich das sonst so stolze Wesen in die Arme der Alten. „O gute Ursula, die Mama stirbt; o liebe Ursula, Du kannst, Du mußt sie retten, o sprich schnell. Ach, die Mama darf nicht gehen; ich bin unartig und böse gewesen, habe sie gar oft betrübt; alles das thut mir so herzlich leid und ich will gut machen, was ich verschuldet! Hilf mir, Ursula, hilf mir!“

Sanft glättete die Greisin das Haar des schluchzenden Kindes. „Wohl weiß ich ein Mittel, Isa, aber der Weg ist weit und gefahrvoll, und nicht jeder, der den guten Willen hat, gelangt zu seinem Zwecke.“

„O Ursula, sprich!“ bat das Kind mit flehender Stimme.

„Auf der höchsten Spitze des Adlerberges, an jenem Orte, wo nur Nachteulen ihren Sitz haben, wo der Sturmkönig mit seinen Heeren dahinjagt — dort blüht die Wunderblume; aber nur wer demütigen, reuigen Herzens ist, vermag sie zu pflücken. Vergeblich streckt der Verstockte die Hände nach ihr aus. Schon vermeint er sie zu halten — aber es ist ein Wahn, seine Hand ist leer und in der Luft nur hört er das höhnische Lachen der Berggeister. Atmet ein Sterbender den Duft dieser Blume ein, dann sinkt er gar bald in einen tiefen, tiefen Schlaf, aus welchem er gesund erwacht.“ Ursula schwieg.

Isa, welche gespannt gehorcht, rief jetzt: „O, ich will Fräulein Anna bitten, und wir beide wollen sie gleich holen, die herrliche Blume!“

„Gemach, gemach, Du ungestümes Kind. Du mußt allein gehen,

keine Menschenseele darf ahnen, was Du vorhast. Auch darfst Du nur um Mitternacht Deine Hand nach dem Schatze ausstrecken. Unterwegs aber wirst Du gar mancherlei Gefahren begegnen, und indem Du diesen begegnest, mußt Du die Demut und Reinheit Deines Herzens bekunden."

„Und der Weg?" fragte das zitternde Kind.

„Du gehst durch das Dorf, dann über das weite Moor, durch den Kiefernwald und bei der Hexenschmiede endlich biegst Du in die Berge hinauf. Gott sei mit Dir, mein Kind! Dein Weg ist rauh und gefahrvoll, seine Engel mögen Dich schützen!"

V.

Der Gang zum Adlerberg.

So groß war die Liebe Isas zur Mutter, so aufrichtig ihre Reue, daß das verwöhnte, verzärtelte Kind, welches nie seinen Fuß auf rauhe Wege gesetzt, nie allein auch nur wenige Schritte gemacht hatte, sich doch entschloß, den grauenvollen Gang zu wagen.

Tiefe Dunkelheit starrte ihr entgegen, nur tappend fand sie sich zurecht durch die ihr bekannten Parkwege; bald aber gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit und rüstig wanderte sie vorwärts.

Das Dorf war erreicht, schnell eilte sie durch die Gassen. Da — beim letzten Häuschen sprang ein riesiger schwarzer Hund auf Isa los, zerrte ihr Kleid und fletschte die Zähne. Einen lauten Schrei ausstoßend, fiel die Angegriffene zu Boden, der Hund aber legte die mächtige Tatze auf die Brust der Liegenden.

„Packan! Packan!" ertönte es vom Hause her; flüchtigen Schrittes kam Klärchen aus demselben dahergeeilt. Den Hund streichelnd und bittend, bewog sie ihn dazu, sein Opfer freizugeben. Klärchen hatte das Kind nicht erkannt, das sie gerettet, denn mit einigen Dankesworten war Isa davongestürmt und hatte bald das Moor erreicht.

Schwarz und öde lag es da. Dem Kinde graute vor dem einsamen Dunkel; es zauderte. Plötzlich rauschte es neben ihr und sie erkannte voll Entsetzen das Gesicht des Knaben, der ihr mit der Gerte gedroht. Fritz, der auf dem Heimwege zur Schmiede war, bemerkte erstaunt die Peinigerin seines Brüderleins. Ein mächtiges Rachegefühl durchdrang den wilden Knaben; mit gehobener Faust sprang er auf sein Opfer zu.

„O guter Knabe," bat das Kind mit süßer Stimme, „vergiß, was

ich Dir Böses gethan; o ich bin schon gar hart gestraft! Ich flehe Dich an, gib mir den Weg frei!"

Wie von unsichtbarer Macht getrieben trat der Knabe zur Seite. „Aber wohin läufst Du in der Dunkelheit?" fragte er mit grollender Stimme.

„Ich darf es niemand verraten! O guter Knabe, mir ist so bang, so bang!"

„Ich will mit Dir gehen, so weit Du es wünschest."

„Tausend Dank!"

So eilten sie über das Moor. Isa hatte ihre kleine, zarte Hand in die braune, schwielige des Knaben geschoben. Wortlos wanderten sie dahin und erreichten endlich den Wald. Tiefe Dunkelheit umgab sie. Isa strauchelte, die Baumwurzeln zerrissen ihre zarten Schuhe und die Äste der Kiefern schlugen unsanft gegen ihr Gesicht. Fritz schlang den einen Arm um das Kind und mit dem andern die Zweige auseinanderhaltend, setzten sie den beschwerlichen Weg fort. Die Vögel des Waldes flogen mit heftigem Geräusch auf, die Äste knackten unter ihren Füßen, aus der Ferne ertönte ein entsetzliches Brausen, das immer näher und näher zu kommen schien. Jetzt sprühten gar Funken durch die finstere Nacht.

Isa erbebte und ihre Lippen murmelten: „O lieber Gott, verlaß mich nicht, mir ist so bange!"

„Fürchte nichts," beruhigte Fritz, „es ist des Vaters Schmiede, welche die Leute dummerweise die Hexenschmiede nennen. Sie ist aber gar nicht unheimlich, im Gegenteil, es ist hübsch bei uns."

Die Schmiede war erreicht. Ehe sich's der Knabe versah, hatte Isa einen Kuß auf dessen Hand gedrückt. „Ich danke Dir; weiter darf ich Dich nicht mitnehmen. Frage mich auch nichts, ich kann Dir nicht antworten. Verschweige gegen jedermann, daß Du mich gesehen."

Sie war in dem Dunkel verschwunden. Lange noch stand Fritz unbeweglich da, hoffend, das furchtsame Kind werde ihn rufen. Aber alles blieb still und der Knabe schlich träumerisch heim.

Unterdeß begann Isa die Felsen hinanzuklimmen. Losgelöstes Geröll stürzte polternd unter ihren Füßen in den Abgrund; entsetzliche Nachtvögel umschwirrten ihr Haupt. Die Füße wollten sie kaum weiter tragen. Isa sank in die Kniee, und die kleinen Hände zum Himmel erhebend, flehte sie um Kraft — und sie ward ihr. Rüstig setzte sie ihren mühevollen Weg fort.

Da — hinter einem Felsen — trat ein Männchen hervor mit einem grauen, bis an die Kniee reichenden Barte. In den kleinen Augen leuchtete ein böses Feuer und ein höhnisches Lachen verzerrte den breiten Mund.

„Hi hi, du eitles Menschenkind, was willst du in unserem Bereich? Kommst du Schätze zu suchen, unsere Geheimnisse belauschen, unsere Werkstätten erkundschaften? Aber du irrst; ich stampfe bloß mit meinem Fuße den Boden und tausende meiner Zwerge sind da, um dich hinabzustürzen. Was sagst du nun? Hi, hi!"

Isa bebten die Kniee, sie faltete die Hände. „Großmächtiger Zwergkönig," sagte sie — aus ihren Märchenbüchern wußte sie, daß die Zwerge den Schmeicheleien sehr zugänglich seien — „Besitzer der Berge, störe mich nicht. Weder eure Schätze, noch eure Werkstätten locken mich, mich treibt ein heiliges Gelübde — Gott ruft mich!"

Bei diesen Worten raufte der Zwerg seinen grauen Bart und eilte laut wehklagend von dannen.

Bebenden Herzens, aber doppelt schnell, um die verlorene Zeit einzuholen, wanderte sie weiter. Schon schien das Ziel erreicht, schon blinkte die Spitze des Adlerberges vor ihr, als der Sturmkönig mit seinen Heerscharen daherkam. Es sauste klagend, stöhnend, schnaubend durch die Lüfte, die Wolken am Himmel jagten in rasender Eile dahin, große Felsblöcke kollerten losgelöst hier und da krachend an den Felsen zerspringend.

Isa ward zu Boden geworfen; durch ihren Kopf wogten Gedanken der Verzweiflung und in ihrem Herzen betete sie zu Gott. Die Winde um sie aber heulten: „Du warst eitel und hoffärtig, nimm jetzt die Strafe! Du warst ungehorsam und grausam, dulde jetzt! Du hast den Armen nur Böses gethan, nimm jetzt die Vergeltung!"

Plötzlich sprang Isa auf und rief mit weit schallender Stimme: „Ja, ich war ein schlechtes Kind, aber ich bin erwacht, Gottes Engel haben mich dem bösen Traume entrissen, darum haltet ein mit euren Klagen!" Und die Winde verstummten.

Die Spitze des Berges war erreicht. Vor den Augen der Suchenden schwebte, hin und her sich bewegend, ein blauer Blumenstern, ein unendlich mildes Licht ausgießend. Er glich einem Gewebe aus Luft und Sonnenstrahlen, einem Tautropfen oder der Thräne eines Engels. Verzagtheit kam über das Kind. „Nein, nein," rief es, „diese Wunderblume werden meine Finger nie erreichen. O Mutter, Mutter!" Von Schmerz und Sehnsucht überwältigt sank es in die Kniee, die Augen versenkten sich in

Die Wunderblume

die Blume, die ihr zuzuwinken schien. Jauchzend breitete Isa die Arme aus. Da fiel ihr ein, was Ursula gesagt, und sie flüsterte: „O Wunderblume, vergib mir, hilf mir auf den rechten Weg!“

Die Blume nickte und strahlte doppelt so schön wie vorher.

„O Mutter, Mutter!“ flüsterte das Kind, die Augen schließend und die Hand bittend ausstreckend. Plötzlich durchdrang sie ein wunderbares Gefühl der Freude und Hoffnung. Langsam und zagend öffnete sie die Augen — ein lauter, durchdringender Schrei erfüllte die Luft — die Blume in der Hand haltend sprang Isa empor. — Ein helles Licht umgab sie. Ein wunderbares, himmlisches Kind mit goldenem Haar und durchsichtigen Flügeln stand vor ihr und mit süßer melodischer Stimme sang es:

„Ich bin der Demut Schutz und Schirm,
Ich bin der Schwachheit Stecken,
Ich bin der Armen Trost und Rat,
Der Kranken Hilf' und Rettung!“

Der Engel schwieg, und den Finger an den Mund legend zum Zeichen des Schweigens, winkte er dem Kinde.

Isa folgte. Ging sie? Trugen sie ihre Füße oder waren ihr Flügel gewachsen? Unaufhaltsam ging es weiter und weiter auf ihr unbekannten Wegen, und dennoch zagte und zauderte sie nicht. Aller Kummer, aller Schmerz war vergessen, in ihrem Herzen bebte und wogte eine unendliche Liebe und in ihrer Hand schwankte die Blume.

Da lag der Park vor ihnen. Isa schaute sich um nach dem Engel — er war verschwunden; in der Ferne nur bewegte sich über dem See eine zarte, weiße Wolke.

VI.

Die Genesung.

In dem Schlosse herrschte Totenstille. Ungehindert stieg Isa die Treppe hinan zum Zimmer der Mutter. Die Ampel schwebte vom Plafond herab und ihr mildes Licht kämpfte mit dem Schein des jungen Tages, welcher sich durch die festen Vorhänge hindurchgestohlen.

Auf dem in die Mitte des Gemaches gerückten Bette lag die Kranke starr und unbeweglich, neben ihr schlummerte eine der Kammerfrauen. Isa kniete vor dem Lager nieder. Die Augen der geliebten Mutter standen weit offen, aber sie sah ihr Kind nicht. Isa küßte die zarte, weiße Hand, aber diese fühlte es nicht. Zitternd näherte Isa den kostbaren Schatz, die

holde Wunderblume, dem Antlitz der Mutter. Tief schöpfte diese Atem; ein schwerer Seufzer hob die Brust, ein schwaches Rot überzog die Wangen, die Augen verloren den starren Ausdruck, einen Augenblick hafteten sie auf dem Antlitz des Kindes, aber sie sahen so müde, so unsäglich müde aus. Jetzt schlossen sie sich und bald verkündeten tiefe, regelmäßige Atemzüge den ruhigen Schlaf.

Unendliche Müdigkeit überkam auch das Kind; schlaftrunken schaute es noch nach der Blume umher, aber sie war verschwunden. Isas Kopf fiel schwer auf die Polster eines Sessels.

* * *

Gar hell und freundlich blickte die Sonne in Isas Stube; vor ihrem Bette stand Fräulein Anna, deren Gesicht freundlich lächelte: „Isa, Gott ist über die Maßen gnädig gewesen, Ihre Mutter liegt in einem gesunden, tiefen Schlafe!"

Isa zog die Redende auf den Bettrand: „Liebe, gute Anna," sagte sie, deren Nacken umschlingend, „vergeben Sie mir alle Unarten und lassen Sie uns dem lieben Gott danken!"

Erstaunt und gerührt kniete das Mädchen nieder und über ihre Lippen kam ein inniges Dankgebet.

In Isas Kopf wogten die Gedanken der verschiedensten Art, sie konnte sich nicht entsinnen, wie sie ins Bett gekommen und mochte auch nicht darnach fragen. Es trieb sie mächtig hinauf in das Turmzimmer.

In ihrer Stube saß Ursula vor dem zierlich gedeckten Kaffeetisch, auf welchem duftendes Brot lag. Zum ersten Mal in ihrem Leben verspürte Isa einen ordentlichen Heißhunger. Doch sie bekämpfte diesen und eilte auf die alte Frau zu, deren knochige Hände sie ungestüm küßte.

„Halt, halt, Fräulein Wirbelwind, vergiß nicht, daß Du eine steinalte Frau vor Dir hast," sagte Ursula zärtlich. „Na, na, nicht sprechen jetzt, erst mußt Du etwas Warmes im Leibe haben!"

Isa konnte nicht widerstehen.

„Nein, nein," drohte Ursula, „in Deinem Gesichte sehe ich, daß Du die Wunderblume errungen; der böse, trotzige Zug ist weg, das ist's!" Bei diesen Worten stellte sie eine riesige Tasse voll duftendem Kaffee vor das Kind. Es war eine jener Tassen, die von jeher so viel Anziehungskraft für Isa besessen, welche Mutter Ursula ihr jedoch immer verweigert hatte.

Nachdem der erste Hunger gestillt, begann das Kind zu erzählen. Unaufhörlich rollten ihr die Worte vom Munde und immer und immer wieder fiel ihr etwas Neues ein.

Gegen Abend rief man sie zur Mutter, welche eben aus dem tiefen, stärkenden Schlafe erwacht war und nach dem Töchterlein verlangt hatte. Sie sprachen nicht viel, aber sie tauschten innige Blicke mit einander und Isa küßte unaufhörlich die blasse Hand der selig lächelnden Mutter. Von Tag zu Tag ging es besser mit der Gräfin; bald fuhr man sie im Rollstuhl durch die weiten Säle, ja bald machte sie ihren ersten Gang an der Hand des kleinen Mädchens.

Aber auch Isa war genesen. Verwundert zwar, aber innig erfreut schauten ihr die Leute nach. Sie, die nur befohlen, bat jetzt herzlich. Mehrmals war sie im Dorfe gewesen und hatte freundlich mit den Kindern gescherzt und gespielt. Der kleine Peter erhielt aus dem großen Vorrat im Schlosse gar manches herrliche Spielzeug. Auch bei Klärchen war Isa gewesen, sie hatte das errötende Kind herzlich auf die Wange geküßt und sie innig gebeten, ihr die harten Worte nicht nachzutragen.

Alle schüttelten die Köpfe und mancherlei Fragen drängten sich auf die erstaunten Lippen der Leute. „Was mag geschehen sein?“ fragte der eine. „Welch eine Wandlung ist mit dem Kinde vorgegangen!“ rief der andere.

Man richtete diese Fragen auch an die alte Ursula, welche thränenden Auges sprach: „Die Fittige des Todesengels haben die kleine, dunkle Seele gestreift, da ward es licht in ihr!“

Die Leute fragten nicht weiter, sie wunderten sich auch nicht mehr, sie nahmen die tausend Wohlthaten, die ihnen durch die Hand der kleinen Gräfin wurden, dankbar auf.

Sie vergaß niemanden, die kleine Isa. Fritz, der sich als ein lernbegieriger, fleißiger Knabe erwiesen, kam in eine höhere Lehranstalt. Klärchen aber zog mit ihrer Mutter hinauf ins Schloß und wurde Spielgenossin und Freundin der kleinen Isa.

Die Gräfin blickte voll stolzer Freude auf ihr schönes und jetzt so liebes, gutes Kind; auf den Knieen dankte sie dem lieben Gott für ihre Krankheit, durch welche auch dem Töchterlein Besserung geworden.

So waren denn Glück und Friede eingekehrt, aber nicht allein in den stolzen Mauern des gräflichen Schlosses schlugen sie ihren Sitz auf, nein, sie drangen bis in die ärmste Hütte des Dorfes, waren doch die schlimmsten Feinde der Leute, Not und Entbehrung, gewichen.

Von dieser Zeit an weilte Isa gern und oft im Turmzimmer der alten Mutter Ursula, deren strafende Worte sie nicht mehr fürchtete, und trafen sie doch bisweilen solche, so dankte sie der Greisin innig für dieselben.

Isa sorgte in Zukunft für alle Bedürfnisse der Greisin; sie war es auch, welche Mutter Ursula in der letzten Krankheit mit der Liebe und Sorgfalt einer Tochter pflegte und welche an ihrem Grabe die heißesten Thränen weinte.

Jährlich einmal, wenn die Herbstsonne die Spitzen der Berge vergoldete, pilgerte Isa den Adlerberg hinan, aber nie wieder erblickte sie jene himmlische Wunderblume. Sie kniete nieder und dankte dem Schöpfer für die wunderbare Genesung der Mutter und für ihre eigene Errettung aus der finstern Nacht der Liebloſigkeit, und dann schien es ihr, als schwebe über dem Berge eine zarte, duftumwobene Wolke.

Bharata.

Von

L. Kuhls.

Nachstehende kleine Erzählung, welche schildert, wie der fromme Hindu der Welt absterben müsse, um sich ganz in die Gottheit zu versenken und nach seinem Tode mit derselben vereinigt zu werden, ist eine kleine Episode aus einem großen Sammel-Epos, dem Bhagawata-Parana.

König Bharata, der fromme Sprößling frommer Väter, herrschte weise und pflichttreu, stets bedacht auf des Wohl seines Volkes, mit liebreichem, mitleidsvollem Herzen die Leiden aller Sterblichen stillend. Nach dem Brauche seiner Ahnherrn brachte er, wenn die flammende Sonne emporstieg, wie, wenn sie niedersank, den ewig waltenden Göttern Opfer dar. Sei es, daß der Mond in goldener Fülle am Himmel prangte, sei es, daß die schmale Sichel in den Neumond schwand, nie ließ der König den Altar von Spenden leer; und während die heilige Flamme wolkenwärts lohete, feierte er in den einzelnen Göttern die Glieder des Einen, Höchsten, Unerschaffenen, der sich reinen Glanzes offenbart in den Seelen derer, die ihn lieben.

So durch Opfer und Gebet von allen Erdenflecken sich läuternd, weihte sich der Weltgebieter mehr und mehr der Andacht und versenkte sich ganz in Betrachtung der erhabenen Gottheit, deren Bild ihm aus den Tiefen seines eigenen Herzens wiederstrahlte. Als nun seine Tage zur Neige gingen, riß er sich von den geliebten Kindern los, verlieh das Reich an seine Söhne und verließ den Thronsitz seiner Väter, um im waldigen Dickicht des Gebirges nur noch dem Anschauen des unendlichen Geistes zu leben. In einer Siedelei an den schäumenden Wellen der Mahanadi nährte er sich von Wurzeln und Früchten, kleidete sich in Antilopenfelle, badete in dem heiligen Wasser und kniete dann Tag für Tag nieder an dem stets mit frischen Blumenkränzen geschmückten Altar. Weitere Worte sprach er nicht, als daß er die mannigfaltigen Namen des Einen stammelte. Thränen glühender Liebe netzten dann seine Wangen, und so mit dem Gedanken in den tiefsten Brunnen seines Herzens niedertauchend, der von himmlischer Wonne überströmte, rettete sich der Fromme aus der Welt des Sinnlichen und Erschaffenen in den Hafen wandelloser Ruhe.

Wenn am Morgen die steigende Sonne ihren goldenen Schild emporhob, pries er den höchsten Gott im Lobgesange. „Heil dir!“ rief er, „du Licht des Welttalls, du göttliche Sonne! Heil dir, du Überschwenglicher, der du alles geschaffen und alles durchdringst und in die Seele dessen herabsteigst, der nach dir sich sehnt. Heil dir, du großer Urgrund aller Dinge, du unermeßlicher Ocean, aus dessen Wogenschoß alle Wesen gestiegen und in den sie wieder münden! Heil dir, du Anfang und Ende alles Geschaffenen, du Quelle alles Seins und Nichtseins! In dem Lotuskelch der ganzen Schöpfung schwebst du als Duft! Du bist die Andacht in den heiligen Schriften, die Weisheit im Geiste des Sehers, die Kraft im Helden und die Liebe in der Seele des Liebenden! Du schlummerst in allem Sein, wie die heilige Opferflamme im Holz, und lösest den, der voll Inbrunst zu dir aufschaut, von den Körperbanden. Vergangenheit und Zukunft ruhen vereint im Abgrund deines Wesens, wie sich alle Wasser in dem Meere sammeln. Darum werde tausendfach und immer von neuem gepriesen, du unergründlich Herrlicher!“

So unaufhörlich den Gedanken auf das Ewige richtend, hatte der greise König Bharata das Gedächtnis an das irdische Leben, an seine Leiden und seine Freuden schon in sich getilgt, und durch Sinnentötung war in thatlos stiller Ruhe die Seele fast schon gelöst und harrte nur der Stunde, um, vom Fluch des Wanderns durch die Körperwelt befreit, sich

mit dem Urgeist zu verbinden. Da geschah etwas, das ihn von dem angestrebten Ziele zurück und in die Körperwelt zurückführte.

Eines Morgens saß er leise betend am Strome; da tönte plötzlich aus dem nahen Bergwald das Gebrüll eines Löwen. Eine fliehende Antilope stürzte, um sich zu retten, nach dem Ufer des Stromes, rückwärts schauend nach dem ihr folgenden Jungen. Der angeschwollene Strom aber riß sie unversehens in seinen Strudel. Ihr Ringen mit den Wellen war fruchtlos; fortgerissen zerschellte sie an einer Steinklippe und sank in die Tiefe, während die junge Antilope am Ufer bange Klagetöne hören ließ, die dem königlichen Einsiedler ins Herz schnitten. Der verlassenen Kleinen sich erbarmend, trat er zu der Verwaisten hin und nahm sie wie ein ausgesetztes Kindlein in seine Siedlerhütte; die Mutterlose galt ihm als ein seinem Schutz empfohlener Pflegling, und liebreich sorgte er für sie, brachte ihr Nahrung und kos'te mit ihr vom Morgen bis zum Abend. Dadurch wurden seine Gedanken wieder vom Schöpfer auf das Geschaffene abgelenkt und sein gottversenkter Geist ward nach und nach aus seiner frommen Inbrunst aufgestört.

„Ach, die arme Verlassene!" rief er aus. „Ohne Eltern, fern von ihrer Herde, hat sie doch auf der weiten Erde keine Zuflucht, als nur mich. Vertrauend, daß ich ihr Vater, Mutter, Freunde und Geschwister ersetzen würde, ist sie ja auch in meine Arme geflohen. Sie zu schützen und sorgsam zu pflegen liegt mir darum als heilige Pflicht ob, denn gottlos ist es, Unglückliche, die Hilfe suchen, fortzustoßen."

So sprach er, das Tierchen liebkosend streichelnd, und zu jeder Tagesstunde, wo er saß und stand, mußte es bei ihm sein, ja selbst die Nacht hindurch mußte es ruhen neben seiner Lagerstätte. Wenn er Kusagras und Holz zum Opfer holen wollte, wenn er Blätter sammelte oder Beeren pflückte, ging er niemals anders als mit der jungen Antilope in den Wald, denn sie allein zu lassen, wagte er ja nicht aus Furcht, daß Hunde oder Wölfe sie beschädigen könnten. Wenn die Kleine dann einen Augenblick auf ihrem Wege still stand, dachte er gleich, sie sei müde, hob sie auf seine Schulter und drückte sie mit sanftem Streicheln an die Brust. Ja selbst bei seinen Andachtsübungen blickte er oft nach ihr hin und sprach segnend: „Alles Glück sei mit dir, mein lieber Pflegling!" — Wenn er sie aber einmal vermißte, dann war er vor großer Angst außer sich, wie einer, dem sein liebster Schatz geraubt ist. „Ach die arme Kleine!" rief er dann. „Wird sie je mir verzeihen können? Wird sie je mir wieder zutrauen

schenken, da ich sie so achtlos aus der Hut gelassen? Nun schweift sie einsam und hilflos umher. O, daß ich sie doch erblickte wie sie wohlbehalten in lustigen Sprüngen durch das Gras hüpfend wiederkehrt! Ach, schon ist die Erfreuerin der Welten, die erlauchte Sonne, hinabgesunken. aber immer noch spähen meine Augen vergebens nach dem holden Liebling. Werd' ich denn nie mehr diesen jungen Antilopenprinzen wiedersehen, mich nie mehr ergötzen an dem Anblick seiner munteren Spiele! — O Mond, du heiliges, mitleidsvolles Nachtgestirn, freundlicher Tröster im Unglück, sage, hast du ihn vielleicht in deine Obhut genommen, ihn besser beschützend, als ich es that? Ach, wenn du den Verirrten mit der Leuchte deiner milden Strahlen mir heimführst, so gelobe ich, nie mehr das Auge von ihm zu wenden!"

Dann spähete er bang und bänger werdend nach den Spuren, die das liebe Tierchen mit seinen zarten Hufen vielleicht ins Gras gedrückt. — Aber wenn dann endlich sein Pflegling wieder zu ihm herhüpfte, dann grüßte er ihn mit freudigem Stammeln, wie ein Vater sein gerettetes Knäblein.

Da er nun Tag für Tag die verwaiste Antilope mit liebevoller Sorgfalt in Obacht hielt, gewahrte er freudig, wie sie wuchs und klüger wurde. „Nein, die Kleine," dachte er oft, „wie verständig sie ist, fast wie die Menschen sollt' ich meinen. Oft, wenn ich mit ihr tändelnd zum Scherz die Augen schließe, so scheint sie ganz besorgt zu werden, kommt an mich heran und reibt mir die Stirn mit ihren lieben Hörnchen. Und schelt' ich sie, wenn sie am Opferteppich zerrt, daß die Früchte fast niederfallen, dann fährt sie ganz erschrocken zusammen und steht so unbeweglich, wie ein Schüler vor dem Lehrer."

So wurde die Seele des frommen Einsiedlers durch die junge Antilope von der Andacht ab und wieder in die Sinnenwelt zurückgerissen. Ihm, der, seines Seelenheils gedenkend, ehemals allen Reichtum, einen Königsthron und die geliebten Seinen verlassen hatte, lenkte nun ein Wesen anderen Geschlechts, ein verwaistes Bergreh, die Gedanken zurück zum Irdischen. Allmählich tauchte in seinem Geiste die Erinnerung an die Freuden auf, denen er entsagt, und dann streichelte er zärtlich das Tierchen und sprach seufzend: „Möge der Himmel dich mir erhalten zum Trost meines Herzens, das um die Trennung von den lieben Kindern sich in Gram verzehrt, wie eine dürre Lotusblüte."

Es konnte nicht fehlen: durch solche Seufzer unfruchtbarer Sehn-

sucht nach dem eitlen Erdenglück kam in die brünstige Gottesverehrung des Königs immer tiefere Störung. Stets seine Gefährtin pflegend und mit ihr kosend, achtete er nicht der fliehenden Zeit. Und während sein Geist mit dem hüpfenden Bergreh in der Endlichkeit irrte, statt in Gott sein einziges Ziel zu suchen, stürzte der grimme, allverzehrende Tod sich auf ihn, wie eine Schlange auf ihr Wild. Auch sterbend hing sein brechendes Auge zärtlich an dem lieben Tier, das ihm weinend zu Häupten stand, wie ein Sohn bei seinem sterbenden Vater. Als er bleich und kalt war, wimmerte die Antilope noch lange an der Leiche ihres Pflegers, und bald starb auch sie. Die Seele des Bharata aber, weil sie noch nicht gänzlich in den Urgeist sich vertieft hatte, weil sie noch auf die Zeitlichkeit gerichtet war, konnte noch nicht heimkehren zur Gottheit, sondern mußte abermals die Körperwelt durchwandern. Man sagt, der König sei nach seinem Tode als Gazelle wiedergeboren worden.

* * *

Was sagen nun meine jungen Leserinnen zu dieser kurzen Geschichte? Ich denke, sie beklagen recht von Herzen den guten König, der aus Frömmigkeit all die lieben Seinen verläßt, um in der Einöde ein trauriges Dasein zu fristen. Dieser Art der Gottesverehrung fremd, können sie sich auch nicht in die Gebetsinbrunst des frommen Einsiedlers hinein versetzen, sondern fühlen nur, wie es in seiner Brust immer öder wird, je mehr alles Andenken an Menschen und menschliche Verhältnisse daraus verschwindet; und sie freuen sich ordentlich, wie mit der Rettung und Wartung der jungen Antilope wieder ein menschliches Gefühl in die erstorbene Brust einzieht; dann helfen sie ihm in Gedanken mit dem jungen Bergreh spielen; und wenn sie schließlich der Tod beider auch traurig stimmt, so läßt es sie doch ungerührt, daß der fromme König zu schlechtem Dank für sein liebevolles Herz als Antilope wiedergeboren werden soll, denn sie glauben ja nicht an die Seelenwanderung, wie die alten Inder es thaten. Vor allem aber sollten sie sich freuen, einer trostreicheren Religion anzugehören, die bis zum Ende des Lebens dem Menschen nicht verbietet, Mensch zu sein und die Seinen zu lieben.

Vergeßlichkeit.

Von

Clementine Sprengel.

„Alice, mein liebes Kind, möchtest Du mir wohl heute einen Gang abnehmen?“ fragte die Frau Pastorin Winter ihre fünfzehnjährige Tochter, die neben ihr saß und zeichnete.

„Gewiß, Mama, gern. Wohin soll ich denn gehen?“

„Zu der alten, kranken Lene im Dorfe, die noch immer nicht besser geworden ist. Ich habe hier einen Topf mit etwas kräftigender Suppe nebst Fleisch und ein Gläschen mit Kirschsaft in ein Körbchen gethan; trage ihr das hin und versuche, sie ein wenig in ihrem Kummer aufzurichten. Vielleicht gelingt Dir dies und Du hättest damit ein gutes Werk vollbracht. Es ist ja so hübsch, wenn junge Mädchen sich schon früh in den Beweisen von Nächstenliebe üben; sie tragen ihren Lohn in sich selbst durch das selig beglückende Gefühl, das unser Herz durchzieht, wenn wir mit Wort und That unsere bedürftigen Nebenmenschen trösten und ihnen helfen konnten. Mußten wir dabei ein Opfer bringen, so hat die Gabe doppelt hohen Wert und wird uns doppelt erfreuen. Ich werde heute etwas weniger als sonst Suppe und Fleisch auf den Tisch bringen, aber ich bin überzeugt, meine Kinder werden damit nicht unzufrieden sein und sich genügen lassen, wenn sie wissen, daß es der armen Kranken, die bei jedermann im Dorfe beliebt ist, zu gute kommt. Oder irre ich mich?“

„O nein, Mama, wir geben gern von unserm Mittagessen etwas ab!“ riefen vier muntere Kinderstimmen.

„Ich wußte es wohl, meine Kinder,“ sagte die Frau Pastorin, ihre kleine Schar mit warmem Blicke überfliegend. „Sobald wir gegessen, magst Du gehen, Alice; doch höre, hier gebe ich Dir noch einige Mark mit für den braven Franz, den ältesten Sohn der kranken Lene, der heute seine Wanderschaft antreten will. Stecke das Geld in Deine Tasche, vergiß es nicht abzugeben und sage ihm, ich bäte ihn, das Geld als einen Heckpfennig aufzubewahren und nur in der größten Not zu verausgaben. Vielleicht bringt es ihm Segen und spornt ihn zum Sparen an.“

„Ich will alles wohl besorgen, Mama, verlasse Dich auf mich!“ sagte Alice freundlich.

„Kann ich das wirklich immer so unbedingt thun, mein Kind?“ fragte die Mutter ernst, aber mild. „Es ist eine unendlich angenehme Sache, sich fest auf einen Menschen verlassen zu können, zu wissen, daß er sein Versprechen stets gewissenhaft und treu erfüllt. Eine Mutter sollte sich auf ihre Kinder unbedingt verlassen dürfen; es ist ungemein betrübend, wenn sie dies nicht kann. Ich genieße dieses Glück bei meiner ältesten leider nicht, denn mein Vertrauen ist schon oft von ihrer Seite schlecht belohnt worden. Dein böser Fehler, die Vergeßlichkeit, ist es, auf den ich anspiele, der Dir und uns schon so manchen Kummer und so manche Unannehmlichkeit bereitet hat und welchen Du bis heute dennoch nicht mit fester Kraft bestrebt warst abzulegen. Thue es doch endlich, mein Kind, achte und denke mehr an Deine Pflichten, an das, was Dir aufgetragen, an das, was Du versprochen hast. Es wäre schrecklich, wenn vielleicht erst ein bitteres, nicht wieder gut zu machendes Leid Dich gewaltsam änderte. Wie würdest Du da bereuen, Dich nicht schon früher zur Ablegung Deines häßlichen Fehlers gezwungen zu haben. Also nochmals, mein Kind, versuche es, endlich einmal Deine Gedanken fest zusammen zu nehmen, zuverlässiger zu werden und mich nicht so oft das: »Ach, das habe ich ganz vergessen!« hören zu lassen.“

Alice senkte beschämt ihren Kopf, denn sie fühlte, wie recht die Mutter habe. Sie war sonst ein liebes, frommes, fleißiges und gefälliges Mädchen, ein echtes Pfarrerstöchterchen, welches manchem anderen Kinde zum Muster dienen konnte; aber ihren großen Fehler besaß sie doch, wie wir gehört. Sie führte selten einen Auftrag richtig aus, etwas vergaß sie sicher stets dabei. Da hatten alle Ermahnungen, alle Schelte der Eltern noch nichts gefruchtet. Sie nahm es mit ihrer Besserung eben nicht ernst und energisch genug, ließ sich ihre festen Vorsätze immer wieder willenlos rauben durch alles, was sie äußerlich berührte, sonst hätte sie ihren Fehler wohl längst ablegen können, denn dem ernsten Willen ist vieles möglich.

Nach Tische machte sich Alice sogleich zum Gehen bereit, um die Kranke nicht allzu lange auf ihre Labung warten zu lassen. Sie nahm Hut und Sonnenschirm, ergriff das Körbchen und sagte den Ihrigen freundlich Lebewohl.

„Vergiß nicht das Geld abzugeben!“ sagte die Mutter nochmals, ihre Tochter auf die Stirn küssend.

„Nein, Mama, gewiß nicht,“ lautete die zerstreut gegebene Entgegnung, denn Alicens Gedanken waren bereits auf einen anderen Gegenstand über-

gegangen. Sie sah, indem sie sich von der Mutter abwandte, ihr jüngstes Brüderchen auf seinem Schaukelpferde sitzen. Schnell ging sie zu ihm, hing, um die Hände frei zu bekommen, gedankenlos den Korb an seinem Bügel über den Kopf des Pferdes und begann lachend das Schaukelpferdchen in heftige Bewegung zu setzen.

„Alice," rief die Mutter, „wie unbesonnen! Nimm doch den Korb vom Pferde herunter, oder die ganze Suppe wird sich bald statt im Topfe, im Korbe befinden!"

Erschreckt griff das Mädchen nach dem Korbe, zog ihn vom Kopfe des Pferdes herunter und öffnete den Deckel. Richtig, da war schon ein Teil der guten Fleischsuppe heraus geflossen und begann bereits auf die Diele herabzutröpfeln.

„O Alice, Alice, wie ist es möglich, daß ein bald sechzehnjähriges Mädchen so unbesonnen handeln kann!" rief die Mutter, ihr den Korb aus der Hand nehmend und die vergossene Suppe in ein Waschbecken gießend.

„Ach Gott, Mamachen, ich vergaß in dem Augenblicke ganz, daß der Korb etwas Flüssiges enthielt, sonst hätte ich es gewiß nicht gethan," sagte das Mädchen, sich entschuldigend.

„Natürlich, Du hast wieder einmal etwas vergessen! Man hört aus Deinem Munde kein Wort so häufig, wie das Wort: vergessen!" erwiderte die Frau Pastorin seufzend. „Gehe jetzt endlich und bringe der Kranken den Rest der Suppe; viel ist es nicht mehr."

Alice ging, aber die Freude und Annehmlichkeit, die sie sich vom Gange versprochen hatte, war fast dahin, denn ihre soeben gezeigte Vergeßlichkeit machte ihr doppelten Kummer; erstens hatte sie die gute Mutter wieder dadurch betrübt, und zweitens eine arme, kranke Frau einer Stärkung beraubt. Doch das war nun nicht mehr zu ändern und Alice bemühte sich, den unangenehmen Zwischenfall zu vergessen, was ihr auch bald gelang, nachdem sie einen Blick um sich her geworfen.

Sie ging über eine Wiese, die von farbigen Blumen aller Art übersäet war, welche von Schmetterlingen und Käfern umgaukelt wurden. Fast hätte sie jetzt beim Pflücken einer Blume wieder den Korb mit seinem flüssigen Inhalte vergessen, doch zur rechten Zeit noch besann sie sich und wurde vorsichtiger. „Ich kann ja beim Zurückkommen Blumen pflücken," murmelte sie und ging weiter.

Über ihr breitete der Himmel sein tiefstes Blau aus; die Sonne sandte ihre Strahlen warm, aber nicht erdrückend heiß zur Erde nieder und sog

die Nässe auf, die der gestrige Regen verursacht hatte. Eine friedliche Stille herrschte ringsum; die Leute des Dorfes arbeiteten weiter unten auf den Feldern; man hörte ab und zu ein fröhliches Schwatzen und Lachen herüberschallen. Sie arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts und waren doch heiter und guter Dinge dabei. Glückliches Volk der Gefilde!

Jetzt war die Dorfstraße erreicht und bald durchschritten. Am äußersten Ende derselben wohnte die kranke Lene, eine alte, gute Bäuerin, die schon seit einem Vierteljahre an den Folgen eines heftigen Nervenfiebers zu leiden hatte und gar nicht recht wieder zu Kräften kommen konnte. Dadurch wurde sie zu jeglicher Thätigkeit außerhalb des Hauses verhindert, konnte nur wenig noch verdienen und wäre gewiß längst in bitterste Not geraten, wenn ihre beiden Kinder sie nicht nach Kräften unterstützt hätten. Franz, der älteste Sohn, war einer der bravsten und fleißigsten Bursche im Dorfe, hatte das Schmiedehandwerk erlernt und wollte heute in die Welt ziehen und sein Glück dort versuchen, um der alten Mutter mit der Zeit eine bessere Unterstützung zu teil werden zu lassen. Karl, der jüngere Sohn, war auch ein gut geratenes Kind und arbeitete tüchtig für den Gutsherrn auf dem Felde.

Als Alice das kleine, aber höchst reinlich gehaltene Stübchen der Bäuerin betrat, fand sie diese auf einem Schemel sitzend, beschäftigt Weidenruten abzuziehen, eine Arbeit, die sie nicht allzu sehr anstrengte und doch einen kleinen Verdienst eintrug, wenn sie dieselben später an einen Korbmacher verkaufte. Sie stand gleich auf und bewillkommte voll wirklicher Freude ihres Seelsorgers freundliches Töchterchen. Alice reichte der Frau die Gaben, die jene beglückt und dankend annahm, und wollte nun selbst an den kleinen Feuerherd treten, um die Suppe aufzuwärmen. Doch das ließ die Frau nicht zu. Während sie dieses Geschäft allein besorgte, erzählte sie der teilnahmsvoll zuhörenden Alice von ihren Leiden, ihrer körperlichen Schwäche, von ihrem jetzt so geringen Verdienste und von ihrem Sohne, der sie nun verlassen müßte, um mit wenigen Groschen in der Tasche auf die Wanderschaft zu gehen. Das junge Mädchen dachte an die Worte seiner Mutter, es sprach liebreich, tröstend zu der Alten und wollte gerade das Geld aus der Tasche hervorziehen, als ein Lärm auf der Straße es davon abzog. An das Fenster tretend, erblickte Alice einen Auflauf von Menschen um einen betrunkenen Mann. Hätte sie doch diesem widrigen Auftritte keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt, sondern statt dessen lieber den erhaltenen Auftrag ausgeführt, sie hätte sich neuen Kummer und neue

gez v B Mühlig

T A B XXIX

Vergesslichkeit

Reue erspart! Doch sie blieb neugierig am Fenster stehen und beobachtete die Scene vor sich. Als diese sich nach etwa zehn Minuten aufgelöst hatte, kehrten ihre Gedanken nicht mehr zum Gelde zurück; sie nahm freundlichen Abschied von der Alten, die sie mit Segenswünschen entließ, und trat den Heimweg an.

Zu Hause angekommen, fand sie die Mutter nicht allein, die Frau des Gutsinspektors war bei ihr und schien in eifriger Unterhaltung mit der Frau Pastor begriffen. Alice mochte nicht stören und ging auf ihr eigenes Zimmer, wo sie eine Handarbeit vornahm und dabei an alles andere in der Welt eher, als an das vergessene Geld in der Tasche dachte.

Abends beim Nachtmahle fragte die Mutter ihre Tochter, wie sie die kranke Lene gefunden hätte, ob ihr das Essen geschmeckt und ob das Geld für den Sohn sie sehr erfreut hätte?

Tief erschreckt ließ Alice bei dieser letzten Frage den Löffel in den Teller zurückfallen. „Das Geld?“ stammelte sie und zog es aus der Tasche. „Ach Gott, das habe ich ganz vergessen abzugeben! Sei nicht böse, Mama!“

Diese sah ihr Kind mit einem langen, ernsten Blicke an, aber sagte kein Wort. Alice saß in tiefster Beschämung da; sie fühlte aller Blicke auf sich gerichtet und vermochte nicht weiter zu essen, sondern stand auf und verließ mit Thränen in den Augen das Zimmer.

Wie leid that es ihr, den armen Franz um das ihm zugedachte Geld gebracht zu haben, das ihn und seine Mutter gewiß so beglückt hätte. Wie war es nur wieder gekommen, daß sie so vergeßlich zu sein vermocht? Wie bitter bereute sie, ihren lieben Eltern von neuem diese Betrübnis über ihren schlimmen Fehler zugefügt zu haben. Sie ließ sich den ganzen Abend nicht mehr unter den Ihrigen sehen, ging zeitig zu Bett und entschlief unter tiefem Kummer über sich selbst.

* * *

Am nächsten Sonntage gingen die Kinder des Pastor Winter in den Garten, um Obst zu pflücken. Während Röschen, die zweite Tochter, mit dem kleinen Hans bei den Stachelbeersträuchern vorne am Eingang des großen Gartens stehen blieb, gingen Alice und ihr zwölfjähriger Bruder Otto nach dem hintern Teil desselben zu den Kirschbäumen.

„Sieh, Alice,“ sagte Otto, „dieser Baum hängt noch recht voll der schönsten Herzkirschen, aber leider sehr hoch oben. Ich könnte sie nur

erlangen, wenn ich jene Leiter dort nähme und auf das Dach des Gartenhäuschens kletterte, denn die besten Zweige hängen ja über diesem Dache und liegen sogar zum Teil auf demselben.

„So nimm die Leiter und steige hinauf, ich werde sie dabei festhalten," sagte die Schwester.

Otto holte die Leiter und stieg mit Alicens Hilfe auf derselben in die Höhe und dann auf das nicht ganz niedrige Dach des Lusthäuschens. Eifrig begann er dort Kirschen zu pflücken und zu essen und warf ab und zu einige der Schwester hinunter. Doch das genügte dieser mit der Zeit nicht mehr, sie wollte lieber selbst Kirschen pflücken, um reichlicher essen zu können, und wandte sich daher wieder dem vorderen Teil des Gartens zu, wo sie spähend nach einem Baume sich umblickte, der noch einige Kirschen trug. Endlich hatte sie einen solchen entdeckt, aber auch er trug seine Früchte nur noch an den obersten Zweigen, die unteren waren bereits ganz leer.

„Wie da hinaufkommen? Halt, ich hole mir Ottos Leiter, er braucht sie ja jetzt nicht!" Sie lief zum Bruder zurück und sagte: „Borge mir die Leiter ein wenig, Otto, ich habe einen Baum gefunden, der oben noch viel Kirschen trägt, aber ohne Hilfe der Leiter kann ich nicht hinauf."

„Nimm sie," erwiderte der Bruder, „doch vergiß ja nicht, daß ich hier sitze, und bringe das Ding nach einiger Zeit zurück."

„Natürlich!" war die Entgegnung der Schwester, indem sie die Leiter nahm und damit dem Kirschbaum zuschritt.

Nachdem Alice eine halbe Stunde lang Kirschen gepflückt und nun ihren Appetit völlig gestillt hatte, stieg sie plötzlich hastig von der Leiter herab und murmelte erschreckt: „Ich habe ja ganz vergessen, daß ich versprach, nach einer Viertelstunde zur Mama in die Küche zu kommen, um bei der Bereitung des Abendbrotes zu helfen; ich will nur schnell laufen, sonst schilt sie mich wieder." Damit lief sie eilend dem Hause zu, ohne ihres zweiten Versprechens, betreffs der Leiter, zu gedenken.

Als das Abendbrot aufgetragen war und alle im Begriff waren Platz zu nehmen, sagte der Pastor Winter, sich umsehend: „Wo steckt nur wieder der Otto? Er läßt doch auch stets auf sich warten!"

Bei dem Namen ihres Bruders schrak Alice in ihrem Innern heftig zusammen. Ja, da war sie abermals vergeßlich gewesen und hatte ihr Versprechen, dem Knaben die Leiter zurück zu tragen, nicht erfüllt. Mit der Bemerkung, ihn suchen zu wollen, eilte sie aus dem Zimmer und in

den Garten hinein, holte die Leiter, die noch auf derselben Stelle stand, und schritt damit dem Gartenhause zu. Dort hatte der arme Knabe unterdessen bange Stunden zugebracht. Bald merkte er, daß die Schwester ihn vergessen, und wußte nun nicht, was beginnen. Sein mehrmaliges Rufen blieb ungehört, niemand zeigte sich im ganzen großen Garten, denn seine Geschwister waren alle schon ins Haus gegangen. Otto versuchte nun auf den Baum zu klettern, um sich dann von diesem auf die Erde hinunterzulassen; doch dies mußte er bald als unausführbar aufgeben. Der Stamm des Baumes stand weit ab von dem Dache des Hauses und die herabhängenden Zweige waren zu schwach und boten nicht Halt genug, um sie besteigen zu können. Was nun thun? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf dem abschüssigen Dache zu bleiben und geduldig zu warten, bis die vergeßliche Schwester sich seiner erinnere und ihn erlösen kam, oder jemand anders sich in der Nähe blicken ließ. Letzteres geschah nicht, denn die Leute hatten heute am Sonntage nichts in Hof und Garten zu thun. Otto wurde in seiner unbequemen Lage immer müder, denn er mußte mit den Händen die Zweige des Baumes fest umklammern, um nicht vom Dache hinab zu rutschen. Ob ihm dann die schwache Rinne, die sich unterhalb des Daches befand, genügenden Widerstand geleistet hätte, war sehr zweifelhaft, und wenn dies nicht geschah, so fiel er auf die Erde hinunter und konnte leicht ein Glied dabei brechen, wenn nicht noch größern Schaden nehmen, da, wie er wußte, ganz in der Nähe des Hauses viele Steine und Holzblöcke lagen. Der Tag neigte sich immer mehr seinem Ende zu, und dem armen Otto war schon das Weinen nahe, als er endlich seine Schwester mit der Leiter daherkommen sah.

„Ach, Otto, Du armer Junge," rief Alice, „wie mußt Du Dich geängstigt haben! Ich war wieder so vergeßlich, ich dachte gar nicht mehr an Dich. Komm nur jetzt herunter, ich werde Dir dabei helfen."

Otto stieg nicht ohne Mühe herab und sagte höchst unwillig zur Schwester gewandt: „Auf Dich kann man sich aber auch gar nicht verlassen, Alice, Du bist wahrhaftig zu vergeßlich!"

„Du hast schon recht, und ich selbst kann mich leider am wenigsten auf mich verlassen; ich könnte verzweifeln, wenn ich über diesen Fehler nachdenke. Aber, lieber Otto, sei schon nicht mehr böse auf mich und verrate mich nicht bei den Eltern, denn Mama klagte heute Nachmittag erst wieder über meine Vergeßlichkeit. Willst Du schweigen, lieber Otto? Versprich es mir, bitte, ich will Dir auch das Buch schenken, das Du Dir immer so gewünscht."

Otto, der sich sehr böse von Alicen abgewandt hatte, trat jetzt wieder zu ihr und sagte etwas freundlicher, denn sie war seine Lieblingsschwester, der er nie lange böse sein konnte: „Behalte das Buch nur, ich werde schweigen, aber mich nie mehr unbedingt auf Dein Wort verlassen.“

Alice fühlte sich recht beschämt vor ihrem jüngeren Bruder, der wohl Grund hatte so zu sprechen. Ach, hätte sie sich doch jetzt ernstlich gebessert! Sie klagte in Gedanken über Gott, der sie mit einem solchen üblen Fehler erschaffen, welcher, wie sie meinte, unmöglich abzulegen sei! Das war eine bequeme Entschuldigung für ihren schwachen Willen. Gott gibt jedem Menschen die Kraft, seine Fehler abzulegen, wenn er dieselbe nur immer ernstlich anwenden wollte und nicht so bald in Besserungsversuchen erlahmte.

Endlich sollte Alice eine Lehre erhalten, die ihr viel Leid verursachte, aber eben deshalb für ihr ganzes Leben unvergeßlich blieb.

* * *

Eines Tages, Mitte Juli, trat die Frau Pastor Winter zu ihrer ältesten Tochter, welche auf dem Klavier eine Etüde einübte, und sagte: „Ich habe Dir eine angenehme Nachricht mitzuteilen: Bruder Arthur kommt noch diese Woche her.“

„O Mama, hat er geschrieben? Das ist ja herrlich, wie freue ich mich darauf!“ rief Alice, jubelnd vom Flügel aufspringend. „Hoffentlich kommt er doch auf längere Zeit zu uns — oder nicht?“

„Nun, mindestens auf vierzehn Tage,“ war die Antwort. „Auch der Vater und ich freuen uns sehr auf Arthurs Besuch und hoffen dadurch auf manche angenehme Stunde. Mache Dich bereit, mir morgen ein wenig in der Wirtschaft zu helfen, denn ich will etwas mürbe Kuchen backen, die Dein Bruder so gern ißt.“

„Gut, Mama, Du weißt, ich helfe Dir gern und möchte am liebsten gleich darangehen.“

Arthur war Alicens Stiefbruder, der in Düsseldorf die Maler-Akademie besuchte. Es war den Eltern nicht ganz leicht geworden, ihrem Sohne die Erlaubnis zu dieser Laufbahn zu erteilen; sie hatten gefürchtet, er möchte sich in derselben am Ende nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, und das hätte ihnen für ihren lieben Sohn nicht genügt. Doch ihre Befürchtung war überflüssig gewesen. Arthur hatte eine schöne Begabung für die Landschaftsmalerei, er wurde bald die Freude und der Stolz seiner

Meister, und man hoffte viel von ihm für die Zukunft. Er hatte vorzügliche Schulbildung genossen, war ein edler junger Mann, eine liebenswürdige Künstlernatur, voll Heiterkeit und Poesie, voll wahren Verständnisses für alles Schöne in der Welt. In seiner Familie war er sehr beliebt, Vater und Mutter liebten ihn mit gleicher Innigkeit, auch die Geschwister waren ihm alle von Herzen zugethan. Er vergalt ihnen ihre Liebe durch nicht minder aufrichtige von seiner Seite; sein erklärter Liebling aber war die sinnige Alice, bei der er warmes Interesse für seine Kunst fand. Diese hegte mit ihrer etwas leidenschaftlich empfindenden Natur eine fast schwärmerische Neigung und Verehrung für den Stiefbruder, der sie schon in ihren Kinderjahren stets liebreich behandelt und oft eine Bitte für sie bei den Eltern eingelegt hatte, wenn ihre Vergeßlichkeit ihr eine Strafe zuziehen sollte. Zwei Jahre beinahe hatte sie ihn jetzt nicht gesehen, aber in regem Briefwechsel mit ihm gestanden, welcher ihren schon vorher geschlossenen Freundschaftsbund immer mehr befestigt hatte. Es ist mithin begreiflich, daß ihre Freude bei der Nachricht der Mutter eine sehr große sein mußte. Sie ging den ganzen Tag singend umher und hätte alle Welt vor Freude umarmen mögen.

Am nächsten Vormittage saß Alice in der Laube des Gartens mit einer Näharbeit, die ihr die Mutter zur Vollendung übergeben. Nach einer Weile blickte sie auf und gewahrte nicht weit von sich ein Buch im Grase liegen. Sie erhob sich, nahm es von der Erde auf und bemerkte, daß es ein „Jugend-Album" war, das Bruder Otto erst kürzlich als Geburtstagsgeschenk vom Vater erhalten. Der Knabe hatte am Vormittage, im Grase liegend, darin gelesen und es später jedenfalls mitzunehmen vergessen.

„Aha, Monsieur Otto versteht auch vergeßlich zu sein," murmelte die Schwester lächelnd. „Das will ich ihm doch bei Gelegenheit vorhalten und ihn ein wenig mit seiner gepriesenen Ordnung und Achtsamkeit necken."

Bei diesen Worten trug sie belustigt das Buch in die Laube, wollte es auf den Tisch legen, behielt es jedoch in der Hand und schlug es auf. Was sie da las, mußte sie sehr fesseln, denn das Buch blieb lange in ihrer Hand; sie las mit großer Begierde, vergaß alles um sich her, und die Näharbeit harrte vergeblich ihrer Vollendung. Da kam der Briefbote vorbei, sah sie in der Laube sitzen und reichte ihr einen Brief hin. Alice nahm ihn, blickte zerstreut auf seine Adresse, die von fremder Hand geschrieben auf den Vater lautete, und steckte das Schreiben, anstatt es gleich

dem Vater oder der Mutter zu überbringen, in die Tasche, wobei sie eifrig weiter las.

Als die Geschichte ihr Ende erreicht hatte, klappte sie das Buch zu, sah wie abwesend auf ihre unbeendete Arbeit herab — es wurde ihr augenscheinlich schwer, wieder in die Wirklichkeit einzutreten — und begann nun endlich diese weiter zu fördern. Kaum hatte sie indessen einige Stiche gemacht, als die Tischglocke sie zum Mittagessen rief. Etwas ärgerlich über die durch ihre Schuld veranlaßte Versäumnis bei der Näharbeit, raffte Alice diese zusammen und ging ins Haus.

„Nun, Alice, bist Du fertig mit Nähen und bereit, nachmittags beim Kuchenbacken zu helfen?"

Die Angeredete errötete und gestand verlegen, daß sie die halbe Zeit mit Lesen des von Otto liegen gelassenen Buches zugebracht hätte.

„Das war unrecht, mein Kind, und Du fühlst dies gewiß in diesem Augenblicke selbst. Wir müssen uns einer Arbeit, einer Pflicht mit voller Kraft, mit aller Liebe und ungeteilter Aufmerksamkeit hingeben, denn nur so kann gelingen, was wir unter Händen haben. Ein Springen von einer Beschäftigung zur andern zeigt ein oberflächliches Wesen an. Vollende stets erst eine Arbeit, thue mit Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit was Dir aufgetragen wurde, nimm keine Nebenbeschäftigung dabei vor, sondern habe stets Deine ganzen Gedanken bei dem, was Du thust."

Alice nahm nach Tisch ihre Näherei nochmals vor und beherzigte dabei die eben gehörten Lehren ihrer Mutter. Bald konnte sie leichten Herzens in die Küche gehen, wo die Mutter bereits mit Zubereitung des Gebäckes beschäftigt war. Alice half den Teig ausrollen, formen und auf die gesäuberten Bleche legen; sie war geschickt und anstellig bei dergleichen Beschäftigungen; es war eine Lust, ihre flinken Hände und ihr freundliches Gesicht dabei zu beobachten.

„So, mein Kind," sagte die Frau Pastorin, „ich muß nun gehen und Arthurs Zimmer zu seiner Aufnahme in stand setzen. Werde ich mich beim Backen auf Dich verlassen können? Wirst Du achtsam dabei sein und nicht in Träumerei versinken, wie Du so oft thust?"

„Gewiß nicht, Mama, diesmal sicher nicht, denn ich denke noch an den Vormittag mit meiner Nachlässigkeit."

Frau Winter ging und Alice schob die Kuchen in den Backofen, setzte sich in dessen Nähe und bemühte sich, ihre Gedanken bei dem ihr Anvertrauten zu behalten. Und es gelang, da sie diesmal ernstlich wollte, daß

es gelingen sollte. Die Kuchen gerieten vortrefflich, die Frau Pastorin lobte deren schöne hellbraune Farbe und küßte ihr vergnügt dreinschauendes Töchterchen.

Acht Tage waren vergangen, und umsonst hatten die Bewohner des Pfarrhauses den angekündigten Besuch erwartet. Ein Tag nach dem andern verging, die nächste Woche war bereits zur Hälfte verflossen — Arthur kam nicht, ja nicht einmal eine Nachricht, die diesen Umstand erklärte. Abermals warteten die unruhig Harrenden einige Tage, doch als auch dann weder Sohn noch Brief ankam, sandte der Pastor ein Schreiben an den ersteren ab und erkundigte sich nach der Ursache dieser befremdenden Handlung. Der Brief kam, da der Absender glücklicherweise seinen Namen darauf vermerkt hatte, uneröffnet an diesen zurück und trug die Aufschrift: „Adressat nicht am Ort, Aufenhalt unbekannt."

„Das begreife wer kann!" rief der Pastor erstaunt und unwillig aus, während seine Frau mit ängstlichem Blicke immer wieder die mit Blaustift geschriebene Aufschrift der Post durchlas. „Was soll das heißen? Dem Jungen wird doch kein Unglück passiert sein!" fügte er, jetzt ebenfalls besorgt, hinzu.

„Wie ängstige ich mich!" rief die Mutter; „käme doch nur bald Licht in die Sache. Du hättest den Brief auch nicht nach der Akademie adressieren sollen, sondern lieber nach Arthurs Privatwohnung. Dort hätte seine Wirtin gewiß Näheres hinzugefügt. Schreibe doch ja morgen an diese, denn heute ist es leider schon zu spät dazu. Mein Gott, welch angstvolle Tage werde ich verleben, bis ich Antwort in Händen haben werde!"

Von tiefster Sorge niedergedrückt, verlebten auch der Pastor und Alice den Tag. Wie hatten sie sich auf die Ankunft ihres beiderseitigen Lieblings gefreut, und nun auf einmal diese Sorge um ihn!

Spät abends sagte die Frau Pastorin zu ihren beiden Töchtern: „Ich werde morgen Wäsche halten, vielleicht vergeht die Zeit dabei schneller und verscheucht mir die unruhigen Gedanken. Bringt Eure unreinen Kattunkleider zum Waschen in die Küche, aber vergeßt nicht wieder die Taschen vorher auszuräumen, wie neulich."

Alice und Rosa begaben sich in ihre Zimmer, um den Befehl der Mutter sogleich auszuführen. Als erstere ihre Tasche im gelben Kattunkleide umkehrte, war sie nicht wenig erstaunt, einen Brief dabei herausfallen zu sehen. Sie sah ihn näher an und bemerkte mit Schrecken, daß es der Brief war, den sie vor fast vierzehn Tagen in der Gartenlaube vom

Briefboten erhalten und aus Nachlässigkeit, um nicht im Lesen gestört zu werden, in die Tasche ihres Kleides, das sie seitdem auch nicht mehr angehabt, gesteckt hatte.

„Wie vergeßlich war ich wieder einmal! Was wird Papa dazu sagen! Ich will den Brief nur gleich abliefern, sonst vergesse ich ihn abermals. Hoffentlich ist er nicht allzu wichtig."

Der Pastor saß mit seiner Frau noch im Wohnzimmer, empfing überrascht den Brief und vernahm kopfschüttelnd Alicens Geständnis. Kaum hatte er indessen den Anfang des Schreibens durchgelesen, als er dieses in den Schoß sinken ließ, die Brille in die Höhe schob und ausrief: „Na, da haben wir ja die Erklärung!"

„Welche Erklärung, lieber Mann?" fragte seine Frau, ihn erwartungsvoll ansehend.

„Nun, wegen des Jungen Fortbleiben! Der Brief ist von dem Herrn Professor Hänsel, seinem Lehrer, welcher anzeigt, daß er Arthur veranlaßt, seine Reise noch acht Wochen aufzuschieben, damit er ihn nach Rom begleiten und ihm dort während dieser Zeit Gesellschaft leisten könne. Hört nur, was er unter anderem schreibt: »Ihr Sohn Arthur hat durch sein Talent, noch mehr aber durch seinen Fleiß, seine Unermüdlichkeit beim Arbeiten und seine Liebenswürdigkeit mein ganzes Herz gewonnen, so daß ich keinem unter meinen Eleven das Glück, Rom mit seinen urewigen Kunstschätzen kennen zu lernen, so von Herzen gönne, wie ihm. Ich hoffe, er wird hohen Nutzen aus dieser Reise ziehen, sein empfänglicher Sinn für alles, was Kunst heißt, verbürgt mir dies.«" Der Brief enthielt noch manches, was das Herz der Eltern und Schwester mit Stolz und inniger Freude erfüllen mußte. Zum Schluß hieß es: „Wenn nicht umgehend von Ihrer Seite, Herr Pastor, ein Schreiben einläuft, welches Ihre Mißbilligung über die aufgeschobene Reise nach der Heimat ausspricht, so reisen wir in drei Tagen ab."

„Was sagt Ihr dazu?" fragte der Pastor, als er den Brief gelesen. „Welches Glück für unsern Jungen! Wie froh wird er bei Empfang dieses großmütigen Anerbietens gewesen sein. Braver Junge, er hat ein solches Glück wohl verdient."

„Ja, das hat er," sagte die Mutter thränenden Auges. „Es war sein höchster Wunsch, Rom einmal zu sehen; aber er würde wohl noch lange auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches haben verzichten müssen, wenn er ihn aus eigenen Mitteln hätte bestreiten sollen. Doch sieh, hier

liegt ja noch ein kleines Briefchen im Couvert, es trägt Alicens Namensaufschrift und ist von Arthur. Dieser hat sicher nicht gedacht, daß beide Briefe erst nach fast vierzehn Tagen in die Hände ihrer Besitzer gelangen würden; und wer trägt die Schuld daran? Alice, die leichtsinnige, vergeßliche Schwester, die sich und ihre Eltern so unnötig in bange Sorge gestürzt hat. O, mein Kind," fuhr sie fort, „wie lange werden wir noch warten müssen, bis Dein böser, böser Fehler von Dir überwunden sein wird? Ach, wenn Du wüßtest, welchen Kummer Du mir durch denselben bereitest, wie mein Herz oft so bange schlägt, wenn ich Dich ansehe und Deine Schwäche beim Ablegen Deines Fehlers bemerke! Gehe, für heute will ich Dich nicht mehr sehen, sondern ungestört an Arthurs Glück denken können."

Alicens Augen entströmten Thränen erneuter Reue. Der Ton echt mütterlicher Zärtlichkeit und Sorge ging ihr zu Herzen. Gern wäre sie den Eltern um den Hals gefallen und hätte nochmals Besserung versprochen, doch sie fühlte, dieselben konnten ihren Versicherungen nicht mehr Glauben schenken, sie mußte durch die That fortan beweisen, daß sie sich zu ändern bestrebe. Den Brief des Bruders in der Hand, ging sie mit einem leise geflüsterten „Gute Nacht" aus dem Zimmer. Nachdem sie das ihrige erreicht hatte, öffnete sie das Papier und las folgende Worte:

Mein süßes, geliebtes Schwesterchen!

Professor Hänsels Brief wird Euch von dem Aufschub meiner Reise zu Euch und dem angenehmen Grunde desselben Mitteilung gemacht haben. Über meine Glückseligkeit in diesem Augenblicke laß mich schweigen. Du kannst sie mir sicher nachempfinden, Du liebes Mädchen, nicht wahr? O herrliches Rom, von dem ich schon so viel gehört und gelesen, du sollst deine Kunstschätze auch vor meinen Augen aufschließen, du sollst auch mir zeigen, was große Künstler geschaffen, deren Ruhm ich nie erreichen werde, aber denen ich mit ganzer Kraft nachstreben will. Welch weites, herrliches Feld für mein Lernen!

Weshalb ich aber diese Zeilen an Dich allein richte und so geheimnisvoll verschließen werde, hat diesmal einen besonderen Grund. Mit diesem Briefe zugleich sende ich postlagernd eine Kiste an Dich ab, welche ein Geburtstagsgeschenk für Papa enthält, das in Verwahrung zu nehmen ich Dich herzlich bitte. Dasselbe besteht aus einem höchst wohlgelungenen Bilde, unser Pfarrhaus mit Hof und Garten darstellend, welches wohl

gegenwärtig mein beſtes Werk iſt, an dem ich viele Wochen mit größter Mühe und Sorgfalt gearbeitet habe und das meine Lehrer zu großen Lobſprüchen gegen mich veranlaßt hat, auf die ich — ich will es ehrlich geſtehen — nicht wenig ſtolz bin! Ich ſende Dir meinen Schatz ſchon jetzt zu, da ich von Rom nicht mehr nach Düſſeldorf zurückkehre, ſondern direkt zu Euch zu kommen gedenke, um Papas Geburtstag, der ja erſt kurz vor Beendigung unſerer Ferien trifft, recht vergnügt mit Euch mitfeiern zu können. Bitte, hole die Kiſte ſo bald als möglich ſelbſt von der Poſt ab, — Papa wird Dir wohl einmal ſeinen Wagen geben, — ich glaube nämlich gehört zu haben, daß Pakete nur acht Tage lang aufbewahrt werden. Verwahre die Kiſte an einem ſicheren Orte, öffne ſie nicht, bitte, damit dem Bilde kein Unglück geſchehe.

Ich bin feſt überzeugt, Du wirſt meine Bitten erfüllen, liebes Schweſterchen, wofür Dir ſpäter ſehr dankbar ſein wird

Dein treuer Bruder

Arthur Winter."

Mein Gott! Nur acht Tage ſollten Pakete auf der Poſt aufbewahrt bleiben, und Arthurs Paket lag nun bereits zwei Wochen dort. Der Schreck, den ſie bei dieſem Gedanken empfand, war eine neue Strafe für ihre Vergeßlichkeit. Doch ſie wollte ſich nun wirklich in Zukunft ernſtlich ändern, wenn die Sorge um die Kiſte nur erſt vorüber wäre!

Sie erbat ſich am andern Tage vom Vater einen Wagen, um, wie ſie ſagte, eine Beſorgung in der Stadt machen zu können, und eilte, dort angekommen, ſofort ins Poſtgebäude. Der dienſtthuende Beamte wußte von der Kiſte nichts, forſchte aber auf Alicens Bitte nach und brachte derſelben den Beſcheid, daß man gerade beabſichtigt, die Kiſte noch an dieſem Tage nach Düſſeldorf zurückgehen zu laſſen. Es war alſo die höchſte Zeit geweſen, ſich um dieſelbe zu bemühen, da ein längeres Zögern gewiß ſpäter große Umſtände verurſacht hätte. Alice ließ ſich die Kiſte aushändigen und war nicht wenig froh, als ſie dieſelbe ſicher im Wagen hatte.

Zu Hauſe angekommen, ließ ſie die Kiſte heimlich und vorſichtig durch einen hintern Eingang in ihr Zimmer tragen und unterſuchte dann genau den feſten Verſchluß derſelben.

„Alſo hierin liegt Arthurs Meiſterwerk! Wie ſchade, daß ich es nicht ſehen kann, ſondern noch viele Wochen darauf warten muß. Ich bin doch neugierig, zu wiſſen, wie das Bild ausſehen mag, ob auch Perſonen, etwa

gar die Eltern oder ich, mit darauf gemalt sind. Ich bin sonst doch gar nicht so sehr neugierig, aber ich glaube, ich halte es nicht aus, so lange Zeit auf den Anblick dieses Bildes zu warten. Ob ich es nicht allein öffnen und wieder schließen könnte? Gewiß, das wäre wohl nicht die erste Kiste, die ich auf- und zugemacht hätte. Ich thu's! Ich öffne sie, besehe das Bild und nagele den Deckel nachher wieder zu, damit niemand, der die Kiste etwa stehen sieht, seinen Inhalt entdecken kann. Aber hier in meinem Zimmer kann sie überhaupt nicht stehen bleiben, da Mama zu oft zu mir kommt und sie bemerken könnte. Ich werde sie hier nebenan in die Rumpelkammer tragen und gut verbergen, dort kommt selten einmal jemand hinein."

Gesagt, gethan. Alice trug die Kiste mühsam in die Kammer und stellte sie dort an eine Wand. Wäre sie doch jetzt für immer davongegangen und hätte des Bruders Bitte, sie nicht zu öffnen, beachtet! Aber daß er dies überhaupt gebeten, hatte sie in diesem Augenblicke ganz vergessen.

„So, nun hole ich ein Brecheisen, Hammer und Nägel aus Papas Stube!"

Nach wenigen Minuten stand sie wieder in der Kammer und begann nun die Kiste zu erbrechen. Es gelang; sie hob den Deckel ab und sah, zwischen Heu wohl verpackt, das Bild stehen. Einen Moment zögerte sie noch, es herauszuheben, dann griff sie mit sicherer Hand behutsam hinein und das Gemälde kam zum Vorschein.

„Ach wie schön, wie wunderschön!" entfuhr es unwillkürlich ihren Lippen.

Ja, das Bild war schön, in den herrlichsten Farbentönen gehalten, auf das Sauberste ausgeführt. Welche Mühe mußte es gemacht haben, dieses wundervolle Kolorit so effektvoll herauszubringen! „O, wie wird Papa sich freuen über seinen talentvollen Sohn und wie stolz bin ich auf meinen Bruder! Doch nun zurück mit dem Bilde in die Kiste! Nein, ich muß es noch einmal ansehen, unser liebes, trautes Pfarrhaus! Ich glaube, wer dies Bild ansieht, erkennt sofort ein gemütliches Predigerhaus darauf, ein Haus, dessen Einwohner gute, friedliche Menschen sein müssen. Und sind wir das nicht? Friedlich gewiß und gut auch, was man so im gewöhnlichen Leben darunter versteht, denn natürlich, Fehler haben wir so gut wie andere Menschen." So philosophierte sie und legte dabei das Gemälde mit größter Sorgfalt in seinen Behälter zurück, that den Deckel darauf und sah sich nun nach Hammer und Nägeln um. „Ach, wie dumm!

Da habe ich ja die Nägel vergessen, und zurückgehen in Papas Zimmer darf ich jetzt nicht, da er sich vorhin zu seinem Mittagsschläfchen hinsetzte und dann Störung sehr mißliebig aufnimmt. Was thue ich? Diese alten Nägel habe ich sämtlich krumm gebogen beim Öffnen des Deckels, sie sind also nicht mehr zu benutzen. Nun, ich kann ja vorläufig den Deckel ungenagelt lassen und ihn später am Tage befestigen. Es kann dem Bilde bei ruhigem Stehen unmöglich etwas geschehen, und hinein geht hier sicher kein Mensch."

Alice hing ein altes Kleidungsstück über die Kiste, um sie darunter zu verbergen, verließ dann die Kammer, drehte den Schlüssel im Schlosse um und trug ihn zur Sicherheit in ihre Stube. Gegen Abend dachte sie wohl einen Augenblick daran, jetzt Nägel zu holen und die Kiste wieder in Ordnung zu bringen, da Arthur doch einmal gewünscht, daß sie verschlossen aufbewahrt werden solle; doch da war gerade der Herr Amtmann in des Vaters Stube; sie mochte nicht hineingehen und dachte, es käme ja auf einen Tag dabei nicht an. Den nächsten Tag wollte sie das Versäumte endlich nachholen, hatte aber total vergessen, wo sie den Kammerschlüssel gestern hingelegt. Als sie noch darüber nachdachte, kam Schwester Rosa sie um eine Gefälligkeit bitten, was ihre Gedanken völlig von ihrem Vorhaben ablenkte. So ging Tag um Tag, Woche um Woche hin, und das Schließen der Kiste war erst aus Nachlässigkeit, dann aus Vergeßlichkeit unterblieben, trotzdem der Schlüssel sich eines Tages zufällig gefunden hatte.

So kam der Tag vor des Vaters Geburtstag heran und sollte auch den Sohn heimbringen. Im Hause war alles vorbereitet worden auf den Empfang des lieben Gastes. Alle Räume waren gescheuert, geordnet, festlich geschmückt; verschiedene Speisen und Kuchen standen in der Vorratskammer, darunter auch ein herrlicher Geburtstagskuchen, von Alicen allein zubereitet. Alle Hausbewohner hatten sich etwas festlich gekleidet und gingen mit fröhlichen Gesichtern erwartungsvoll einher. Alice blickte alle fünf Minuten an die Uhr, um zu sehen, ob denn die richtige Zeit, wo der Wagen erscheinen könnte, noch immer nicht herangekommen sei.

Endlich wurde das Rollen eines Wagens in der Ferne hörbar, die Hunde schlugen an, das Gefährt kam über den Hof und hielt jetzt vor dem Pfarrhause. Alle eilten hinaus, den sehnlichst Erwarteten zu empfangen. Da sprang er schon leichtfüßig aus dem Wagen, sah sich lächelnd um und fiel erst dem Vater, dann der Mutter und den Geschwistern in die Arme.

Arthur war ein hochgewachsener, schöner junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit von der Sonne leicht gebräuntem Antlitz. Die hohe Stirn, von lockigem, dunkelm Haar umrahmt, zeigte Nachdenken und geistige Reife an; in den Augen lag ein etwas schwärmerischer Ausdruck, während um den wohlgeformten Mund ein ungemein gutmütiger Zug lagerte.

Nachdem sich der erste Sturm der Begrüßung gelegt hatte, ging es natürlich an ein Ausfragen und Erzählen. Freilich hatte Arthur während seines Aufenthaltes in Rom mehrere ausführliche Briefe nach Hause geschrieben, aber es lag ein neuer Reiz für die Seinen darin, jetzt nochmals mündlich alles erzählen zu hören.

Gegen Abend gingen Arthur und Alice im Garten spazieren, wo die Luft so wundervoll duftend und frisch war, eine echte Landluft, wie Arthur sie zwei Jahre lang nicht genossen. Er hatte der Schwester Arm in den seinigen gelegt, blickte sie von Zeit zu Zeit mit aufrichtigem Bruderstolz an — sie war ja so groß und hübsch geworden in den Jahren der Trennung — und beantwortete freundlich ihre vielen Fragen über Rom, Düsseldorf und seine Erlebnisse dort.

Endlich blieb Arthur stehen und sagte: „Willst Du mich jetzt zu meiner Kiste führen, liebe Alice, damit ich das Bild für morgen früh bereit setze?"

Das Bild! Mein Gott, sie hatte richtig vergessen, es wieder gehörig in Verschluß zu bringen! Nun, es stand ja sicher und wohl verwahrt auch in der offenen Kiste. Sie gestand dem Bruder ein wenig verlegen ihre Neugierde von damals ein, aber beruhigte ihn, als er sie erschreckt ansah, völlig über das Gemälde selbst, das nach ihrer Meinung unmöglich Schaden genommen haben konnte. Arthur wäre dennoch gern sofort zu demselben geeilt, da sie aber in dem Augenblicke zum Abendessen gerufen wurden, unterließ er dessen Besichtigung für heute.

Am andern Morgen aber früh, bevor der Vater auf war, ließ er sich von der Schwester in die Kammer führen und den Versteck der Kiste zeigen. Alice hob das alte Kleidungsstück in die Höhe und sah, daß der Deckel noch ebenso angelehnt stand, wie sie ihn vor Wochen verlassen hatte. Arthur schob das einliegende Heu beiseite und zog das Bild hervor. Doch ein Schrei des Entsetzens entfuhr seinen Lippen, als er einen Blick auf dasselbe geworfen! Es war sein Gemälde, aber in welchem Zustande sah er es wieder! Zwei, nein drei nicht unbedeutende Löcher zeigten sich in demselben und hatten seine Schönheit grausam zerstört. Alice stand leichenblaß

da und starrte vor Schreck wie gelähmt auf das Bild. „Wie konnte das kommen?“ stieß sie endlich mühsam hervor.

„Durch eine Maus!“ war die mit tonloser Stimme erteilte Antwort des jungen Künstlers, dann sank er auf einen alten Stuhl nieder, stellte sein Werk, seine zerstörte Schöpfung, an die Wand und schlug beide Hände vor das bleiche Antlitz.

Mit welchen Gefühlen und Empfindungen aber stand Alice vor ihm; sie, welche die Schuld an des Bruders Leid trug, die sein Vertrauen so schlecht belohnt hatte! Ach, wäre das Schließen der Kiste nicht vergessen worden, so hätte kein Mäuschen sein Quartier darin nehmen und den Schaden herbeiführen können. Es war ihr, als müsse sie zusammenbrechen vor Kummer! Heftig schluchzend fiel sie dem armen Bruder um den Hals; sprechen konnte sie nicht. Dieser schob sie von sich, stand auf und sagte, ohne sie anzusehen aus der Kammer gehend: „Ich hatte nicht bedacht, welchen Händen ich mein Gut anvertraut; daß man sich an eine vergeßliche, unzuverlässige Person in solchen Fällen nie wenden müsse.“

Es war furchtbar demütigend für Alice, den Bruder so sprechen zu hören. Sie fühlte den bittern Vorwurf aus seinen Worten heraus, und er war ihr weit empfindlicher, er beschämte sie tiefer, als es je die Rügen ihrer Mutter vermocht hatten. Arthur hatte jetzt gesehen, daß sie sich noch nicht ein bißchen geändert, seit er vor zwei Jahren zuletzt mit ihr zusammengewesen; ja, er mußte sie noch schlimmer finden. Und wenn er nun gar noch gewußt hätte, wie unverantwortlich vergeßlich und nachlässig sie schon bei Empfang des Briefes damals gewesen war! Welche Qualen erlitt ihr Herz, das so in Liebe für den guten Bruder schlug, bei dem Gedanken an das Leid, an den Schaden, den sie ihm zugefügt! Sie hatte ihm und den Eltern eine große Freude geraubt und konnte mit der ganzen Aufopferung ihrer Habe sie nicht dafür entschädigen; das schöne, kunstvolle Gemälde war für immer dahin! Armer Arthur, das hattest Du nicht um Dein Vertrauen zur Schwester verdient!

Wie so ganz anders wurde des Vaters Geburtstag begangen, als Alice und die Ihrigen gehofft. Die Tochter ging sich selbst bei den Eltern anklagen, gestand ihr Vergehen mit heißen Reuethränen ein und schwur einmal um das andere, diesen Vorfall ihr Lebtag nicht zu vergessen, ihn sich als ernste Warnung dienen zu lassen und sich nun bestimmt zu bessern. Sie war den ganzen Tag so unglücklich, so verzweiflungsvoll, so voller Selbstanklagen, daß es der Mutter ins Herz schnitt und Arthur sie zuletzt

sogar beruhigen und trösten mußte. Alle fühlten, daß es ihr diesmal in der That heiliger Ernst mit ihren Vorsätzen war, daß diese betrübende Begebenheit sie umwandeln würde für alle Zeit.

Und so war es auch. Jener Tag war ein Tag der äußersten Beschämung, des größten Schmerzes für sie, aber er hatte auch sein Gutes im Gefolge, denn durch sein Erlebnis wurde sie endlich, endlich gebessert; sie legte ihren schlimmsten Fehler, die Vergeßlichkeit ab. Sie hatte Gott inbrünstiger denn je gebeten, ihr zur Überwindung dieses Fehlers seinen Segen zu geben. Alice nahm fortan, sobald sie einen Auftrag erhielt, ihre Gedanken fest zusammen; sie verschob nichts für später, was sie sogleich thun konnte. So kam es, daß ihre Vergeßlichkeit nur noch höchst selten und bei unbedeutenden Anlässen zum Vorschein trat, ja bald ganz verschwand und einem zuverlässigen, achtsamen Wesen Platz machte. Ihren Bruder liebte sie noch inniger als vorher; es war, als wollte sie dadurch gut machen, was sie ihm einst Übles zugefügt. Er sowohl wie die guten Eltern hatten die herzlichste Freude über Alicens günstige Veränderung, und sie verschmerzten es gern, daß diese durch eine für sie so betrübende Veranlassung hervorgerufen worden war.

Als am heiligen Weihnachtsabende Arthur den Eltern ein neues Gemälde vom Vaterhause und dessen Umgebung überreichte — das nicht minder schön und wohlgelungen war als das erste — da empfand auch Alice dadurch die schönste Weihnachtsfreude, und mit innigem Dankesblicke sah sie dem guten Bruder in die Augen und drückte ihm gerührt seine Künstlerhand.

Verwelkte Rosen.

Von

Clara Ernst.

„Ich bin fertig; eben thue ich den letzten Stich an meiner Näherei," sagte die dreizehnjährige Elsbeth und legte die Schürze, an der sie genäht hatte, sauber zusammen. „Liebe Mama, darf ich nicht noch heute die Großmutter besuchen?"

„Nimm ihr den frisch gestochenen Spargel mit," sagte die Mama und nickte freundlich.

„Ich begleite Dich, Elsbeth!“ ruft Bruder Konrad, der soeben zur Thür hereintritt. „Wenn es zur Großmama geht, bin ich immer dabei.“

„Aber wo sind die Kleinen? Sie wollen gewiß auch mit,“ fragt die Mama.

„Da sind wir. Wo geht es hin? Dürfen wir mit? Bitte, bitte, Mama, wir wollen mitgehen!“ ertönen plötzlich helle Stimmen, und herein stürzen die drei Kleinen, Richard, Käthchen und Ernst; sie haben die letzten Worte der Mama gehört und umringen sie jetzt mit lustigen Sprüngen.

„Geht Else zur Großmama? — Wohin geht Else? — Mamachen, da ist mein Hut; wir gehen doch auch mit?“

„Still, still,“ beschwichtigt die Mama, „Ihr schreit ja alle durcheinander. Ja, ich erlaube es, Ihr geht alle zur lieben Großmama. Du, Elsbeth, halte die kleinen Wilden in Ordnung, nimm Ernst an die Hand auf der Straße; Richard und Käthe, Ihr gehorcht Eurer Schwester und seid nicht gar zu unbändig.“

Fröhlich reichen die Kinder der Mama ihre Hände; nun sind sie auf der Straße, Elsbeth führt Ernstchen, weil er der kleinste ist, Richard und Käthe wollen aber allein gehen und meinen, „wir bleiben schon stehen, wenn ein Wagen kommt, oder ein großer Hund.“

„Aber wenn ein Soldat kommt?“ sagt Ernst.

„Vor dem fürchten wir uns nicht!“ ruft Richard.

„Der hat ein Gewehr und schießt Euch tot!“ meint Ernstchen, und die Geschwister lachen ihn aus.

Da ist das Haus, in dem die Großmama wohnt. Sie ist erst kürzlich hierher gezogen; früher lebte sie mit dem Großvater auf dem Lande und besuchte die Eltern nur zuweilen; nun ist der gute Großvater gestorben und die Großmutter wohnt jetzt in derselben Stadt, so daß die Kinder sie täglich sehen können. Die alte Dörte, der Großmutter treue Dienerin, öffnet ihnen die Thür.

„Geht nur in die Stube, Kinderchen,“ sagt sie freundlich; „wischt Euch erst auf der Decke den Staub von den Füßchen, — so, nun könnt Ihr herein, die Großmama ist nicht drin, sie bringt dem kranken Schuhmacher Suppe, der hier unten im Hause wohnt. Wartet nur, sie kommt gleich wieder; sie will nur der Frau sagen, wie sie den Kranken legen und verbinden soll, denn sie ist ja wie ein Doktor.“

Richard lacht. „Die Großmama ist doch kein Doktor,“ sagt er schelmisch.

„Dörte meint nur, sie ist so gut und versteht so zu helfen, als wenn sie ein Doktor wäre," sagt Konrad.

Sie müssen eine ganze Zeit warten, aber lang wird sie ihnen nicht. Es gibt in dem Stübchen der Großmutter so vieles zu sehen, so sehr vieles, das die Kleinen mit neugierigen Blicken betrachten, zu dem Elsbeth und Konrad mit einem Gefühl von Ehrfurcht emporschauen. Da hängen die großen Bilder in den breiten Rahmen; dort der freundliche Greis in dem weiß gepuderten Lockenhaar, das ist ihr Urgroßvater, und die Frau in dem blauen Kleide, das Haar so turmhoch und auch weiß gepudert und einen Schleier mit einer Rose darin befestigt, das ist ihre Urgroßmutter, die war noch jung, als sie so schön gemalt wurde.

Ticktack schlägt die große Uhr in dem braunen Gehäuse — so laut, so vernehmlich. Mamas Uhr, die unter dem Spiegel steht, deren Ticktack hören sie kaum; aber diese Uhr, von der hat ihnen die Großmama erzählt, daß sie schon ebenso laut getickt hat, als sie selbst noch ein ganz kleines Kind war, daß sie nie heiser geworden ist, darum ist diese Uhr wohl etwas ganz Besonderes, — und nun die Blumen am Fenster! O, wie die Großmama ihre Blumen liebt und sie pflegt, und von jedem Blumentopf weiß sie eine Geschichte zu erzählen.

„Das Lebensbaumzweiglein ist vom Grabe des Großvaters," sagt Elsbeth und streicht leise mit der Hand über das grüne Pflänzchen. Die Kleinen belustigen sich mit den Porzellanpüppchen, die auf dem alten Sekretär stehen, der so blanke Messingschlösser hat und große, glänzende Ringe.

„Der kleine Porzellanjunge, der die Äpfelchen vom Baum holt, das Mädchen mit dem Körbchen in der Hand, das ist allerliebst; aber was ist in dem weißen Dinge, in der großen Kanne, hole sie herunter, Konrad, bitte."

Konrad steigt auf einen Stuhl.

„Wirf die Vase nicht hin, Konrad, halt' sie nur fest!" bittet Elsbeth.

Jetzt stellt er sie auf das Tischchen, er hebt den Deckel auf, neugierig drängen sich alle dicht heran. Konrad greift hinein: „Pfui," ruft er, „schwarzes, vertrocknetes Zeug liegt darin; wie kann das die Großmama aufheben!" und er streut eine Hand voll auf den Tisch.

„Es riecht wie Rosen! Es riecht so schön. O Konrad, Du bist unartig, Du solltest es nicht umherstreuen; wenn es nun auch ein Andenken ist!"

„Zeig' es uns, zeig' es uns!" rufen Käthchen, Richard und Ernst zugleich.

„Es ist Thee, die Großmama trinkt ihn abends," meint Richard.

„Medizin ist es, Großmamas Arzt hat sie ihr verschrieben," sagt Käthchen.

Alle Kinder lachen.

„Und was habt Ihr denn zu lachen, Ihr kleines, lustiges Völkchen?" fragt plötzlich eine milde Stimme.

Da ist sie; es ist die Großmama, die soeben zur Thür hereintritt; jubelnd fliegen ihr die Kleinen entgegen. Aber was ist das? Wie ernst sieht die Großmama plötzlich aus, — ist sie böse?

„Was habt Ihr mit meinen Rosen gethan, Ihr kleinen Unwirsche? Wer hieß Euch die Vase herunternehmen und ihren Inhalt umherstreuen? O weh, da liegen schon viele Blättchen an der Erde, schnell sucht sie auf und thut sie wieder hinein, — so, so, daß kein einziges zertreten wird, — sie sind mir alle wert und teuer!"

Sorgfältig sammeln die Kinder die schwarzen, getrockneten Blättchen, Elsbeth aber streichelt die Hand der Großmama und bittet: „Sei nicht böse; Konrad holte die Vase herunter; die Kleinen waren neugierig und ich Große war es auch! O sei nicht böse!"

„Nein, nein, böse bin ich nicht, und nun ist auch alles wieder gut; stelle die Vase an ihren Platz, — so, nun sollt Ihr Erdbeeren essen, und wenn Ihr geschmaust habt, dann erzähle ich Euch von meinen Rosen."

Ja, die Großmama hatte immer einen Leckerbissen bereit; wie köstlich waren die Erdbeeren, wie schmeckten sie so süß, und nun, als sie sich daran erfrischt haben, setzt sie sich in den Lehnstuhl, Elsbeth und Konrad ihr zur Seite, die Kleinen holen sich Fußbänkchen.

„Und nun, Großmama, erzähle uns von den schwarzen Rosen," bittet Käthchen.

Ein wehmütiges Lächeln gleitet über ihr Gesicht. „Sie waren damals nicht schwarz, als ich sie pflückte," sagt sie, „sondern weiß und rosig angehaucht, dunkelrot oder im vollen rosenroten Kleide, so knospeten und blühten sie im Garten meines Vaters. Er war ein großer Blumenfreund; die Rosen, seine Lieblinge, hegte und pflegte er ganz besonders. Unter den Rosenbäumen saß meine Mutter mit mir, als ich noch ganz klein war; unter ihnen habe ich meine ersten Spiele gespielt. Wie lustig naschten die bunten Schmetterlinge, die fleißigen Bienen an den süßen Kelchen, und die braunen Käfer, die nachts zwischen den Rosenblättern schliefen, wie benei-

dete ich sie um ihr duftiges, schimmerndes Bettchen. — Wie die Rosenbäume wuchsen, so wuchs ich mit ihnen; aus dem Kinde war ein großes Mädchen geworden, als der Vater starb und die Mutter mit mir hinwegziehen mußte aus dem stillen Hause, dem Garten. Weinend stand ich vor den soeben erblühten Rosen. »Könnte ich ihren Duft mit mir nehmen!« schluchzte ich. Da legte sich der lieben Mutter Hand um mich und tröstend sagte sie: »Du kannst es, mein Kind; sammle nur noch recht viel frische Rosenblätter.« — Wie gern that ich es. Die Mutter vermischte die Blätter mit Salz; manche Thräne ist auch wohl noch hineingefallen, denn wir waren ja beide so traurig. Dann schenkte sie mir diese Vase, die sie selbst einst am Hochzeitstage bekommen, und schüttete die Blätter hinein. »Nun bleibt Dir der Geruch,« sagte sie; »freilich, die zarten Blätter verlieren ihre Rosenfarbe, sie werden unansehnlich und welken, wie alles, was der Erde angehört; aber es sind doch dieselben Rosenblätter, die einst in Deines Vaters Garten erblüht, und Du wirst Deine Freude daran haben.« — Ja, sie hatte recht, die gute Mutter! Die Vase mit den welken Rosen darin hat mich begleitet — ein heiliges Andenken durchs ganze Leben. Ich habe auch noch Blätter dazu gestreut — Rosenblätter aus meinem Brautstrauß, und die letzten — die auf dem Sarge Eures Großvaters lagen! — Ich bin nun alt, fern liegt mir die Kindheit, die Jugend, aber wenn ich den Deckel öffne und der köstliche Duft strömt mir entgegen, der Duft jener Rosen, die in meiner Jugend geblüht, dann ziehen mit ihm jene heiligen Erinnerungen an mir vorüber und ich bin glücklich in ihnen. — Nun versteht Ihr's wohl auch, Kinderchen, daß man welke Blätter noch lieb haben kann?"

Elsbeth und Konrad nickten. Erstere küßte der Großmutter die Hand, Richard aber flüsterte Käthchen ins Ohr: „Sonst hat Großmama uns viel lustige Geschichten erzählt," und Ernst sagte: „Großmama, ich verstehe das nicht von den Rosen, aber den schwarzen, duftenden Thee, den Du in der Kanne da oben hast, den brauche ich doch nicht zu trinken?"

Die Möwen und ihre Verwandten.

Von

August Hummel.

Ein großer Strom im platten Lande ist und bleibt doch die nimmer ruhende Herzader für alles Leben der Natur und alles Treiben der Menschen. Diese siedeln dichtgedrängt in den Niederungen, wo üppige Fruchtbarkeit des Schlammbodens der Arbeit des Ackerers doppelten Lohn verheißt; Frachtschiffe nutzen die bequeme Wasserstraße; Fischer und Fährleute ziehen aus dem Wasser unmittelbaren Gewinn; und wer seine Freude hat an dem stillen Weben der Natur, sucht mit Vorliebe die grünen, schilfumbuschten Ufersäume. Denn da läßt sich das Tierleben ungestört belauschen. Der Reiher, der schweren Flügelschlags langsam über das Wasser schwebt, der weiße Storch, zuweilen in Gesellschaft seines einsiedlerisch lebenden Verwandten, des schwarzen Storches, — das sind nur die großen, jedermann ins Auge fallenden Gestalten aus der Vogelwelt. Verborgener halten sich die kleinen Leute, die in oder dicht bei dem Geröhricht des Ufers ihr Häuslein aufgeschlagen haben, wie die Wasseramsel, der Wasserstar und die zahlreichen Arten der Rohrsänger; sie führen ein durchaus idyllisches Leben und gehen aus dem grünen Schatten ihrer Nistplätze, wo blaue und braune Libellen zu Besuch kommen, nicht gern weit hinaus auf die freie Fläche des Stromes. Aber auch dieser mangeln nicht die gefiederten Streifer. Möwen nennen sie die Anwohner des Flusses, indem sie dieselben für Glieder der großen Vogelfamilie halten, die zu ungezählten Tausenden längs aller Meeresküsten sich findet.

Und in der That ist der Vogel von ganz anderem Wesen und Treiben, als die dem Festlande angehörigen Vogelsippen. Er ist zwar nicht groß, etwa anderthalb Spannen lang, und an dem weißlichen Gefieder mit schwärzlichem Kopf und schwärzlichem Bauche zeigt sich auch keine besondere Farbenpracht; aber er vereinigt in seinem Bau in vollendeter Weise die Vorzüge der Flieger und Schwimmer. Lang und schmal sind die Flügel und weit hinausgestreckt über den gegabelten Schwanz, so daß der Vogel dadurch unverkennbare Ähnlichkeit mit der Flugkünstlerin Schwalbe erhält; dazu aber sind die drei Vorderzehen der ziemlich langen, kräftig entwickelten schönroten Beine mit Schwimmhäuten ausgestattet, zwar nicht so breiten,

Möwen

wie der ungefüge Fuß der Gans, aber doch hinlänglich, um den Vogel über Wasser zu erhalten.

Aber des Vogels Lebenselement ist doch die Luft. Es gewährt einen überaus anmutigen Anblick, wenn er mit weitgebreiteten Schwingen eleganten Flugs daherkommt; nun senkt er sich in schöner Bogenlinie gegen den Wasserspiegel; dann steigt er wieder auf und seine Gestalt zeichnet sich scharf gegen den Himmel ab. Den spitzen, roten Schnabel nach unten gekehrt mustert er spähenden Auges den Wasserspiegel. Wo ein Fischlein im Sonnenlicht spielt, dahin lenkt er den behenden Flug; sein Stoß in das Wasser ist schnell und kräftig; häufig greift er die Beute fast von der Oberfläche hinweg; nicht selten aber sieht man ihn auf kurze Zeit unter dem Wasserspiegel verschwinden. Denn er ist ein Fischräuber, der trotz seiner geringen Größe seinesgleichen sucht. Aber das Wasser spendet ihm nur die Nahrung; für seine Brut sucht er in der Nähe des Flusses möglichst trockene Stellen. In Kieshägern oder auf niedrigen Inseln scharrt er kunstlos eine flache Grube, meist so, daß er in Gesellschaft nisten kann, und nach diesen Nistplätzen hin wird nun zur Atzung der brütenden Weibchen und späterhin der Jungen herangeschleppt, was die Jagd auf dem Flusse geliefert hat. Und Nahrungsmangel ist es nie, an dem die Jungen zu Grunde gehen; wohl aber werden sie nicht selten von den Gefahren ereilt, welche das Wasser ihnen bringt. Wenn plötzlich hereingebrochenes Sommerhochwasser den Strom schwellt, dann hört man wohl von den Nistplätzen her ein ängstliches „keck, keck!" Das deutet dann auf hochgestiegene Gefahr. Bei weiterem Steigen des Wassers wird der Aufruhr unter den Vögeln ein fast beängstigender; vergebens — Eier und Junge werden durch die schlammige, reißende Flut hinweggespült!

Wenn man einen Vogelkundigen nach Geschlecht und Art unserer Fischräuberin befragt, so erhält man die befremdliche Antwort, daß der geschilderte Vogel gar keine echte Möwe ist, sondern die Flußschwalbe, welche sich durch den langen gegabelten Schwanz und den graden Schnabel in der That sehr scharf von den Möwen unterscheidet. Diese berühmten Seevögel bekommt man allerdings im Binnenlande nur selten zu sehen; nur unter ganz besonderen Umständen folgen sie zuweilen dem Wasserstreifen des Flusses tiefer hinein in das Festland und sind dann wohl schon am Bodensee und anderen Binnengewässern beobachtet worden.

Will man der Möwen Leben und Treiben genau beobachten, so muß man die Mündungen der großen Ströme und die Meeresküsten auf-

suchen. Hier fehlen sie nie und bilden eine außerordentlich charakteristische Staffage der Landschaft. Du fährst etwa mit dem Dampfer von Hamburg nach Helgoland. Anfangs ergötzt dich noch das muntere Getümmel im Hafen: die ein- und ausfahrenden Schiffe, die kleinen Fischerbarken, die mit dem vom Winde gefüllten viereckigen Segel wacker gegen die Ebbe ankämpfen, um zur Stadt heraufzukommen, das hurtige Hin- und Wiederschießen der Jollen, die den Hafenverkehr vermitteln. Dann fesselt die Uferlandschaft deine Aufmerksamkeit: links erstrecken sich, flach wie der Tisch, die üppigen Marschenwiesen; zur rechten Hand zieht sich eine schöngeschwungene Hügelkette, stellenweis bewaldet, in deren Winkeln sich anmutige Villen versteckt haben, von denen sorgsam gepflegte Gärten sich gegen den Fluß hinuntersenken. Je mehr aber das Auge sich mit diesen Bildern vertraut gemacht und je flacher die Hänge werden, desto mehr fesseln den Blick die Scharen munterer Möwen, die jeden Teil des Flusses beleben. Dem Binnenländer erscheinen sie anfangs wie Tauben, die um die Speicher der Stadt schwärmen; bald aber kommt er über ihre Schwimmvogelnatur zur völligen Klarheit. Sie suchen die breite Fläche des immer mehr sich erweiternden Stromes, selten, daß sie nach den Ufern hinüberziehen. Ihr Flügelschlag ist ein langsamer und bedächtiger; oft schweben sie mit gebreiteten Schwingen auf weite Strecken dahin. Wohl nur selten erheben sie sich weit über das Wasser; in der Regel halten sie sich sehr nahe zu dem Elemente, das ihnen Tummelplatz, Speisekammer und Speisesaal zu gleicher Zeit ist. Man kann kaum etwas in seiner Art Anmutigeres sehen, als wenn eine Möwe sich auf das Wasser niederläßt; sie erinnert an den Schwan, der, indem er sich gleichsam seiner Schönheit bewußt ist, das weiche Gefieder anmutig halb spreitet, halb schließt; so senkt sich auch die Möwe auf das Wasser, leise, leise, daß kaum verlaufende Wellchen sich heben; wie eine Schaumflocke schwebt sie auf der klaren Flut, spielend mit den Genossen und sich dann wieder leicht erhebend zum kreisenden Fluge.

So ein klarer, ruhiger Sonnentag ist dann freilich auch ein Sonnenblick im Leben der Möwe. Aber es kommen auch Tage, wo der Sturm schauerlich um die Dünen heult, wo Sturmflut und Brandung den fahlen Gischt hoch in die nebelgraue, regenschwere Luft peitschen, wo sich weder Mensch noch Tier vor den jähen Stößen des Sturmes zu halten vermag. Dann birgt sich das meiste Strandgevögel in Schutz gewährenden Senkungen der langen Sandwälle. Die Möwe aber wird vom heftigen Nahrungsbedürfnis hinausgetrieben auf das Meer. Heißhungrig senkt sie sich in

die Wellenthäler; ängstlich weicht sie nach oben, wenn ein aufspritzender Wellenberg heranrollt; oft faßt sie der Sturm und reißt sie weite Strecken fort, ehe sie die Richtung ihres Fluges wieder anzunehmen vermag. Der Möwenschrei, schon an und für sich nicht anmutig, steigert sich dann zum schrillen Kreischen, das sich scharf von dem hohlen Pfeifen des Sturmes unterscheidet.

Die gestaltenreiche Sippe der Möwen unterscheidet sich von unsern binnenländischen Flußschwalben hauptsächlich durch den seitlich stark zusammengedrückten Schnabel, dessen obere Hälfte an der Spitze hakenförmig nach unten gebogen ist, während der Unterschnabel sich vorn fast eckig nach unten zukantet, und durch den grade abgestutzten oder doch nur schwach ausgeschnittenen Schwanz. Auch im Gefieder haben sie eine starke Familienähnlichkeit. Fast keiner Art fehlt das den Augen so wohlthuende „Möwenblau", eine eigentümliche Schattierung zwischen blau und grau. Dieser Farbenton tritt bei einigen Arten in tieferer Schattierung auf, bei anderen dämpft er in außerordentlich wirksamer Art das blendende Weiß des weichen Federkleides. Sonst aber hat jede Art der großen Familie auch wieder ihre eigentümliche Tracht. So zeichnet sich die Lachmöwe, die in Norddeutschland häufigste Art, durch die nußbraune Federkappe aus, welche Kopf und Vorderhals überzieht und welche gegen den Winter in unscheinbares Grau übergeht. Die Silbermöwe, welche die Größe einer stattlichen Ente erreicht und die besonders an den Küsten Skandinaviens und den einsam gelegenen nordatlantischen Inseln nistet, hat schneeweißes Kopfgefieder, und der über die Rückenseite gebreitete Mantel schön möwenblauen Gefieders steht ihr außerordentlich anmutig. Noch farbenprächtiger ist die Mantelmöwe, die fast so groß ist wie eine Gans und ebenfalls in hochnordischen Gegenden nistet; auch bei ihr strahlen Kopf und Hals in reinstem Weiß, zu dem das grauschwarze Gefieder des Oberrückens und der Flügel einen wirksamen Gegensatz bildet. Selbst auf Schnabel und Läufe erstreckt sich die Farbenpracht: das Lackrot dieser beiden Organe steht der Lachmöwe nicht minder schön, als der Silbermöwe und der Mantelmöwe das gesättigte Gelb.

So sehr es die Möwen lieben, über dem Wasser umherzuschwärmen, so sehr hängen sie am Lande, und es mag selten vorkommen, daß einer der Vögel, vom Sturme verschlagen, sich mehrere Meilen weit vom Lande findet. Am Strande legen sie ihre Nestkolonien an — denn sie nisten meist in Gesellschaft. Wo ein toter Fisch oder ein Schaltier von den Wellen

an das Ufer gespült wird, da sammeln sie sich zu gierigem Schmause, wobei sie mit ihren hakigen Schnäbeln der Beute große Fleischstücke vom Leibe reißen; sie folgen jedem aus- und einsegelnden Schiffe, durch Erfahrung belehrt, daß durch mancherlei in See geworfene Küchenabfälle ihnen der Tisch gedeckt ist. So sehr sie zu nutzen wissen, was im Haushalt der Menschen an Fleischabgängen abfällt, so ängstlich meiden sie jede vertrauliche Annäherung. Erfahrung übler Behandlung mag sie zu diesem Verhalten bestimmen; denn es ist an den Küsten zu beobachten, daß junge Möwen, besonders die zierliche Lachmöwe, wenn sie jung aus dem Neste gehoben werden, sich leicht zähmen lassen und bei guter Behandlung sich so an ihren Herrn gewöhnen, daß sie demselben ins Freie und wieder zurück folgen. Freilich ist dann durch die Gefangenschaft ihre Natur so verändert, daß der ursprünglich fleischfressende Vogel nun mit Brot und ähnlichem vorlieb nimmt.

An unseren deutschen Küsten wird die Möwe nicht eigentlich als Nutzvogel angesehen. Allerdings können ihre Eier gegessen werden; aber das Fleisch ist von abscheulich thranigem Geschmack und völlig ungenießbar. Wo dagegen sich tausende der Vögel zu ungeheuren Schwärmen vergesellschaften, wie im hohen Norden, wo die größere Kargheit der Natur den Menschen zu sorgsamster Benutzung ihrer Gaben zwingt, da weiß man den Eierertrag, den die Möwen gewähren, wohl zu schätzen. Wie bei uns die meisten ländlichen Besitzungen ihren Anteil haben an Acker, Wiese und Wald der Flur, so dort an den sogenannten Vogelbergen, den Brütplätzen der Möwen längs der Küste. Dort hegt man sie und hält jede unnötige Störung von ihnen fern; dafür aber hält denn auch der Mensch mehrmals im Jahre seine reichliche Eierernte, die er durch planmäßige Schonung eines Teils der in jedem Neste befindlichen Eier zu einer langandauernden und überaus ergiebigen macht. Da man hier den Möwen nur die Eier nimmt, ihnen selbst aber nicht ans Leben geht, so sind die Scharen, die einen solchen Vogelberg bevölkern, ganz ungeheuer. Von denselben gibt die Schilderung eines Reisenden, der am Nordkap einen solchen Vogelberg sah, dessen Bewohner durch einen Kanonenschuß aufgescheucht wurden, eine anschauliche Vorstellung. „Eine gewaltige Wand erhob sich wie eine riesenhafte Schiefertafel, welche mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckt ist; unmittelbar nach dem Donner des Schusses lösten sich diese Pünktchen teilweise ab vom dunklen Grunde, wurden lebendig, wurden zu Vögeln, zu blendenden Möwen und senkten sich minutenlang auf das Meer her-

nieder, so dicht, in einer so ununterbrochenen Folge, daß man vermeinte, ein unerwarteter Schneesturm sei losgebrochen und wirbele riesenhafte Flocken vom Himmel hernieder; minutenlang schneite es Vögel, auf unabsehbare Ferne hin bedeckte sich das Meer mit ihnen, und noch erschien die Wand fast ebenso dicht betüpfelt als früher." So gibt das geflügelte Volk der Möwen jeder nordischen Küstenlandschaft ein nimmer fehlendes, höchst eigentümliches Gepräge.

Aber unter dem friedlich auf Fische jagenden Möwenvolke finden sich nicht selten räuberische Genossen, die sich die Früchte der Fischarbeit der übrigen zu Nutze machen. Überall in den nordischen Meeren lebt die Schmarotzer-Raubmöwe und wandert längs der Küsten nicht selten bis an unsere Flußmündungen. Sie ist ein ziemlich stattlicher Vogel, etwa von der Größe des Kolkraben. Schon das graubraune Gefieder kennzeichnet sie als nicht recht zugehörig zum Möwenschwarm, noch mehr die harte Wachshaut am Grunde des Schnabels, ein Kennzeichen, das ihr etwas Raubvogelartiges verleiht. Und in der That ist sie von durchaus räuberischen Sitten und Gewohnheiten. Sie selbst vermag nicht mit der Geschicklichkeit der eigentlichen Möwen den Fisch im jähen Stoß herauszuholen aus dem Wasser; aber sie versteht sich auf das Geschäft des Wegelagerns trotz einem. Überall ist sie bei der Hand, wo ein ergiebiger Fang gemacht wird und wo sich ein zappelnder Fisch im scharfen Schnabel einer Möwe windet. Dann beginnt ihr Geschäft. Sie stößt frech auf die geschickte Fischerin; diese mag fluggewandter sein, als die Raubmöwe, mit dem zappelnden Fische beschäftigt, kann sie ihr nicht entkommen; die Stöße werden häufiger, die Angriffe mit dem scharfen Hakenschnabel heftiger: — da läßt die Möwe, um der räuberischen Genossin ledig zu werden, den Fisch fallen, der dann, ehe er die Wasserfläche erreicht, von der scharfspähenden Raubmöwe als willkommene Beute erhascht wird. Manchmal freilich spielt ihr die Freßgier einen herben Streich. Schiffspassagiere werfen, um sich in der Einförmigkeit der Fahrt die Abwechslung der Jagd zu verschaffen, einen mit einem Haken versehenen Köder dem das Schiff umschwärmenden Tiere zu. Dieser ist meist im Schnabel verschwunden, ehe er das Wasser erreicht. So fängt man den freßgierigen Vogel, wenn es ihm nicht gelingt, durch eine gewaltige Kraftanstrengung loszukommen und mit blutendem Schnabel das Weite zu gewinnen.

Im Vaterhause.

Von

Marie v. Lindeman.

„Nach Haus! Nach Haus!" Das war der einzige Gedanke, welcher Gertruds Seele erfüllte, als sie in Riga den Eisenbahnwagen bestieg, der sie der Heimat, der langersehnten Heimat zuführen sollte. Vor zehn Jahren hatte sie dieses geliebte deutsche Vaterland verlassen, um in weiter Ferne als Erzieherin ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Früh schon war sie zu diesem Berufe gebildet worden; denn der ernste Vater hatte es für seine erste Aufgabe erachtet, seinen Kindern eine selbständige Lebensstellung zu sichern, da er ohne Vermögen war und sein Gehalt — er war Beamter — knapp zureichte, um seine Familie zu ernähren. Sie bestand aus sechs Kindern, vier Knaben und zwei Mädchen.

Als das jüngste seiner Kinder kaum zwei Jahre alt war, starb dem armen Herrn Arndt, so hieß Gertruds Vater, die Gattin nach schwerer Krankheit, in welcher Gertrud, welche damals eben aus der Erziehungsanstalt ins elterliche Haus zurückgekehrt war, sie treulich gepflegt hatte. Tief erschüttert von den schweren Leiden, die Gertrud mit angesehen, dankte sie Gott unter heißen Thränen für der Mutter Erlösung. Eine Schwester der Verstorbenen erbot sich, deren jüngste Kinder, ein Mädchen von vier und einen Knaben von zwei Jahren, zu sich zu nehmen, drei ältere Knaben befanden sich schon auf Gymnasien, und Gertrud ergab sich auf ernste Vorstellung ihres Vaters drein, eine sich darbietende Stelle in einer kurländischen Familie anzunehmen. Schwer, unendlich schwer ward ihr die Trennung von dem Vater und besonders von den jüngsten Geschwistern, welche zu erziehen das Ideal ihrer innigsten Wünsche gewesen war. Doch sie war daran gewöhnt, der Vernunft nachzugeben, und so überstand sie auch diese schwere Trennung.

Durch diese großen Prüfungen in so jugendlichem Alter — Gertrud war damals kaum achtzehn Jahre alt — hatte das ganze Wesen des jungen Mädchens eine ernste Richtung angenommen, welche sie zu Erfüllung ihres Berufes fähiger machte, als man es von ihrer Jugend erwartet hätte. Sie befriedigte alle an sie gemachten Anforderungen vollkommen und fand durch die Treue in ihrer Pflichterfüllung ihre Frische und Heiter-

keit wieder. Liebevoll, wie ihr Herz von Natur war, fand es auch hier Nahrung für sein innerstes Leben. Gertruds Zöglinge schlossen sich ihr herzlich und zärtlich an, Wohlwollen und Achtung begegneten ihr überall; aber die wärmsten Gefühle ihres Herzens blieben doch den fernen Lieben zugewandt. Ein Brief ihres Vaters, wenige Worte der Geschwister waren die höchsten Freuden, die sie kannte, die nie ohne Sehnsuchtsthränen begrüßt wurden.

Gertruds Zöglinge waren herangewachsen und bedurften ihrer Leitung nicht mehr; dennoch hatte Frau von Langenfeld, so hieß Gertruds Prinzipalin, sich so sehr an deren Gesellschaft gewöhnt, daß sie ihre Entfernung aus dem Hause nicht veranlassen mochte. Gertrud selbst jedoch verlangte nach einer nützlichen Wirksamkeit und dachte ernstlich daran, sich um eine solche zu bemühen, als sie einen Brief ihres Vaters erhielt, der unerwartete freudige Botschaft brachte. Der Vater war zum Direktor des Kreisgerichts in einer Mittelstadt ernannt, eine Stellung, welche ihm neben einem ansehnlichen Gehalte noch manche Vorteile, zum Beispiel eine schöne Wohnung und die alleinige Benutzung eines großen Gartens, sicherte. „Alles ist danach angethan," schrieb der Vater, „einer Familie eine angenehme und friedliche Existenz zu bieten, und so habe ich daran gedacht, Anna und Gotthold, meine beiden jüngsten Kinder, in mein Haus zu nehmen. Dein Bruder Gustav, der Jurist, befindet sich, wie Du weißt, in der Hauptstadt und hat seine gesicherte Existenz; Fritz hat ausstudiert und ist, wie ich Dir schon schrieb, als Oberlehrer am Gymnasium zu D. angestellt; Walter ist zwar noch auf der Universität, hat aber ein gutes Stipendium und Aussicht, bald ins Brot zu kommen. So kann ich, ohne das Glück meiner Kinder zu gefährden, daran denken, mir die Freude zu gönnen, wieder ein Familienleben um mich zu haben. Anna und Gotthold hatte ich, wie Du weißt, nach dem Tode der Tante Erziehungsanstalten anvertraut. Beide gedenke ich zu mir zu nehmen. Anna wird jetzt konfirmiert und es wird gut sein, wenn sie nach dieser Zeit recht fühlen lernt, was das Vaterhaus ist, damit sie häuslich, einfach, sittig und bescheiden wird, wie ihre Mutter es war und wie Du, meine Gertrud, mir aus Deinen Briefen entgegentrittst. Darum will ich Dich fragen, ob auch Du in mein Haus zurückkehren willst. Die Erziehung Deiner Zöglinge ist vollendet, Du denkst daran, Dir einen neuen Wirkungskreis zu suchen: komm und finde ihn bei mir! Frau von Langenfeld hat mich versichert, daß Du einem Haushalte vorzustehen vollkommen fähig bist, und

ich danke es ihr, daß sie Dir Gelegenheit gab, Dich neben Deinem Lehrberuf auch nach dieser Seite hin auszubilden; komm nur und sei Deinem alternden Vater eine Stütze, sei ihm Hausfrau und freundliche Gesellschaft und Deinen jüngeren Geschwistern eine liebevolle Erzieherin. Anna wird dessen am meisten bedürfen, — ich glaube, die Pension hat noch manche Lücke gelassen. Aber auch Gotthold, der jetzt zwölfjährige Knabe, sei Deiner Sorge und Leitung empfohlen. Gerade seinem Gemüt wird die Sonne der Liebe wohl thun. Ich kenne Dein Herz, meine Gertrud, und hoffe, Du wirst meinen Vorschlag annehmen, wenn ich Dir auch nicht den hohen Gehalt bieten kann, den Du jetzt beziehst; doch sichere ich Dir ein Nadelgeld zu, mit welchem Du Deine laufenden Ausgaben bestreiten kannst u. s. w."

Gertrud vergoß Thränen der Freude, als sie diesen Brief gelesen. Sofort schrieb sie die Antwort, und das herzenswarme, freudige Ja, welches ihr Brief enthielt, mußte noch in derselben Stunde nach der Heimat fliegen. Aber wie es im späteren Leben selten vorkommt, daß uns eine Freude geboten wird, die nicht wenigstens einen Tropfen Wehmut in sich schließt, so war es auch hier. Gertrud trennte sich schwer von der Familie, in der sie seit zehn Jahren ihre zweite Heimat gefunden. Erst jetzt empfand sie recht lebhaft, wie viel Liebe sie hier genossen und sie empfing davon noch rührende Beweise. Jeder Tag brachte ihr die Erfüllung eines kleinen Wunsches, den man ihr abgelauscht hatte. Jetzt lag die Trennung hinter Gertrud, noch zitterte deren Weh in ihrer Seele nach. Aber vor ihr winkte die Heimat, die nie vergessene, mit langentbehrtem, seligem Glücke.

Gertrud saß allein im Coupé und hatte so Muße, die letzten Briefe, die sie aus Deutschland erhalten, noch einmal durchzulesen. Sie stärkten und erfreuten ihr Herz. Nur einer war dabei, der sie fast schmerzlich berührt hatte. Es war ein Brief ihrer vierzehnjährigen Schwester, der nicht eigentlich an sie gerichtet war; sie hatte ihn offenbar mit einem Briefe an eine Pensionsfreundin, den sie gleichzeitig abgeschickt, verwechselt. Gertrud hatte ihn anfangs ungelesen wieder in das Couvert stecken wollen; da war sie durch einige Worte, die ihr in die Augen fielen, aufmerksam auf dessen Inhalt geworden, und da sie wohl annehmen durfte, daß der Briefwechsel zweier Backfischchen keine großen Geheimnisse enthalte, so las sie ihn, mit dem Bewußtsein, daß nichts ihr so leicht einen Einblick in das Wesen der Schwester, die sie erziehen sollte, gestatten könne, als dieser Brief, den das Schicksal — Gertrud hielt nichts für Zufall — in ihre Hände gelegt.

Der Brief lautete:

„Teure Elfriede!

So bin ich denn endlich wieder im Vaterhause, der beengenden Pension entronnen, vereint mit meinem lieben Bruder Gotthold, der ja auch im Hause der Tante mein treuer Gefährte war. Wir haben uns herrlich wieder zusammen eingelebt und jubeln über unsere Freiheit. Gotthold zwar muß noch täglich in den „Kasten", wie er die Schule nennt; aber wenn er zu Hause kommt, so führen wir ein köstliches Leben. Damit er schnell mit seinen Arbeiten zu stande kommt, helfe ich ihm — mit so einem Quartaner kommt man schon noch fort! Das Lateinisch muß er freilich allein machen, dafür aber diktiere ich ihm die deutschen und französischen Arbeiten. Sind wir aber damit fertig, so geht es in den Garten — und da solltest Du sehen, wie lustig wir sind! Ich bin schon ein halber Knabe geworden und klettere mit Gotthold um die Wette auf die Bäume — Du solltest mich sehen! Ja, ich will fröhlich sein, mein Leben genießen, noch lange nicht ehrbar und sittsam werden, nicht immer arbeiten und vor allem keine Küchenheldin sein! Papa ist sehr gut. Er ist nicht viel zu Haus, und wenn er kommt, so freut er sich über uns und unsere Lustigkeit. Ich wünschte, daß es immer so fort ginge, denn wir können jetzt eigentlich machen, was wir wollen! Und wenn wir das Unterste zu oberst kehren — die alte Henriette bringt alles wieder in Ordnung. Sie ist Papas Haushälterin gewesen in den Jahren, da er allein war; ich sage gewesen, denn leider ist es damit so gut wie zu Ende, denn denke Dir nur, die alte komische Person — sie ist wenigstens sechsunddreißig Jahr alt — will heiraten! Es ist zum Totlachen, oder vielmehr zum Totärgern! Sie kocht so gut und macht uns immer unsere Lieblingsgerichte. Und früh läßt sie mich schlafen, so lange ich will, und dann kocht sie mir Chokolade und bringt sie mir ins Bett. Lebe ich nicht wie ein Prinzeßchen? Ja, jetzt! Aber denke nur: es droht alles anders zu werden. Schwester Gertrud kommt nach Haus! Anfangs freuten wir uns sehr über diese Nachricht, denn wir hatten Gertrud sehr lieb, als wir noch klein waren, — aber neulich hat Papa ein Wort gesprochen, was uns alles verleidet. Dieses schreckliche Wort hieß: gehorchen! Ja, denke nur, Papa sagte es buchstäblich: wir sollten unserer älteren Schwester gehorchen, als wenn sie unsere Mutter wäre! Da fiel es mir mit Schrecken ein, daß Gertrud eine Gouvernante ist — und nun meine Gouvernante sein soll! Ich bin konfirmiert und soll noch eine Gouvernante haben! Und noch

dazu meine Schwester, mit der ich von Natur gleichberechtigt bin. Nein, ich habe nicht den geringsten Respekt vor ihr und ich lasse mir von ihr nichts verbieten! Ich bin ja konfirmiert und könnte selbst schon eine Gouvernante sein, und wenn es nicht gut geht und Gertrud mir unausstehlich wird, so gehe ich aus dem Hause — und wenn es nur als Gesellschafterin wäre! Ich spreche ganz hübsch französisch und englisch, kann ein wenig Klavier spielen und gut vorlesen — was werde ich weiter brauchen! Vorderhand aber will ich sehen, ob ich Gertrud imponieren und meine Stellung behaupten kann. Bruder Gotthold habe ich die Sache vorgestellt und seine erst große Freude auf das Wiedersehen der Schwester hat sich sehr gemindert. Er denkt wie ich und will keine Gouvernante haben, die unser schönes Zusammenleben verbittert. Noch wollen wir es recht genießen, und wenn Papa fort in die Gerichtssitzung ist, dann gehen wir zusammen angeln — da stehen wir mit bloßen Füßen im klaren Bache — ich mit hochgeschürztem Röcklein — Du solltest mich sehen!"

Gertrud hatte den Brief gelesen, faltete ihn zusammen und lächelte. Wie hätte sie nur dieses kindische Geschwätz verstimmen können? Allerdings trat ein gutes Teil Trotz und Anmaßung aus dem Briefe hervor; aber beides hoffte Gertrud leicht in dem jungen Gemüte niederkämpfen zu können; konnte man doch zwischen den Zeilen auch Liebe zu Vater und Bruder und zur Heimat und einen munteren, lebhaften Geist erkennen. Gertrud aber fühlte ihr Herz reich genug an warmer, treuer Liebe. Sie wollte und mußte die Schwester gewinnen, und dann mußte es leicht sein, sie zum Guten zu führen.

Fast ohne sich Ruhe zu gönnen, hatte Gertrud die lange, oft beschwerliche Reise zurückgelegt. Zu Thränen hatte es sie bewegt, als sie die deutsche Grenze erreicht und um sich her von allen Seiten nur die liebe deutsche Muttersprache gehört hatte. Ein süßes Heimatsgefühl war über sie gekommen und immer unaufhaltsamer trieb die Sehnsucht sie vorwärts. Sie fuhr Tag und Nacht, und endlich lag vor ihr, von milder Frühlingssonne beglänzt, die Stadt, welche ihre Lieben barg. Mit frohen Blicken musterte Gertrud die freundlichen Häuser der Vorstadt, an denen der Zug langsam vorüberglitt.

„Da oben auf der Anhöhe," sagte erklärend eine gefällige Nachbarin, „da ist das alte Amtshaus! Von da hat man eine wunderschöne Aussicht auf die Stadt und das Gebirge. Jetzt sind dort nur ein paar Sammlungen und die Wohnung des Kreisgerichtsdirektors!"

„Auf welcher Seite?“ fragte Gertrud, und ohne neugierig nach dem lebendigen Anteil zu fragen, den sie aus Gertruds Worten herauslesen konnte, antwortete die freundliche Nachbarin: „In der ersten Etage rechts! Dort wo die hohen Büsche über die Gartenmauer ragen!“

Aber nur einen beseelten Blick konnte Gertrud nach den weiten geöffneten Fenstern werfen — da fuhr der Zug in die Halle. Der Schaffner öffnete. Mit klopfendem Herzen betrat Gertrud den Perron. Da kam ein stattlicher Herr daher, welcher forschend die Ankommenden musterte. An seiner Seite ging ein schöner Knabe und ein blühendes junges Mädchen. Gertrud aber hatte kaum die drei erblickt, als sie mit offenen Armen und jauchzendem Rufe auf den Herrn zueilte — o glückliches Wiedersehen! Nach langer, langer Trennung lag Gertrud in den Armen ihres Vaters. Alles Leid vergangener Jahre schwand hin in diesem einen seligen Augenblicke. Stumm und mit zitternder Bewegung hielt der Vater seine geliebte, langentbehrte Tochter in den Armen. Dann riß er sich los, um den Geschwistern Platz zu machen, welche die ihnen fremdgewordene Schwester umstanden.

„Anna! Gotthold! O wie seid Ihr so groß geworden!“ rief Gertrud, und ihre freudig bewegte Stimme drang den Geschwistern zu Herzen; o wie warm, wie innig war ihr Kuß! Bruder und Schwester erwiderten ihn mit voller Herzlichkeit. Sie fühlten es, Gertrud gehörte ihnen an, und in diesem Augenblicke war auch in Anna die Freude vorherrschend und sie hatte die Vorurteile vergessen, mit denen sie der Ankunft der Schwester entgegengesehen.

„Gib Gotthold Deinen Gepäckschein, er kann diese Angelegenheit pünktlich besorgen,“ sprach der Vater; „indessen gehen wir immer voran — wir haben nur einen kurzen Weg bis zu unserer Wohnung.“

„Wollen wir nicht lieber einen Augenblick warten?“ sprach Gertrud. „Ich habe nur einen Koffer; mein übriges Gepäck kommt durch Spedition, es wird also nicht lange aufhalten und ich möchte Euch alle beisammen haben, wenn ich das liebe Daheim betrete.“

„Das wird Gotthold um so lieber sein,“ sprach der Vater, welcher den leuchtenden Blick gesehen hatte, den Gotthold auf die Schwester warf. Jetzt sprang er diensteifrig davon, und der Kreisgerichtsdirektor nahm den Arm seiner Tochter, langsam mit ihr nachgehend und von den tausend Fragen, die er an sie auf dem Herzen hatte, die allerunwichtigsten zuerst an sie richtend. Gertrud aber gab der Schwester die Hand, damit diese

nicht allein nebenher gehe. „Kannst Du Dich noch besinnen, Anna," sprach sie, „wie Du mir beim Abschied Deine kleine Puppe zum Andenken mitgabst? Du kannst sie wiedersehen, denn ich habe sie noch. O wie oft habe ich sie mit Sehnsucht nach der kleinen Anni betrachtet! Nun aber bist Du so groß geworden! Wir werden schwesterliche Freundinnen sein, nicht wahr?"

„Ja," sprach Anna schüchtern und errötend, und ihr Wesen zeigte keine Spur von der kecken Anmaßung, welche ihr Brief ausgesprochen. Sie wußte noch nicht, daß er in Gertruds Händen war, ja, sie war sich in diesem Augenblicke kaum der Gefühle bewußt, mit denen sie ihn geschrieben. Unwiderstehlich fühlte sie sich angezogen von den feinen, freundlichen Zügen der Schwester, von ihren sanften, braunen Augen, deren Blick so innig liebevoll auf ihr ruhte, und die Erinnerung an die Schwester Gertrud, die sie ja als Kind so zärtlich lieb gehabt hatte, wurde in ihr wach.

„Ich freue mich, Dich nach der langen Reise so frisch zu finden — Du bist voller geworden und siehst wohl aus!" sagte der Vater.

„Ich bin es, Gott sei Dank, und jetzt macht mich die Freude jung," entgegnete Gertrud. „Aber ich bin glücklich, lieber Vater, auch Dich wohler zu finden, als ich Dich verließ."

„Ach ja," erwiderte der Vater, „die besseren Zeiten, das Freiwerden von Sorgen haben mich gesund gemacht."

Da kam Gotthold zurück; er hatte den Koffer einem Packträger übergeben und nun trat die glückliche Familie den Heimweg an. Eine kurze Straße führte zu der sanft aufsteigenden Anhöhe, auf welcher das Amtshaus lag. Man erstieg sie langsam. Oben aber blieb der Kreisgerichtsdirektor einen Augenblick stehen und sprach: „Sieh, Gertrud, das ist unsere freundliche Aussicht! Dort die Hauptkirche; links, ebenfalls hoch gelegen, das alte Schloß, dessen herrlicher Garten sich den Hügel hinabzieht, — o wie schön glänzt heute die bunte Blütenpracht seiner Gebüsche! Und wie klar sieht man die Höhen des fernen Gebirgszuges!"

„Lieblich scheint mir die Landschaft, lieber Vater," sprach Gertrud, seinen Arm drückend; „es ist mir, als sei sie ein Abbild meines Herzens, in welches der Himmel klar und selig hineinblickt und die Sonne der Liebe warm und mild hinein scheint und mir eine freundliche Zukunft malt!"

„Möge das liebliche Bild zur Wahrheit werden!" sprach der Vater und wandte sich, um seine Tochter in sein Haus einzuführen.

Über der Thür der Wohnung war, von Eichenlaub gewunden, das

Wort „Willkommen“ zu lesen; auf der Schwelle aber stand Henriette mit freudeglänzendem Gesicht und drückte in herzlicher Rede ungefähr dasselbe aus. Sie war als junges Mädchen in das Haus gekommen und hatte Gertrud als Kind gekannt. Jetzt stand sie im Begriffe, einen Witwer zu heiraten, der für seine verwaiste Familie eine recht gute Wahl in ihr getroffen hatte. Die Ankunft des Fräulein Gertrud aber hatte sie noch abwarten wollen, ehe sie der neuen Dienerin ihren Platz räumte.

„Ach, da ist ja Henriette — unsere treue Henriette!“ rief Gertrud, und diese Worte und der herzliche Händedruck, der sie begleitete, waren Henrietten wohlthuender als das reichste Geschenk.

In dem weiten Familienzimmer hatte Henriette einen gar gemütlichen Theetisch serviert, und hier saßen die Glücklichen in trauten Gesprächen bis zur Nachtzeit.

* * *

Acht Tage waren seit Gertruds Ankunft verflossen, und nachdem sie sich genugsam von den Anstrengungen der Reise erholt, war Henriette, von Geschenken und Glückwünschen begleitet, in ihren neuen Wirkungskreis getreten, und ein neues, freundliches Dienstmädchen versah ihre Stelle. Es waren regnerische Tage eingetreten, welche die Benutzung des Gartens unmöglich machten und die Familie mehr auf das Wohnzimmer anwiesen. Wie anders, wie viel gemütlicher war es aber auch darin, seit Gertrud da war! Einige zweckmäßige Veränderungen hatten es traulicher gemacht. Eine schöne Tischdecke, ein geschmackvoller Sofateppich und ein elegantes Rückenkissen schmückten das Zimmer. Es waren Arbeiten, welche Gertrud in Rußland mit dem Gedanken gefertigt hatte, daß sich wohl einmal eine Gelegenheit finden würde, sie in die Heimat zu senden. O wie viel Sehnsucht hatte sie damals mit hineingearbeitet, nicht ahnend, daß sie selbst die glückliche Überbringerin sein werde! Ein Lehnstuhl, den Gertrud vorgefunden, als sie mit Henrietten das ganze Haus, vom Keller bis auf den Boden, durchstöbert hatte, war, aufgepolstert und mit neuem Überzug versehen, für den Vater in traulicher Ecke aufgestellt worden, einige frischgrüne Gummibäume umgaben den Nähtisch, vor welchem jetzt täglich Gertruds Platz war. Er hatte früher der seligen Mutter gehört und darum, obgleich er nicht ganz modern von Form war, hatte sie doch gern den zierlichen, vom Vater für sie bestimmten, Anna überlassen. Wenn Gertrud vor dem lang bekannten Tische saß, so war es ihr, als fühle sie der Seligen Nähe, als ruhe ihr liebendes Auge auf ihr.

„Wo Du hinkommst, Gertrud, wird es überall schön," sprach Gotthold; „Du könntest auch einmal in mein Arbeitszimmer kommen!"

„Ei ja wohl, mein Junge! Was fehlt Dir denn da noch?" war Gertruds freundliche Antwort; sie ging mit ihm in sein kleines Zimmer und ordnete seine Bücher, seinen Kleider- und Wäschschrank.

„Hier solltest Du einen Waschtisch haben," sprach sie, „damit Du Dir allemal sauber die Hände waschen kannst, ehe Du nach der Arbeit ins Wohnzimmer gehst. Aber Dein Schreibtisch — hu! der sieht grauslich aus! Überall große Löcher hineingeschnitten — und was für Tintenkleckse! — Weißt Du was? Wir kaufen ein Stück grünes Wachstuch, das wird darüber genagelt, und dann ist der Tisch wieder ordentlich — aber Du mußt ihn hübsch rein und nett halten! Diesen alten Papierkorb wollen wir braun anstreichen. Ich zeige Dir das; und wenn Du alle Papierschnitzel hineinthust und nicht herumwirfst, so sticke ich Dir einmal eine kleine Kante darum, dann sieht er prachtvoll aus."

„O, sagt' ich's nicht?" rief Gotthold, freudig in die Hände klatschend, „wo Du hinkommst, da wird es schön!"

Niemand aber konnte die glückliche Veränderung, welche im Hause vorgegangen war, wohlthuender empfinden als der Vater. Wenn er am Morgen ins Wohnzimmer trat, wo auf sauber gedecktem Tische die Kaffeemaschine brodelte und Gertrud und die Kinder ihm, fertig angezogen, guten Morgen wünschten, fühlte er sich schon erheitert. Freundlich nahm er inmitten der Seinen Platz. Gertrud las mit wohllautender Stimme eine einfach schöne Morgenandacht vor und schenkte dem Vater dann den dampfenden Labetrunk ein; später, nach traulichem Beisammensein, ging er frisch an die Arbeit. Mittags erfreute ihn die wohlschmeckende Mahlzeit, durch heitere Gespräche gewürzt, und abends der trauliche Theetisch, auf welchem die Zeitungen oder das anziehende Buch, der Aschenbecher und das Cigarren-Etui schon des Vaters warteten. Da fühlte er sich so heiter und wohl, wie seit Jahren nicht, und oft drückte er Gertruds Hand und sprach: „Du gibst mir meine glückliche Häuslichkeit wieder, meine Gertrud! Ich danke Dir, Du bist das Ebenbild Deiner Mutter!"

Gotthold, der die letzten Worte gehört hatte, rief: „Ja, Vater, nicht wahr, sie ist uns wie eine Mutter!"

„Recht so!" sprach der Vater, „aber Ihr müßt ihr auch gehorchen, wie einer Mutter!"

„Ja, ich will es!“ rief Gotthold, sich in Gertruds Arme werfend, „Du bist so gut, so gut! Ich will alles thun, was Du willst!“

Aber Schwester Anna war schweigsam geblieben und Gertrud bemerkte wohl den grollenden Blick, den sie auf Gotthold warf.

„Eine ältere Schwester,“ sagte Gertrud sanft, „hat wohl beinahe mütterliche Gefühle für die jüngeren Geschwister. Ihr beiden Lieben habt die selige Mutter wenig gekannt; ich aber habe in treuem Herzen all die Lehren aufbewahrt, all die liebreichen Ermahnungen, die sie mir gab; nur diese möchte ich Euch wiedergeben, nur die bitte ich Euch, von mir zu nehmen.“

Sie reichte Anna die Hand hin; aber diese brach in Thränen aus, als sie die ihrige zögernd hineinlegte, und Gertrud mußte fürchten, daß diese Thränen nicht dem gerührten Andenken an die geliebte Mutter galten.

An einem der nächsten Tage saß Gotthold in seinem kleinen Zimmer fleißig über seinen Büchern. Es war ihm, als ginge die Arbeit noch einmal so leicht, seit die reinliche, grüne Wachstuchdecke über den Tisch genagelt war. Vor ihm stand ein Sträußchen von Reseda, welches Schwester Gertrud ihm gebracht hatte, und bei dem zarten Duft war es ihm, als sei die Schwester in der Nähe. In dem Gedanken an sie arbeitete er aber eifriger als sonst und freute sich, ihr die Arbeit zu zeigen, denn sie nahm sehr viel Anteil daran. Da trat Anna zu ihm ins Zimmer.

„Höre jetzt auf zu schreiben, Gotthold,“ sprach sie, „wir wollen zu den Himbeersträuchern gehen!“

„Wenn ich meine deutsche Arbeit fertig habe!“ antwortete Gotthold.

„Ach, die mache ich Dir morgen schnell und bis übermorgen kannst Du sie leicht abschreiben!“ sprach Anna ungeduldig.

Aber Gotthold erwiderte: „Nein, ich lasse mir nicht mehr die Arbeiten von Dir machen; dabei lerne ich nichts!“

„O, woher kommt Dir denn diese neue Weisheit?“ spottete Anna.

„Neu ist sie allerdings nicht — ich hätte früher auch daran denken können!“ entgegnete Gotthold; „aber Gertrud hat mit mir über meine Arbeiten gesprochen und da habe ich viel mehr Lust dazu bekommen; auch ist es mir eingefallen, daß es nicht recht ist, wenn ich sie nicht selbst mache!“

„Siest Du,“ rief Anna, „da haben wir die Gouvernante! Und Du bist so dumm und beugst Dich gleich ins Joch? Gertrud ist unsere Schwester; wenn Du Dir von ihr befehlen lassen willst, so magst Du es thun! Du bist noch ein Kind! Ich aber bin ein erwachsenes Mädchen ....“

„Ich bin kein Kind mehr," fuhr Gotthold zornig auf, „ich bin ein Junge! Und weißt Du, was Du bist? Du bist ein Backfisch! Und ein Backfisch ist viel weniger als ein Junge! Das sieht man schon daraus, wie dumm Du über Gertrud redest! Sie ist wohl unsere Schwester, aber viel älter und tausendmal gescheuter als Du! Du könntest sehr froh sein, von ihr etwas zu lernen! Geh nur hinüber und spiele Klavier — Gertrud hat es gestern schon gesagt, daß Du alles verlernen wirst, wenn Du nicht übst!"

„Nein, ich spiele eben nicht, weil ich mir nicht wie ein Kind befehlen lassen will!" sagte Anna trotzig.

„Was gibt es hier? Doch nicht Streit?" fragte Gertrud eintretend.

„Ja!" antwortete Gotthold aufrichtig. „Anna sagt, daß sie Dir nicht folgen will — und sie ist doch noch so dumm — so dumm, daß ...."

„Pst!" unterbrach ihn Gertrud, „so muß ein Bruder nicht von seiner Schwester sprechen! Laß es gut sein, Anna wird sich schon mit mir vertragen, sie kennt mich nur noch nicht!"

„Aber ich kenne Dich!" rief Gotthold mit leuchtenden Augen. „Ich kenne Dich und lasse Dir nichts geschehen! Die Anna soll Dich nicht ärgern, ich gebe es nicht zu!"

„Sie wird es auch nicht, Gotthold! Aber jetzt beruhige Dich und bleibe bei Deiner Arbeit. Komm, Anna, wir wollen Gotthold nicht stören."

Halb unwillig folgte ihr Anna; doch als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, fühlte sie sich von der Schwester umschlungen. „Anna," sprach Gertrud herzlich, „laß doch kein Mißtrauen zwischen uns aufkommen. Sieh, ich bin Dir so innig gut. Als Du noch klein warst, habe ich Dich behütet und gepflegt und war stolz darauf, daß die gute Mutter, die oft kränklich war, Dich mir zuweilen überließ. Wie glücklich war ich, wenn Du zärtlich Deine kleinen Arme um mich schlangst und nur von „Trud" zu Bett gebracht, nur von ihr angezogen sein wolltest! Ich habe mich so sehr auf Dich gefreut und es mir so schön gedacht, wenn ich als ältere Schwester Dich leiten, Dir mütterliche Obhut gewähren könne! Ich bin ja so viel älter und habe so manche Erfahrung gemacht, die Dir nützen könnte, so manches gelernt, was ich Dir mitteilen möchte! Könnte das nicht schön sein, Anna? Nimm mir den lieben Traum nicht! Nein! Weine nicht! Komm, gib mir einen Kuß und laß uns verträgliche Schwestern sein! Ich möchte nicht, daß der gute Vater eine Verstimmung in Dir bemerkte — er ist so heiter und das würde ihn betrüben!"

So liebevolle Worte verfehlten selbst auf die trotzige und durch ihre vorgefaßte Meinung verstimmte Anna ihren Eindruck nicht. Es war unmöglich, diesem innigen Blicke, dieser herzlichen Stimme zu widerstehen, und Anna gab den verlangten Kuß, zwar mit Thränen in den Augen, aber doch mit einem Lächeln, welches ihr weit hübscher stand als die trotzige Miene.

„Wir wollen uns jetzt ankleiden," sprach Gertrud, „der Vater will einige Besuche mit uns machen."

Anna folgte dieser Aufforderung freundlich und war Gertrud behilflich, wie diese ihr. Ohne es sich einzugestehen, fühlte sie doch durch Gertruds Entgegenkommen eine Last von sich weichen. Hätte sie nur gar nicht gewußt, daß Gertrud Gouvernante gewesen war, dann hätte sie ihr gegenüber das Vorurteil nicht, was sie unwillkürlich beklommen machte, meinte sie. Zum ersten Male versuchte sie unbefangen nach Gertrud hinzublicken, und sie mußte sich gestehen, daß deren äußere Erscheinung eine Furcht oder Scheu vor ihr nicht rechtfertige. Sie erschien so bescheiden, so anmutig und freundlich. So war auch ihr Anzug zugleich einfach und geschmackvoll.

„Wie hübsch ist Dein grauer Hut mit der Feder von gleicher Farbe," sprach Anna, „der meine ist schon recht schlecht geworden."

„Ich habe es bemerkt und dafür gesorgt, daß er wieder frisch aussieht. Ich habe ihn gestern Abend, als Du schon schliefest, ein wenig zurecht gemacht," entgegnete Gertrud, den Hut aus dem Schranke nehmend. Mit einem „Ach!" der Überraschung empfing Anna den Hut, den ein blaßgrünes Band und ein zierliches Sträußchen von Maiblümchen wieder ganz allerliebst erscheinen ließ.

„Das hast Du selbst gemacht? Und für mich? O ich danke Dir!" rief Anna, ebenso erfreut als beschämt. Es regten sich jetzt in der That lebhafte Vorwürfe in ihr, als sie sah, daß die Schwester liebevoll für sie gesorgt hatte, während sie selbst nur unschwesterliche Gesinnungen im Herzen getragen. Sie nahm sich ernstlich vor, sich mit Gertrud zu vertragen; doch wollte sie immer auf der Hut sein; denn ganz durfte sie sich doch nicht unterdrücken lassen, sie war ja nun auch erwachsen und mußte sich ihre Selbständigkeit wahren.

So war denn der Friede zwischen den Schwestern vor der Hand hergestellt. Glücklicherweise hatte der Vater von Annas unfreundlicher Gesinnung gegen Gertrud nichts bemerkt; Anna hatte dieselbe in seiner Gegenwart nicht laut werden lassen, und das Gefühl, welches sie daran verhin-

derte, war zugleich eine Censur ihres Benehmens. Der Vater aber hatte allerdings in dem Glücke, die liebe Gertrud wieder bei sich zu haben, Anna weniger beachtet. Es war aber auch unmöglich, sich von Gertruds Liebenswürdigkeit nicht einnehmen zu lassen, und endlich konnte auch Anna sich des Eindruckes derselben nicht erwehren. Sie bekam sogar einen gewissen Respekt vor ihr; denn sie mußte sich gestehen, daß Gertrud nach allen Seiten hin eine seltene Bildung besaß, welche durch ihre große Herzensgüte nie in einer Weise hervortrat, die andern ihre Überlegenheit fühlen ließ. So war sie bald auch von allen das Haus Besuchenden geliebt. Man unterhielt sich vortrefflich mit ihr, ja man wurde, ohne daß man es merkte, von ihr zu guten Gedanken angeregt. Dazu verstand sie es, jedem den Aufenthalt im Hause behaglich und angenehm zu machen, ohne daß man sich als Veranlassung einer Bemühung fühlte. Gertrud hatte in dem Langenfeldschen Hause genug Gelegenheit gehabt, jene feine Art des Umgangs anzunehmen, welche im Grunde doch auf Herzensbildung beruht, die allen wohlthun möchte, und so war bald nur eine Stimme des Lobes über Gertrud in allen bekannten Kreisen. Nur Anna, der man dieses Lob öfters unbefangen aussprach, fand es doch ein wenig merkwürdig, daß man sie selbst neben der Schwester so wenig beachtete. Ihre Freundinnen in der Pension hatten ihr oft gesagt, daß sie reizend sei, und ihr Spiegel sagte nicht nein dazu; wie kam es nun, daß man sie über die so viel ältere Schwester beinahe vergaß? Gertrud war gewiß anmutig, aber Anna — sie konnte es sich wohl gestehen — war doch viel rosiger und blühender. Gertrud war interessant in der Unterhaltung — aber warum nahm man sich gar nicht die Mühe, zu untersuchen, ob Anna nicht auch unterhaltend und witzig sein könne? In der That, man betrachtete sie ganz als Nebenperson, und als sie neulich, da von Gedichten die Rede war, auch einmal ein Urteil ausgesprochen hatte, war sie von Frau v. D. ganz verwundert angesehen worden, und der alte, unausstehliche Doktor L. hatte sich sogar unterstanden, sie mit den Fingerspitzen auf die Achsel zu klopfen, wie man einem Kinde thut, und dazu lächelnd zu sagen: „Das werden Sie später anders ansehen, mein Fräuleinchen!“ Als nachher aber Gertrud gesprochen, da hatte man gelauscht, als ob sie das Buch der Weisheit selbst wäre. Nein, es war augenscheinlich, Gertrud suchte sie zu unterdrücken! Hatte sie doch neulich gesagt: „Ich wünsche Dir einen Umgang Deines Alters!“ Als ob Anna nicht erwachsen wäre.

Gerade in diesen Betrachtungen wurde Anna durch den Besuch einer

Frau Professor M. gestört, welche mit ihrer Tochter eine Gegenvisite machte.

„Aha," dachte Anna, „das ist wahrscheinlich der Umgang, den mir Gertrud ausgesucht hat! Na, das ist ein richtiger Backfisch! So lang und dünn wie eine Bohnenstange!"

„Meine Tochter Käthchen freut sich so sehr auf Ihre Bekanntschaft!" sprach die Professorin statt aller förmlichen Vorstellung. Anna machte dennoch eine steife Verbeugung und Käthchen zog, hocherrötend, die schon ausgestreckte Hand zurück und verbeugte sich etwas linkisch.

„Ein so graziöses Kompliment wie Fräulein Anna kann freilich mein Käthchen noch nicht machen," sagte die Frau Professorin lachend; „sie bekommt erst nächsten Winter Tanzunterricht. Nun, mit fünfzehn Jahren kann und muß man noch manches lernen!"

Anna fand das Lachen der Frau Professorin unbegreiflich taktlos und war im Begriffe, die naseweise Bemerkung zu machen, daß man wohl in jedem Alter noch lernen könne; aber Gertrud, die ihr etwas Ähnliches von der Miene ablas, unterbrach sie schnell mit dem Vorschlage, daß die jungen Mädchen doch ein wenig in den Garten gehen möchten. Schüchtern und zögernd folgte Käthchen der voranschreitenden Anna; aber sie erstaunte, als sie diese im Garten wie verwandelt fand. Anna war nur unter Erwachsenen selbstgefällig, anmaßend und steif, unter Altersgenossinnen jedoch war sie lustig und voller drolliger Einfälle, und wenn auch diese Lustigkeit zuweilen bis zu knabenhafter Ausgelassenheit ausartete, so konnte man dies doch eher ertragen, weil es wenigstens natürlich war.

„Wenn sie uns hinausgeschickt haben, so wollen wir wenigstens lustig sein!" sagte Anna. „Kommen Sie, Käthchen, — oder sagen wir lieber Du?"

Käthchen war ebenso überrascht als entzückt. Hatte sie sich vorher von dem steifen Fräulein beinahe abgestoßen gefühlt, so gewann jetzt dieser natürliche, gutmütige Ton ihr Herz vollkommen. Freudig schlug sie in die freundlich dargebotene Hand und folgte Anna, welche schon mit übermütiger Lust einen Ball durchs offene Fenster in Gottholds kleines Zimmer warf. Sofort flog er auch wieder zurück und Gottholds Lockenkopf erschien am Fenster. „Ich komme hinab," rief er; „ich bin gerade fertig!"

In zwei Minuten war er unten, und obgleich er Miene machte, wieder zu entfliehen, als er das fremde, junge Mädchen erblickte, so hielt ihn doch Anna fest, indem sie ihm einen Springriemen überwarf.

„Bleibe nur," sagte sie, „dies ist Käthchen, und sie ist ganz gut, wie

ich schon weghabe! Wir spielen Reifenwerfen und dann habt Ihr Euch ineinander eingebissen!"

Käthchen und Gotthold waren wirklich beide bald ungeniert miteinander.

Nach einer Stunde, als die Frau Professorin sich empfehlen wollte, kamen die drei Hand in Hand, mit fröhlichen Gesichtern, wieder aus dem Garten und schieden mit Händeschütteln voneinander. Die Professorin aber konnte kaum glauben, daß Anna dasselbe Mädchen sei, welches sie vorhin so steif gesehen. Gertrud aber lächelte; sie hatte doch wieder das Rechte getroffen: Anna bedurfte einer Altersgenossin, und in dem schüchternen, sanften Käthchen glaubte Gertrud gut gewählt zu haben.

Anna liebte sehr zu lesen und hatte sich, ehe Gertrud im Hause war, aus des Vaters Bibliothek Bücher herausgesucht, deren Inhalt für junge Mädchen sehr unpassend war. Dies wohl ahnend, hatte sie das Buch, welches sie anzog, vor Gertrud versteckt gehalten und es nur in ihrer Abwesenheit hervorgeholt. Einmal trat Gertrud, welche Anna noch fern glaubte, unvermutet bei ihr ein.

„Was liest Du da, Anna?" fragte sie.

„O es ist nichts! Ich sah nur ein wenig hinein," antwortete Anna, sich unbefangen stellend, und warf das Buch in einen Arbeitskorb.

Aber Gertrud, aufmerksam werdend, nahm dasselbe wieder heraus. „Wie kommst Du dazu, Anna?" fragte sie.

In Anna erwachte der Trotz. „Es ist aus Papas Bibliothek, — ich glaube, ich habe dasselbe Recht, daraus Bücher zu entnehmen, wie Du!" versetzte sie.

„Gewiß hast Du das Recht," antwortete Gertrud; „um aber nicht für Dich Unpassendes zu wählen, mußt Du vorher Papa oder auch mich um Rat fragen!"

„Ich denke doch wohl, Papa wird keine schlechten Bücher haben," antwortete Anna schnippisch.

„Gewiß nicht," erwiderte Gertrud mit unendlicher Geduld, „dennoch aber gibt es, außer den gelehrten Büchern, die Du nicht verstehst, auch manche darin, die Deinem Alter nicht angemessen sind. Dieses Buch aber, liebe Anna, würde Dir wirklich schädlich sein. Es würde Dir auch nicht gefallen. Wir wollen doch zusammen ein recht hübsches aussuchen."

„So," brach jetzt Anna zornig los, „ich mag nicht, was Du mir aussuchst! Ich bin kein Kind mehr und werde schon selbst merken, was nicht für mich paßt! Was Du lesen kannst, kann ich auch lesen, denn ich

bin erwachsen! Du willst aber wieder die Gouvernante spielen und wenn Du das willst, so hättest Du in Rußland bleiben sollen!"

So und noch in einem weiteren Schwall von Worten ließ Anna ihrem Zorn freien Lauf und hatte dabei nicht bemerkt, daß Gertrud von dem Dienstmädchen abgerufen worden war. Als sie sich endlich allein sah, empörte sie dies im höchsten Grade. Sie warf sich schluchzend auf das Sofa und bedeckte das Gesicht mit den Händen. So lag sie noch, als das Dienstmädchen zu ihr eintrat und schüchtern sagte: „Frau Professor M. mit Fräulein Käthchen sind gekommen; sie sind im Garten. Fräulein Anna möchten doch herunter kommen!"

„Sage, es thue mir leid, ich könnte nicht kommen — wenigstens erst später. Ich hätte heftige Kopfschmerzen," entgegnete Anna.

Das gutmütige Mädchen nahm diese Ausrede für Wahrheit, da Annas erhitztes Gesicht sie zu bestätigen schien. Sie schlug Zuckerwasser, Brausepulver und ähnliche Mittel vor, um Anna zu helfen; doch diese wies sie kurz und schnöde ab und das Mädchen entfernte sich eilig.

„Gut, daß sie fort ist," rief Anna; „nun such' ich mir mein Buch!"

Sie ging leise in Gertruds Zimmer und sah sich überall um — das Buch war nicht zu finden. Doch vielleicht — am Schreibtisch steckte der Schlüssel — Gertrud hatte ihn in der Eile abzuziehen vergessen. „Ob ich es wage?" dachte Anna. „O warum nicht? Sie hat mir das Buch weggenommen — das ist empörend — dazu hatte sie kein Recht. Ich nehme es wieder, wenn ich's finde." Mit raschem Entschlusse zog sie den Kasten auf — da lag das Buch! Einen Augenblick zögerte sie — eine Minute lang kämpfte sie gegen ihr besseres Selbst — dann siegte der böse Trotz. Das Buch war in ihren Händen. Aber wohin sollte sie damit fliehen, daß Schwester Gertrud sie nicht finde? „Ach," rief sie, „ein guter Gedanke!" — Ganz leise, auf den Zehen schlich sie hinaus — die Treppe hinauf, hoch und immer höher, sogar bei den Bodenkammern vorüber. Jetzt endlich war sie am Ziele — vor einer braunen, eichenen Thür — es war der Eingang zum Turmstübchen. Der Schlüssel steckte — sie schloß auf und nahm ihn mit hinein.

„Nun bin ich sicher," dachte Anna; dennoch konnte sie sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. „Ich bin nur zu gewohnt, unterzuducken," sagte sie zu sich selbst; „aber es half nichts — ich mußte Gertrud einmal zeigen, daß ich selbständig bin. Nachher wird sie schon andere Saiten aufziehen und dann wird es ein ganz hübsches Leben sein mit ihr. Denn

im Grunde habe ich sie ja ganz lieb — ich darf aber nicht zu gut sein mit ihr!" In dieser Weise suchte sie sich Mut einzusprechen und den inneren Vorwurf zu betäuben.

Das Turmzimmer war ein kleines, viereckiges Gemach, welches nach drei Seiten durch runde Fenster erhellt war. Diese befanden sich jedoch über Mannshöhe. Um die wunderschöne Aussicht zu genießen, hatte man einen Tisch unter eines dieser Fenster gerückt, auf welchen man auch gewiß durch einen Stuhl gelangt war. Dieser war jedoch wieder entfernt worden, denn es befand sich eben nur der Tisch in dem kleinen Zimmer. Annas Behendigkeit war es jedoch ein Leichtes, sich auf den Tisch und von diesem in die Fensternische zu schwingen — ein allerliebstes Plätzchen zum Lesen! Anna zog die Füße herauf; sie hatte so gerade bequem Platz in der Fensternische und begann zu lesen. Aber sie vermochte ihre Aufmerksamkeit nicht auf ihre Lektüre zu richten; sie las und las und wußte endlich nicht, was sie gelesen hatte. Das Herz klopfte ihr so stark, wahrscheinlich hatte sie sich beim schnellen Treppensteigen zu sehr erhitzt. Sie mußte erst ein wenig ausruhen. Sie ließ den Blick auf die schönen fernen Berge schweifen, auf die reizende Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete; aber sie konnte sich heute nicht so recht daran erfreuen — man muß ruhig sein, um so etwas zu genießen. In den Garten hinab konnte sie nicht sehen, das Fenster lag zu tief im Gemäuer. Nur eine Ecke des Gartens, ein kleiner Auftritt, von welchem aus man die Aussicht nach der Stadt hatte, war die einzige Stelle, die sie überblicken konnte, und gerade auf dieser einzigen Stelle hatte sich Schwester Gertrud mit ihrem Besuch niedergelassen. Sie saßen ruhig beisammen und niemand fragte nach ihr, die sie doch unwohl glaubten. Nein, Gertrud konnte sie unmöglich so recht schwesterlich lieben! Anna erinnerte sich jetzt, weshalb sie heraufgekommen war und schlug das Buch wieder auf. Sie brauchte nicht zu fürchten, daß man sie von unten sehen könne, denn sie saß tief in der Fensternische, also mußte sie ungestört bleiben. Sie las jetzt mit der gehörigen Aufmerksamkeit und fand das Buch immer hübscher, je mehr sie las. Glücklicherweise enthielt der Anfang des Buches nicht das, weshalb Gertrud sie davor behüten wollte; um so weniger konnte daher Anna begreifen, weshalb es ihr vorenthalten werden sollte. Sie las immer eifriger, bis sie endlich mit Bedauern bemerkte, daß die Dunkelheit sie daran verhindere. Schade, sie mußte das Buch zumachen. Indessen war es wohl auch Zeit, denn unten mußte man sie wohl vermissen. „Ein wenig Sorge um mich schadet Gertrud zwar nicht," dachte sie;

„aber endlich muß ich doch wieder hinab. Nun, ich werde mich gar nicht fürchten.“ Da leuchtete ein greller Blitz auf; ein dumpfer Donner rollte hinterdrein. „Ach, darum war es so finster! Ein Gewitter,“ dachte Anna, „dann schnell hinab, denn hier wird es unheimlich!“ Sie steckte das Buch in die Tasche und verließ mit einem raschen Sprunge ihren hohen Sitz; aber der alte, morsche Tisch war so plötzlicher Last nicht mehr gewachsen — er brach unter ihr zusammen. Mit einem Aufschrei fühlte Anna den Tisch unter sich wanken; doch es war zu spät, um sich durch einen Sprung zu retten — sie fiel mit dem Tisch zu Boden. Ein heftiger Schmerz im Fuße und in der rechten Hand belehrte sie sogleich, daß der Sprung nicht ohne Folgen geblieben war. Dazu erhellte jetzt Blitz auf Blitz das kleine Gemach, und stärker und stärker grollte der Donner.

„O mein Gott!“ schluchzte Anna, in Thränen ausbrechend; „nun habe ich niemanden, der mir aufhilft!“

Dennoch versuchte sie nach einer Weile sich aufzurichten, denn das immer näher herankommende Unwetter hatte allerdings in der hohen Turmstube etwas Schauerliches. Mühsam und unter heftigen Schmerzen gelang es ihr endlich, sich aus den Trümmern des Tisches hervorzuarbeiten. Auf einem Fuße stehend, steckte sie den Schlüssel ins Schloß — aber, o Schrecken! sie vermochte mit ihrer linken Hand nicht, ihn in dem alten, verrosteten Schlosse zu drehen! Sie hatte bei ihrem Eintritt beide Hände gebraucht — mochte es gehen, wie es wollte, sie mußte auch jetzt mit beiden Händen zugreifen! Den Schmerz verbeißend, versuchte sie es — aber sie mußte bald einsehen, daß es ihr nichts half; die schmerzende Hand hatte keine Kraft und schwoll immer stärker an. Dazu vermochte sie sich nicht mehr auf dem einen Fuße zu erhalten. Jetzt blieb ihr nichts anderes übrig, als laut um Hilfe zu rufen.

„Wilhelmine! Gotthold! Gertrud!“ rief sie mit aller Kraft, deren ihre Stimme fähig war; „kommt, rettet mich! Hilfe!“

Aber umsonst — nur das Heulen des Sturmes, welches jetzt fürchterlich den kleinen Turm umbrauste, antwortete ihr. Zu ihrer Verzweiflung erinnerte sich Anna, daß sie die Thür, welche nach der Bodenkammer führte, und eine zweite, welche den Aufgang zum Turme abschloß, hinter sich zugemacht hatte — es war also unmöglich, daß man in den unteren Stockwerken ihren Hilferuf hören konnte. So lag sie denn hier unter Schmerzen auf dem Erdboden — denn es war ihr unmöglich gewesen, sich mit dem verletzten Fuße aufrecht zu erhalten — ohne Hilfe, von furcht-

barem Unwetter umbraust. Das grellste Licht und die dunkelste Finsternis wechselten in dem engen Raume ab, welcher unter den heftigen Donnerschlägen und unter der Wucht des ihn umtobenden Sturmes erbebte. Bei jedem Aufleuchten der Blitze fuhr Anna zusammen, fürchtend, daß der nächste sie in dem kleinen Turme erschlagen werde. Hu! Was war das? Klirrend fiel es neben ihr auf den Boden — der Sturm hatte ein Fenster aufgerissen und zerschlagen — gellend pfiff er durch die Lücke und sein Hauch berührte Anna eisig kalt.

Sie barg ihr Gesicht in ihre Hände — sie wollte wenigstens die entsetzlichen Blitze nicht mehr sehen. In jedem Augenblicke fürchtete sie den Einsturz des Turmes. Und nun die Aussicht, die ganze Nacht hier zubringen zu müssen! Ja, vielleicht konnten Tage vergehen, ehe man sie hier oben suchte — sie konnte ja nicht einmal durchs Fenster ein Zeichen geben. Da wußte Anna nur einen, an den sie sich in ihrer tödlichen Angst wenden konnte.

„Hilf mir, hilf mir, barmherziger Gott!“ rief sie. „O verzeihe, verzeihe mir Armen! Ich weiß, daß ich mich vergangen — ich weiß, daß ich Unrecht gethan — großes Unrecht, — vergib, o vergib und straf' mich nicht so gräßlich!“

So betete Anna mit lauter, flehender Stimme. Plötzlich aber hielt sie inne — es war ihr, als dringe ein Ruf zu ihrem Ohr. Sie lauschte. Da hörte sie deutlich aufsteigende Schritte und wiederholt den Ruf: „Anna, Anna, wo bist Du?“

„Hier, hier! O meine Gertrud, komm, komm! In der Turmstube!“

„Wir kommen!“ antwortete jetzt Gottholds Stimme, — er hatte, als getreuer Ritter, Schwester Gertrud seit einer halben Stunde bei allen Nachsuchungen im Garten und Hof und im ganzen weitläufigen Amtsgebäude begleitet. Der Schein seiner Laterne drang, ein tröstlicher Schimmer in tiefer Dunkelheit, zwischen Thür und Pfoste zu Anna herein.

„Wo ist der Schlüssel, Anna? Wie bist Du hereingekommen?“ fragte jetzt Gertrud.

„O mein Gott — er steckt innen!“ rief jetzt Anna; „in der Freude dachte ich nicht daran! Ihr könnt mir ja nicht helfen! Ich kann den Schlüssel nicht umdrehen — ich bin gefallen — der Tisch ist unter mir zerbrochen — Fuß und Hand schmerzen mich sehr!“

„Arme Anna!“ sprach Gertrud, und der Ton innigen Mitleids in ihrer Stimme drang tiefer zu Annas Herzen, als es der heftigste Vorwurf

vermocht hätte. Sie weinte laut. „Sei getrost, Anna," sprach Gertrud liebevoll weiter, „Du wirst bald befreit werden! Gotthold wird so gut sein, hinabzugehen zum Hausmann, der gewiß einen Hauptschlüssel hat — und sollte dies nicht der Fall sein, so gehen wir zum Schlosser!"

„Gehst Du mit, Gertrud?" fragte Gotthold, dem es in dem dunkeln, stillen Gebäude etwas unheimlich war.

„O nein, nein! Bleibe bei mir, Gertrud; bitte, bitte, bleibe bei mir!" rief Anna.

„Gewiß, ich bleibe bei Dir," beruhigte Gertrud die ängstlich Flehende; „unser tapferer Gotthold fürchtet sich nicht! — Du gehst hinunter und bittest den Hausmann, mit heraufzukommen. Sollte er aber keinen Hauptschlüssel haben, dann holt er uns wohl einen Schlosser und Du gibst uns Nachricht."

„Kann ich die Thüren offen lassen?" fragte Gotthold.

„Alle, alle, mein Junge! Wir hören Dich bis in den Keller hinab!" entgegnete Gertrud.

Gotthold ging. Gertrud lehnte sich an die Thür und sprach milde, tröstliche Worte zu Anna. Da kam ihr ein plötzlicher Gedanke. Sie bückte sich, um zu fühlen, ob die Thür genau schließe. — Wie gedacht! Es war ein ziemlich breiter Spalt zwischen ihr und der Thürschwelle. Sofort teilte sie Anna diese Bemerkung mit und bat sie, zu versuchen, ob sie den Schlüssel unterhalb der Thür herausschieben könne. Das war jedoch nicht so leicht gethan. Anna fühlte so heftige Schmerzen in Fuß und Hand, daß es ihr unendlich schwer wurde, sich aufzurichten. Endlich aber, nach mehreren mißglückten Versuchen, gelang es. Sie zog den Schlüssel ab und bemühte sich, ihn durch den Spalt zu schieben. Gertrud zog von der anderen Seite; aber in der Mitte blieb der Schlüssel wieder hängen. Doch Gertrud ließ nicht nach; sie zog sich die Hände fast wund. Jetzt — jetzt war er durch. Gertrud hatte ihn in den Händen. Zitternd vor Hast suchte sie das Schloß und knarrend sprang bald die Thür auf.

„Meine liebe Anna," sprach Gertrud mitleidsvoll, die ihr Entgegenwankende in ihren Armen auffangend, „was trieb Dich hier herauf?"

„O Gertrud, Du Engel," stammelte Anna, „sage nur ein einziges Wort — sage, daß Du mir vergibst — dann will ich gern alle Schmerzen ertragen, die ich verdient habe." Sie legte das Buch in Gertruds Hände.

„Anna — meine liebe Anna, mir hast Du nur leid gethan um deinetwillen!" erwiderte Gertrud, die jetzt alles verstand.

„Gertrud, sage es — Du vergibst mir?“ fragte Anna nochmals mit schwacher Stimme.

„Von ganzem Herzen,“ sprach Gertrud warm und innig; „aber Du mußt ruhen, Anna! Du vermagst nicht mehr zu stehen! Komm, ich setze mich hier auf die oberste Treppenstufe und nehme Dich auf meine Kniee. — So, laß mich Deinen Stiefel aufbinden. Fühlst Du etwas Erleichterung?“

Anna vermochte nicht zu antworten; sie war einer Ohnmacht nahe. Doch sagte Gertrud das zärtliche Anschmiegen Annas, wie dankbar sie ihre Fürsorge empfinde.

„Gertrud! Gertrud! Bist Du noch oben?“ schallte jetzt Gotthelds Ruf von unten herauf.

„Ja, Gotthold!“ rief Gertrud zurück. „Komm nur herauf — wir haben die Thür geöffnet!“

„Das ist gut!“ rief Gotthold, nun rasch näher kommend; „der Hausmann und seine Frau waren nicht da — und Schlossermeister Heinze hatte schon zugemacht!“

Mit kurzen Worten erklärte Gertrud dem bei Annas Anblick bestürzten Bruder alles Vorgefallene. „Anna kann nicht gehen, wie Du siehst,“ sprach sie; „wir müssen sie hinabtragen. Doch mußt Du zuerst immer die Laterne einen Treppenabsatz hinabschaffen, damit sie uns leuchte. — So, nun komm!“

Annas zarter Körperbau machte den Transport weniger schwer, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre; doch gehörten immerhin Kraft und Vorsicht dazu, um der sichtlich Leidenden nicht wehe zu thun. Erst nach langer Anstrengung gelangten die Geschwister in die unteren Etagen, von wo sie mit Hilfe des nun herbeigerufenen Dienstmädchens Anna bald in ihr Schlafzimmer brachten, glücklicherweise noch ehe der Vater nach Hause kam, welchem Gertrud den plötzlichen Schreck gern ersparen wollte. Als er zurückkehrte, hatte Gertrud Anna bereits zu Bett gebracht und ihr um die schmerzenden Glieder Umschläge von frischem Wasser gemacht, die ihren Zustand wesentlich erleichterten. Wie that sie dies alles so liebevoll! Wie zart und behutsam war jede ihrer Berührungen! Anna war tief gerührt davon und drückte leise die wohlthuende Hand. Da kam der Vater durchs Vorzimmer. Gertrud ging ihm entgegen und berichtete ihm in ruhigem Tone, was vorgefallen. Anna hörte diesen Bericht und bemerkte tief gerührt, wie sie schonend verschwieg, was Anna ins Turmzimmer getrieben und so lange dort festgehalten.

„Ich habe immer wollen den Fußboden in dem Turmzimmer erhöhen und einige Stühle hineinstellen lassen, daß man die Aussicht genießen kann," sprach der Vater, „nun muß doch erst ein Unglück geschehen, ehe es dazu kommt!"

„Sage es ihm, Gertrud!" flüsterte Anna der eintretenden Schwester zu; aber Gertrud flüsterte zurück: „Nein, warum sollen wir ihn betrüben? Das ist ja vorüber — und Du hast mich lieb, nicht wahr?"

„Ja, ja, meine Gertrud!" sprach Anna, den Arm um die sich Niederbeugende schlingend. Jetzt war der Arzt, nach dem Gertrud schon geschickt hatte, gekommen. Er erklärte Annas Verletzungen für nicht unbedeutend, empfahl Fortsetzung der kalten Umschläge, denen er noch eine Einreibung hinzufügte, und stellte für einige Wochen ruhiges Liegen in Aussicht.

Wie treulich aber pflegte Gertrud nun die leidende Schwester! Die ganze Nacht legte sie sich nicht zur Ruhe, um fortwährend für Anna zu sorgen und die verordneten Umschläge zu erneuern. Schon am dritten Tage hatte sich Annas Zustand so viel verbessert, daß der Arzt keine Entzündung mehr fürchtete und einen festen Verband um den Fuß legen konnte. Die Hand war schon fast ganz geheilt und Anna sollte sie nur noch schonen. So befand sich die Leidende zwar noch nicht ganz frei von Schmerzen, aber doch so viel besser, daß sie wieder an allem, was um sie her vorging, Anteil nahm, und da war es denn wieder die liebe Gertrud, die sich, gemütlich mit einer Handarbeit beschäftigt, an Annas Lager setzte und ihr so traulich vorplauderte, daß diese ihre Schmerzen darüber vergaß und ihr die Zeit schneller verging als je. Gertrud erzählte ihr von der Zeit, da die selige Mutter noch gelebt hatte, von der Anna nur noch wenig wußte. Gertrud malte ihr treu das Bild der teuren Verstorbenen und beschrieb ihr so manche kleine häusliche Scene, die Anna als Kind miterlebt hatte und die nur ihrem Gedächtnisse entschwunden war, und Anna konnte nicht genug davon hören. Auch von ihrem späteren Leben in Rußland erzählte Gertrud, von allem Schönen und Großartigen, was sie in Petersburg und auf verschiedenen Reisen, die sie mit Frau von Langenfeld gemacht, Merkwürdiges und Interessantes erlebt. In lebhafter Erinnerung aber schilderte sie die Freude, die sie stets empfunden, wenn ein Brief aus der Heimat gekommen war, wenn die teuren Schriftzüge des geliebten Vaters ihr entgegengeleuchtet hatten, oder ein kleines Blatt mit noch wenig geübter Schrift ihr von den kleinen Geschwistern erzählte, die sie ja in aller Lieblichkeit der zarten Kindheit, in der sie dieselben verlassen, noch

immer im Geiste vor sich sah. — In diesen Stunden nahete sich unvermerkt Annas Herz dem der Schwester Gertrud. Es war ihr wie einer Pflanze, welche lange Zeit im Schatten gestanden hat und in den warmen Strahl der Sonne versetzt wird. Gertruds Liebe, welche aus jedem ihrer Worte hervortrat und noch deutlicher aus der Aufopferung sprach, mit der sie sich ganz der Pflege Annas widmete, diese wahrhaft schwesterliche Liebe drang wie erwärmender Sonnenstrahl in Annas tiefstes Inneres. Innig umschlang sie die geliebte Schwester, die sie jetzt erst wahrhaft erkannte, und sprach: „Gertrud, wenn Du mir von der lieben Mutter erzählst, so mischt sich in mir Vergangenheit und Gegenwart und ich weiß nicht, ob ich in Dir die Schwester oder die Mutter liebe, deren treues Ebenbild Du ja bist, nach dem Bilde, das wir von ihr haben. Ja, Gertrud, Du bist mir wie eine liebende Mutter, und seit ich Dich erkannt habe, fühle ich mich nicht mehr verwaist und ich will Deiner Leitung folgen, wie Du mich auch führst!“

Liebere Worte aber konnte Anna nicht zu Gertrud sprechen; diese war innerlich recht glücklich darüber, denn sie hatte es ja so treu gemeint.

Das traulichste Familienleben herrschte von nun an im Hause. Anna war die fügsamste, hingebendste Schwester gegen Gertrud und erschöpfte sich in zarten, liebenswürdigen Aufmerksamkeiten für sie. Gotthold wetteiferte darin mit ihr.

Käthchen, welche Anna bei näherer Bekanntschaft sehr gut unterrichtet und äußerst liebenswert fand, wurde Annas herzliche Freundin, und so fehlte nichts, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens beitragen konnte. Der Vater aber lebte förmlich von neuem auf im Kreise seiner Kinder. Er wurde täglich gesünder und heiterer, und wenn er so recht beglückt unter den Seinen saß, pflegte er wohl zu sagen: „Kinder, unsere Einigkeit ist das beste, was wir haben. Wo einer für alle und alle für einen stehen, wo Lasten und Freuden geteilt werden, da wohnt das Glück mit im Hause!“

Der zwölfte Juni.

Von

Marie Petzel.

Das war ein rechter Gewittersturm! Wehe dem armen Schiffe, das heute, am zwölften Juni, auf den wilden Wogen des Meeres schaukelte.

Die Witwe des Schiffers Caren betete ein Vaterunser nach dem andern für die, welche auf der See sich in Not befanden. Sie kannte das ungestüme Meer. Es hatte Mann und Sohn in seinem Schoß begraben, daß sie als einsame, kinderlose Witwe zurückgeblieben war und mutterseelenallein in ihrem Häuschen wohnte. Aber vielleicht blieb es nicht für immer so. Ihr Sohn hatte ein Töchterlein hinterlassen, das sollte das ihre sein, seit auch sein armes Weib drüben im fernen Land zur letzten Ruhe gebettet worden. Joseph, sein bester Freund, hatte versprochen, es sicher übers Meer in ihre Arme zu bringen. Aber freilich, wenn der heutige Sturm ihn und sein Schiff traf, konnte er leicht samt seiner teuren kleinen Last zu Grunde gehen. Der Witwe Herz klopfte so bange und ahnungsvoll. Sie sah auf das Bettchen, das sie neben dem ihren bereitet, auf die kleine Aussteuer, die ihre alten Hände für das Waislein ihres Sohnes hergerichtet, und seufzte schwer. Sie hatte sich herzlich gefreut über die Kunde von dem Leben des kleinen Wesens, und war es nur zart und schwächlich, wie man ihr sagte — sie hatte es hegen und pflegen wollen, wie ihren Augapfel; aber wie jetzt das Meer seine wilde Trauerweise sang, da kam milde Wehmut und stille Ergebung über sie. „Wie du willst, mein Gott, du gibst und du nimmst — dein heiliger Name sei gepriesen!“

Und jetzt brach ein neuer Tag an; sein blauer Himmel wußte nichts von dem gestrigen Sturm; und die Sonne küßte die alte Witwe, als sie vor ihrer Thüre saß und des Nachbars Fischernetz ausbesserte, daß ihr wohl und friedlich ward.

„Gott ist gut,“ sagte sie leise, und fleißiger noch rührte sie die Hände, zuweilen den forschenden Blick auf das weite Meer gerichtet. Wen hatte es gestern zu Grabe getragen?

Da plötzlich nahten eilige Schritte. Sie kamen über die Düne vom Dorfe her. Ein Schiffer war es und in seinen Armen trug er etwas in ein großes Tuch gewickelt.

„Joseph!“

„Grüß' Gott, Mutter Caren!“

Sie erhob sich; sie wollte reden und konnte nicht; aber Joseph verstand auch die Sprache ihrer Augen.

„Ja, es ist die kleine Kathi, Eures Sohnes Kind!“ Und damit schlug er das Tuch zurück und legte das Kindlein, das er darin getragen, in der Witwe Arm.

Diese empfing es mit Lachen und Weinen. „Gott sei gelobt! Ich dachte schon, das Meer hätte auch meines Sohnes Kind verschlungen.“

„Es war nahe daran,“ sagte Joseph ernst. „Hab' kein Wetter auf See erlebt, wie das gestrige. So nahe am Strande und mußten doch scheitern! Es war eine entsetzliche Nacht und ein Wunder Gottes ist's, daß es mir gelang, das Kind zu retten. Hatten wir doch alle Hände voll zu thun, bis zum letzten Augenblick; aber ich wär' nimmer ins Rettungsboot gesprungen, ohne meines Freundes Töchterlein. Hatt's ihm in die Hand versprochen, daß ich ihm Vater sein und es heimbringen wollt' zum Großmütterchen, wenn's mit des Kindes Mutter auch zu Ende ginge. Und es dauerte nicht lange mit der armen Marie. Sie war so ein junges Ding und das Schicksal war hart, recht hart mit ihr. Ich glaub', sie war froh, daß sie dem Leben Valet sagen konnt' und sie meinte auch wohl, ihr kleines Mädchen würde ihr folgen. Es ist ein kümmerlich kleines Ding, Ihr werdet's recht in Acht nehmen müssen.“

Und als wollte das Kind seinen letzten Rat bestätigen, fing es bitterlich zu weinen an. „Arme Kathi!“ Die Großmutter schaukelte das Mädchen auf ihren Armen und blickte ihm zärtlich in das kleine, feine Kindergesicht.

Ja, es war sehr zart und klein für seine zehn Monate, sah just nicht aus, wie sie sich ihres kräftigen, starken Konrads Kind gedacht hatte.

„Sieht seinem Vater nicht ähnlich,“ sagte sie leise; „auch seine Haare und seine Augen hat es nicht. Es schaut wohl wie seine Mutter aus?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Joseph und blickte zweifelnd auf das kleine Mädchen, das sich wieder beruhigt hatte und mit den großen, dunkeln Augen merkwürdig ernsthaft dreinschaute. „Ich weiß wirklich nicht, Mutter Caren; glaub' sicher, daß ich von der schrecklichen Nacht noch verwirrt und doppelsichtig bin. Marie sagte immer, die Kathi schaue just wie ihr seliger Mann aus — doch da hat sie sich geirrt, wie ich auch, der ich manchmal dachte, die Kleine sähe mich mit Mariens Augen an. Es ist ein eigen Ding um die Ähnlichkeit, wie, Mutter Caren?“

Der zwölfte Juni

Ja, Joseph, und es kommt auch nicht drauf an. Gott ist's, der jedem sein Angesicht schenkt und darum ist's recht, wie immer es gestaltet sein mag. Es soll mir nicht weniger lieb sein, wenn's auch nicht meines eigenen lieben Sohnes Züge trägt." Und damit küßte sie die braunen Augen des Kindes und sein dunkel-lockiges Haar und holte warme Milch von dem Herdfeuer.

Ja, die kleine Kathi wird es gut haben beim Großmütterchen. Der Joseph brauchte nicht zweifelnd dreinzuschauen und den Kopf zu schütteln. Es war alles recht und gut und sie dankte Gott von Herzen, daß sie nicht mehr mutterseelenallein in ihrem Häuschen wohnte.

* * *

Zwölf Jahre waren vergangen. Großmutter Caren hatte ihr kleines Enkelkind behalten dürfen und recht ihre Freude an ihm gehabt. Es steckte freilich eine eigene Art in ihm und war anders als die Kinder im Dorfe, ganz anders auch als ihr Vater gewesen war. Es mußte eben doch der Mutter gleichen, obgleich Joseph, der einzige, der sie gekannt hatte, es auch immer nicht zugeben wollte und manchmal scherzend sagte, er glaube, Meerkönig habe ihm in der Sturmnacht einen Streich gespielt und ihm ein Nixlein in die Arme geschaukelt just in dem Augenblick, als er mit ihr über Bord ins Boot gesprungen. Und Kathi lachte zu solchem Scherz, machte große Nixenaugen, wie er es nannte, und nickte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Hast ganz recht, bin Meerkönigs Töchterlein. Wartet nur, bald sollt ihr meine Herrlichkeit und meine Königskrone schauen. Denn Märchen hatte Kathi gar zu gern, besonders aber solche, in denen das Meer eine Rolle spielte; denn das Meer war ihre ganze Liebe. Seine Wellen hatten sie zum Großmütterchen getragen, sein Rauschen sie in den Schlaf gesungen von Kindesbeinen an und seine gesunde Luft sie kräftig gemacht. Die Großmutter hatte ihr oft erzählt, daß alle Leute im Dorfe gesagt, solch dürftig Pflänzchen, als ihr Enkelkind, brächte sie nimmer auf, und nun blühte sie um die Wette mit Reseda und Rittersporn im Gärtchen. O ja, das Meer, das liebe Meer! Es war ihr immer ein Festtag gewesen, wenn einer der Fischer sie mit hinausgenommen hatte, und eine Wonne, mit den bloßen Füßen auf dem feuchten Dünensand zu wandern, oder auch stundenlang am Strande zu sitzen. Schade nur, daß die Großmutter nicht dachte wie sie. „Es paßt sich nicht für unsereins, die Zeit zu verträumen," so sagte diese. „Bist stark und kräftig jetzt, da mußt Du

die Hände regen und fleißig sein.“ Und dem guten Großmütterchen helfen, das war auch Kathis Lust; sie arbeitete gern für sie; aber weil die Leute im Dorfe darüber redeten, darum nicht mehr auf der Düne sitzen, nicht mehr ganz für sich allein träumen und horchen, was das Meer erzählte — ach, das war doch schwer. Oft hatte sie gewünscht, die Großmutter, Joseph und sie wären die einzigen im Dorfe, dann hätte sie thun können, was ihr beliebte; die beiden waren gar zu gut mit ihr. Statt dessen aber war es immer lebhafter am Strande geworden. Die Leute in den Städten hatten entdeckt, wie prächtig das Meer hier war, wie herrlich sein Wellenschlag und wie würzig der Duft der Tannen, die sich bis dicht an die See zogen. Da waren sie um die Sommerszeit bald in Scharen gekommen, also daß in den letzten Jahren das einfache Schiffer- und Fischerdorf ein berühmter Badeort geworden war.

„Es ist ein großer Segen für uns,“ so sagten seine meisten Bewohner, und auch Großmutter Caren richtete das einzige Stübchen ihres kleinen Häuschens für einen Badegast her, um auch einen kleinen Verdienst zu haben. Sie wurde alt und schwach, und wenn sie die Augen schloß, war es für das Kind viel wert, einen Notpfennig zu besitzen. Kathi war so wenig praktisch, und wenn sie auch gesund war — zart war sie doch geblieben. Es fragte sich sehr, ob sie zu einer Fischer- oder Schifferfrau taugen würde. — Ja, ja, die Großmutter wollte seufzen, aber Kathi schlang ihre Arme fest um sie und da mußte sie lachen und guten Mutes sein. Die Kathi war eben doch ein so herzig Kind, das ihr immer Freude machte durch Liebe und Gehorsam — und fürs andere würde Gott sorgen.

Eben kam Kathi über die Dünen her. Onkel Joseph war wieder einmal zu einer weiten Reise ins Meer hinausgefahren. Es sollten Monate vergehen, ehe sie ihn wieder hatten, den guten Onkel Joseph. Schade, die Tage, wo er im Dorfe war, waren die schönsten seit ihrer frühesten Kindheit. Von ihm war ihr schönstes Spielzeug gekommen, die schönsten Märchen hatte er ihr erzählt — und was mehr galt als alles: er war auch der einzige, der ihre Mutter gekannt hatte; nach seinem Erzählen mußte sie gar lieblich gewesen sein; es that Kathi leid, daß sie ihr gar nicht gleichen sollte; aber in ihrer Seele lebte doch ein Bild von ihr, und je älter sie wurde, desto mehr sehnte sie sich nach der Mutter, die sie nie gekannt. Es mußte so süß sein, eine Mutter zu haben!

„Kathi, wo hast Du nur gesteckt? Unser Badegast wird gleich hier sein und Du mußt noch die Gardinen im Stübchen aufhängen, meine alten

Augen taugen nicht mehr zu solcher Arbeit. Auch mußt Du ein Blumensträußchen ins Fenster stellen; Stadtleute haben eine besondere Lust an Blumen, und Gelbveigelein und Ritterſporn blühen herrlich im Gärtchen."

„Ja, Großmütterchen, ich will es schon besorgen; aber dem Joseph mußte ich das Geleit geben, Du weißt, es hätte ihn und mich auch gekränkt."

Die Großmutter nickte. „Ich sehe ihn auch lieber kommen, als gehen, und Dir ist er wie ein Vater gewesen. Gott lohne es ihm."

Und nun war es gegen Abend und der erwartete Gast angekommen. Es war eine einfach bürgerliche Frau mit gutmütigem Gesicht und gemütlichem Wesen; just der Gast, der für Frau Carens kleines Stübchen paßte und deshalb war er auch bald heimisch darin.

„Es gefällt mir sehr gut bei Ihnen," sagte Frau Artelt schon am nächsten Morgen zu ihrer Wirtin. „Ich liebe das Meer, und von Ihrem Häuschen aus ist es bis zu ihm nur ein Katzensprung; ich sehe es selbst von der Bank hier im Gärtchen. Und das Gärtchen — es ist ja ein wahrer Blumenwald, das hat sicher Ihre Enkelin in Pflege."

„Ja, das ist Kathis Reich, das versteht sie!"

Frau Artelt nickte. „Sie sieht auch eher wie eine Gärtnerin, als wie eine Fischerin aus und hat überhaupt ihr besonderes Wesen. Nehmen Sie es nicht übel, Frau Caren, aber sie fiel mir gleich auf, als ich ins Haus trat, kam mir wie ein fremder Vogel vor."

„Ihre Mutter war auch eine Fremde, eine Amerikanerin."

„So, so, ich dachte es wohl. Sie hat ihre Eltern früh verloren?"

Die Großmutter bestätigte das seufzend und erzählte dann von ihrem traurigen Geschick und wie auch dies Kind, der Trost ihres Alters, wie sein Vater und Großvater fast von der See verschlungen worden wäre.

Frau Artelt hörte teilnehmend zu. „Seltsam!" rief sie erregt. „Sie haben mir durch ihre Geschichte meine eigene Geschichte lebhaft wach gerufen. Auch ich war in Todesgefahr auf der See, auch das Schiff, auf dem ich fuhr, scheiterte nahe am Strande bei einem furchtbaren Gewittersturm — und just vor zwölf Jahren. Ja, es kann kaum anders sein: Ihre Enkelin und ich waren auf demselben Schiffe — es hieß der »Stern«, nicht wahr? Und Joseph Rendel war der Mann, der sie und mich rettete!"

„Ach," sagte die alte Frau und faltete verwundert die Hände; und als in diesem Augenblick Kathi zu ihnen trat, rief sie dieser zu: „Höre, Kind, was Frau Artelt erzählt. Sie war auch auf dem »Stern«; auch sie hat Gottes Gnade durch unsern Joseph gerettet."

Kathis Augen wurden ganz groß und in ihre Wangen stieg ein helles Rot. „O Frau Artelt, bitte, bitte, erzählen Sie!“ rief sie ungestüm.

„Erzählen kann ich nicht viel,“ sagte diese, das junge Mädchen zu sich heranziehend und ihr in das liebliche, erregte Gesichtchen schauend, „denn alles aus jener entsetzlichen Nacht ist mir wie ein verworrener, schrecklicher Traum, von dem ich eigentlich nichts Einzelnes weiß, als mein Grauen vor dem schäumenden Meer und dem nahen Tode in ihm. In den Tagen vorher, ja während der ganzen Überfahrt hatte ich mich viel mit dem kleinen Mädchen abgegeben — denn ich hatte Kinder immer gern — das dem Weibe des Kochs von einem der Matrosen übergeben worden war. Der Matrose war Joseph Rendel und sein kleiner Schützling warst Du, ich merke es jetzt. Aber wiedererkannt hätte ich Dich nicht — und das ist nicht erstaunlich, warst damals ein klein jämmerlich Ding. Doch daß ich Dich während des Sturmes ganz vergaß, das war nicht recht; aber, gottlob! Du hattest einen Freund, der treulich Deiner gedachte. Als ich in wilder Angst um Rettung und Hilfe flehte, bemerkte ich Joseph Rendel. Ich stürzte auf ihn zu und umklammerte ihn in Todesangst; aber er riß sich heftig los. »Ich muß das Kind retten! Wo ist Kathi?« so rief er, und weil ich keine Auskunft geben konnte, stürzte er weiter, taub gegen meinen Hilferuf, taub auch gegen den einer armen Mutter, die ihm ihr Kind entgegenstreckte, — er mußte erst das Kind retten, das ihm anvertraut war. Ob jenes umkam — ich weiß es nicht; ich weiß überhaupt nicht deutlich, was weiter geschah. Aber plötzlich sagte eine Stimme zu mir: »Hier ist das Kind, das er sucht,« und Du wurdest mir in den Arm gelegt, just in dem Augenblick, wo Joseph verzweiflungsvoll zurückkehrte; er hatte die Kabine des Kochs schon mit Wasser gefüllt gefunden. »Hier ist das Kind, hier ist's!« rief ich jener Stimme nach, und als ich sein »Gott sei Dank!« hörte, da fühlte ich, daß auch ich Rettung gefunden. Jetzt wies mich Joseph nicht mehr zurück. Er hob das Kind auf seine Arme und gebot mir, mich fest an ihn zu halten — und eine Minute später hatte er uns im Rettungsboot. Hier aber brach ich ohnmächtig zusammen und noch wochenlang darnach schwebte ich zwischen Tod und Leben. Als ich endlich genesen war, erkundigte ich mich sogleich nach meinem Retter, aber er hatte bereits eine neue Fahrt angetreten; doch hörte ich, daß das Kind bei seiner Großmutter in Sicherheit sei. Und damit beruhigte ich mich. Wohl hätte ich später noch den Joseph aufsuchen sollen, aber oft sind die Verhältnisse mächtiger als wir, und dann wußte ich wohl den Namen, nicht

aber die Heimat des guten Rendel. Ganz von Herzen aber freut es mich, daß Gott es so wunderbar gefügt hat, daß ich hier bei Ihnen Josephs kleinen Schützling und vielleicht ihn selber finde." Sie küßte Kathi zärtlich und sah dabei wieder prüfend in ihr Gesichtchen. „Zu denken, daß ich Dich als ganz kleines Ding auf den Armen schaukelte. Ich sehe noch, wie Du die Händchen nach den Perlen ausstrecktest, die ich damals trug. Es war Dein liebstes Spielzeug, und wollte nichts sonst den kleinen Schreihals beruhigen, so mußten sie herhalten. Ich werde sie Dir zum Andenken schenken, ich habe sie noch."

„O sie hat auch eine schöne Perlenschnur," sagte die Großmutter; „sie trug sie um ihr Hälschen und ich habe sie sorgsam verwahrt, denn sie ist das einzige Andenken, das sie von ihren armen Eltern hat."

„So?" fragte Frau Artelt erstaunt. „Ich erinnere mich keines Schmuckes, den die kleine Kathi getragen; aber es mag doch wohl sein, es ist lange her."

Die alte Frau erhob sich; sie schloß die eichene Truhe auf und brachte ein Schächtelchen daraus hervor. Kathi sah ihr mit glänzenden Augen zu. Der Schmuck von den Eltern war ihr bestes Kleinod, ihn wollte die Großmutter zeigen.

„Sie hat die Perlen bisher nicht tragen dürfen, ein Kind weiß mit solchen Dingen nicht umzugehen. Aber an ihrem ersten Kommunionstage soll sie dieselben bekommen." Und damit nahm Frau Caren besagten Schmuck aus seinem Schächtelchen und reichte ihn Frau Artelt. Es waren zwei Schnüre wunderschöner echter Perlen mit einem Kreuzlein daran in feiner, kunstvoller Fassung.

Frau Artelt starrte fast mit einem entsetzten Ausdruck auf dieselben. „Das Halsband trug Kathi? — Unmöglich, denn das hätte ich nicht vergessen; die Perlen sind sehr wertvoll!"

Eine helle Röte stieg in Großmutter Carens Gesicht. „Es ist, wie ich sage," sprach sie stolz. „Die Kleine trug sie um ihren Hals und ihre Eltern waren ehrliche Leute."

„Ich zweifle nicht daran, nehmen sie es nicht so; aber den Rendel muß ich darnach fragen, er muß mir sagen, wie das Kind zu den Perlen gekommen ist. Wahrscheinlich hat er sie gefunden — ach Gott, es ist ja damals so vieles untergegangen — und weil er nicht wußte, daß der Schmuck Wert hatte, hat er ihn der Kleinen umgehangen. Gewiß ist es so."

„Nein," rief Frau Caren, „es ist nicht so! Joseph Rendel behält

nichts, was er findet, und wenn es eine Stecknadel wäre. Er hat überhaupt nichts von den Perlen gewußt, bis ich sie ihm zeigte. Ein Mann hat kein Auge für solche Dinge; er hatte nicht bemerkt, daß Kathi sie trug, aber er freute sich mit mir, daß sie dadurch ein Andenken an ihre Eltern besaß."

„Ganz recht, ein Andenken an ihre Eltern," wiederholte Frau Artelt zerstreut. Und dann doch die empfindliche Stimmung Frau Carens bemerkend, fügte sie gutmütig hinzu: „Nehmen Sie meine Worte nicht übel. Ich dachte nichts Böses oder Unrechtes, weder von Kathis Eltern, noch von dem Joseph — wie sollte ich? Und vielleicht irre ich mich auch — und — und —" Und sich plötzlich an Kathi wendend, sagte sie hastig: „Hast wohl gar keine Erinnerung an die Sturmnacht, die uns beiden fast das Leben gekostet hätte, oder an den Tag vorher, ehe Du beim Großmütterchen warst?"

„O nein, ich war noch zu jung. Manchmal ist's mir zwar, besonders wenn das Meer recht bewegt ist, als ob eine Erinnerung an jene Nacht mir käme, aber wenn ich mich recht besinne, ist's eben doch nur das, was mir der Joseph davon erzählt hat. Nur daß ich das Meer sehr liebe, weil es mich trotz Sturm und Wetter sicher zum Großmütterchen getragen hat; wie ich auch allerlei Märchen von ihm weiß und vom Meerkönig und seinem herrlichen Schloß träume. Lachen Sie mich nicht aus, Frau Artelt: aber als Sie soeben meinen Halsschmuck wunderbar schön fanden und meinten, ich hätte ihn vor dem Sturm nicht getragen, da dachte ich, Meerkönig hätte mich damit geschmückt, es wäre sein Geschenk. — Ja, nun lachen Sie doch! Es ist ja eben auch nur Spaß. Ich bin ganz klug und weiß, daß es keine Meerfeen und Nixen gibt. Aber es ist so lustig, sich so etwas auszudenken."

Frau Artelt schüttelte den Kopf. „Bist ein seltsames Kind; aber ich glaube, es wäre ratsam, wenn Du Dich nicht zu viel mit Träumen abgäbst. Sie passen nicht für Dich und Deinen Stand! Deine Eltern sind einfache Leute gewesen, und ich möchte gern, daß Du ihnen glichest."

Sie schloß mit sehr ernsthafter Miene und Kathi sagte ein bißchen beschämt: „Ich begehr' auch nichts Anderes. Und wenn sie auch alle sagen, daß ich den Eltern nicht ähnlich bin und meine eigene Art habe — ich denke doch, ich habe meine Weise zu sein und zu denken von meinem Mütterchen. Joseph hat mir oft von ihr erzählt, und zuweilen, wenn ich ganz allein bin und ich sitze am Strande, dann ist's mir, als hörte ich

meiner Mutter Stimme oder fühlte ihren Kuß auf meinen Lippen. O Frau Artelt, ich habe die Großmutter und den Joseph sehr, sehr lieb, aber ich sehne mich nach Vater und Mutter, und es ist mir, als müßte ich weit, weit über das Meer fahren und sie mir holen."

Kathis Augen leuchteten, als sie so sprach; ihre Wangen brannten. Frau Artelt schaute sie an und auch ihr stieg das Blut in die Wangen. Doch sagte sie nicht wieder „seltsames Kind"; sie sagte nur zu sich selber: „Gott weiß es, — und ich will doch lieber hier bleiben, bis der Joseph heimkehrt."

Aber der Joseph hatte eine große Reise angetreten, er kam noch lange nicht heim. So schrieb ihm Frau Artelt einen Brief und gab ihre Adresse an, damit er ihr antworten konnte, und dann verließ sie mit den letzten Gästen, ohne den Joseph gesehen und ihm persönlich gedankt zu haben, das Stranddorf. „Du mußt ihn aber schön grüßen und ihm den Brief geben," so sagte sie zu Kathi, und diese versprach es.

* * *

Der Winter war vorbei. Es war wieder Frühling. Kathi war vierzehn Jahr und mit der Großmutter und Joseph zur ersten heiligen Kommunion gegangen. Sie hatte auch an diesem Tage die Perlenschnur von den Eltern getragen mit dem Kreuzchen daran und seitdem war sie ihr unbestrittenes Eigentum geblieben.

Es ist gar kein Zweifel, daß sie ihr gehört," hatte Joseph gesagt; „Frau Artelts Rede ist dummer Schnack, wie ihr ganzer Brief auch. Bin wenigstens nicht klug daraus geworden und will's auch gar nicht sein."

Und damit war die Sache abgethan, zu Großmutter Carens großer Beruhigung; aber eine andere, wichtigere war an ihre Stelle getreten, die sich nicht so leicht erledigen ließ: was nämlich nun aus Kathi werden sollte! Die Schulzeit war vorüber, sie mußte ernstlich arbeiten lernen und mehr, als sie dazu in Großmutter Carens kleiner Häuslichkeit Gelegenheit hatte, denn dazu bestimmte sie ihr Stand und ihre Armut. Und doch, die kleinen Hände taugten nicht für grobe Arbeit und die zarten Füße nicht für rauhe Wege. Sie konnte sie nicht unter fremde Leute geben, auch nicht um Tagelohn den ganzen Tag arbeiten lassen. Vielleicht war es Schwäche, es paßte sich nicht, war für ihren Herzensliebling nicht einmal gut und heilsam; aber doch konnte ihr Großmütterchen nicht anders, als sich freuen, wenn der Joseph ihr recht gab.

„Sie ist wohl gesund, Gott sei Dank," sagte er, „aber einen Körper wie die andern Mädel im Dorfe hat sie nicht. Laßt sie Euch diesen Sommer noch im Hause helfen, bekommt doch sicher wieder einen Gast fürs Stübchen, und hie und da findet sich auch wohl Gelegenheit zum Verdienst für sie. Sorgt also nicht, Mutter Caren, Gott wird sorgen. Auch wißt Ihr ja, daß mein Brot Kathis Brot ist. So lange ich arbeiten kann, soll die Tochter meines Freundes nicht darben."

Mutter Caren drückte dankbar die ehrliche, treue Hand des Schiffers und Kathi machte ein ganz freudiges Gesicht; sie freute sich so sehr, daß vorläufig alles noch beim alten blieb. Es wäre ihr doch sehr hart angekommen, unter Fremde zu gehen. Sie war ein schüchternes Gemüt, das jede rauhe Berührung fürchtete. Dazu war dieser Sommer ganz besonders schön. Mit den ersten Gästen war auch ihr Gast gekommen — eine junge Malerin, Fräulein Roberts — und der zu dienen war für Kathi eine Lust. Sie trug derselben ihr Malergerät und wanderte mit ihr aus nach irgend einem schönen Punkte der Düne, weit ab vom übrigen Verkehr der Badegäste. Dort wurde das Malerzelt aufgeschlagen, ein Stück Meer, eine schöne Baumgruppe auf die Leinwand gemalt, oder auch unsere Kathi selbst in allen möglichen Stellungen abkonterfeit. Und dazu hatte sie noch das Amt, der Künstlerin vorzulesen. Ach, das war ganz herrlich! Sie las von großen Malern, Musikern und Dichtern, von dem, was es Herrliches und Großes auf Erden gibt, und eine neue Welt ging damit unserer jungen Kathi auf, daß ihr Herz schwoll in Freude und Sehnsucht. Ach, wenn sie auch einmal all jene wunderbaren Dinge hätte schauen oder lernen dürfen, was Fräulein Roberts kannte und wußte! Das fremde, unbekannte Leben des Geistes war wohl Meerkönigs Reich und seine hohen Schätze!

* * *

Es war ein wunderschöner, goldiger Tag. Fräulein Roberts saß mit ihrem jungen Schützling auf der Düne; sie malend, Kathi lesend. Diesmal waren es Gedichte:

„Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer."

So las sie, und was sie las, spiegelte sich auf ihrem Antlitze wieder. In der That, sie war ein Bild, wie sie so dasaß. Jetzt war das Lied zu

Ende, aber in ihrem Herzen klang es noch und in ihren Augen ſtand es noch immer geſchrieben.

„Kathi, ich muß Dich malen, ſo wie Du da ſitzt; oder nein, löſe Dein Haar auf, mache Dir eine Krone von Binſen und Ginſter und hole Dir meinen großen meergrünen Schleier, er liegt im Kaſten, der auf meiner Kommode ſteht, und komme ſchleunigſt zurück. Ich will Dir einmal recht zu Willen ſein und Dich als Meerkönigs Töchterlein malen, als eine Art Lorelei.“

Ei ja, das war etwas für ſie; und ſie wußte, wenn ſie als Meerkönigs Töchterlein ſaß, gab es obendrein ein Märchen. Gewiß das von der Lorelei. Sie kannte Fräulein Roberts. Und ſo ſprang ſie wie eine Gazelle über die Dünen, dem Dorfe zu, während die Künſtlerin ſich in die Kompoſition ihrer neuen Idee vertiefte.

Da kamen zwei Spaziergänger des Weges daher. Eine ſchöne Dame in Trauerkleidern mit ihrer jungen, auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau ſtehenden Tochter.

„O Mütterchen,“ ſagte Hedwig, „heute iſt die Luft ganz wonnig. Ich bin ſo voll Luſt und Leben und meine, hier mußt Du auch geneſen und fröhlich ſein. Wir hätten alle Jahre ans Meer kommen ſollen.“

„Ach nein,“ erwiderte die Mutter und ſeufzte.

Hedwig ſeufzte auch. Sie wußte, daß die Mutter ſeit langen Jahren, ſo lange ſie denken konnte, ſich vor dem Meer geſcheut, ja eine krankhafte Angſt vor ihm hatte. Und freilich, unnatürlich war das nicht. Sie hatten auf dem Meer zu Schreckliches erlebt. Hedwig ſelber hatte allerdings keine Erinnerung mehr daran, ſie war noch zu jung geweſen; aber daß die arme Mutter die Sturmnacht nicht vergeſſen konnte, war nur zu natürlich. Nur ihr zu Liebe, weil der Arzt für ihr Kind Meerluft verordnet, hatte Frau von Holm ſich zu dem Badeaufenthalt hier entſchloſſen; Hedwig wußte das und ſie ſuchte durch doppelte Zärtlichkeit und Liebe der Teuren dies Opfer zu lohnen, wie auch dadurch, daß ſie die Stunden am Strande recht als ein fröhliches Kind genoß. Auch jetzt verſuchte ſie, als ſie ſah, daß die Gedanken der Mutter eine trübe Richtung genommen hatten, dieſelben abzuziehen.

„Schau, Mamachen, eine Malerin! Sie hat ſich einen ſchönen Punkt erwählt. Möchte wohl ſehen, wie das Stück ausſieht, das ſie ſich aufgefangen hat! Ob ich mich ganz leiſe ein wenig näher ſchleiche?“

„Du könnteſt ſtören!“ erwiderte die Mutter.

„O — aber ich will so vorsichtig sein! Sie soll die Nähe eines Menschenkindes gar nicht ahnen. Doch erst mache ich's Dir am Strande bequem. Auf dem Plaid hier wirst Du ganz gut sitzen, nicht wahr? Du hast just die grünen Bäume vor Dir und das Vöglein, das sich auf jenem Zweige dort wiegt. Nicht wahr, das ist ein herrlicher Anblick?"

Frau von Holm lächelte und küßte ihr Kind, und dieses schlich dann leise unserer Künstlerin näher, um einen Blick auf deren Leinwand zu werfen. Aber o weh, sie hatte darüber den Boden unter ihren Füßen nicht beachtet, oder vielmehr über Fräulein Roberts Malkasten hinweggesehen, denn jetzt stolperte sie und wäre beinahe mit ihrer ganzen kleinen Person auf Fräulein Roberts zierliche Staffelei gefallen. Sie müßte keine Frauensperson gewesen sein, wenn sie bei dem Schreck nicht einen leisen Schrei ausgestoßen hätte; damit war sie aber auch entdeckt. Fräulein Roberts sah auf und just hinein in Hedwigs halb heiteres, halb verlegenes Gesichtchen.

„Ei, Kathi, was gibt's? Hast Du nur gesehen was fleucht und nicht was kreucht? Dachte wirklich, Du würdest auf mich fallen."

„Pardon!"

„Gewiß, weil Du ein selten flinkes Kind warst. Hast Du alles? Wo ist der Schleier und wo Deine Krone, schöne Meerprinzessin?"

Jetzt lachte Hedwig hell auf. „Bin leider weder die Kathi, noch die schöne Meerprinzeß," rief sie munter, „sondern nichts als ein unbescheidener kleiner Badegast, der jedoch zu jeder Sühne bereit ist."

Die Augen der Künstlerin, die sich beim ersten flüchtigen Blick auf das junge Mädchen wieder auf die Arbeit gesenkt hatten, hoben sich schnell aufs neue und schauten mit sichtlichem Staunen auf die Sprecherin.

„In der That sehr merkwürdig; nein, die Kathi sind Sie nicht und auch wohl keine Meerjungfrau, obgleich ein bißchen Hexerei ganz gewiß im Spiele ist. Ja wirklich!"

Hedwig lachte wieder, aufs höchste belustigt. Die Künstlerin kam ihr ein bißchen wunderlich vor, gerade wie sie selbst dieser, obgleich sie nicht recht begriff warum; aber ihr Vergnügen wuchs, als sie jetzt wirklich aufgefordert wurde, Kathis, der Meerprinzessin, Platz einzunehmen und Modell zu sitzen. Sie hatte mit einem Blick auf die Skizze der Künstlerin sofort begriffen, worauf es ankomme und nahm nun sehr geschickt die angedeutete Stellung ein.

„Ganz recht! So ist es prächtig; wenden Sie nur noch den Kopf ein ganz klein wenig nach rechts. So ist's recht!"

Und eifrig begann Fräulein Roberts wieder Pinsel und Palette zu handhaben. Doch kaum hatte sie einige Striche gemacht, so erschien die rechte Kathi auch auf dem Schauplatze, aber mit Augen, die ganz groß und verdutzt aussahen. Wer hatte ihren Platz eingenommen? Einen Augenblick dachte Kathi, ihre Träume wären Wahrheit geworden, Meerkönig habe eine seiner Nixen gesendet, — dann aber wurde sie glühend rot, denn ein noch seltsamerer Gedanke kam ihr — sie mußte doch träumen, denn wie konnte sie meinen, sich selber auf der Düne sitzen zu sehen?

„Bist auch verwundert über Deine Doppelgängerin," sagte Fräulein Roberts. „Ja, jetzt sehe ich's, daß wirklich dasselbe Gesicht, dieselbe Gestalt sich auch bei Menschen wiederholen kann, die sonst gar keine Beziehung zu einander haben."

Kathi antwortete nicht, sie war noch ganz überwältigt; aber Hedwig war aufgesprungen und herzugekommen. Auch in ihrem Antlitz war Neugier und Verwunderung zu lesen.

„Wirklich, wir sind uns sehr ähnlich!" rief sie munter. „Wenigstens schauen mich Ihre Augen ganz bekannt an; das ist drollig! Jetzt begreife ich die Verwechslung." Und sehr belustigt betrachtete sie das junge Landmädchen, das ihrerseits verlegen und verwirrt den Blick senkte, so gern sie ihn auch gehoben hätte.

Da wurde Hedwigs Name gerufen. O, sie hatte die gute Mama vergessen! Eilig empfahl sie sich, doch mit der Hoffnung, recht bald der Künstlerin, wie ihrer Dienerin wieder zu begegnen, und bald hatte sie Frau von Holm eingeholt, die schon langsam dem Dorfe wieder zuwanderte.

Aber warum hielt Hedwig plötzlich inne, als sie der Mama den interessantesten Teil ihres Abenteuers, nämlich den von ihrer kleinen Doppelgängerin, erzählen wollte? Eine schmerzliche Erinnerung kam ihr und ließ sie schweigen. Desto mehr aber sprach sie von der Malerin und wie sie gar zu gern auch anfangen möchte zu skizzieren, daß die Mutter freundlich versprach, die Künstlerin aufzusuchen. Vielleicht wäre diese bereit, ihrem Töchterchen einige Anleitung zu geben.

* * *

Mehrere Tage waren vergangen. Kathi hatte während dieser Zeit nur von Hedwig geträumt. Sie hätte für ihr Leben gern das junge Mädchen wiedergesehen, und fast hatte sie ein Gefühl des Neides beschlichen, als Fräulein Roberts ihr, von dem kleinen Kurhause kommend, erzählte, sie

habe jetzt auch Hedwigs Mutter kennen gelernt und werde von morgen an dem jungen Mädchen Zeichenunterricht geben. Ach, wenn sie nur wenigstens von ferne hätte zuschauen dürfen! Sie war ein armes Mädchen und würde nie das lernen und sein, was jene wußten und waren; aber es wäre schon große Wonne gewesen, auch nur einen schüchternen Blick in diese fremde Welt zu thun und besonders das junge, vornehme Fräulein, das ihr, der kleinen, geringen Kathi, so ähnlich sah, zuweilen beobachten zu können. Sie würde sich in sie hineingedacht haben, als ob sie es selber wäre, und sie sehr innig geliebt haben. Oder war das unrecht? War das die Art in ihr, welche die Großmutter nicht liebte? War es gar Hochmut? War sie unzufrieden, daß der liebe Gott nur ein einfaches, armes Landmädchen aus ihr gemacht hatte?

Sie seufzte und dann falteten sich ihre Hände. „Behüte mich, lieber Gott, und führe mich nicht in Versuchung!"

Dann aber lief sie zur guten, alten Großmutter und küßte sie zärtlich. Sie nahm auch den Besen zur Hand und kehrte, wirtschaftete und putzte, daß es eine Lust war, ihr zuzusehen und Mutter Caren wohlgefällig sagte: „Wirst doch noch eine tüchtige Arbeiterin werden; hast wirklich Geschick zu allem. Ich wollte, Frau Artelt hätte Dich gesehen. Sie war nämlich hier und wohnt heuer bei Hans Klaus, dem Fischer, da unser Stübchen besetzt ist, und erkundigte sich gleich nach Dir und ob der Joseph bald heimkehre. Sie ist eine eigene Person und thut immer so geheimnisvoll. Ihre Rede über Deine Perlen hat mir damals wehe gethan und wurmt noch, ob auch Joseph gesagt, es wäre alles recht und gut damit; denn ich weiß, Frau Artelt hat doch ihre eigenen Gedanken darüber, meint zum wenigsten, daß wir zu hoch mit Dir hinauswollen und Dich anders halten, als die andern Mädchen gehalten werden. Aber weiß Gott, ich will nichts anderes, als daß Du schlecht und recht, als fleißig und sittsam Mädchen vor Gott und Menschen wandelst und kostbare Perlen nicht Dein schönster Schmuck sind. So — und nun darfst Du an die See hinab. Ich denk' fast, der Joseph könnt' heimkehren. Er hat's immer gern so eingerichtet, daß er zum dreizehnten Juni daheim war. — Es sind morgen vierzehn Jahre, daß Dich der Joseph zum ersten Mal in meine Arme legte."

„So war es heut vor vierzehn Jahren, daß unser Schiff scheiterte und der Joseph mich rettete? — Schau, Großmutter, ich glaub' fast, da unten braut's wieder ein Wetter!"

„Es wird doch nicht? Sein könnt's, denn der Tag war heiß."

Die Großmutter trat ins Haus zurück und Kathi eilte ans Meer.

Fräulein Roberts hatte heute im Kurhaus Freunde getroffen; sie wollte den ganzen Tag nicht heimkommen. Kathi hatte also nichts für dieselbe zu besorgen — und Häuschen und Gärtchen waren blitzblank. So durfte sie sich der Großmutter Erlaubnis zu nutze machen, nach dem Joseph ausschauen und — träumen. Wenn nur ihre Träume lustiger und nicht gar so sehnsuchtsvoll gewesen wären; ihr junges Herz that ihr ordentlich wehe davon.

Da saß sie auf der Düne, den Blick auf das Meer gerichtet. Es blitzte und glitzerte auf seiner Flut in allen Farben des Regenbogens. Meerkönig schmückte sein Schloß, die Nixen tanzten den Ringelreihen, goldene Kronen auf den Häuptern. Aber es war doch nicht die alte Lust bei dem munteren Spiel. Meerkönigs Stirn war umdüstert; sein Prinzeßchen war krank und traurig, es hatte nicht mehr genug an der Herrlichkeit des Meeres, es wollte auch die der Erde haben — armes Prinzeßchen!

Kathi merkte über ihrem Träumen kaum, daß sich auch in Wirklichkeit die helle, sonnige Fläche des Meeres verwandelt hatte. Schwarze Wolken waren heraufgezogen; sie spiegelten sich in ihr, daß sie auch dunkel wurde, wie das Antlitz des jungen Mädchens.

Erst der erste Donnerschlag schreckte sie auf. Es kam ein Gewitter, ja es war schon da. Kathi mußte eilen, ihrer Großmutter Häuschen noch vor dem Sturm zu erreichen. Rasch erhob sie sich und sprang dem Dorfe zu. Zwei andere Wanderer hatten dasselbe eilige Ziel: Frau von Holm und ihre Tochter. Auch sie hatten das Nahen des Wetters zu spät bemerkt; sie konnten vor seinem Ausbruch kein schützendes Dach erreichen, es müßte denn Großmutter Carens Häuschen gewesen sein, das dem Strande am nächsten lag. Kathi dachte so, indem sie die Damen erkannte. Einen Augenblick zögerte sie. Durfte sie es wagen, die Fremden zu bitten, mit ihr zu kommen? Sie hatte so große Lust dazu und fühlte sich doch zugleich so seltsam beklommen, wie noch nie in ihrem Leben. Es hatte sie alle diese Tage so darnach verlangt, Hedwig wiederzusehen und nun war hier nicht nur diese, sondern auch ihre Mutter, jene sehr liebe Dame, wie Fräulein Roberts sie genannt hatte, und sie, Kathi, konnte beiden einen kleinen Dienst leisten damit, daß sie dieselben in Großmütterchens Häuschen führte. Welches Glück! O, sie würden wenigstens eine Stunde bei ihnen bleiben müssen und vielleicht später ein Sträußchen aus dem Gärtchen annehmen!

Blitzschnell schossen alle diese Gedanken durch ihr Köpfchen, wie das

Blut in ihre Wangen und dann sprang sie entschlossen vor, machte einen Knix und sagte schüchtern, den bittenden Blick voll ehrfurchtsvoller Liebe und Bewunderung auf das schöne, sanfte Antlitz der Frau von Holm gerichtet: „Das Wetter wird sehr schnell kommen. Dürfte ich die Herrschaften vielleicht in unser Häuschen führen? Es ist das nächste."

Hedwig erkannte Kathi sofort und rief erfreut ihren Namen. Frau von Holm schaute überrascht auf das junge Mädchen, dann zuckte es seltsam über ihr Gesicht, ihre Lippen öffneten sich und ihre Arme ausbreitend brach sie dann ohnmächtig zusammen.

„Mutter, um Gotteswillen, was ist's?" Und unter heißen Thränen stürzte sich Hedwig auf die Teure.

Kathi stand daneben; sie zitterte wie Espenlaub und Thränen rannen auch über ihre Wangen. Sie hätte gern die Hand oder auch nur das Gewand der hohen Frau geküßt; ach, und wie gern wäre sie für dieselbe gestorben!"

„Wasser, Kathi, Wasser! Sie atmet, sie wird wieder zu sich kommen. Ich hätte sie heute, gerade heute nicht an das Meer lassen sollen. O Mütterchen, mein Mütterchen!"

Kathi war bei Hedwigs erstem Ruf nach Wasser davongesprungen. Jetzt brachte sie schon in ihrem Hut von der salzigen Flut. Aber sie brachte noch mehr.

„Joseph! Onkel Joseph, bist Du's wirklich?" rief sie erfreut; denn der, auf den sie heute gewartet, schritt dort mit großen Schritten vom Dorfe her. Er hatte bei der Heimkehr seinen kleinen Liebling vermißt und sich sofort aufgemacht, ihn heimzuholen, ehe noch der Sturm ausbrach. Nun kam er just zur rechten Zeit, als ein rettender Engel.

„Es ist nur eine Ohnmacht, welche bald vergeht. Reiben Sie nur Stirn und Schläfe der armen Dame. — Da schlägt sie schon die Augen auf!"

Ja, Frau von Holm schlug die Augen auf und schaute wirr um sich. „Mein Kind, mein liebes, Kind! Hedwig, Hanna, meine beiden süßen Rosen!"

Da blendete ein greller Blitz den sehnsüchtig suchenden Blick der Dame und mit dem Donner zugleich kam prasselnd der Regen.

„Hei, nun haben wir's, das ist der richtige Gewittersturm vom zwölften Juni! Gott walt's." Und damit nahm der gute Joseph ohne weitere Umstände Frau von Holm auf seinen starken Arm, den beiden jungen Mädchen bedeutend, ihm so schnell als möglich zu folgen, und mit

großen, schnellen Schritten eilte er Frau Carens Häuschen zu. Durch seine ehrliche Seele gingen dabei allerlei Gedanken und Erinnerungen an die böse Sturmnacht vor vierzehn Jahren, und vielleicht auch manche Zweifel und Sorgen. Wer mochte sie heben?

Jetzt hatten sie Mutter Carens Hütte erreicht und damit ein schützendes Dach und sorgliche Pflege. Fräulein Roberts war heimgekehrt. Sie nahm sogleich Frau von Holm in ihr Stübchen und versah sie mit trockenen Kleidern, um es ihr dann sofort auf dem Sofa behaglich zu machen. Die arme Dame schien noch zum Tode matt und zugleich durch das Wetter furchtbar aufgeregt. War es doch fast, als ob sie ihr eigen Kind nicht erkenne und irre rede. Darum war es gewiß gut, daß sie vorläufig ganz allein und stille blieb und Hedwig zu Kathi ging. Das junge Mädchen mußte ohnedies die Kleider wechseln, es war die höchste Zeit, auch an sich zu denken, wenn es sich nicht erkälten wollte. Und Kathi war so glücklich, mit ihren Sachen aushelfen zu dürfen. Sie brachte ihren besten Sonntagsstaat herbei und half dem jungen Fräulein sich umzukleiden. Ja, und wie gut diesem alles saß. Es war, als ob es just für sie gearbeitet worden sei.

Kathis Blicke ruhten mit eigentümlicher Freude auf Hedwigs Gestalt. Es war wieder, als ob sie träume, als ob sie sich selbst schaue, wie sie war oder sein möchte, sie wußte es selbst nicht.

Auch Hedwig beschaute sich. Sie hatte sich aufmerksam in dem Spiegel betrachtet. „Es ist eine nette, kleidsame Tracht. Mütterchen muß mich so sehen, ich glaube, ich gefalle ihr. Und wie gleich meine Figur der von Kathi sein muß; wir sehen uns wirklich sehr ähnlich!“ Und damit wandte sie sich schnell um, und statt im Spiegel, spiegelte sie sich in ihrer jungen Gefährtin. Denn so konnte man ihr gegenseitiges Anschauen in der That nennen. Das war dieselbe Gestalt, dasselbe Gesicht, dasselbe dunkellockige Haar. Ein unwillkürliches Ach! entfuhr beider Lippen und Kathis Augen füllten sich mit Thränen.

„Seltsam,“ sagte Hedwig. „Kathi, wir sehen uns so ähnlich, als ob wir Zwillinge wären.“ Dann stockte sie, wie über ihr eigen Wort erschreckt, während Kathis Augen plötzlich einen wunderbaren Glanz gewannen.

„O, und Sie tragen auch meine Perlenschnur mit dem Kreuzchen daran. Ganz so ist mein Erbstück von den Eltern.“ Und hastig öffnete sie das Kästchen, worin ihr lieber Schmuck lag, und holte ihn daraus hervor.

Hedwig nahm ihn aus ihrer Hand. Jetzt traten auch ihr Thränen in die Augen. „H. v. H.,“ entzifferte sie die verschlungenen Buchstaben auf

der Rückseite des Kreuzchens; dann nahm sie ihr eigenes von ihrem Hals und legte beide nebeneinander. „Sie sind sich gleich, wie wir gleich sind. Ich glaube, Gott hat ein großes Wunder gethan. Ich begreife es nicht, weil es so süß und wunderbar ist; aber, Kathi, habe mich lieb und laß uns dem guten Gott im Himmel danken.“ Sie schlang beide Arme um Kathi und dann sank sie mit ihr auf die Kniee.

* * *

Inzwischen schien sich Frau von Holm etwas erholt zu haben, wenigstens strengte sie sich sichtlich an, so gefaßt und ruhig wie möglich zu sein. Sie saß auf dem kleinen Sofa mit gefalteten Händen. Zu Fräulein Roberts gewendet, sagte sie jetzt mit leiser, unsicherer Stimme: „Sie zeigten mir gestern einige Skizzen, auf denen ich meine Tochter zu erkennen glaubte; Sie aber sagten, daß jemand anderes Ihnen dazu gesessen — ein junges Mädchen, das meiner Hedwig gleiche.“

„In der That, gnädige Frau, das junge Mädchen heißt Kathi Caren und dies ist ihrer Großmutter Häuschen.“

„So war sie es, die ich vorhin sah? Ich dachte es. Würde sie wohl hereinkommen, daß ich ihr selber danke? Sie war so freundlich, uns hierher einzuladen.“

„Gewiß, sie wird mit Vergnügen kommen. Ich werde sie sogleich rufen.“

Fräulein Roberts ging.

Als sie auf den Flur trat, fand sie dort Mutter Caren, Joseph und eine Fremde — Frau Artelt. Mutter Caren sagte eben zu dieser mit einem ihr sonst nicht eigenen, fast sarkastischen Ton: „Sie müssen es allerdings sehr eilig mit ihrer Rede an den Joseph haben, daß Sie nicht einmal den Gewitterregen abgewartet haben.“

„Seien Sie mir nicht böse, Frau Caren, aber ich mußte den Joseph sehen; ich habe eine wunderliche Entdeckung gemacht, die ich ihm aber allein mitteilen möchte. Können wir vielleicht ins Stübchen dort gehen?“

„Ja, wenn das junge Fräulein sich umgekleidet hat.“

Jetzt konnte Fräulein Roberts die Redenden unterbrechen: „Ich hoffe, daß die beiden Mädchen mit dem Umziehen fertig sind. Frau von Holm wünscht Kathi zu sehen.“

„Kathi, die gnädige Frau will Dich sehen!“ rief Mutter Caren sogleich nach der Thür zu, während in Frau Artelts Wangen eine helle Röte stieg und ein unruhiger, fast erschreckter Ausdruck in Josephs Zügen immer schärfer hervortrat.

Da öffnete sich die Thür. Hedwig und Kathi traten auf den Flur. Sie hielten sich bei der Hand, in ihren Augen glänzten Thränen, ihre Wangen brannten in heißer Glut und eine sah aus wie die andere — zwei junge Rosen, in gleicher Lieblichkeit und Schöne erblüht.

Verwirrt starrten alle auf die jungen Landmädchen. Welches war das Fräulein aus der Stadt, welches die Kathi?

„Gott im Himmel!“ rief Joseph und ein ähnlicher Ausruf entfuhr allen; aber keiner kann den Ruf beschreiben oder nachbilden, welcher derjenigen entfuhr, die dort auf der Schwelle stand.

Es war Frau von Holm. Ein überirdischer Glanz strahlte aus ihren Augen und auf ihrer Stirne. „Ich kann es nicht begreifen, Gott, mein Gott, aber Du hast mir mein Kind wiedergegeben. Die beiden Rosen auf einem Stengel sind mein!“

Und sehnend breitete sie die Arme aus und nicht nur Hedwig, sondern auch Kathi stürzten hinein. Sie hätte es nicht anders gekonnt — sie fühlte, daß Mutterarme sich nach ihr ausstreckten. Wie hätte sie sich also nicht an der Mutterbrust bergen sollen?

* * *

Es war einige Stunden später. Das Gewitter war vorübergezogen. Der letzte Strahl der Sonne glitzerte auf der See.

Vor Mutter Carens Häuschen saß Frau von Holm, auf jeder Seite eines ihrer Kinder — denn ihr gehörten sie beide, die zarten jungen Rosen. Ein wilder Sturm hatte einst eine derselben von ihrem Herzen gerissen, aber sie hatte gesundes Erdreich gefunden und kräftige Wurzel auf fremdem Boden geschlagen. Frau von Holm wollte nie vergessen, was sie Mutter Caren und Onkel Joseph dankte. Sie sollten nicht beraubt werden, nein, sondern statt einer Tochter, gerade wie sie, künftighin deren zwei haben. Noch war das Herz zu voll von Lust und Leid; Wonne und Schmerz lagen zu nahe bei einander — aber weit darüber hin strahlte doch Gottes Gnadensonne. Er hatte alles wohlgemacht und wunderbarlich regiert, so mußte auch alles gut enden. Die jenen Gewittersturm damals zusammen durchlebt hatten, lebten ihn jetzt noch einmal durch. Frau von Holm war als Witwe mit ihren beiden Zwillingstöchtern auf ihrer Rückreise in die Heimat auch auf dem „Stern“ gewesen. Zu ihrer Begleitung und Bedienung hatte eine alte, treue Kinderfrau gehört — sie hatte die beiden kleinen Mädchen Hedwig und Hanna in Pflege gehabt. In jener Sturmnacht

aber, als es hieß, das Schiff sinkt, da hatte Frau von Holm ihre beiden kleinen Mädchen an ihr Herz gedrückt, entschlossen, mit ihnen zu sinken und zu sterben, aber nimmermehr eines aus ihrem Arm zu lassen. Es war das Verzweiflung, thörichte, wahnsinnige Angst, oder auch banges Vorgefühl, wie es ihr später schien — aber einsehen mußte sie, daß mit beiden Kindern an ihrer Brust es unmöglich war, sie und sich selbst zu retten. So vertraute sie endlich eines derselben der treuen Wärterin an. Aber auch so schien es unmöglich, das Rettungsboot zu erreichen. Es hörte niemand auf ihren Hilferuf. Auch Joseph hatte ihn überhört — sie war die Mutter gewesen, die ihn gebeten hatte, um Gotteswillen ihr Kindlein zu retten. Er hatte sich eine andere Aufgabe gestellt, und auch eine nach Gottes Willen — er konnte nicht helfen. Aber der Herr half. Eine andere Hand brachte sie und ihr Kindlein in eines der Rettungsboote, — aber wo war die treue Kinderfrau? Es war ihr, als sehe sie deren Gestalt noch einmal vor sich auftauchen und die Arme ihres Kindleins sich nach ihr ausstrecken. „Mutter, warum hast Du mich hergegeben?!" so klang es in ihr Herz, und ohnmächtig war sie zusammengebrochen. — Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich und das eine ihrer Kinder in Sicherheit, aber das andere — ihre kleine Hanna — hatte das Meer begraben samt der treuen, alten Kinderfrau. So hatte sie geglaubt vierzehn lange Jahre — da plötzlich ward ihr das Kind, ihre Hanna, neu geschenkt an das Mutterherz gelegt. Und es war keine Täuschung; nicht nur die Stimme ihres Herzens, nicht nur die auffallende Ähnlichkeit der beiden jungen Mädchen — auch andere Zeugnisse machten das Wunder klar. Um den Hals beider schlangen sich die Perlen, die sie einst an ihrem Tauftage empfingen, beide ganz gleich, beide mit denselben Anfangsbuchstaben gezeichnet, und in Großmutter Carens Truhe lagen noch Hemdchen und Röckchen, in welchen das Kindlein zu ihr getragen worden. Und dort war auch Frau Artelt. Sie bezeugte, daß ihr schon nach dem ersten verwirrenden Schreck Zweifel gekommen seien, ob sie auch das rechte Kind gerettet, daß sie sich aber darüber beruhigt habe, weil Joseph keine Bemerkung gemacht und alles in Ordnung gefunden zu haben schien. Und dann war sie eben auch zu krank gewesen. Aber als sie im vorigen Jahre ihren damaligen Pflegling wiedersah — eine junge Pflanze, die offenbar einem anderen Boden entsprossen, als sie das kostbare Halsband bewunderte, welches das Kindlein um den Hals getragen haben sollte — da sträubte sie sich vergebens gegen die Erkenntnis, daß dies nicht die Enkelin der alten Caren sei. Sie lieben sie sehr, es

wird ihnen ein großer Schmerz sein, wenn ich ihnen die Wahrheit sage — und jedenfalls muß diese erst beglaubigt sein, und mehr noch — ich muß auch erst erfahren haben, ob und welche Angehörige des armen Kindes leben, ehe ich ihnen alles sage. So hatte die gute Frau gedacht und darnach gehandelt. Deshalb war auch ihr Brief an Joseph so wenig deutlich ausgefallen, daß dieser sich wohl etwas beunruhigt fühlte, aber doch den in ihm aufsteigenden Zweifel noch zurückweisen konnte, während Frau Artelt ihrerseits weiter ging und zuvörderst alles that, um sich ein genaues Verzeichnis der auf dem „Stern" gewesenen Personen zu verschaffen, wie auch ein Verzeichnis der Geretteten und Vermißten. Einmal dieses in Händen, war es dann nicht mehr schwer, das weitere zu kombinieren. Das arme, zarte Töchterchen Konrad Carens, dem niemand ein langes Leben prophezeite, hatte seinen frühen Tod in den Wellen gefunden, und die kleine Hanna von Holm, die, als mit ihrer Kinderfrau umgekommen, angegeben war, ist von ihr und Joseph gerettet worden. Ja gewiß, die alte, treue Dienerin hatte Josephs und ihren Ruf nach der kleinen Kathi gehört, sie hatte ihn ohne das Kind zurückkehren sehen, und an ihrer Kraft verzweifelnd, das ihr anvertraute zu retten, es als das gesuchte ausgegeben, um es so vor dem sicheren Tode zu bewahren. Daß solcher Umtausch sich nicht aufklären würde, hatte sie natürlich nicht denken können. Er war nur dadurch möglich geworden, daß die wirkliche Kathi Caren keine Mutter, wie überhaupt niemanden hatte, der sie genau kannte, der treuen Dienerin Augen aber sich für immer im Tode geschlossen hatten. Doch Gottes Fügen und Führen brachte jetzt Licht. Frau Artelt erforschte, daß Frau von Holm noch lebe, ja sie erfuhr, daß die von ihr Gesuchte mit ihrer Tochter hier im Bade sei und zugleich, daß Joseph heimgekommen. Sie mußte sogleich mit dem letzteren reden, mit ihm die nächsten Schritte beraten, denn jetzt mußte er alles wissen. So war sie mitten im Unwetter in Mutter Carens Häuschen geeilt, und wunderbar zur rechten Zeit, wie wir gesehen haben. Ja, es war jetzt alles aufgeklärt — und alles gut.

Mutter Caren wischte sich die letzte verräterische Thräne aus den alten Augen. Was wollte sie auch? Jetzt konnte sie ohne Sorge von hinnen scheiden, denn für ihren Liebling war gesorgt, wie ihres Sohnes Kind lange schon in des guten Gottes Obhut schlief. So lächelte sie freundlich auf die drei glücklichen Menschen vor ihrer Hütte Thür, ein „Gott segne sie!" auf ihren Lippen. Aber wie diese die alte Frau erblickten, sprangen die zwei jungen Mädchen schnell empor, und wirklich, Mutter Caren wußte

nicht, welches die Arme ihrer Kathi seien, so fest, so treu und zärtlich schmiegten sich beide Mädchen an sie an.

„Großmutter Caren, hab' uns lieb!" so baten sie schmeichelnd, „denn wir haben Dich beide so sehr lieb und wollen Dich hegen und pflegen Dein Leben lang."

Da küßte Mutter Caren die Stirn der einen und der anderen und legte ihre Hände segnend auf beider Häupter.

Joseph sah es und ein großer Seufzer entfuhr ihm, aber er unterdrückte ihn sofort. Mutter Caren hatte es gut; sie sollte fortan zwei Enkelinnen haben, und Kathi, ihr Herzensliebling, würde glücklich sein. Die Märchenherrlichkeit war Wirklichkeit geworden. Was sie sich erträumt hatte, war ihr eigen. Das war auch genug für ihn.

„Onkel Joseph, Du darfst nicht betrübt aussehen, sonst denk' ich, es ist Dir leid, daß Du mich gerettet hast," bat Kathi liebevoll, und bittend sahen ihre dunkeln, von Glück strahlenden Augen in die seinen. Hätte er da widerstehen mögen? Nein, sein gutes, ehrliches Gesicht wurde ganz hell.

„Verhüt's Gott, Kind," sagte er herzlich. „Ich spreche mit Mutter Caren es Euch nach: Gott hat alles wohlgemacht. Ihm sei Lob und Dank auch für den zwölften Juni, für Sturm und Sonnenschein!"

Eine Stiefmutter.

Von

Margarete Frank.

Ein blasser, kränklicher Knabe von etwa zehn Jahren lehnte am Erkerfenster eines freundlichen Landhauses und spähte aus großen, dunkeln Augen eifrig die Allee hinab, welche auf die Chaussee mündete. Hin und wieder wandte er mit den halb enttäuscht klingenden Worten: „Ich sehe noch immer nichts, Dora!" sein Antlitz zurück nach der Schwester, einem um wenige Jahre älteren Mädchen, welches an einem kleinen Tischchen in der Nähe mit dem Lesen eines Buches beschäftigt schien. Allein ein aufmerksamer Beobachter würde gar bald bemerkt haben, daß es mit dem Lesen durchaus nicht ernst gemeint war, und daß die Gedanken, welche sich hinter Doras leicht gefalteter Stirn bargen, keineswegs auf das

Buch Bezug hatten, welches sie so lange schon in den Händen hielt, ohne auch nur einmal ein Blatt umgewandt zu haben. Dabei hatten die sonst freundlichen Augen einen fast finsteren Ausdruck, und ein trotziger Zug lagerte um die frischen Lippen. Sie schien zuerst nicht acht auf den Bruder zu geben oder geben zu wollen, aber als er seinen Ausruf immer von neuem wiederholte, hob sie mit einer ungeduldigen Bewegung den Kopf empor und sagte in unwilligem Tone: „Ich begreife Dich wirklich nicht, Konrad!“

Darauf folgte wieder Schweigen, bis Konrad sich abermals umwandte und leise, beinahe schüchtern fragte: „Glaubst Du, Dora, daß sie bald kommen werden?“

Dora schloß mit einem unterdrückten Seufzer das Buch und sah bitter lächelnd zu dem Bruder hinüber. „Kannst Du denn gar nicht die Zeit erwarten? Bist Du so überaus begierig auf die — neue Mutter?“

Es kostete ihr offenbar Überwindung, das Wort auszusprechen.

„Aber Dora,“ mahnte begütigend des Knaben Stimme, „Du solltest doch ein fröhlicheres Gesicht machen! Papa kommt ja heut wieder, den wir acht Tage lang nicht gesehen haben, und Papa sagte uns doch, sie — die neue Mama — wäre so gut und freundlich und sie würde uns sicherlich ebenso lieb haben wie unsere liebe, tote Mama!“

„Hör' auf, Konrad, hör' auf!“ rief Dora fast leidenschaftlich und preßte ihre kleinen Hände fest ineinander. „Ich kann's nicht ertragen, ich will's nicht ertragen! Und wenn Du, wenn Ihr alle auch über dieser Fremden unsere gute, liebe Mama vergessen solltet, ich werde es nie thun, ich wenigstens bleibe ihr treu. Für mich wird diese andere“ — und ihre Lippe zuckte, als sie es aussprach — „immer nur eine Stiefmutter sein, die ich zwar dulden muß, aber nie lieben werde!“

Konrad hatte seinen Platz am Fenster verlassen und war zu seiner Schwester getreten, die sich bei ihren letzten Worten von ihrem Sitz erhoben hatte. „Dora, liebe Dora,“ sagte er bittend und legte seine schmale Hand auf ihren Arm, „sprich doch nicht so! Wie kannst Du denken, daß ich unsere liebe verstorbene Mama je vergessen werde? Und unsere — unsere neue Mutter kennen wir ja fast gar nicht, und Papa hat uns doch nur Gutes von ihr erzählt; wie kannst Du trotzdem glauben und wissen wollen —“

Dora machte sich mit einer schnellen Bewegung von ihm los und sah mit halb mitleidigem, halb verächtlichem Blick in das Antlitz ihres Bruders.

„Du bist ein Kind, Konrad, darum redest Du so. Sag' mir doch,

warum brauchen wir denn eine neue Mutter, da ja Papa sagt, daß er hauptsächlich um unsertwillen sich zu diesem Schritte entschlossen hätte? Bin ich nicht alt genug — schon vierzehn Jahr — um nicht mehr für ein Kind gelten zu brauchen? Und hat Fräulein Rudorff ihr Amt nicht immer zu Papas größter Zufriedenheit verwaltet? Sorgt sie nicht besser und liebevoller für uns und Elschen, als es jene — jene Fremde nur je wird thun können? Thust Du doch gerade, Konrad, als wären in Deinen Märchen- und Geschichtenbüchern Stiefmütter niemals vorgekommen, oder als wären sie darin stets als leibhaftige Engel geschildert worden! Wie könntest Du sonst verlangen, daß ich mich am heutigen Tage freuen sollte? Nein, nein, ich brauche keine neue Mutter. Das eine Grab da draußen auf dem Friedhofe ist mir lieber als alle Mütter auf Erden!"

„Dora!" warnte eine besänftigende Stimme hinter ihr. Sie hatte in ihrem Eifer gar nicht bemerkt, daß sich während ihrer erregten Schlußworte die Thür geöffnet hatte und eine ältere Dame mit einem kleinen Mädchen von etwa vier Jahren eingetreten war. Bei jenem Mahnrufe erst blickte sie um sich und sah in Fräulein Rudorffs sanfte Züge, sah in das fröhliche, unschuldsvolle Antlitz ihrer kleinen Schwester Else und sie hielt fast betroffen inne; aber das tiefe, unwillige Rot auf Stirn und Wangen erlosch nicht so bald.

„Liebe Dora," sagte Fräulein Rudorff, die Erzieherin der drei Kinder, zu dem jungen Mädchen — und sie sprach mit gedämpfter Stimme, damit die kleine Elsbeth, die mit ihrem Bruder an das Fenster getreten war, ihre Worte nicht vernehmen könnte — „ich verstehe und begreife Dich zwar sehr wohl, aber dennoch muß auch ich Dir sagen, Du gehst zu weit. Dir, liebes Kind, wird freilich keine neue Mutter die Verstorbene ersetzen können, vielleicht aber doch Deinen jüngeren Geschwistern. — Nein, Du darfst darüber nicht böse sein, wenn dies der Fall wird! Sollten sie indessen bei ihrer neuen Mutter nicht die Liebe finden, welche sie verlangen können, so, Dora, mußt Du zu thun versuchen, was in Deinen schwachen Kräften steht, um ihnen diesen Mangel an Liebe nicht allzu fühlbar werden zu lassen."

Dora lehnte ihren blonden Kopf an Fräulein Rudorffs Schulter. Seitdem vor mehreren Wochen ihr Vater den Gedanken an eine zweite Heirat ausgesprochen, hatte sie sich weit mehr als vorher zu ihrer Erzieherin hingezogen gefühlt. Fräulein Rudorff hatte den Kindern schon bei Lebzeiten von Doras Mutter Unterricht erteilt und nach dem Tode der-

selben, der vor etwa zwei Jahren erfolgt war, zugleich die Leitung des Hauswesens übernommen. Es war immerhin eine schwierige und verantwortliche Stellung, die sie im Hause des reichen Fabrikbesitzers Waldner einnahm, und ob die Art und Weise, in welcher sie dieselbe ausfüllte, den Witwer wirklich so vollkommen befriedigt hatte, wie Dora versicherte, mag zweifelhaft erscheinen. Aber soviel ist gewiß, sie war stets bestrebt gewesen, nach Möglichkeit ihren Pflichten gerecht zu werden.

„Mein armer Kopf ist so dumpf," sagte Dora leise, „und mir ist so trübe und schwer zu Mut wie an dem Tage, da meine Mama starb. Nein, trüber und schwerer noch; denn mir ist, als hätte ich nun auch noch meinen Vater verloren. Bleiben Sie wenigstens bei mir, Fräulein Rudorff, behalten Sie mich lieb, denn sonst bin ich ganz verlassen. O warum, warum mußte auch Mama von uns gehen?"

Fräulein Rudorff suchte die Aufgeregte zu beruhigen und ihr vorzustellen, wie sie doch vor der Hand noch gar keine Ursache hätte, so schlimme Befürchtungen von der ihr fast gänzlich unbekannten neuen Mutter zu hegen; aber Doras Vorurteil gegen Stiefmütter wurzelte so tief, daß die schwachen Worte der Erzieherin es nicht einmal ins Schwanken zu bringen, viel weniger zu entfernen vermochten. Mitten in Fräulein Rudorffs Trostesworte hinein tönte von Konrads und Elsens Lippen einstimmig der Ruf, halb fröhlich, halb erwartungsvoll: „Da ist der Wagen! Sie kommen! Sie kommen!"

„Sie kommen!" klang es auch in Doras Herzen nach, aber weder Freude noch Erwartung vermochte es darin zu erwecken; es war vielmehr, als ob für einen Augenblick ein jäher Stich ihr Inneres durchzuckte. Langsam, gleichgültig folgte sie dann Fräulein Rudorff und den Geschwistern die Treppe hinunter, um die Angekommenen in der Halle zu empfangen und zu begrüßen.

Es war ein trüber, regnerischer Tag im Monat Mai. In fortwährendem Kampfe hatten die Sonnenstrahlen mit den Regenwolken gelegen; aber endlich gelang es ihnen doch, siegreich hindurchzubrechen, und ein herrlicher Regenbogen wölbte sich über dem Landhause, als der Wagen an der Vorderseite hielt.

Herr Waldner, der mit seiner jungen Frau von einer kleinen Hochzeitsreise zurückkehrte, wies lächelnd auf den himmlischen Friedensbogen und meinte: „Möchte er uns doch bei unserer Ankunft ein schönes Vorzeichen sein für unser Leben in diesem Hause!"

Die junge Dame, die am Arme des ſtattlichen, hochgewachſenen Mannes nach dem Portale ſchritt, begegnete mit herzlichem Blicke den Augen ihres Gatten. Sie mochte die Mitte der Zwanziger erreicht, vielleicht auch ſchon überſchritten haben. Ihr Antlitz war, ohne gerade ſchön zu ſein, doch von überaus lieblichem Ausdruck und der einfache Reiſeanzug hob die ſchlanke Geſtalt vorteilhaft.

Fräulein Rudorff und die kleine Elſe waren die erſten, welche den beiden entgegentraten. Herr Waldner nahm ſein Töchterchen auf ſeinen Arm und küßte es herzlich, während die junge Frau einige warme, freundliche Worte an die ſie beglückwünſchende Erzieherin richtete. Dann wandte ſie ſich zu der Kleinen, die ihr von Papas Armen herab die Händchen entgegenſtreckte. Das ſüße Kindergeſicht mit den leuchtenden blauen Augen und dem hellblonden Kraushaar bot einen allerliebſten Anblick dar. „Weißt Du auch, wer ich bin? Wie nennſt Du mich denn, Elschen?“ fragte Frau Waldner, und das Kind ſchlang die Ärmchen feſter um ihren Hals und flüſterte: „Liebe Mama!“

Frau Waldners Augen wurden feucht, obwohl die reinſte Freude ihr Herz höher ſchlagen ließ und einen roſigen Schimmer über ihr Antlitz breitete. Sie nahm das Töchterchen ihres Gatten, das nun auch das ihrige geworden war, von ſeinem Arm und küßte innig den kleinen Mund, der ſie mit dem teuren Mutternamen genannt hatte.

Ein wenig im Hintergrunde ſtand Konrad. War er zu ſchüchtern, um näher zu treten? Oder hatten Doras Reden Einfluß auf ihn gehabt und fürchtete er ſich nun vor der Mutter, nach der ſein liebebedürftiges Herz ſich erſt zu ſehnen ſchien?

Da ſtand ſie vor ihm, da ſah ſie ihn mit ihren milden, klaren Augen an, als wollte ſie mit dieſem Blick ihm bis in die Seele dringen. Sie hatte die kleine Elſe wieder zur Erde gleiten laſſen und beugte ſich jetzt liebevoll zu dem Knaben nieder, und bei dem warmen Ton ihrer Worte ſchwand alle ſeine Furcht und Schüchternheit. Er antwortete nicht auf ihre Frage, ob er ſie wohl ein wenig lieb haben werde; aber die Herzlichkeit, mit welcher er ſie umarmte und ihren Kuß erwiderte, gab ihr die beſte Antwort.

Doch wo war Dora? — In der reichbekränzten Thür des Wohnzimmers, welches neben der Halle lag, lehnte ſie unbeweglich; nur die feinen Lippen bebten leicht und ihre Augen glänzten in unruhigem Lichte. Hatte ſie keinen Gruß für den nach achttägiger Trennung heimkehrenden

Vater? Sprach in ihrem Herzen keine Stimme für die Frau, welche er ihr als ihre neue Mutter zuführte? Sie erwiderte stumm die herzliche Umarmung ihres Vaters und sie duldete den Gruß und Kuß seiner Gattin, ohne ihn zurückzugeben. Die junge Frau wurde ein wenig betroffen, aber sie nahm an, daß es nur Scheu und Befangenheit wäre, was das Mädchen so fremd und zurückhaltend erscheinen ließ.

„Du also bist meine liebe älteste Tochter," sagte sie herzlich, „nun Dora, ich will Dir eine treue Mutter sein und ich hoffe, wir werden einander bald verstehen und Du wirst mich auch liebgewinnen, nicht wahr?"

Doras Ohr vernahm die freundlichen Worte kaum, sie hatte keine Erwiderung auf dieselben. Thränen verdunkelten plötzlich ihre Augen und sie wandte sich hastig ab, um sie zu verbergen. Erriet Frau Waldner einige von den Gedanken, welche Doras Herz bewegten? Ahnte sie, mit welcher abgöttischen Verehrung Dora an der verstorbenen Mutter gehangen hatte, und trug sie diesem Gefühle Rechnung? Sie sah ihres Gatten verfinsterte Miene und sie legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm, indem sie leise sagte: „Laß ihr ein wenig Zeit, lieber Max, wir werden uns schon befreunden."

So betrat Agnes Waldner das Haus, dessen Herrin sie fortan sein sollte. Die ersten Tage vergingen mit Auspacken und Einräumen in Unruhe und Geschäftigkeit; aber dennoch ward der Dienerschaft schon nach kurzer Zeit klar, daß jetzt eine Hausfrau über sie gebot, die mit sanfter und doch starker Hand den Haushalt zu führen wußte, obgleich es allgemein bekannt war, daß sie bisher mehrere Jahre lang Lehrerin an einer höheren Töchterschule in der nahen Residenzstadt gewesen war, wo Herr Waldner sie im Hause seines Geschäftsfreundes, ihres Bruders, kennen lernte. Man hatte daher auch geglaubt und vielleicht sogar gehofft, daß die einstige Lehrerin nicht viel von der Wirtschaft verstehen würde; indessen stellte sich diese Vermutung gar bald als ein großer Irrtum heraus, da Frau Waldner jederzeit streng auf Ordnung hielt und mit prüfendem Auge, praktischem Sinn und geschäftiger Hand überall nach dem Rechten zu sehen und thätig einzugreifen wußte. Bei der Dienerschaft stand sie vom ersten Augenblicke an in hoher Achtung, zu der sich nach und nach mehr oder minder noch ein wärmeres Gefühl gesellte.

Gleich an einem der ersten Vormittage hatte Frau Waldner das Unterrichtszimmer betreten und sich durch eine mündliche Prüfung und eine Besichtigung der Hefte einen schnellen Überblick über die Kenntnisse ihrer Kinder

verschafft. Sie sprach sich anerkennend gegen Fräulein Rudorff aus und fügte die Hoffnung hinzu, daß es jener nicht unangenehm sein möchte, wenn sie häufiger dem Unterrichte beiwohnte. „Sie werden wissen, daß auch ich ein klein wenig davon verstehe, und so ist mein Interesse natürlich ein desto größeres."

Seitdem war die junge Stiefmutter fast tagtäglich und zwar auf längere Zeit bei den Lehrstunden der Kinder gegenwärtig; sie erlaubte sich auch wohl hie und da eine Frage einzuwerfen, ordnete dieses oder jenes nach ihrem eigenen Wunsch und Ermessen an und stellte selber mehrere Aufgaben für die schriftlichen Arbeiten. Fast unmerklich gewann sie so einen großen Einfluß auf den Unterricht, und dabei hatte alles, was sie sagte und anordnete, stets die Form eines Wunsches, nie eines Befehles, und es geschah in einer so freundlichen und herzlichen Weise, daß Fräulein Rudorff kaum verletzt sein konnte über diesen Eingriff in ihr Amt. So ergab es sich auch wie von selbst, daß Frau Waldner eines Tages gegen die Erzieherin die Bitte aussprach, sich thätig am Unterrichten beteiligen zu dürfen, da es ihr die größte Freude bereitete und sie freie Zeit im Überflusse hätte, während Fräulein Rudorff so vielbeschäftigt wäre.

„Würde es Ihnen vielleicht recht sein, wenn ich statt Ihrer etwa den Rechenunterricht oder den deutschen Aufsatz übernähme?"

Das Anerbieten wurde in so zarter, rücksichtsvoller Form gemacht, daß eine ausweichende oder gar ablehnende Antwort von vornherein unmöglich war. Zu den Rechenstunden und dem deutschen Aufsatz gesellte sich nach einiger Zeit auch Doras naturwissenschaftlicher Unterricht, und Fräulein Rudorff würde über die Erleichterung ihrer Aufgabe eher erfreut als beleidigt gewesen sein, da sie in den genannten Fächern nicht so bewandert wie in den andern Lehrgegenständen war und deshalb an ihnen auch kein so lebhaftes Interesse nahm, wenn nicht Dora empört gewesen wäre über diese Handlungsweise ihrer Stiefmutter und ihrem Unwillen in erregten Worten vor ihrer Gouvernante Luft gemacht hätte.

„Es ist Hochmut, nichts als Hochmut! Sie will mit ihrem Wissen und ihren Kenntnissen nur glänzen und sich rühmen; sie weiß, daß diese Gegenstände gerade diejenigen sind, die mich am wenigsten interessieren, die mir am schwersten fallen, aber um mich zu quälen, um mir zu zeigen, daß sie Macht über mich hat und daß ich ihr gehorchen muß, gerade deshalb besteht sie darauf. Bedenkt sie denn gar nicht, wie beleidigend Ihnen ein solches Verfahren erscheinen muß? Aber vielleicht sollen Sie aus Ihrer

Stellung verdrängt werden, weil sie weiß, daß ich an Ihnen einen starken Rückhalt habe, daß Sie außer mir die einzige sind, die ihr nicht volle Verehrung entgegenträgt!"

„Wie ungerecht, Dora!" meinte das stille, sanfte Fräulein Rudorff ganz erschrocken. „Wie kommst Du nur auf solche Gedanken? Überdies verkennst Du doch ein wenig meine Gefühle Deiner Mutter gegenüber. Ich achte und ehre —"

„O bitte, fangen Sie nur nicht auch noch an, von meiner „Mutter" zu reden! Sie könnten es mir wirklich ersparen, diese Ausdrücke von Hochachtung und Verehrung auch aus Ihrem Munde zu vernehmen. Muß ich es nicht oft genug täglich vernehmen, wie gut und vortrefflich sie ist? Es ist ja wahr, daß sie meines Papas zweite Frau ist; aber — „Mutter" habe ich sie bisher noch nicht zu nennen vermocht. Meine Mutter, meine heißgeliebte, einzige Mama ist hier!" Und sie öffnete das goldene Medaillon, welches sie an einem einfachen schwarzen Sammetbande um den Hals trug.

So leidenschaftlich Doras Worte klangen, so waren sie doch aufrichtig gemeint und tief empfunden. Mit aller Macht lehnte sich dieses junge, stolz und heiß empfindende Mädchengemüt gegen jenen Frauencharakter auf, dessen Überlegenheit Dora täglich, stündlich anerkennen mußte und dessen mildem Einflusse sie sich nicht ganz zu entziehen vermochte. Sie gehorchte Frau Waldner ohne Widerspruch, aber es war kein freudiger, nur ein widerwillig geleisteter Gehorsam; denn es fehlte ihr die Liebe, welche das Gehorchen leicht macht. Sie ordnete sich ihrer neuen Mutter unter in allen Stücken; doch sie mied, so oft sie nur konnte, ihre Gegenwart. Dora besaß Stolz und Ehrgeiz; daher war sie im Unterricht und namentlich in den Stunden, welche Frau Waldner ihr nun erteilte, fleißiger als je. Aber es fehlte ihr die rechte Freudigkeit am Lernen; der Mutter freundliches Lob ließ sie kalt und gleichgültig und ihr sanfter Tadel erbitterte sie nur.

Herr Waldner sah mit herzlicher Freude, einen wie lebhaften und innigen Anteil seine junge Gattin an dem Wohlergehen seiner Kinder nahm. Der seit dem Tode seiner ersten Frau so ernste und schweigsame Mann wurde zusehends heiterer und gesprächiger, und manch ein fröhliches Scherzwort belebte des Abends den kleinen Familienkreis, denn Fräulein Rudorff wurde ganz als mit zur Familie gehörig betrachtet. Tagsüber war Herr Waldner nur wenig daheim, da war er in seinen ausgedehnten Fabrikräumen thätig; desto mehr liebte er die trauten Abendstunden, welche er

bei seinen Lieben verlebte. Sonst hatte er es stets gern gehabt, wenn Dora ihm etwas vorspielte oder ihre kleinen Lieder sang, und Dora selbst hatte es immer große Freude bereitet, denn sie war recht gut beanlagt und liebte die Musik außerordentlich.

„Jetzt hört er lieber das Spiel und die Stimme seiner jungen Frau," dachte sie grollend bei sich, und wenn wieder einmal die Aufforderung ihres Vaters an sie erging: „Wie steht's mit Deinen Musikstudien, mein Töchterchen? Ich müßte es Dir gar nicht erst zu sagen brauchen, daß Du mich mit einem kleinen Vortrag erfreuen möchtest!" so setzte sie sich stets nur unwillig und widerstrebend an das Klavier.

Konrad und Else hingen dagegen mit vollem Herzen an der neuen Mutter. Sie wußte so hübsche Spiele und reizende Geschichten und verstand sich so allerliebst mit ihnen zu beschäftigen, daß vor den Augen des launischen, kränklichen Knaben und des fröhlichen, leichtherzigen kleinen Mädchens eine neue Welt aufzugehen schien. Frau Waldner sonnte sich so recht in der Liebe dieser beiden, da es ihr täglich immer fühlbarer wurde, wie schwer es war, die Schroffheit und die abweisende Kälte ihrer ältesten Tochter zu durchdringen. Auch Herrn Waldner mißfiel Doras fremdes, zurückhaltendes Wesen in hohem Grade, aber er wurde es seltener und weniger gewahr als seine Gattin. Sobald er es jedoch bemerkte, rügte er es fast immer in scharfer Weise, wodurch Doras Groll gegen ihre Stiefmutter sich nur noch steigerte.

„Warum benützt Du das hübsche Arbeitskästchen nicht, welches Dir Mama mitgebracht hat, Dora?" so fragte er eines Abends, als seine Tochter an einem Kleid für Elsens Püppchen schneiderte und dabei ihr altes, schon etwas schadhaftes Nähkörbchen vor sich auf dem Tisch stehen hatte.

„Es — es ist wohl zu schade, um täglich benutzt zu werden," gab Dora befangen zur Antwort; doch als sie aufschauend den ernsten, braunen Augen ihrer Mutter begegnete, fühlte sie, wie sie über die halbe Unwahrheit errötete. Wohl war es ein feines und zierliches Kästchen, zu hübsch fast, um benutzt zu werden, aber dies war doch nicht der eigentliche Grund, weshalb es so unberührt und unbeachtet in Doras Schrank stand. Das junge Mädchen hatte sich auch längst ein ähnliches gewünscht und ihrem Papa schon öfter die Erfüllung dieses Wunsches nahegelegt; sie würde sicherlich auch höchst erfreut über das reizende Geschenk gewesen sein, wenn — wenn eben nur irgend ein anderer der Geber gewesen wäre. Aber diese

Frau, zu der sie „Mutter“ sagen sollte! Der Gedanke an die Geberin verdarb ihr die Freude an der Gabe, und sie hatte sich fest vorgenommen, das Kästchen niemals in Gebrauch zu nehmen. Die plötzliche Frage ihres Vaters verwirrte sie; sie fand nicht recht den Mut zu sagen, wozu sie noch zuvor entschlossen gewesen war: „Ich benutze es nicht, weil ich kein Geschenk von ihr haben will!“ Sie fürchtete weniger die Strenge ihres Vaters, als den Blick derjenigen, welche sie mit diesen Worten getroffen hätte. So gingen denn jene Worte über ihre Lippen, die fast wie eine Entschuldigung klangen und doch eine halbe, wenn nicht eine ganze Unwahrheit in sich schlossen: „Es — es ist wohl zu schade, um täglich benützt zu werden.“

Und da kam er doch, jener Blick, welchen sie gefürchtet hatte, der so fragend und durchdringend auf ihr ruhte und mehr von Trauer als von Vorwurf zu sprechen schien. Hatte er die Lüge auf ihrer Stirn gelesen und war er nun betrübt darüber?

Aber auch Herrn Waldner hatte Doras Antwort nicht zufrieden zu stellen vermocht. „Ob es zu schade ist oder nicht, gleichviel,“ sagte er streng; „Mama hat es Dir geschenkt, damit Du es benützen sollst, und ich wünsche, daß es fortan geschieht. Das häßliche Ding dort“ — und er wies auf das Arbeitskörbchen — „will ich nicht wieder zu sehen bekommen, hörst Du, Dora? Ich will doch hoffen, daß meine Tochter meinem Wunsche Rechnung tragen wird!“

Schweigend gehorchte Dora; aber ihr Stolz und Trotz war geweckt und erstickte die weichere Regung, welche sie kurz zuvor noch hatte ergreifen wollen. Jenes Puppenkleidchen blieb für lange Zeit Doras letzte Näharbeit.

Die Tage und Wochen vergingen, ohne eine merkliche Veränderung in Doras Wesen herbeizuführen. Ihr Benehmen gegen ihre Stiefmutter blieb sich nach wie vor gleich und sie trübte und verbitterte durch dasselbe sich und ihr das Leben, welches sonst so klar und friedlich, so leicht und fröhlich dahingeflossen wäre.

Der Sommer kam und brachte herrliche Tage mit sich. Selbst Konrads blasse Wangen begannen sich in der frischen, stärkenden Luft und unter Frau Waldners liebevoller Pflege höher zu färben. Häufige Spaziergänge und Ausflüge in die schöne, waldige Umgegend erhöhten den Reiz des Landlebens. Dora allein suchte sich von jenen Ausflügen so viel wie möglich auszuschließen; sie schien einsame Spaziergänge am meisten zu lieben und suchte häufiger als je den nahen Friedhof und das Grab ihrer

Mutter auf. Oft auch — doch das geschah immer nur dann, wenn sie sich unbemerkt wußte — saß sie in ihrem Stübchen vor dem Schreibtisch, über welchem das stets mit einem Kranze geschmückte Bildnis der Verstorbenen hing, und ließ die wogenden Gefühle ihres Herzens in die stillen, verschwiegenen Seiten ihres Tagebuches strömen. Aber glücklich und zufrieden konnte sich Dora bei alledem nicht fühlen. Frau Waldners ruhige, sich stets gleich bleibende Freundlichkeit, der Zug sanfter, sinnender Trauer, der ihr liebliches Antlitz überflog und der Tochter zeigte, wie schmerzlich ihr liebloses Wesen empfunden wurde, hätten ihr das Herz des jungen Mädchens unzweifelhaft zugeführt, wenn Dora je gelernt hätte, was Demut heißt. So aber überwanden ihr Hochmut und Eigenwille alle besseren Gefühle und schienen das junge Herz gänzlich verhärten zu wollen, welches so vieler hingebenden Liebe fähig gewesen war.

Nun war's an einem heißen Tage im Anfang Juli. Fräulein Rudorff fehlte für kurze Zeit in dem häuslichen Kreise, da sie Urlaub zu einer kleinen Reise erbeten und erhalten hatte. Auch Herr Waldner war nicht daheim; er war in Geschäftsangelegenheiten nach der Hauptstadt gefahren, wurde aber noch zum Abend zurückerwartet.

Es war in einer der ersten Nachmittagsstunden. Der Tag war so glühend heiß, daß man an einen Aufenthalt im Freien nicht denken konnte. Frau Waldner war mit ihren beiden kleinen Lieblingen in dem geräumigen Gartenzimmer, welches das kühlste im ganzen Hause war, während Dora es vorgezogen hatte, ihnen fern zu bleiben. Else saß auf einem kleinen Bänkchen zu Füßen der Mutter und bat um eine Erzählung, und Frau Waldner willfahrte der bittenden Kleinen, indem sie mit ihrer weichen, wohllautenden Stimme jenes reizende Märchen von Rückert begann, welches jedes Kindesherz erfreuen muß:

„Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind."

Konrad, der am nahen Tische mit dem Aufbau einer Festung beschäftigt war, hielt in seiner Thätigkeit inne, um den Worten seiner Mutter zu lauschen, trotzdem ihm das Lied bekannt war; aber es klang von ihren Lippen so ganz anders, so viel schöner, als er es zu hören gewohnt war. Es that ihm leid, daß es so bald schloß; das Spielen mit der Festung

wollte ihm gar nicht behagen, er fühlte sich matt und schläfrig von der Hitze und blickte mißmutig vor sich hin.

Frau Waldner wollte, nachdem sie noch ein Weilchen mit der kleinen Else gespielt hatte, wieder zu ihrer Handarbeit greifen, als sie die gelangweilte und trübselige Miene des Knaben gewahr wurde.

„Nun, was bedrückt denn meinem jungen Herrn da das Herz?“ fragte sie scherzend. „Er macht ja eine so finstere Miene, als wollte er den ganzen Sonnenschein damit verscheuchen! Will's heute gar nicht gehen mit dem Alleinspielen? Muß erst jemand kommen und ein wenig helfen? Ja? — Papa hat doch ganz recht, wenn er sagt, daß ich Dich verwöhne; aber solch ein jämmerliches Gesicht, wie Du mir vorhin gezeigt hast, mag ich durchaus nicht sehen. Sage mir also, was willst Du spielen? — Wie, Du weißt es selber nicht? Das ist freilich sehr traurig, denn ich kann's doch noch viel weniger wissen! — Doch laß mich einmal versuchen! — Da steht eine Festung vor Dir. Sie ist beinahe fertig zusammengestellt, aber ich sehe weder drinnen noch draußen Krieger. Hole also Deine Soldaten her, Konrad, schnell! — Nun, was für einen Namen soll die Festung tragen? Wie wär's, wenn Du Dir vorstelltest, sie sähe noch ein wenig anders aus, als sie jetzt aussieht, und es wäre Troja, welches die Griechen belagern? Hab' ich's getroffen? Gefällt Dir mein Spiel? So laß uns denn beginnen! Diese Soldaten sehen zwar weder Trojanern, noch Griechen sehr ähnlich; aber wir wollen einmal annehmen, sie wären es. Welche der kämpfenden Parteien willst Du übernehmen? Ich seh' es Dir schon an, Du möchtest am Schlusse Sieger bleiben und stehst also auf der Seite der Belagerer. Gut! Und nun zeig', daß Dir der trojanische Krieg geläufig ist!“

Das Spiel begann. Konrad war bald Feuer und Flamme bei seiner Aufgabe, und Frau Waldner lächelte oft vergnügt über die drollige Art und Weise, in welcher er seine streitbaren Helden reden ließ. Elschen fand plötzlich, daß sie ihre Puppe nun lange genug in den Schlaf gewiegt hätte und kam auch an den Tisch heran, um staunend zuzusehen und zu hören.

Da spielte sich nun der ganze trojanische Krieg noch einmal ab. Kein Ereignis, das in Konrads Augen irgend welche Bedeutung zu haben schien, durfte ausgelassen werden. Selbst Hektors Abschied von Andromache wurde mit größter Treue dargestellt, indem ein kleines und ein ganz winziges Badepüppchen Schwester Elsens als Andromache dabei mitwirkte. Hektors

Kampf mit Achilles und des alten Priamos Bitte um Herausgabe der Leiche seines Sohnes waren zwei Glanzpunkte des Spieles; aber Konrads Lust und Vergnügen stieg am höchsten, als aus den Klötzen seines Baukastens das hölzerne Roß erbaut wurde, in dessen Bauche sich die tapfersten Griechen verborgen hielten. Und wie einstmals in Troja, so erwies sich auch hier das Thor der Festung zu niedrig für das vermeintliche Heiligtum, und ein Teil der Mauer mußte entfernt werden, um das hölzerne Roß in die Stadt einzulassen. Dann kam der nächtliche Überfall; sämtliche Trojaner fielen im Kampfe, nur Äneas rettete sich mit seinem Sohne Askanios und seinem alten Vater Anchises aus der verwüsteten Stadt; die einzelnen Teile der Festung wurden auseinander genommen und — Troja lag in Schutt und Staub. Mit ihrer Beute beladen, fuhren dann die Sieger auf ihren Schiffen heim nach dem schönen Griechenland und das Spiel hatte ein Ende; aber lange noch währte der Jubel und die Begeisterung der beiden Kinder.

„Wo bleibt nur Dora?“ fragte Frau Waldner. „Sie wird sich doch nicht in ihrem Stübchen aufhalten, das jetzt die ganze Glut der Mittagssonne trifft?“

Konrad erbot sich sogleich, nach der Schwester zu suchen und sie herbeizuholen; aber die Mutter wehrte seinem Eifer. „Ich danke Dir, lieber Junge, doch ich will selber nach Dora sehen; gib Du unterdes nur auf Else acht.“

Dora befand sich auf ihrem Zimmer. Sie hatte das Fenster geöffnet, doch die Jalousie so tief herabgelassen, daß nur ein mattes Dämmerlicht in dem kleinen Raume herrschte. Dennoch saß Dora an ihrem Schreibtisch und war in ihr Tagebuch vertieft, als Frau Waldner eintrat. Beim Öffnen der Thür schrak das junge Mädchen sichtlich zusammen und sah sich mit keineswegs freundlichem Blicke nach der Eintretenden um.

„Was soll ich?“ fragte sie, indem sie das Buch hastig schloß und beiseite legte.

„Ich wünschte nur zu wissen, wo Du bist, Dora. Warum kommst Du nicht zu uns in den Gartensaal, da doch in Deinem Stübchen eine so drückende Hitze herrscht?“

Dora stand auf. „Ich komme sogleich; ich vergaß im Augenblick, daß ich, so lange Fräulein Rudorff verreist ist, unter Deiner Aufsicht stehe.“

„Unter meiner Aufsicht stehst Du immer, Dora, ob Fräulein Rudorff abwesend ist oder nicht,“ bemerkte Frau Waldner ruhig, „und so wirst

Du mir auch die Frage erlauben, ob es recht von Dir ist, in diesem Halbdunkel zu schreiben?"

„Ich habe nicht geschrieben," versetzte das junge Mädchen rasch, „ich habe gelesen."

„Das ist bei dieser Dunkelheit mindestens ebenso schädlich für die Augen. Nimm doch Dein Buch mit nach dem Gartenzimmer, Dora, wenn Du gern lesen möchtest. Da braucht man die Sonnenstrahlen nicht erst abzuschließen, denn es ist dort schattig und kühl. — Was hast Du denn jetzt für Lektüre?"

„O fürchte nichts! Keinen jener Romane, die Du mir gestern zu lesen verboten hast. — Ich las nur in meinen alten Aufzeichnungen." Die Schlußworte wurden leise und zögernd gesprochen, und ein tieferes Rot bedeckte des Mädchens Antlitz.

„Da fällt mir ein, liebes Kind," bemerkte Frau Waldner im Anschluß an Doras letzte Worte, „daß ich Dich heut Vormittag um Dein Aufsatzheft hatte bitten wollen, weil ich etwas in Deiner letzten Arbeit noch mit Dir zu besprechen wünschte. Vergiß doch nicht, mich wieder daran zu erinnern!"

„Ich will Dir das Heft sogleich geben," sagte Dora in dem Bestreben, die Aufmerksamkeit ihrer Stiefmutter von dem Schreibtisch abzulenken. Während sie das Heft aus dem daneben stehenden kleinen Schrank hervorsuchte, meinte Frau Waldner: „Es macht mir immer Vergnügen, Aufsätze zu lesen. Abgesehen von dem Interesse, welches sie selber mehr oder minder zu bieten vermögen, werde ich durch sie immer lebhaft an meine eigene Schulzeit erinnert, in welcher mir manch ein Aufsatz mehr zur Plage als zur Freude ward, und ich suche beim Lesen die Gefühle zu ergründen, welche die junge Schreiberin wohl beim Niederschreiben bewegt haben mögen. Recht interessant ist's, eigene Aufsätze nach langer Zeit wieder durchzulesen. Das hast Du vorhin gewiß auch gefunden, als Du in Deinen alten Aufsätzen lasest, nicht wahr?"

Dora senkte den Blick. Ein einfaches „Ja" würde sie aller Angst und Verlegenheit überhoben haben; aber das Wort kam nicht über ihre Lippen, ihre aufrichtige Natur sträubte sich gegen die Lüge.

„Ich sagte nicht, daß es Aufsätze wären — nur Aufzeichnungen," antwortete sie, indem sie das gesuchte Heft auf den Tisch legte.

„Aufzeichnungen?" wiederholte Frau Waldner lächelnd. „Wie? Ein Schriftstellertalent steckt also in unserer Dora? Und davon haben wir bis-

her keine Ahnung gehabt! Ist das recht? Darf man sein Licht so unter den Scheffel stellen? Ei, ei, Dora, ich habe Lust, das Buch dort in Beschlag zu nehmen, denn darin stehen jene schriftstellerischen Versuche doch sicherlich aufgezeichnet." Und sie deutete auf das Tagebuch, welches das junge Mädchen beim Eintritt der Mutter schnell aus der Hand gelegt hatte. Hastig und abwehrend streckte sich Doras Hand nach dem Buche aus.

„Nein, o nein, das darfst Du nicht," sagte sie erregt, und ihre Stimme verriet die innere Angst.

„Das darf ich nicht?" fragte Frau Waldner mit freundlichem Ernst. „Die Tochter will ihrer Mutter etwas verbieten? Das ist mir neu!"

„Du bist im Irrtum," fuhr Dora fort, „es sind keine schriftstellerischen Versuche; es ist nur mein Tagebuch, welches für Dich nicht das geringste Interesse haben kann."

Ihr ängstliches Wesen fiel Frau Waldner auf.

„Interesse hat für mich alles, was Dich betrifft," entgegnete sie, „und es würde mir lieb sein, wenn Du mir das Buch zeigen oder aber mir etwas daraus vorlesen würdest."

Dora schüttelte heftig den Kopf. „Kann ich nicht so viel Freiheit haben, zu schreiben, was ich will? Bin ich denn noch solch ein Kind, daß ich in allen Dingen überwacht und beaufsichtigt werden muß?"

„Lerne Dich selbst überwachen und beaufsichtigen, Dora, und es wird nicht nötig sein, daß andere es thun. So fern es mir stets lag, mich in ein Vertrauen einzudrängen, das Du mir nicht freiwillig entgegenbringen wolltest, sehe ich mich doch jetzt gezwungen, auf meinem Verlangen zu bestehen, denn ich muß befürchten, daß Dein Tagebuch Dinge enthält, welche das Auge der Mutter zu scheuen haben. Was sich mir so ängstlich verbirgt, muß ich für ein Unrecht halten, dem ich nachforschen will um jeden Preis. Ich wünschte wohl, daß das Herz meiner Tochter offen vor mir läge und daß sie nie vergäße, was sie ihrer Mutter schuldig ist."

Doras Lippen erbebten bei dem Wort. „Meiner Mutter!" sagte sie leise, voll aufquellender Bitterkeit und tiefempfundenen Sehnens, und ihr umflortes Auge richtete sich auf das bekränzte Bildnis über dem Schreibtisch.

„Ja, Deiner Mutter," wiederholte Frau Waldner mild — sie hatte den Blick wohl bemerkt und verstanden, „der lebenden sowie der toten! Oder meinst Du wirklich, daß die Verstorbene über eine solche Liebe, wie Du sie ihr gegenüber an den Tag legst, Freude zu empfinden vermöchte, über eine Liebe, die doch nicht Dein ganzes Wesen durchdringt, sondern

ęez v H. Bürkner

T. A. B. XXIX.

Die Stiefmutter

im Gegenteil Dich so eigenwillig und trotzig, so hochmütig und abweisend erscheinen läßt? — Dora," fuhr sie eindringlicher fort und ihre Stimme hatte einen weichen Klang, „wird's Dir denn gar so schwer? Wann endlich wirst Du mir vertrauen und mich lieben lernen? — Gib mir das Buch, ich bitte Dich darum."

Schweigend, mit niedergeschlagenen Augen stand Dora und bewegte nur verneinend das Haupt.

„Deine Mutter wartet, Dora!"

Noch immer kam keine Antwort. Frau Waldners liebes Antlitz wurde sehr ernst. „Kennst Du das Wort Gehorsam?" fragte sie. „Jetzt bitte ich nicht mehr, sondern ich verlange."

Doras Wangen flammten in tiefer Entrüstung auf und heiße Zornesthränen traten in ihre Augen. „Das Tagebuch ist mein Eigentum!" rief sie, ohne ihre Worte zu bedenken, „und ich glaubte, daß ich hineinschreiben könnte, was ich wollte, ohne daß fremde Augen ein Recht hätten, in jene Blätter hineinzuspähen. Ich habe niemals meine Gefühle verheimlicht, niemals da Liebe geheuchelt, wo ich sie nicht empfand, und selbst wenn Du mir das Schreiben verbieten wolltest, das Denken würde mir stets unverwehrt bleiben!"

„Ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst, Dora. Nur das verstehe ich, daß Du in einer Weise zu mir redest, wie sie mir bisher unerlaubt und undenkbar erschien; und um fähig zu sein, mir das Rätselhafte in Deinen Worten zu deuten, muß ich mein Verlangen wiederholen. Ich habe oft genug, vielleicht zu oft Deinem Willen freien Spielraum gelassen, Dora, diesmal aber habe ich Dir meine bestimmte Forderung kundgethan, und ein einmal ausgesprochenes Gebot nehme ich, wie Du weißt, nicht zurück. Ich werde ohne das Buch dieses Zimmer nicht verlassen."

Da half kein Ausweichen mehr. Widerstrebend gehorchte Dora, doch unmittelbar darauf brach ein heftiger Thränenstrom aus ihren Augen.

Zögernd, unentschlossen blieb Frau Waldner mit dem Tagebuche in der Hand an der Thür stehen. „Weshalb weinst Du, Dora?" fragte sie gütig. „Gib mir einen klaren, vernünftigen Grund an, warum ich nicht lesen soll, was diese Blätter enthalten; sprich ein freundliches, herzliches Wort der Bitte, und ich lasse das Buch ungelesen zurück. Aber freilich, wenn Du mir nicht erklären willst, was in diesen Blättern nicht für meine Augen bestimmt ist, so muß ich es allein zu erfahren suchen auf dem einzig möglichen Wege, indem ich selber das Buch lese. Denn abtrotzen läßt sich mir nichts."

„Thue, was Du willst," stieß Dora mit fliegendem Atem und halberstickter Stimme hervor; „aber bitten um das, was mir gehört und rechtmäßig zukommt, werde ich nie!"

Nur einen traurigen, vorwurfsvollen Blick warf die junge Stiefmutter noch auf das aufgeregte, schluchzende Mädchen und verließ dann schweigend das Gemach.

Einen Augenblick schien es, als wollte Dora ihr nacheilen und als wollte ihr Mund sich öffnen zu der Bitte, welche jene verlangte; doch wie gebannt hielt ihr Fuß inne und trotzig preßten sich die roten Lippen fest aufeinander. So tief sollte sie sich demütigen und sich zu einer Bitte herablassen, — nein, niemals! Mochte sie doch immerhin lesen, wie sie über dieselbe dachte und empfand! Wer trug die Schuld?

Ja, wer trug die Schuld? — War's doch in diesem Augenblick Dora, als brächte ein leiser Nachklang die sanften, gütevollen Worte an ihr Ohr zurück: „Wird es Dir denn gar so schwer, Dora? Wann endlich wirst Du mir vertrauen und mich lieben lernen?" — „Nie, nie!" rief sie heftig und barg ihr Gesicht in beide Hände, während ihre erregten Gefühle sich in einem erneuten Thränenstrom Bahn brachen.

Hatte Frau Waldner vielleicht doch erwartet, daß ihre Tochter kommen und sich das Buch zurückerbitten würde? Es vergingen Stunden, ehe sie Doras Tagebuch vornahm und mit zögernder Hand ein Blatt nach dem andern umwandte. Sie war es sich ja bewußt, daß sie durch diese ihre Handlungsweise sich das Herz ihrer Tochter nur noch mehr entfremden würde, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß sie nicht anders hatte handeln dürfen. Und dann konnten diese Blätter vielleicht dazu beitragen, sie Doras Wesen besser erkennen und verstehen zu lassen.

Es war ein starkes, in rotbraunes Leder gebundenes Buch. Das Datum der ersten Seite zeigte, daß Dora schon vor dritthalb Jahren darin zu schreiben begonnen hatte. Die Schrift war überall sauber, wenn sie auch zuerst der Gleichmäßigkeit noch etwas entbehrte.

Frau Waldner fing an zu lesen. Sie las nicht Zeile um Zeile und Seite um Seite, sondern nur hin und wieder einige Worte und Sätze, auch wohl ein ganzes Blatt, je nachdem das Geschriebene ihr Interesse erregte und Aufschluß über Doras Charakter zu verheißen schien. Die Aufzeichnungen ließen nach Form und Inhalt erkennen, daß ein halb erwachsenes Kind sie niedergeschrieben hatte. Die mancherlei Gefühle, welche sie in Frau Waldners Herzen erweckten, spiegelten sich klar auf ihrem

offenen Antlitz wieder. Bald zog sich die Stirn in leichte Falten, bald trat ein sinnender Ausdruck in die klaren Augen, bald flog ein heiteres Lächeln durch die ernsten Züge und ließ das Antlitz der jungen Frau noch anmutiger erscheinen.

Dann aber kam ein Blatt, welches Frau Waldner mit inniger Rührung las und welches also lautete: „Es ist so schrecklich Trauriges geschehen, daß ich es noch immer nicht fassen und glauben kann, daß es wirklich wahr sein soll. Wochen sind deshalb vergangen, seit ich zuletzt an diesen Blättern schrieb. Inzwischen ist Mama, meine liebe, unvergeßliche Mama, immer kränker geworden und gestorben und vor vierzehn Tagen ist sie begraben worden. Ich habe soviel geweint, daß ich schon dachte, meine Augen würden vom vielen Weinen blind werden. Papa ist auch so sehr traurig, und Konrad, der schon immer schwächlich war, ist ganz krank geworden. Fräulein Rudorff und alle sind betrübt. Nur Else, unsere liebe, kleine Else schaut so vergnügt wie immer aus den blauen Augen in die Welt hinein; aber sie ist ja auch erst zwei Jahr alt. Sie war Mamas Herzblatt und ist mir doppelt teuer als ein Vermächtnis von ihr, für welches Sorge zu tragen sie mir empfahl. — Ja, ich will stark und mutig sein, ich will aufhören zu weinen und mich Deiner würdig erweisen. Du, meine geliebte Herzensmama, sollst mit mir zufrieden sein!"

Schweigend, sinnend schaute Frau Waldner eine Weile auf das Blatt nieder. Dann blätterte sie weiter, bald schneller, bald langsamer, mehr oder weniger bei den einzelnen Aufzeichnungen verweilend. Nachdenklich blieb ihr Blick endlich auf einem Blatte haften, dessen Datum nur wenige Monate von dem der Gegenwart zurücklag. Da stand von Doras Hand geschrieben: „Ich kann's nicht glauben und mich durchrieselt ein kalter Schauer, wenn ich nur an die entfernte Möglichkeit denke, daß es wahr sein, wahr werden könnte, was ich hie und da von der Dienerschaft andeuten hörte, daß Papa sich von neuem zu verheiraten gedächte. O Mama, Mama, wer könnte Dich ersetzen? Niemand kann es und niemand soll es thun!"

Und unter einem etwas späteren Datum standen die Worte: „So ist es also doch wahr gewesen, und was mir unmöglich schien, hat sich erfüllt! Papa hat sich verlobt, in drei Wochen ist Hochzeit und eine Stiefmutter zieht in unser Haus. Ich habe sie schon einmal gesehen, freilich ohne zu ahnen, wie nahe sie meinem Papa in kurzer Zeit stehen würde oder gar damals schon stand; darum erwähnte ich auch nicht den Vorfall, der mir

unbedeutend erschien. Als ich mit Papa in der vergangenen Woche nach der Hauptstadt zu Großmama gefahren war, kam am Nachmittag auch eine mir unbekannte Dame dorthin. Papa kannte sie, da sie die Schwester eines seiner Geschäftsfreunde war; er sprach viel mit ihr und schien viel auf ihr Urteil zu geben. Aber auf mich machte sie durchaus keinen sympathischen Eindruck, trotzdem sie ganz freundlich zu mir war. Ihr Blick hatte etwas so Forschendes und Durchdringendes, daß ich mich in der Nähe ihrer Augen stets unbehaglich fühlte. Und diese klug und vornehm blickende Fremde soll den Platz meiner Herzensmama einnehmen? Ich kann's nicht hindern, daß sie in unser Haus kommt, aber lieben werde ich sie nie, nie!"

Wieder wandte Frau Waldners Hand Blatt auf Blatt um; doch immer ernster wurden ihre Züge und immer mehr verloren ihre Augen den Ausdruck ruhiger Klarheit, der ihnen so eigen war. Immer hoffnungsloser erschien ihr das Bemühen, Doras Herz gewinnen zu wollen, und mit trübem Blicke las sie, was diese erst vor ganz kurzer Zeit geschrieben hatte: „Ich fühle mich nicht mehr daheim in unserm Hause, seitdem Papa uns eine Stiefmutter gab. Wie könnte ich mich auch jemals so weit überwinden, sie mit dem teuren Muttternamen zu nennen, sie, die sich zwischen Papa und mich gedrängt und mir die Herzen der Geschwister entfremdet hat, so daß unser verödetes Heim mir nur noch trostloser und fremder erscheinen muß! An Mamas Grabhügel fühle ich mich heimischer als im Vaterhause!"

Mit einem Seufzer schloß Frau Waldner das Buch und legte es beiseite. Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie in Sinnen verloren, bis sie hinter sich ihres Mannes Stimme vernahm: „So nachdenklich, Agnes, daß Du mich nicht kommen hörst?"

Sie stand auf und begrüßte den Eingetretenen herzlich. Ihm war ihre trübe Stimmung indessen nicht entgangen und er fragte besorgt nach der Ursache derselben. Mit dem Ausdruck wiederkehrenden Frohsinns in ihren Zügen schaute sie in sein Antlitz, das sich über sie beugte, und sagte einfach: „Ich sann darüber nach, wie ich Deinen Kindern, die nun doch auch die meinen sind, wohl eine bessere Mutter werden könnte."

Beim Abendessen blieb Dora aus. Herrn Waldners Augenbrauen zogen sich im Unmut leicht zusammen; er war es nicht gewohnt zu warten und gab Konrad den Auftrag, seine Schwester zu holen.

„Was hat das Mädchen nur wieder?" meinte der Vater kopfschüttelnd. „Ich habe sie seit meiner Rückkehr noch nicht einmal gesehen." Dann aber

erzählte er, um seine Gedanken auf andere Dinge zu lenken, seiner Gattin von den neuen und vorteilhaften Einrichtungen, die er in seiner Fabrik zu treffen gedächte, bis Dora mit dem Bruder zurückkam und auf die Frage nach ihrem langen Ausbleiben antwortete, daß ihr nicht wohl wäre. Mit schnellem Aufblick traf sie halb forschend, halb besorgt das Auge der Mutter. Das junge Mädchen sah blaß und verweint aus und vermied ihren Blick. Auch Herr Waldner sah die Thränenspuren auf dem Antlitz seiner Tochter und fragte in seiner kurzen, leicht erregbaren Art, was es wieder gegeben hätte. „Was ist geschehen, Dora? Antworte mir!“ wiederholte er nachdrücklich und mit umwölkter Stirn, da sie noch immer schwieg. „Hast Du meine Frage nicht gehört?“

„Ich habe in meinem Tagebuche gelesen,“ erklang es kaum hörbar, „und da“ — Dora drängte das hervorbrechende Schluchzen mühsam zurück — „da hat sie es mir weggenommen, und sie hatte doch kein Recht dazu!“

„Von wem redest Du?“ entgegnete Herr Waldner in verschärftem Tone. „Wer hatte kein Recht, Dir Dein Buch zu nehmen?“

Dora schwieg; nur mit scheuem Blicke sah sie zu Frau Waldner hinüber; aber Herr Waldner schien dieses Zeichen nicht verstehen zu wollen und stellte noch einmal die kurze, bestimmte Frage: „Wer nahm Dein Buch?“

„Mutter,“ kam es grollend, widerstrebend und mit fast erstickter Stimme von den Lippen des jungen Mädchens. Herr Waldner wollte heftig erwidern; doch mit sanftem Drucke umschloß seiner Gattin Hand unter dem Tische die seinige und bat beredter als Worte. Da sagte er nur: „Ich habe morgen einige Worte mit Dir zu reden, Dora.“

Das war kein trauliches Beisammensein an diesem Abend. Else, die durch ihr kindliches Geplauder vielleicht zum Teil die Mißstimmung verscheucht haben würde, war schon frühzeitig zur Ruhe gegangen. Herr Waldner war verstimmt, um so mehr, da er ermüdet von den Anstrengungen des Tages nach Hause gekommen war und sich auf ein paar gemütliche Abendstunden daheim gefreut hatte. Seine Gattin war nachdenklich und betrübt, Konrad befand sich in etwas gedrückter Stimmung, Dora saß in stummem Groll da, und ein stechender Kopfschmerz diente nicht dazu, ihren Mißmut zu verringern. Noch eher als Konrad stand sie auf, um ihren Eltern „gute Nacht“ zu wünschen, wenn man die kühlen Worte einen Wunsch nennen durfte. In Frau Waldners Augen lag eine teilnehmende Frage und eine unausgesprochene Bitte; aber Doras Antlitz war zur Seite gewandt, als die Hände der beiden sich flüchtig berührten.

So ging sie zur Ruhe, wenn ein Niederlegen zum Schlafe, ein Schließen der Augen Ruhe bedeutet, wo doch während der ganzen Nacht kein fester Schlummer sich auf die Lider des jungen Mädchens senkte. Ihre Stirn war heiß, in ihrem Kopfe hämmerte es, und durch Herz und Hirn jagten die widersprechendsten Empfindungen und Gedanken.

Nach der glühenden Hitze des Tages hatte sich ein heftiger Sturmwind erhoben und umtobte die Nacht hindurch das gänzlich frei stehende Haus. Er war der Vorbote eines schweren Gewitters, das sich gegen die Morgenfrühe hin mit furchtbarer Gewalt entlud. So ruhig und furchtlos Dora sonst während eines Gewitters war, jetzt in ihrer aufgeregten Stimmung und der Überreizung ihrer Nerven schrak sie zusammen bei jedem Blitzstrahl, der ihr Auge traf, und jedem Donnerhall, der an ihr Ohr schlug. Leicht angekleidet saß sie am Fenster und schaute in die Gewitternacht hinaus. Sie entsann sich nicht, jemals ein solches Unwetter erlebt zu haben. An den gedämpften Lauten, die, während Sturm und Donner einen Augenblick ruhten, aus dem Nebengemach zu ihr drangen, erkannte sie, daß ihre Eltern gleich ihr aufgestanden waren, dennoch blieb sie allein auf ihrem Zimmer und ging nicht zu ihnen hinein. Sie vernahm Schritte gegen die Thür zu, es schien jemand lauschen zu wollen, ob sie wach wäre; aber sie verharrte nur desto regungsloser auf ihrem Platze, und die Schritte entfernten sich nach einer Weile wieder.

Als die Heftigkeit des Gewitters endlich nachgelassen hatte, suchte Dora noch einmal ihr Lager auf. War's nur ihre Abspannung und Müdigkeit, oder hatte sich der Sturm ihrer leidenschaftlichen Gefühle gleichfalls gelegt, — ihre Augen schlossen sich im Schlummer, und nur im Traum war ihr's noch, als hörte sie die Sturmglocke läuten; dann schlief sie fest.

Lange schon war das helle Tageslicht in ihr Stübchen geströmt, ehe Dora erwachte. Als sie den Blick aufschlug, traf er in das frische Antlitz ihrer kleinen Schwester Else, die vor ihrem Bette stand und der Langschläferin einen fröhlichen „guten Morgen" zurief. Aber Dora war nicht zum Scherzen aufgelegt, sie fühlte noch immer ein heftiges Pochen an ihren Schläfen, und daneben empfand sie etwas Beschämung, daß sie die Zeit verschlafen hatte. Der lustige Kindermund ließ sich indessen durch ihr Schweigen und ihre verdrießliche Miene nicht einschüchtern, sondern lachte und plauderte munter fort. In ernsterem Tone, der jedoch den freudigen Eifer des Kindes am Erzählen keineswegs verbarg, wurde der Schwester dann die wichtige Mitteilung gemacht, daß in der Nacht ein schreckliches

Gewitter gewesen wäre und der Blitz eines der Arbeiterhäuschen im Dorfe niedergebrannt hätte. Hatte denn Dora vom Donnern und Blitzen gar nichts bemerkt? Alle waren doch munter gewesen, und Papa war sogleich, als er die Sturmglocke läuten hörte, ins Dorf geeilt und noch nicht wiedergekommen!

Herr Waldner kehrte zurück, noch bevor Dora angekleidet war. Man hatte das Feuer gelöscht, aber das Häuschen war von den Flammen gänzlich zerstört worden und nur wenige Habseligkeiten hatte man noch in Sicherheit bringen können. Doch, Gott sei Dank, kein Menschenleben war verloren; alle waren sie gerettet worden, die in dem Hause gewohnt hatten. Das Haupt der ziemlich zahlreichen Familie, deren Hab und Gut vernichtet worden, war einer der fleißigsten Arbeiter in Herrn Waldners Fabrik und ein durchaus rechtschaffener und braver Mann. Mit warm empfindendem Herzen war jener sogleich darauf bedacht gewesen, daß für die Obdachlosen gesorgt wurde. Ein freundlicher Nachbar bot ihnen den ersten Schutz, und eine kleine, leer stehende Wohnung fand sich bald; aber sie blieb auch dann noch leer, als die wenigen geretteten Habseligkeiten hineingeschafft worden waren. Hatten doch die Hausbewohner in der Verwirrung des Augenblicks und der Nachwirkung des betäubenden Schlages meist gerade nach dem gegriffen, was nur geringen Wert besaß, und bessere und nötigere Sachen übersehen.

Als Dora in das Frühstückszimmer trat, war ihr Vater bereits nach seiner Fabrik gegangen. Frau Waldner hingegen suchte an alten Kleidern und brauchbarem Hausgerät hervor, was nur irgend vorhanden und leicht entbehrlich war. Den kühlen Morgengruß der Tochter hatte sie nicht ganz so herzlich wie sonst zurückgegeben und sich, nachdem sie gefragt, ob es mit Doras Kopfschmerz besser ginge, wieder ihrer Arbeit zugewandt, die sie bald nach dem einen, bald nach dem anderen Zimmer, bald treppauf, bald treppab führte. O wie gern hätte ihr Dora bei dem Liebeswerk geholfen, aber Scheu und Trotz hielten sie zurück.

Sie setzte sich an den Frühstückstisch, doch sie aß und trank nur sehr wenig. Aufmerksam hörte sie auf die ausführliche Erzählung Konrads, der sich zu ihr gesellt hatte.

„Weißt Du, Dora," schloß er mit kindlichem Triumphe seinen Bericht, „wir haben für die armen Leute schon Geld gesammelt. Else und ich haben aus unsern Sparbüchsen etwas gegeben, und Mama und Papa geben sehr viel! Trägst Du nicht auch zu der Sammlung bei?"

„Sehr gern," erklärte das junge Mädchen bereitwillig und langte aus ihrem Portemonnaie ein Geldstück hervor, welches sie in die Hand des Knaben gleiten ließ. Er sah in froher Überraschung zu ihr auf. „So viel? — Darf ich's Mama bringen?"

Die Schwester nickte, und er sprang vergnügt davon; aber nach kaum zwei Minuten kam er wieder zurück mit dem Geldstück in seiner Hand. „Mama meint, Du könntest es ihr selber bringen, wenn Du etwas beisteuern willst."

Ohne ein Wort der Erwiderung ließ Dora die zurückgewiesene Gabe in die Tasche gleiten. Verwundert und zugleich betrübt richtete sich das Auge des Bruders auf sie.

„Willst Du's nicht bringen?" sagte er schüchtern.

„Nein," antwortete sie so kurz abweisend, daß er nicht weiter zu fragen wagte.

Es war selbstverständlich gewesen, daß die Unterrichtsstunden am Vormittage ausfielen, obwohl die Ferien erst am folgenden Tage hatten beginnen sollen. Ruhe und Aufmerksamkeit würden sowohl der Lehrenden wie den Lernenden gefehlt haben. Überdies hatten Frau Waldners Kopf und Hände Beschäftigung genug, so daß sie kaum Zeit fand, an den ausgefallenen Unterricht zu denken.

Dora war es lieb, daß sie gerade an diesem Tage keine Lehrstunden hatte. Ihr war nicht wohl zu Mute; sie war aufgeregt und unzufrieden mit sich und jedermann. Sie hielt es nicht aus daheim, es zog sie hinaus zu dem Grabhügel, der ihr so teuer war. Sie nahm ihren Hut und schlug den Weg nach dem Friedhofe ein.

Nach dem Gewitter am frühen Morgen hatte sich die Luft bedeutend abgekühlt, der Erdboden war noch feucht und ein scharfer Wind wehte. Aber Dora achtete nicht darauf; ihr wurde warm bei ihrem schnellen Gange und bald hatte sie ihr Ziel erreicht.

Da saß sie nun wieder auf der eisernen Bank vor dem epheuumrankten Hügel, der in sich das Liebste barg, welches sie auf Erden besessen hatte. Es war so still und friedlich ringsum, kaum ein Laut wurde hörbar, nur die alten Linden und Ahornbäume an der niedrigen Kirchhofsmauer rauschten, wenn der Wind durch ihre Zweige dahinfuhr. Doch wild und erregt stürmten die Gedanken durch Doras Seele. Lange saß sie dort regungslos, den Blick unverwandt auf das Grab zu ihren Füßen gerichtet. Dann sank sie auf der steinernen Einfassung des Hügels

nieder in ihre Kniee und schlang ihre Arme um das weiße Marmorkreuz, welches sich auf demselben erhob.

„O Mama, hilf mir; ich fühle mich so elend!“ schluchzte sie leise.

Wie lange sie dort gekniet in dumpfem Schmerze — sie wußte es nicht. Der Wind trug den Schall der Turmuhr zu ihr herüber. Sie schrak zusammen und zählte die Schläge. So spät schon? Sie mußte an den Rückweg denken. Es fröstelte sie, doch ihr Kopf brannte. Sie war so matt, daß ihre Füße sie kaum heimzutragen vermochten.

Bei Tische bildete das erschütternde Ereignis des Morgens natürlich das Hauptgespräch.

„Ist Dir nicht wohl, Dora?“ so hatte Frau Waldner mit freundlich prüfendem Blick in das Antlitz ihrer Tochter gefragt; aber diese hatte gleichgültig erwidert: „Nur etwas Kopfschmerz; doch ich kann nicht essen.“

„Mädchenlaune!“ dachte Herr Waldner und sah mißbilligend auf sie. Ihr Benehmen bestärkte ihn nur in seiner Absicht, und als er vom Tische aufstand, sagte er in ernstem, wenn auch nicht strengem Tone zu ihr: „Ich habe heut mit Dir reden wollen, Dora.“

Sie folgte ihm in das Nebenzimmer und hörte schweigend auf seine Worte. Es schmerze ihn tief, sagte er, zu sehen, wie wenig Liebe, ja wie wenig Rücksicht sogar sie der Mutter zu teil werden lasse, die er ihr gegeben, und gerade von ihr hätte er gehofft, daß sie sich innig an dieselbe anschließen würde. Ihr unfreundliches — um nicht zu sagen herzloses — Betragen müsse indessen ein Ende nehmen, sonst sehe er sich genötigt, so schwer es ihm falle, sie in einem Pensionate der Hauptstadt, dessen Vorsteherin ihm bekannt sei, einige Zeit zubringen zu lassen. Er müsse freilich zweifeln, ob eine Entfernung von daheim ihr überhaupt als eine Strafe erscheinen werde; aber vielleicht lerne sie späterhin den Segen des Elternhauses besser schätzen.

Kein Wort entgegnete Dora und keine Thräne trat in ihr Auge, nur krampfhaft schlangen sich ihre Hände ineinander. Als Herr Waldner, nachdem er vergeblich eine Antwort erwartet, das Zimmer wieder verlassen hatte, brach Dora, tief aus gepreßter Brust Atem holend, in einem Stuhle zusammen.

„Die Mutter verloren und nun auch den Vater verloren,“ klang es in ihr. Und nicht einmal Fräulein Rudorff war da, die sie doch wenigstens einigermaßen verstanden hatte. — Das also war's gewesen, was ihre Stiefmutter bezweckte, und nun hatte sie es erreicht! War denn auch

anderes von ihr zu erwarten gewesen? Es war ihr gelungen, die Tochter vom Herzen des Vaters zu reißen und sie aus seinem Hause zu verdrängen; sie hatte gesiegt!

Wohl wollte sich in Doras Brust eine leise, sie anklagende Stimme zu Gunsten der geschmähten Stiefmutter erheben, aber sie lieh ihr nicht Gehör.

Also fort von daheim sollte sie? — In diesem Augenblicke, beim Gedanken an die Trennung vergaß sie, daß sie es jüngst erst ein verödetes, trostloses, ihr entfremdetes Heim genannt hatte; sie empfand nur einen heißen Schmerz, daß sie es verlassen sollte, das teure Haus und alles, was sie geliebt hatte. Fort von Vater und Geschwistern, von Haus und Garten und fort von dem Grabe der Mutter? — Sie hätte sich um den Hals des Vaters werfen und flehen mögen: „Verstoß mich nicht! Laß mich bleiben!" Aber sich für überwunden zu erklären, ihr Unrecht einzugestehen, die Stiefmutter gar um Verzeihung zu bitten, dagegen sträubte sich ihr stolzer und trotziger Sinn.

Und doch! Drang es nicht wie aus weiter Ferne bittend und mahnend an ihr Ohr: „Wann endlich wirst Du mir vertrauen und mich lieben lernen?"

Sie preßte die Hände gegen die heißen Schläfen, als wollte sie das stürmische Pochen zurückdrängen, aber ihre Hände waren heiß, wie ihre Stirn. So schwach und kraftlos fühlte sich Dora, daß es ihr nur mit Mühe gelang, ihr Zimmer zu erreichen.

Dort fand sie zwei Stunden später Frau Waldner in heftigem Fieber auf dem Sofa liegend. Die Aufregung der vergangenen Nacht und die Erkältung auf dem Kirchhof hatten die Krankheit zum Ausbruch kommen lassen. Willenlos ließ sich das Mädchen von der Mutter entkleiden und zu Bett bringen. Der Arzt wurde noch am selben Abend gerufen.

Dora war krank, schwer krank. Ein hitziges Nervenfieber hatte sie ergriffen, und wenn auch ihre kräftige Natur der Krankheit endlich siegreich widerstand, so vergingen doch viele bange Tage und Nächte, ehe die Gefahr als beseitigt angesehen werden durfte. Unablässig und mit opferfreudiger Hingabe war Frau Waldner um die Kranke bemüht, so daß sie sich selber kaum die nötige Ruhe gönnte. Mit sanfter Hand, mit fürsorglicher Liebe, mit praktischer Umsicht und größter Gewissenhaftigkeit waltete sie in dem Krankenzimmer. Doch Dora lag teilnamlos, wenn sie nicht heftige Fieberphantasieen quälten. Sie wußte nicht, wer fast Tag und Nacht an ihrem

Lager wachte und mit so liebevoller Geduld sie pflegte. — Als dann die größte Gefahr überstanden, die Heftigkeit des Fiebers überwunden war und Dora nach und nach zum völligen Bewußtsein ihres Zustandes kam, da erkannte sie freilich die freundliche Gestalt an ihrem Lager, die sie in ihren Fieberphantasieen so oft für ihre verstorbene Mutter gehalten hatte. Mit stiller Heiterkeit und unverdrossenem Gleichmut versah Frau Waldner ihr Amt, und das Auge der Genesenden ruhte auf ihr und folgte ihr, wenn sie mit leisem Schritte durch das Zimmer ging, und ihr Ohr lauschte auf den Klang der gedämpften Stimme; aber sie selbst sprach nicht, sie fühlte sich noch zu matt zum Sprechen, und was in ihrem Innern vorging, wußte niemand.

Doch eines Tages, als Frau Waldner ihr Arznei gegeben hatte und nun in treulicher Sorge ihr die Kissen zurechtlegte, um ihrem Kopfe eine bequemere Lage zu geben, da fühlte sie plötzlich ihre Hand festgehalten und ein leise geflüsterter Name traf an ihr Ohr: „Mutter!"

Wie klang das Wort so ganz anders als an jenem Abend, da sie es in bitterm Grolle hervorgestoßen, wie klang es so weich und herzinnig! In diesen bebenden Lauten sank aller Trotz und Hochmut zusammen, und das warme Gefühl durchbrach jede noch so künstlich aufgerichtete Schranke.

Eine hohe und reine, unnennbare Freude strahlte aus Frau Waldners Augen, ein sonniges Lächeln verschönte ihr Antlitz, sie beugte sich tiefer über das Bett, und Dora schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und bat in den Tönen der Liebe und des Schmerzes: „Mutter, liebe Mutter, kannst Du mir verzeihen?"

Und innig hielten sich Mutter und Kind umschlungen.

* * *

Langsam, Schritt für Schritt rückte Doras Genesung vor. Frau Waldner schien es sich zur schönsten Aufgabe gemacht zu haben, der Genesenden den Eintritt in das neugewonnene Leben durch frohe und angenehme Eindrücke recht heiter und freundlich zu schmücken. Mit feinem Herzenstakte wußte sie ihrem Blicke jede Seelenstimmung und jeden Wunsch abzulauschen. Hundert kleine Aufmerksamkeiten fand sie heraus, um sie zu erfreuen; sie brachte ihr Blumen und andere sinnige Gaben, sie las ihr vor, suchte durch Spiel und Gesang sie zu erheitern und ließ zu fröhlichem Geplauder Doras jüngere Geschwister auf eine Weile zu ihr.

Dankbaren Herzens nahm das junge Mädchen so viel ihr dargebrachte

Liebe entgegen. Neugeschaffen und mit neuem Herzen trat Dora in das ihr wiedergeschenkte Leben, und die Welt erschien ihr schön und beglückend. Nur ein wehmütiger Ernst lag noch über ihr ganzes Wesen gebreitet und ließ ihre Freude zu einer weihevollen Fröhlichkeit werden. Mit herzlicher Innigkeit schloß sie sich an die neue Mutter an, als wollte sie ihr durch doppelte Liebe zu ersetzen suchen, was sie ihr so lange entzogen hatte. Wohl vergaß sie nicht ihre verstorbene Mutter, das Andenken an sie blieb ihr geheiligt, aber sie wußte, daß die Verklärte ihr nicht zürnen würde, wenn sie neben ihrem Bilde das Bild der Lebenden treu im Herzen bewahrte. —

Und nun herrscht Freude und Fröhlichkeit in dem freundlichen Landhause und leuchtet aus den Augen aller seiner Bewohner.

Dora ist genesen, Dora ist gesund! Ja, gesund an Leib und Seele!

Da sitzt sie im Garten auf der Bank neben der Mutter, zwar noch sorglich eingehüllt, doch fröhlich und glücklich. Heller, warmer Sonnenschein liegt um sie her, und heller, warmer Sonnenschein liegt auch auf ihrem Antlitz, das sie zu dem der Mutter erhebt.

Nicht weit von den beiden entfernt sind Konrad und Else eifrig damit beschäftigt, das reife Obst aufzufangen, welches Herr Waldner, auf hoher Leiter stehend, vom Baume abbricht und ihnen zuwirft. Der Eifer des kleinen Mädchens ist eigentlich ein doppelter zu nennen, denn ihre Aufmerksamkeit ist eine geteilte. Die leichten Füßchen springen hurtig vom Obstbaum zu Fräulein Rudorff, die in der Nähe der fröhlichen Gruppe Kränze windet, und von Fräulein Rudorff springen sie wieder zum Obstbaum.

Doch endlich finden sie einen Augenblick bei jener Rast. Zwei kleine, hübsche Kränze, aus Herbstblumen gewunden, sind fertig geworden, und bewundernd steht Elsbeth still. Wie sehen die kleinen Zwergastern und Reseda so niedlich aus! Aber nicht lange bleibt sie in diese Betrachtung vertieft. Nach einem geheimnisvollen Flüstern mit Fräulein Rudorff schleicht sie sich leise dorthin, wo fröhlich plaudernd im hellen Sonnenschein Mutter und Schwester sitzen. Auf den Zehenspitzen naht sie sich behutsam von hinten und schiebt vorsichtig einen Gartenstuhl hinter die Bank. Das geht freilich nicht ganz geräuschlos und die beiden bemerken es wohl, aber sie thun, als werden sie nichts gewahr, um der Kleinen die Freude an der gelungenen Überraschung nicht zu verderben.

Nun steigt Else auf den Stuhl hinauf und läßt ihre Kränze auf die Häupter der beiden herabsinken. Da wendet sich Frau Waldner plötzlich

und hält das jauchzende Kind gefangen. Ein Kuß als Lösegeld, dann ist die Kleine frei, und eilfertig springt sie zurück zum Bruder, um das Versäumte nachzuholen.

Mutter und Tochter sind wieder allein. Jetzt reden sie etwas ernster; sie sprechen von vergangenen Tagen, und Frau Waldner fragt mit freundlichem Lächeln, was denn aus dem Tagebuch werden solle.

Errötend blickt Dora zu ihr empor. „Thue damit, was Du willst, Mutter. Vernichte es, oder hebe es auf, damit es mir ein bleibender Zeuge meiner Thorheit und meines unkindlichen Trotzes sei!"

„Und wo ist denn das trotzige Herz meiner Dora geblieben?" sagt die Mutter mit heiterem Scherzwort.

„Geschmolzen vor dem Strahl Deiner Liebe. O Mutter, lehre mich werden wie Du!" flüstert Dora bewegt.

Über ihnen spannt sich Gottes klarer, blauer Himmel aus, und derselbe Himmel wölbt sich auch über einem einsamen, von Hoffnungsgrün dicht umsponnenen Grabhügel. Mit duftenden Kränzen hat ihn die treu sorgende Hand einer Lebenden geschmückt, und hell funkelt im strahlenden Sonnenlicht die goldene Inschrift des weißen Marmorkreuzes:

„Die Liebe höret nimmer auf!"

Frauenschutz.

Von

Pauline Schanz.

Frauenschutz, gewiß ein vielverheißendes, tröstliches Wort, schon im allgemeinen Sinne genommen, umsomehr in jener besonderen Bedeutung, in welcher hier die Rede davon sein soll; ein Schutz, ein gesicherter Lebensberuf für verwaiste, allein im Leben stehende Töchter gebildeter Stände, ein Wirkungskreis, geschützt vor den mannigfachen Wechselfällen des Schicksals, geschützt vor den Angriffen und Unbilden der Welt, doch nicht abgesondert von ihr; eine große Familie für von lieben Familienbanden losgetrennte, einer gesicherten Heimat entbehrende ältere Mädchen, deren berechtigten Wünschen und Ansprüchen, wie solche eine feinere Bildung, eine höhere geistige Richtung mit sich bringt, entsprechend und zugleich eine

erfreuende und erfrischende Thätigkeit für arbeits- und schaffensfreudige weibliche Kraft darbietend, ein Ruhehafen, ein friedenvolles, sorgenfreies Asyl für die Müden, ein Ausruhen im Abendschatten nach treu vollbrachtem Tagewerke, dann in Wechselbeziehung zu Vorgenanntem, Hand in Hand damit stehend, eine Lehr-, Erziehungs- und Ausbildungsanstalt für Mädchen vom zartesten Kindes- bis zum Jungfrauenalter. Alles dies ist inbegriffen in dem Worte „Frauenschutz", es ist vereint in jenem in Dresden-Neustadt freundlich gelegenen weitläufigen Häuserkomplex, welcher den schönen, bedeutungsvollen Namen „Frauenschutz" führt.

Und mit dem Namen Frauenschutz ist der Name seiner Begründerin eng verknüpft, der bescheidenen Gärtnerin, welche vor einer Reihe von Jahrzehnten das kleine, jetzt zum schattenspendenden, früchtetragenden Baum emporgewachsene Samenkorn voll frommen Gottvertrauens in die Erde senkte, der Name Amalie Marschner. Daher der Hingang dieser edlen Frauenseele, der am 29. Januar 1883 in Dresden erfolgte, in zahllosen Herzen tiefe Trauer hervorrief, aufrichtige Thränen der Liebe und des Dankes fließen machte und die Blicke aufs neue auf das, seine Schöpferin in frischblühender Kraft überlebende Kind ihres Geistes, ihrer Sorgen und Mühen, die Anstalt zum Frauenschutz, hinlenkt.

„Es war im Winter des Jahres 1843, als im Kreise befreundeter Frauen sich eines Abends das Gespräch auf die beklagenswerte Lage vieler einsamen Jungfrauen lenkte und vielfache Erfahrungen und Erlebnisse über dieselben mitgeteilt wurden. Ein großer Teil derselben, erzählte man sich, sucht seinen Unterhalt durch weibliche Handarbeit zu erwerben; dieselben werden aber in der Regel so schlecht bezahlt, daß nur der angestrengteste Fleiß das Notwendigste erringen kann; dadurch tritt aber nicht nur bald eine große Augenschwäche ein, sondern das ganze Nervensystem wird durch das anhaltende Sitzen und die fortwährend gleichmäßige Armbewegung so angegriffen, daß allgemeine Schwäche, Brustkrankheiten, Schwermut sehr oft die Folge einer solchen Lebensweise, Mangel und schwere Sorgen die unvermeidlichen Bundesgenossen des herannahenden Alters werden. Andere wieder, welche durch Talente und Geschicklichkeiten durch eine lange Reihe von Jahren sich nützlich gemacht, waren gleichwohl nicht im stande gewesen, so viel zu sparen, um dem Alter sorglos entgegensehen zu können. Und wenn das Alter kam, sich keine Aussicht zur Wirksamkeit mehr bot und solche vielleicht aus weiter Ferne in die Heimat zurückkehrten, da waren sie nun auch in dieser fremd geworden. Die alten Freunde waren weggestorben,

an die Einsame schließen sich nicht leicht neue an, neue Erwerbsquellen ließen sich nicht auffinden, und so verfielen auch die, welche ihre ganze Jugendkraft im Dienste anderer zugesetzt hatten, gar bald einer sorgenvollen Lage, welche durch das Bewußtsein, ohne Teilnahme, Freunde und Hilfe bei Krankheit und Unvermögen in der Welt allein zu stehen, noch gesteigert werden mußte. Ja, es traten wohl häufig auch Fälle ein, wo die, welche sich jahrelang in der Fremde um ihre Existenz gemüht haben, dann sogar die noch Angehörigen sich entfremdet finden. Da wird ihnen jedes Plätzchen im Hause mit Bedenklichkeit zugemessen, jeder Bissen Brot nachgerechnet, da sind oft alle früheren Liebesdienste vergessen, um nur nicht Liebe mit Liebe vergelten zu müssen. Und sollte ein solcher Fall nicht noch trauriger sein als völliges Alleinstehen?

Wenn nun die Aufzählung solcher Beispiele die höchste Teilnahme und den Wunsch geeigneter Abhilfe erweckte, so konnte man sich doch auch nicht verhehlen, daß viele auch nur dadurch in Bedrängnis versetzt waren, weil bei ihrer Erziehung zu wenig auf die Festigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters gewirkt, auf die Ausbildung irgend einer Anlage oder Geschicklichkeit geachtet worden ist. Solche Vernachlässigungen waren auch da besonders bemerkbar, wo die Eltern frühzeitig weggestorben waren und die Sorge des Vormundes sich nur auf Zusammenhaltung des kleinen Kapitals erstreckt hatte, anstatt es sicher zinsbar durch eine sorgfältige Erziehung anzulegen. Dabei durfte man jedoch nicht verkennen, daß auch sehr viele Mädchen leider nur in der Erwartung der Versorgung durch Heirat zu eitler Gefallsucht erzogen werden, ohne daß für die Ausbildung des Geistes und Herzens ein sicherer Grund gelegt worden ist. Bleibt aber jene Erwartung unerfüllt, sterben die Eltern, so ist die nachgelassene Tochter dem unglücklichsten Dasein preisgegeben, da ihr nicht nur der äußere, sondern auch der innere Halt fehlt.

Alle diese Besprechungen führten endlich auf den Gedanken, wie heilbringend eine Anstalt sein dürfte, welche denen, die mit Geschicklichkeit, Treue und Zuverlässigkeit ausgerüstet sind, die Gelegenheit zu einer nützlichen Wirksamkeit eröffnete, in welcher ihre Kräfte und Anlagen, statt zu verkümmern, durch entsprechende Thätigkeit zu Lebensfreudigkeit erwachsen würden, wo die, welche in der Jugend ihre Kräfte redlich verwendet hätten, eine Ruhestätte fänden, welche ihnen auch einen sorglosen Blick auf die Zukunft gewährte, wo die, welche einsam in der Welt stehen, sich einer neuen, großen Familie anschließen könnten. Eine solche Anstalt dürfte aber nie ein Ruhekissen für

die Trägen, nie ein Depot für unbrauchbare, unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, sie müßte sich vielmehr noch zur Aufgabe machen, die weibliche Erziehung von der Oberflächlichkeit eitler Gefallsucht auf den sichern Grund wahrer Bildung des Geistes und Herzens, auf treue Berufserfüllung in nützlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten zurückzuführen, damit solche zu einer späteren Versorgung in der Anstalt würdig mache.

Ein Kindergarten mit einer Lehr- und Erziehungsanstalt, mit den dabei nötigen wirtschaftlichen und häuslichen Obliegenheiten, schien den mannigfaltigsten Kenntnissen und Geschicklichkeiten auch die mannigfaltigste Thätigkeit zu eröffnen.

Je länger man darüber sprach, je dringender wurde der Wunsch, die ausgesprochene Idee verwirklicht zu sehen; allein kein Glied des geselligen Kreises befand sich in einer Stellung, um durch besonderen Einfluß oder große Mittel dieselbe ins Leben treten zu lassen. Im Drange des lebhaften Wunsches übersah man wohl auch die mannigfaltigen Schwierigkeiten, welche unter den angedeuteten Verhältnissen entstehen mußten; man glaubte, wo die Idee zu einer Abhilfe entstanden, müßte sich auch der Weg, die dazu nötigen Mittel zu erhalten, finden lassen. Wenn aber schon die natürliche Scheu der Frauen, mit einer neuen Idee öffentlich aufzutreten, ein gar mächtiges Hemmnis war, so wurde dieses durch die bisher so still und unbemerkt geführte Lebensweise derjenigen vermehrt, welcher man vertraute, die ersten Schritte zu thun."

So erzählt Amalie Marschner, welche an jenem Gespräch beteiligt war, wie die erste Anregung zur Begründung des Frauenschutzes entstanden ist. Für sie war es kein leichtgefaßter Vorsatz gewesen, welcher an zahlreichen, sich ihm entgegenstellenden Hindernissen scheitern mußte. Eine ihr innewohnende eiserne Willens- und Thatkraft sagte ihr, daß sie jene schöne, freilich vorläufig unausführbar scheinende Idee zur Ausführung bringen werde. Das Wie und aus welchen Mitteln wußte sie vorläufig nicht, das lag noch in Gottes Hand, dem sie es nach ihrem Wahlspruch: „Wie Gott mich führt, so will ich gehen," überließ und mit dessen Hilfe sie, trotz aller Klippen und Mühseligkeiten, unter schwerem Ringen und Kämpfen es glücklich durchzuführen vermochte, einen Frauenschutz ins Leben zu rufen.

Und wer ist oder wer war Amalie Marschner? Eine stille, einfache Frau, die kräftigen Willen, hohe, vielseitige Bildung, ein seltenes organisatorisches Talent und wärmste Menschenliebe mit rührender Anspruchs-

losigkeit und Schlichtheit verband, deren Thätigkeit und Erfolge sich fernab der großen Heerstraße hielten, gleichwohl aber Hunderten Segen gebracht und Tausenden noch Segen bringen werden; eine edle, selbstlose, aller Ruhmsucht fremde Natur, die es während ihres Lebens nicht dulden wollte, daß das gedruckte Wort ihren seltenen Wert weiteren Kreisen verkündete, deren Bild aber nach ihrem Tode in die Ruhmeshalle eingereiht zu werden verdient, in welcher die Wohlthäterinnen der Hilflosen und Bedrängten ihren Platz finden.

Amalie Marschner lebte eines jener geräuschlosen, stillen Frauenleben, für deren verborgenes Heldentum die Welt keine Ruhmeskränze zu flechten, an denen der Strom der Zeit achtlos vorüber zu rauschen pflegt, bis er sie schweigend in seinen Wellen begräbt. Hätte sie nicht eine Anzahl schätzbarer Jugend- und Erziehungsschriften verfaßt und wäre sie nicht die Stifterin des Frauenschutzes geworden, so würde die Welt nie danach gefragt haben, mit wie opferfreudiger Selbstlosigkeit sie Pflegerin und Trösterin von Eltern, Geschwistern, Verwandten, die stille Wohlthäterin der Armen gewesen, wie sie ihr ganzes Dasein nur für andere gelebt hat.

Amalie Marschner wurde am 30. November 1794 als Kind eines Proviantverwalters auf dem alten thüringischen, einst den Grafen von Mansfeld gehörigen Schlosse zu Heldrungen geboren und war während ihrer ersten Kinderjahre ein kränkliches Sorgen- und Angstkind ihrer Eltern. Später erholte sie sich, so daß sie mit vier Jahren schon den Weg nach der vom Schlosse ziemlich entfernt gelegenen Schule mehrmals des Tages zurückzulegen vermochte. Später nahm ihr Vater für Amalie und ihren jüngeren Bruder einen durch den berühmten Pädagogen Salzmann in Schnepfenthal gebildeten Hauslehrer an, dessen Unterricht den wirksamsten Erfolg auf seine jungen Zöglinge hatte.

Amalie verlebte im Elternhause eine glückliche Kindheit, obgleich sie nebst ihren Geschwistern sehr einfach gehalten und keineswegs verzärtelt wurde, auch die verantwortungsreichste Pflichterfüllung schon sehr früh an Amalie, als das älteste der Kinder, herantrat, indem sie der Mutter im Hauswesen zur Hand gehen und die Geschwister beaufsichtigen mußte. Es ward viel Musik im Hause getrieben und der Vater bezog gute Bücher von einem befreundeten Buchhändler, was jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwickelung Amaliens blieb. Freude an der Natur weckte die herrliche Umgebung, der Herbst brachte die Hopfenlese, das Beeren- und Nüssesammeln, und beim Federnschleißen im Winter erzählten die alten

Frauen, welche dabei angestellt waren, dem lauschenden Kinde von den Sagen und Geschichten des alten Schlosses, auf welchem der als religiöser Aufwiegler und Anführer der rebellischen Bauern während der Bauernkriege berüchtigte Thomas Münzer vor seiner Hinrichtung, am 30. Mai 1525 in Mühlhausen, gefangen gesessen hatte.

Im September des Jahres 1803 wurde der Vater Amaliens nach der Festung Königstein versetzt, und obgleich diese Versetzung manchen Vorteil für die Familie mit sich brachte, so störte sie doch auf empfindliche Weise den Unterricht der Kinder, da deren geliebter Lehrer die scharfe Bergluft der sächsischen Festung nicht zu vertragen vermochte und seine Zöglinge verlassen mußte.

Es war im Jahre 1806, während der Kanonendonner der Schlacht von Jena dumpf rollend bis nach der Festung Königstein drang; die Mutter lag krank und der Vater war mit Sorgen und Arbeiten überhäuft, da die Festung auf ein ganzes Jahr mit Proviant versehen werden sollte, als Amalie zufällig ein im Kommandantenhause ausgebrochenes Feuer bemerkte, welches man zu verheimlichen beabsichtigt hatte und welches vielleicht die ganze Festung, wenn es die Pulverhäuser ergriffen, vernichtet haben würde, ohne die umsichtigen Rettungsanstalten des Proviantverwalters Marschner, der durch seine Tochter von dem drohenden Unheil Nachricht erhielt. Trotzdem brannte das Kommandantenhaus gänzlich, die Amtswohnung, der Heldensaal und die Georgenburg zum Teil nieder, da der berühmte Brunnen sein damals durch ein Tretrad gehobenes Wasser nicht rasch genug lieferte.

Jetzt noch lebt auf dem Königstein die Erinnerung an die kleine Retterin, welche die berühmte Festung vor gänzlichem Untergang bewahrte, dankbar fort.

Zwei Brüder Amaliens waren nach Dresden in Pension gegeben worden, doch Amalie ward von ihrem Vater selbst unterrichtet, hauptsächlich in der Musik, da für andere Wissenszweige dem vielbeschäftigten Mann wenig Zeit blieb. Während ihres Konfirmationsjahres wurde auch Amalie nach Dresden in Pension gegeben, und zwar ins Haus ihres ersten Lehrers Nicolai, der jetzt Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden geworden war.

Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde das junge Mädchen wieder nach Hause berufen; die Mutter war schwer erkrankt, sie mußte später einer Operation wegen nach Dresden gebracht werden. Auf Amaliens jungen Schultern lag nun die Pflege zweier Großeltern, welche im Hause lebten, die Führung des ganzen Wirtschaftsbetriebes, die Besorgung der Küche,

die Verwaltung der ausgedehnten Ökonomie, die Abwartung der Mutter, welche nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Dresden schwach und leidend zu den Ihren zurückkehrte. Eine gewiß schwere Aufgabe für ein so junges Mädchen. Eine gute Vorschule aber für ihr späteres Leben, eine harte Lehrzeit, die ihre Thatkraft, ihre Umsicht schärfte, ihre Kraft mehrte, der noch manche schwere Last zu tragen bestimmt war.

Nachdem die Mutter genesen, trat eine kurze Pause friedlichen, traulichen, glücklichen Familienlebens im Marschnerschen Hause ein. Amalie half der Mutter fleißig im Hauswesen, der Abend vereinte die Familie und zeitweilig andere Beamtenfamilien der Festung zu geselliger Unterhaltung, Musik und Lektüre.

Da starb plötzlich der dreiundachtzigjährige, aber noch vollkommen rüstige Großvater Amaliens, dessen Tod seine Witwe derartig erschütterte, daß sie nicht nur körperlich, sondern auch geistig erkrankte und von Zufällen so fürchterlicher Art befallen wurde, daß keine Dienerin oder Wärterin im Pflegeramt bei ihr auszuharren vermochte; nur Amalie vermochte es, die Unglückliche zu beruhigen; sie allein hielt geduldig neben der Geistesumnachteten aus, bis diese im Jahre 1812 durch den Tod von ihren Leiden erlöst wurde. Ein Jahr später starb eine geliebte jüngere Schwester Amaliens, an welcher diese während des langen Siechtums der Mutter deren Stelle vertreten und die sie mit grenzenloser Zärtlichkeit liebte.

Diese beiden Todesfälle mit den ihnen vorhergegangenen Sorgen und Ängsten erschütterten den Organismus Amaliens, ihr Nervensystem war wie zerrüttet, heftige Nervenschmerzen und Krämpfe quälten sie abwechselnd. Sie schien unrettbar verloren und ersehnte selbst den Tod als Erlöser von unerträglichen Qualen.

Der Festungsarzt verordnete ihre Übersiedelung nach Dresden, da die Schwerkranke der rauhen Luft der Berghöhe nicht mehr ausgesetzt sein dürfe. Hier lebte sie unter Aufsicht und Pflege einer älteren treuen Freundin der Familie, und allmählich trat auch unter der sorgsamen Behandlung eines ausgezeichneten Arztes eine langsam fortschreitende Besserung ihres Zustandes ein, der endlich einer gänzlichen Genesung Platz machte.

Abwechselnd lebte Amalie nun in Dresden und bei den Eltern; in ersterer Stadt im Hause ihres ältesten Bruders, der sich inzwischen als Jurist daselbst niedergelassen hatte. Hier wurde sie in angenehme literarische und musikalische Kreise eingeführt, und vielfach angeregt und aufgemuntert, begann sie, sich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen.

Amalie schrieb damals Novellen, Aufsätze belehrenden, selbst kritischen Inhalts, widmete aber auch schon ihr Interesse und ihre Feder dem praktischen Wohle ihrer Mitmenschen, indem sie über sittliche Hebung der Dienstboten und über Nachweisestellen für Arbeiter und Arbeiterinnen ihre Ratschläge kundgab, praktische Winke, welche zu allem, was später in dieser Hinsicht ins Leben getreten, die Anregung gegeben.

Doch auch dieser schöne Anfang zu einer literarischen Laufbahn ward durch betrübende Nachrichten vom Elternhause unterbrochen. Die Mutter war wieder erkrankt, die Schwester hatte sich verheiratet und Amalie mußte sich abermals der Führung des Hauswesens und der Pflege einer teuren Kranken widmen.

Das Siechtum der Mutter währte bis zum Jahre 1829, wo dieselbe, von Amalie treu versorgt, in deren Armen verschied, und nun widmete sich die treue Tochter dem geliebten Vater, dessen Lebensabend sie erheiterte, dessen unermüdliche Pflegerin sie war, bis auch er, im Jahre 1834, aus diesem Leben schied.

Allein blieb Amalie nun im verödeten Heimathause zurück. Nachdem sie den Hausstand aufgelöst, alles geordnet und von allen lieben, langjährigen Bekannten und Freunden Abschied genommen, siedelte die Einsame, nachdem sie ihre erschütterte Gesundheit durch einen Landaufenthalt gestärkt, für immer nach Dresden über, wo sie durch Musikunterricht sich eine Selbständigkeit zu gründen beabsichtigte.

Wieder begann ihr Leben sich allmählich zu erheitern; es fanden sich bald Schülerinnen, sie trat wieder in ihren früheren Bekanntenkreis ein und lebte in herzlichem Verkehr mit ihrer in Dresden verheirateten Schwester. Doch im Jahre 1837 entriß ihr der Tod auch diese, ihr an Jahren weit nachstehende geliebte letzte Schwester; der Witwer zog mit dem hinterlassenen siebenjährigen Töchterchen der Verstorbenen nach Chemnitz, und nun tauchten in der Seele der Alleingebliebenen, der Einsamgewordenen jene Gedanken auf, welche, wie eingangs dieses Aufsatzes schon erzählt, während einer abendlichen Zusammenkunft Amaliens mit befreundeten Frauen, zur Aussprache kamen und in ihr den Vorsatz zur Reife brachten, ein Asyl zu gründen, welches alleinstehenden Töchtern von Beamten und andern gebildeten Familien während der Zeit ihrer Kraft eine gesicherte, entsprechende Thätigkeit und für ihren Lebensabend eine sorgenfreie Existenz gewähren solle.

Der erste Schritt, welchen Amalie Marschner ihrem schönen Ziel entgegenthat, war eine Schrift, welche sie unter dem Titel: „Bitte an die

Stände des Landes um ein Asyl für verwaiste Töchter," an die damals versammelten Landstände richtete und in welcher sie ihre Ideen über die zu errichtende Anstalt, für welche sie den Namen Frauenschutz gewählt, entwickelte. Dieser erste Versuch blieb ohne allen Erfolg, ebenso ward Amalie Marschner von hochstehenden Persönlichkeiten, Geistlichen, einflußreichen Frauen mit ihrem Plan abgewiesen.

Eine schwere Krankheit trat der edlen Unternehmerin hindernd in den Weg, ihr Schwager in Chemnitz erkrankte gleichfalls schwer, und nach seinem Tode ward die zehnjährige Waise der geliebten Verstorbenen der treuen Tante als teures Vermächtnis übergeben. Alles dies brachte den Plan ins Stocken, aber nicht zum Scheitern.

Im Jahre 1845 ward ein Programm: „Einladung wohlwollender Teilnahme zu Gründung eines Asyls für die nachgelassenen Töchter aus den gebildeten Ständen," mit einem angehefteten Subskribentenbogen in die Welt gesandt, der mit nicht unbedeutenden Zeichnungen bedeckt zurückkam. Der kleine Kreis von Frauen, welcher unter Amalie Marschners Vortritt diese ersten Versuche gewagt, erweiterte sich durch Beitritt thätig wirkender Mitglieder; man kam überein, betreffs der ferneren Mittel und Wege zur Verfolgung des Zweckes Versammlungen abzuhalten, deren erste am 4. Juni 1845 stattfand. Immer mehr wohlwollende Menschenfreunde schlossen sich dem jungen Vereine an, ein angesehener Jurist übernahm es, ein Gesuch um Genehmigung zur Gründung der Anstalt abzufassen und bei der Kreisdirektion einzureichen, sowie die Entwürfe für die Statuten und die Hausordnung der Anstalt auf rechtsgültige Weise auszuarbeiten. Und so bildete sich der jahrelang stillgehegte Gedanke zur festen äußeren Form aus.

Nachdem die Erlaubnis zur Gründung der Anstalt erteilt worden war, sammelte man die durch die Subskription bewilligten Beiträge ein, die sich auf fünfhundertfünfundfünfzig Thaler beliefen. Mit dieser für das beabsichtigte Unternehmen nur sehr geringen Summe wagte man es, auf der Glacisstraße in Neustadt-Dresden eine Wohnung mit Garten zu mieten, welche Amalie Marschner auf eigene Kosten einrichtete und dann der neuen Anstalt in ihrer verwaisten Nichte die erste Pensionärin zuführte. Immer reicher flossen die Spenden, fast alle Glieder des königlichen Hauses steuerten Beiträge bei, welchem Beispiel viele andere Wohlthäter folgten. Die erste Schwester trat im Kindergarten als Lehrerin ein, die Nachfrage um Aufnahme zu versorgender alleinstehender Jungfrauen wuchs und zum Glück

des Unternehmens wuchs auch das Mittel zum Zweck; dem Frauenschutz wurden immer mehr Pensionärinnen und Zöglinge für den Kindergarten zugeführt. Ein weiteres Stockwerk in demselben Hause mußte hinzugenommen werden. Am 12. November 1846 fand die feierliche Einweihung der Anstalt zum Frauenschutz in Gegenwart vieler hochgestellter Persönlichkeiten, der Vereinsmitglieder und Freunde derselben durch die beiden Geistlichen der Neustädter Kirche statt. Das Wort der Weihe war: „Vertraue Gott, so wird er dir aufhelfen."

Nun erhielt der Verein vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts die Genehmigung, mit dem bestehenden Pensionat und Kindergarten eine Schul- und Unterrichtsanstalt zu verbinden. Am 1. Januar 1848 wurde der Schulunterricht, an welchem außer den schulpflichtig werdenden Zöglingen des Kindergartens und den Pensionärinnen der Anstalt auch Tagesschülerinnen teilnahmen, unter Zuziehung tüchtiger Lehrkräfte eingerichtet. Der Mangel des Raumes trat immer fühlbarer hervor, und man mußte ernstlich an die Erlangung eines größeren, womöglich an den Ankauf eines eigenen passenden Hauses und Gartengrundstücks denken. Zu diesem Zwecke schritt das Direktorium wieder dazu, ein Cirkularschreiben zu erlassen, in welchem die Mitglieder des Vereins und sonstige diesem nahestehende Persönlichkeiten unter Darstellung der obwaltenden Verhältnisse aufgefordert wurden, durch Zeichnung von verzinsbaren Darlehen das Direktorium in den Stand zu setzen, ein passendes Grundstück zu erwerben. Es gingen nicht nur Darlehen, sondern auch Geschenke ein, welche das Direktorium des Frauenschutzes in die erfreuliche Lage brachten, im Sommer des, durch die politischen Unruhen auch für die junge Anstalt schwerbedrohlichen Jahres 1849 ein auf der Georgenstraße 6 in Neustadt gesund und frei gelegenes Grundstück für den Preis von siebentausendachthundert Thalern zu erwerben, in welches, nachdem viele notwendige Baulichkeiten und eine freundliche und zweckmäßige Einrichtung der Räumlichkeiten stattgefunden, die Anstalt zum Frauenschutz um Ostern des Jahres 1850 ihren Einzug hielt und sich nun in den so angenehm veränderten Umgebungen so wohl fühlte, wie der Schmetterling, wenn er nach langer Winterhaft seine Puppenhülle verläßt und seine Flügel im freien Sonnenschein entfaltet.

Prüfungen und Sorgen, oft bedenkliche Schwankungen im Bestand der Vereinskasse, sonstige Kümmernisse mannigfaltiger Art blieben der jungen Anstalt nicht erspart; indessen half feste Willenskraft und Gottvertrauen siegreich über all diese Klippen hinweg. Ihr Wahlspruch: „Vertraue Gott!"

ließ die edle Vorsteherin des Frauenschutzes nie verzagen, wenn manch bittere Kränkung, manches Mißverstehen ihrer Absichten, manche Enttäuschung ihr selbstloses, opferfreudiges Wirken schmerzlich zu hemmen suchten; unermüdlich waltete sie weiter, verbesserte, organisierte, baute aus, wohl wissend, daß ihr geistiges Kind, die Anstalt, auch im Anfang ein Kind war, welches, wie der sich entwickelnde Mensch, erst so manche naturgemäße Übergangsstufe durchzumachen habe, um zur möglichsten Vollkommenheit heranzureifen.

Wenn auch Amalie Marschner nur kurze Zeit in der Anstalt selbst wohnte und auch später aus Gesundheitsrücksichten ihr Amt als Anstaltsvorsteherin und Präsidentin des Direktoriums an eine ihr würdige Nachfolgerin abtrat, so gehörte doch bis ans Ende ihres irdischen Daseins ihr Herz, ihr Geist, ihr Sorgen und Hoffen ganz ihrer teuren Anstalt zum Frauenschutz, mit Rat und That, mit ihrer wunderbar organisatorischen Kraft griff sie stets und überall helfend, ordnend, versöhnend ein, und da war kein Auge in den immer mehr und breiter sich ausdehnenden und entfaltenden Räumen des Frauenschutzes, welches nicht aufgeleuchtet beim Anblick der teuern, verehrten Greisin, kein Herz, welches ihr nicht liebend entgegengeklopft, keine Schülerin, keine Schwester, welche sich nicht Amalie Marschner zum Vorbild ihres Handelns genommen hätte.

Amalie Marschners schriftstellerische Thätigkeit, in ihrer Jugend durch Krankheit und Tod ihrer Angehörigen jäh abgebrochen, war von ihr später wieder aufgenommen worden; sie widmete ihre Feder nun hauptsächlich der Erziehungsfrage, verfaßte auch Erzählendes für die Jugend noch bis fast zum Ende ihres Lebens, welches beinahe das seltene hohe Alter von neunzig Jahren erreichte. In einer ihrer Schriften: „Der Verein zum Frauenschutz, seine Entstehung und die Gründung und Entwickelung seiner Anstalten," sagt Amalie Marschner unter anderem folgendes recht Beherzigenswerte für junge Mädchen, was zugleich auch als eine Beleuchtung des im Frauenschutz herrschenden Geistes anzusehen ist:

„Wenn die Jugend geneigt ist, es sich bequem zu machen und jeden Ernst beiseite zu schieben, so ist es doch gerade nötig, um sich des Lebens Zufriedenheit und Heiterkeit dauernd zu erhalten, auch die Besonnenheit und den Ernst frühzeitig in sich aufzunehmen. Die Schwestern der Anstalt, welche das leibliche und geistige Wohl der Zöglinge zu pflegen haben, auch sie hatten einst eine Jugend, auch sie gehörten Eltern und Verhältnissen an, unter welchen sie sich frohen Lebenshoffnungen hingeben durften. Sie

haben sich nicht verwirklicht; daß sie aber jetzt nach jahrelang wechselnden Verhältnissen und Mühseligkeiten einen Platz gefunden haben, wo sie sorglos in die Zukunft blicken können, dies haben sie nur ihren erworbenen Kenntnissen, ihren Geschicklichkeiten und Erfahrungen, oder ihrer Treue und Zuverlässigkeit zu verdanken. Solche Beispiele müssen aber auch in dem Herzen manches aufblühenden Mädchens den Gedanken wecken, daß auch ihr Geschick einmal anders werden könne, als es jetzt unter dem Schutze liebender Eltern, begünstigter Verhältnisse erscheint; es sieht sich noch überdies von vielen Mitschülerinnen umgeben, welche frühzeitig Vater und Mutter verloren haben und durch dies Geschick an eine um so innigere Erfassung alles Rechten und Löblichen, an Fleiß zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten gewiesen sind, um dereinst selbständig im Leben wirken zu können. Die thatsächliche Bestätigung von der Wandelbarkeit aller menschlichen Schicksale, aller irdischen Verhältnisse läßt aber auch um so dringender alles Heil bei dem ewigen Vater, in der Lehre des Weltheilandes, der zu ihm führt, suchen.

Ein sehr wichtiger Beruf ist dem Kindergarten oder der Vorschule gegeben, in welchem die konfirmierten Zöglinge sich nach der Reihenfolge bethätigen müssen. Wie auch ihr späteres Geschick sich gestalten möge, ob als Mutter der eigenen Familie oder als Beistand in fremden, oder als Lehrerin: die Fähigkeit, dem Kinde sinnig anzugehören, wird überall von der höchsten Wichtigkeit sein. Die Nötigung, sich selbst zu vergessen, sich herabzulassen, zu demütigen, umzukehren, um wieder Kind zu werden an Unschuld, Reinheit, Frohsinn, läutert aber auch am besten von den Schlacken der Weltlust, der Eitelkeit und Selbstsucht, und führt am sichersten in das Reich Gottes ein, welches der Heiland allen denen verheißen hatte, die umkehren, um wieder Kind zu werden."

In der Erziehungsweise, welche den Zöglingen des Frauenschutzes zu teil wird, sind im allgemeinen jene Ideen und Grundsätze über Erziehung vertreten, wie Amalie Marschner solche in ihren vortrefflichen pädagogischen Werken: „Andeutungen für Erziehung, ein Leitfaden für Mütter und Erzieherinnen" u. s. w. und „Der Erziehungsberuf der Frauen in seiner Wirksamkeit von sonst und jetzt," niedergelegt hat. Die Ausbildung der dem Frauenschutz anvertrauten Zöglinge ist keineswegs auf ein möglichst beschleunigtes Erlernen möglichst vieler, oberflächlich angeeigneter Kenntnisse und Fertigkeiten gerichtet, welches die jungen Mädchen in den Stand setzt, wie Treibhausblumen in den

Salons zu glänzen, sie aber, in den freien Lebensboden verpflanzt, gar bald ihren Glanz verlieren und keine Frucht hervorbringen läßt. Ebenso wenig huldigt man hier einer nur einseitigen Bildung des Geistes, wobei Gemüt und Herz unberücksichtigt bleiben; die Anstalt des Frauenschutzes geht von dem Grundsatz aus, daß wahrhaft ersprießliche Erziehung nur auf der sichern Grundlage christlich-religiöser Erkenntnis und lebendigen evangelischen Glaubens zu erzielen sei. Neben einer geistigen Bildung, wie sie unsere Zeit darbietet, erhalten die Zöglinge des Frauenschutzes Unterweisung in allen Fertigkeiten, wie solche das praktische Leben erfordert; Stricken, Wäschenähen, Kunststopfen, Plätten, Sticken und Schneidern. Sie beteiligen sich an Küchen- und häuslichen Arbeiten, ihre Bethätigung im Kindergarten ist bereits hervorgehoben worden, so daß sie auf mancherlei Weise befähigt sind, ihr Fortkommen in der Welt zu finden. Aus vielen ihrer Zöglinge gehen der Anstalt oft auch wieder die würdigsten Glieder als Schwestern zu, so daß wohl manch ein Frauenleben seinen segensreichen Wirkungskreis, seinen friedlichen Lebensabend an der Stätte findet, wo es mit Wissen und Können für den Kampf ums Leben ausgerüstet worden ist. Auch nimmt die Anstalt frühere Schülerinnen, die ohne ihr Verschulden stellenlos geworden sind und keine Heimat haben, einen ersten Monat als Gäste, weitere Monate gegen eine geringe Vergütung auf. Gewiß eine humane Einrichtung!

Das gesamte Schul- und Unterrichtswesen steht unter der Leitung eines Schuldirektors, das Pensionat unter der Leitung der Anstaltsvorsteherin. Die „Schwestern" genannten, in der Anstalt aufgenommenen Jungfrauen bilden zwei große Familiengruppen, so daß die wirkenden Schwestern zumeist im Haupthause (verbunden mit der Pensionsanstalt), die Schwestern der übrigen Klassen in den Schwesterhäusern zusammen wohnen. Über die in den Schwesterhäusern lebenden Schwestern ist eine Oberin gesetzt, und gewiß wird es den freundlichen Leserinnen des „Töchter-Albums" von Interesse sein, zu erfahren, daß eine leider verstorbene, frühere liebe Mitarbeiterin am „Töchter-Album", Fräulein Julie Ruhkopf, während einer Reihe von Jahren die Stelle einer Oberin im Schwesternhause des Frauenschutzes zu Dresden innegehabt.

Nach den Statuten des Frauenschutzes kann die Aufnahme als Schwester gewährt werden:

A. Gegen Leistung einer den Zweck der Anstalt fördernden wirtschaftlichen oder dem Lehrfache in Wissenschaften, Künsten oder weiblichen Hand-

arbeiten angehörenden Thätigkeit. (Wirkende Schwester.) Diese haben gegen Genuß vollständig freier Station drei, bei Handarbeiten vier Stunden zu erteilen. Was über diese Stundenzahl mehr gegeben wird, wird vergütet. Die Schwestern, welche sich der Führung des Haushaltes unterziehen, werden ebenfalls ihren Leistungen entsprechend entschädigt.

B. Gegen Entrichtung eines jährlichen Kostgeldes (390 oder 450 Mark), je nach der Größe des zu bewohnenden Zimmers. (Kostschwestern.)

C. Gegen Einzahlung eines angemessenen Kapitals, welches sich nach dem Alter der Aufzunehmenden richtet und vom Direktorium bestimmt wird. (Zahlschwestern.)

D. Als Inhaberin einer Freistelle, von welchen durch wohlthätige Stiftungen und testamentarische Legate eine größere Anzahl gegründet worden ist. (Freischwestern.)

Obgleich der Verein bei Gründung des Frauenschutzes zunächst nur Unterthaninnen des Königreichs Sachsen im Auge gehabt, so können doch auch nichtsächsische Deutsche, auch Ausländerinnen in den Klassen B. und C. als Kost- und Zahlschwestern Aufnahme finden, haben jedoch als erstere einen Zuschlag von jährlich 75 Mark über den festgesetzten Pensionspreis zu zahlen; immerhin eine geringe Summe für eine Altersversorgung, welche der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten viele bietet, und die Einsame, in freundlicher, gesunder Umgebung, einem gebildeten, heiter geselligen, von herzlichem Familiensinne beseelten Gemeinwesen zuführt, in welchem sie sich als geliebtes Familienglied bis zu ihrem Tode heimisch weiß.

Das Haupthaus mit Schule und Pension nebst Kindergarten ist von den Schwesterhäusern durch Höfe und Gärten getrennt, nahe genug, daß denjenigen, welche sich am frischen Leben der Jugend erquicken, mit ihr in Verkehr stehen wollen, dieser leicht geboten ist, und doch auch entfernt genug, daß die Alten und Kränkelnden die ihnen nötige Stille nicht durch den fröhlichen Kinderlärm gestört finden.

Dies ist in Umrissen die Einrichtung der beiden, zusammen ein harmonisches Ganze bildenden Abteilungen des Frauenschutzes, dessen Schilderung als eine zu Amalie Marschners Lebensbild notwendig gehörende Ergänzung nicht unterlassen werden durfte, denn die Schöpferin ist von ihrer Schöpfung, die, ungeachtet so mancher hilfreichen Hand, die ihr beigestanden, als ihr selbsteigenstes Werk bezeichnet werden muß, nicht zu trennen. Ich zeichnete diese Lebensskizze, weil unsere Zeit mehr als je zuvor bestrebt ist, das weibliche Geschlecht einer Erwerbsthätigkeit zuzuführen,

bei diesem löblichen Wirken aber nicht selten über jene Grenze hinausstrebt, welche die Natur dieser Erwerbsthätigkeit der Frau nun einmal gezogen hat. Amalie Marschner hat mit Gründung des Frauenschutzes die Wege gezeichnet, die weibliche Jugend vielfacher, doch immer in den Grenzen echter Weiblichkeit sich bewegender Erwerbsthätigkeit zuzuführen, ohne sie dabei dem Beruf als Hausfrau und Mutter, falls das Schicksal sie für diesen bestimmt hat, zu entfremden; seien es nicht hohe, bedeutende Anlagen, besondere ausgesprochene Talente, so doch kleinere Geschicklichkeiten, bescheidene Leistungen weiblicher Arbeitskraft zum eigenen und zu anderer Nutzen zu möglichster Ausbildung gelangen zu lassen.

Aber Amalie Marschner ist auch selbst als ein nachahmungswertes Beispiel für die weibliche Jugend hinzustellen. Allerdings war in ihr eine seltene Menge von Eigenschaften und Tugenden vereinigt, deren Zusammenwirken es ermöglichte, daß sie, eine schüchterne, bescheidene, echt weibliche Natur, im Hinblick auf ihre bedrängten Mitschwestern aus ihrer Verborgenheit zu öffentlichem Thun, zum Kampf mit Widerwärtigkeiten und Hindernissen hervortretend, aus so kleinen Anfängen ein so bedeutendes Werk zu blühender Entfaltung führte. In diesem Sinne ihr nachzuahmen, dürfte wohl wenigen Frauen nur beschieden sein, doch eine jede vermag nach ihren Kräften in selbstloser Liebe ihrem Nächsten zu dienen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Und eine jede auch vermag ihr nachzustreben in der Erfüllung schwerer Pflichten den Ihrigen gegenüber, wie Amalie solche, alles andere, was ihr Freuden und Genüsse versprach, hintansetzend, opferfreudig geleistet. Nicht jeder kann Großes vollbringen, aber jeder kann groß sein im Kleinen.

Einige Aussprüche Amalie Marschners, ihren vortrefflichen Werken: „Der Erziehungsberuf der Frauen,“ ferner „Die erziehlichen Einflüsse des Lebens auf die Armen,“ und „Andeutungen über Erziehung,“ entnommen, mögen diesen Aufsatz beschließen.

„Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die Naturen, welche sich selbst bescheiden, in einem kleinen Kreis nach möglichster Vollkommenheit trachten, nicht unruhig von einem Gegenstand zum andern springen, den meisten Nutzen stiften. Diese Erklärung soll aber keineswegs diejenigen, welche durch hervorragende geistige Anlagen begünstigt sind und die in ihren eigentümlichen Verhältnissen schon eine frühe geistige Förderung erfahren haben, in ihrer Wissensausbildung zurückhalten oder nur einschränken. Es darf kein Pfund verloren gehen, was der Herr verliehen

hat, es muß vielmehr jedes nutzbar angelegt werden, nur hüte man sich auch hierbei vor übertriebenen Spekulationen."

„Die bloße Ausübung von glänzenden Talenten und Fertigkeiten kann aber der Lebenseinrichtung einsam dastehender Frauen wenig Sicherheit und Anmut bereiten, wenn sie nicht zugleich in allen weiblichen und wirtschaftlichen Beschäftigungen so erfahren und geübt sind, um ihrer Häuslichkeit Dauer und Behagen zu geben. Der Friede, welcher aus der selbstgeschaffenen, wohlbegründeten, wenn auch noch so einfachen Existenz entspringt, bewahrt dann auch am sichersten die Liebe und das Wohlwollen für unsere Nebenmenschen, ohne welche das Herz verknöchert und versteinert, und indem es nichts gibt, natürlich auch nichts empfängt."

„Mit der Liebe ist die Demut eng verbunden; beide erhalten auch dann noch zufrieden, wenn das äußere Leben endlich immer karger und einsamer wird. Die Demut erkennt auch den rauhen Weg als von Gott geordnet und wandelt auf ihm im gläubigen Vertrauen einer besseren Zukunft."

„Und ihr gedrückten Seelen, die ihr in stiller Verborgenheit eure einsamen Tage hinlebt, wohl den mächtigen Drang in euch fühlt, euch nützlich machen zu wollen, euren leidenden Brüdern und Schwestern beizustehen, die ihr euch aber machtlos dazu wähnt, weil ihr nicht über klingende Schätze zu gebieten habt, ihr seid nicht arm, wenn ihr den Schatz wahrer Menschenliebe in eurem Herzen bewahrt; tretet getrost heraus aus eurer dunklen Kammer, und eurem liebevollen Sinn, eurem klaren Blick, eurer aufopfernden Thätigkeit werden tausend Übel begegnen, welche ihr lindern, heilen, beseitigen könnt."

„Alles bloße Wissen hat keinen Wert, wenn es nicht auf dem Grunde der Religion, der göttlichen, dem Christentum ruht. Das Christentum ist der Anker, welcher in jeder Gefahr den sicheren Grund findet und das Lebensschiff vor Brandung und Untergang bewahrt. Vor allem wappne man daher das Herz mit dem Schilde der Religion; in ihr allein, in der Verbindung des schwachen Menschengeistes mit dem allmächtigen Weltgeiste liegt auch die Kraft, welche jenen nach und nach von den Erdschlacken läutert und auf immer höhere Stufen der Vollkommenheit und Klarheit erhebt, und so Gesittung und Bildung immer weiter verbreitet."

„Welchem Stande, welchem Lebenskreise, welcher Bestimmung auch immer eine Frau angehören möge, ob höhere geistige Anlagen in ihr ausgebildet wurden, oder auch nur die praktische Geschicklichkeit für die Bedürf-

niſſe des Lebens, mag ſie einem eigenen Hausſtande angehören oder einem fremden, ſelbſt Familienmutter ſein oder einer anderen Familie vorſtehen, — ſo müſſen ſie doch alle zu der Einſicht, zu dem Bewußtſein gebracht werden, in dem ihnen von dem Schöpfer zugewieſenen Lebensberufe ſich durch treue Pflichterfüllung zu bewähren, durch das Streben für alles Beſſere als Menſch und Chriſt zu der Erhebung des Menſchengeſchlechtes beizutragen, und ſo durch Wort und That die erziehliche Beſtimmung zu bewähren, für welche dem weiblichen Geſchlechte vorzugsweiſe die bemerkenswerteſten Anlagen von dem Schöpfer verliehen worden ſind."

Ein Tag aus Erikas Leben.

Von

Margarete Werder.

Dem Juli zum Trotz trieb der Wind dichte Regenmaſſen an die Scheiben des großen Speiſeſaales in Lichtenfeld, in dem eine vergnügte Geſellſchaft beim Frühſtück ſaß. Das untere Ende des Tiſches hatten vier junge Mädchen eingenommen, welche ſehr eifrig auf die jüngſte von ihnen lauſchten. „Es wird prächtig werden, ich freue mich unbeſchreiblich auf die Fahrt," ſchloß dieſe ihre Rede, worauf die drei anderen vergnügt nickten. Die Dame des Hauſes war am oberen Ende der Tafel auch eifrig in ein Geſpräch vertieft mit zwei älteren Damen, von denen die eine, Frau von Hochfeld, ſehr krank und leidend ausſah; die andere, ihre Schweſter, ein Stiftsfräulein von Höchſt, ſofort durch ihr gutes, freundliches Geſicht einnahm. Die Dame des Hauſes ſah ebenfalls bleich und kränklich aus, doch lag auch in ihrem Geſicht ein Zug von Güte und Freundlichkeit. Der Herr des Hauſes, Graf Behr, der Onkel der jungen Mädchen, denn ſonſt hatte er keine Kinder, hatte ſeinen Platz verlaſſen; doch jetzt öffnete er ſein Zimmer und trat in den Saal. Seine Geſichtszüge trugen den Ausdruck von Klugheit, doch lag daneben ein Zug von Härte, der ſofort abſtieß.

„Iſt der Wagen da, Heinrich?" wandte er ſich an den aufwartenden Diener.

„Zu Befehl, Herr Kammerherr!"

„Nun, Anna, ich muß fahren, unterhalte die Damen gut."

Mit diesen Worten reichte er seiner Frau die Hand, verneigte sich vor seiner Schwägerin und Fräulein von Höchst, und war im Begriff das Zimmer zu verlassen, als sich eine leichte Hand auf seinen Arm legte.

„Wir fahren also Nachmittag, lieber Onkel, und der Wagen holt Dich dann ab von der Bahn?“ fragte eine freundliche Stimme.

Das junge Mädchen mit den schwarzen Augen und dunklen Haaren sah ihn fragend an; sie war sein Liebling, er schlug ihr fast nie eine Bitte ab.

„Ja, Käthchen, Ihr könnt fahren; nehmt den gedeckten Wagen und Ihr drei fahrt.“ Mit einer Handbewegung deutete er auf die drei ältesten Mädchen, Käthe und Luise von Behr und Annette von Schön.

„Aber Erika muß doch auch mit; was würde Gertrud sagen, wenn wir ohne sie kämen,“ erwiderte Käthe mit funkelnden Augen.

„Erika bleibt bei den Tanten;“ mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Das ist zu toll,“ brauste die dunkle Käthe auf, „immer verdirbt er uns das Vergnügen; warum sollen wir nicht alle fahren, es geht ja so gut!“

„Käthe, Käthe,“ mahnte die Tante, „sei nicht so heftig, Du weißt, wenn der Onkel es nicht will, geht es auch nicht.“

„Ach, Du bist immer still, Tante, es ist zum Verzweifeln!“ Mit diesem Ausruf lief das junge Mädchen von dannen, die Thür dröhnend ins Schloß werfend.

Erika waren die Thränen in die Augen getreten, als sie hörte, sie werde von der Fahrt ausgeschlossen, doch jetzt unterdrückte sie dieselben und eilte auf die Tante zu, als die ältere Cousine freundlich sagte: „Vielleicht geht es doch noch zu machen!“

„Nein, nein, liebe Tante, ich bleibe bei Euch und hoffe, Ihr werdet mich gern hierbehalten.“

„Ja, meine Erika, sehr gern,“ sprach Frau von Behr; „Du bleibst bei uns und machst uns den Kaffee, nicht wahr?“

„Ja, liebe Tante,“ sprach Erika.

Ein paar Stunden darauf fuhren die drei anderen jungen Mädchen ab, Erika, die auf der Freitreppe stand, noch Grüße und Worte zurufend.

Der Diener warf den Schlag zu und der Wagen rollte davon. Das junge Mädchen stand allein; ihre Hand faßte krampfhaft das eiserne Geländer und achtete dabei nicht der Blüten, die ihre Hand zerknickte. Langsam rann eine Thräne aus den sonst so frohen blauen Augen herab und ein schwerer Seufzer hob die junge Brust; aber sie besann sich bald, und

leicht wie ein Reh flog sie in die von Säulen getragene Halle, um dort durch eine silberne Klingel den Diener herbeizurufen.

Bald hatte dieser alles zum Vesper gehörende silberne Gerät auf einem in der Mitte des Salons stehenden Tisch geordnet und öffnete nun die Flügelthüren, um Erika eintreten zu lassen. Das junge Mädchen trug zwei Kuchenschalen, die sie auch auf den Tisch setzte, und dann ging sie eifrig an die Zubereitung von Kaffee und Thee. Ihre Wangen glühten vor Eifer und ihre Augen leuchteten, als sie die silberne Kanne mit dem würzigen Getränk brachte, um den drei Damen, die inzwischen Platz genommen, einzuschenken.

„Dein Thee ist hoffentlich gut, liebste Tante," wandte sie sich dann an Frau von Hochfeld.

„Sehr gut, mein liebes Kind," sagte die alte Dame freundlich, indem sie zärtlich über den blonden Lockenkopf der Kleinen strich.

„Wie schön, daß Du bei uns geblieben bist, Erika," wandte sich jetzt Frau von Behr zu dem jungen Mädchen, „ohne Dich wäre unser Kaffee sehr einsam geworden."

„Ja, ja," sprach nickend Fräulein von Höchst, „wenn solch ein junges Mädchen mit so freundlichem Gesicht den Kaffee und Thee serviert, da muß er gut schmecken."

„O, macht mich nicht eitel," sagte lachend das junge Mädchen; „aber gute Tante Auguste, Du hast keine Fußbank; ich bin eine schlechte Krankenpflegerin."

„Danke, danke, Kind, Du verwöhnst mich viel zu sehr," erwiderte gütig die alte Dame.

Lassen wir einstweilen die Damen Kaffee trinken und sehen uns im Zimmer um. Alles zeigte sich geschmackvoll und schön, und man sah jeder Statue, jedem Bild an, daß man sich in dem Schloß sehr reicher Leute befand. Durch die hohen Fenster sah man tief unten die Fluten eines Sees, dessen Ränder von dunklen Buchen und Eichen umsäumt waren. Wenn die Sonne darauf blinkte, war es ein prachtvolles Schauspiel. Doch heut bäumten die Wellen sich auf und der Sturm heulte. Desto behaglicher war es in dem Salon, wo wir die vier Damen versammelt finden; der Theekessel summt und eine fröhliche Unterhaltung würzt das Mahl.

Das junge Mädchen dort in dem sehr einfachen dunklen Kleide, mit der weißen Schürze sticht eigentümlich ab gegen die glanzvolle Umgebung, und doch zieht gerade diese Einfachheit doppelt an. Das scheint auch Frau von Hochfeld zu finden, die in ein lebhaftes Gespräch mit ihr verwickelt ist.

Erika erzählt ihr von den Geschwistern und wird lebhaft und fröhlich dabei.

„Kommt ein wenig ins Freie," ruft das Stiftsfräulein; „es hat aufgehört zu regnen und die frische Luft thut wohl!"

Alle waren einverstanden, nur die Gräfin schob Geschäfte vor, die sie verhinderten mitzugehen. Gleich darauf verlassen die drei Damen das Schloß, Frau von Hochfeld auf den Arm des jungen Mädchens gestützt.

„Lege Dich ordentlich auf, liebstes Tantchen, ich bin sehr stark; Du hältst mich immer noch für das kleine Kind, das Du zuletzt sahest."

„Ja, meine Erika, und ich kann mich noch immer nicht darein finden, daß aus dem kleinen Mädchen so rasch die schlanke Jungfrau geworden ist."

„Seid Ihr mir nicht dankbar, daß ich Euch ins Freie trieb?" wandte sich das Fräulein zurück.

„Natürlich, Tante Mariechen, Du sorgst immer für uns!" rief fröhlich Erika; „es ist prachtvolle Luft!"

„Sage einmal, Kind, wirst Du denn nun Gesellschafterin?" fragte Tante Auguste, „Onkel Eugen sagte mir davon!"

Ein Schatten flog über das eben noch so fröhliche junge Gesicht und Thränen traten in die blauen Augen. „Hat er das gesagt? O Tante Auguste, erbarme Dich und nimm Dich meiner an! Ich kann es doch nicht, so gern ich möchte, da meine Eltern es nicht wollen; ist es nicht unrecht, gegen ihren Willen etwas zu thun? Sieh, Tante, ich hatte fest die Absicht, aber sie wollen es unter keiner Bedingung. Wir sind ja arm," setzte sie leiser hinzu, „aber Mama sagte, sie würde lieber das tägliche Brot mit Salz essen, als mich fortlassen. Es geht ja bis jetzt noch ganz gut zu Hause und — sie stockte — und vielleicht kann ich überhaupt dableiben."

„Ja, Marie," wandte sich Frau von Hochfeld an ihre Schwester, „ja, wenn es die Eltern nicht wollen, dann kann sie es nicht."

„Nein, sagte das Stiftsfräulein sehr ernst, „wir gehorchen Gottes Gebot, wenn wir den Eltern gehorchen."

„Und Gott wird Dir auch helfen, mein Kind," sagte die Tante.

„O Tante, Du bist so sehr, so unbeschreiblich gut, Du kannst nicht denken, was ich empfunden habe, als Onkel mich alle Tage dazu anspornte; er sagte, ich müßte es — müßte es gegen den Willen der Eltern, weil — weil sie so arm sind."

„Kind, beruhige Dich, es wird sich alles zum Guten führen lassen, vertraue nur auf den lieben Gott. Doch nun erzähle mir von den Eltern

und ob Ihr Euch sehr einschränken müßt, wie Ihr wohnt und was Du weiter willst."

Mit fliegendem Atem berichtete sie nun von den geliebten Eltern, von ihrem traulichen Heim, von ihren lieben Geschwistern. Freilich mußten sie oft und viel entbehren, aber wer thäte es nicht gern, wenn er dabei glücklich ist? Sie war schön, als sie so voll Liebe von den Ihren sprach, ihre Augen leuchteten vor Glück und nichts an ihr zeigte, daß ihr die Opfer, die sie brachte, schwer würden. Die Worte, welche von ihren Lippen flossen, erfüllten ihre Zuhörerinnen mit Liebe und Achtung für das gute, kindliche Geschöpf.

Alle drei hatten nicht auf den Himmel gesehen, der ganz dunkel geworden war, bis der plötzlich wieder entfesselte Orkan sie daran erinnerte, daß sie viel, viel zu weit gegangen waren.

„O Gott, ich kann nicht weiter," stöhnte Frau von Hochfeld nach einigen Minuten. Erika bat sie, sich fest auf sie zu stützen, und legte zum besseren Halt der Tante den Arm um die Taille, sie so mehr tragend wie führend. Sie bog jeden Zweig aus dem Wege und stemmte dem Sturm ihre ganze Kraft entgegen, um der Tante bessere Stütze zu verschaffen.

„O warum habe ich so viel gesprochen, das hat uns nicht auf den Weg achten lassen," klagte sie sich selber an.

Statt aller Antwort drückte die Tante ihre Hand, das Sprechen war ihr unmöglich. — Endlich, es deuchte Erika eine Ewigkeit, langten sie zu Hause an. So sanft sie es vermochte, führte sie ihre Kranke die Stufen hinauf und löste, auf ihrem Zimmer angekommen, die Kleider auf, um ihr Bequemlichkeit zu verschaffen. Bald hatte sie dieselbe, so gut sie vermocht, auf ihr Lager gebettet und fragte nun freundlich und sanft nach ihren Wünschen. Sie kniete dann an das Lager der Tante hin und sagte: „Nicht wahr, Du bist mir nicht böse, gutes Tantchen, daß ich nicht ans Umkehren gedacht habe."

„Nein, mein Herzchen, Dich trifft keine Schuld, nur mich allein; ich hatte meine Kräfte überschätzt; aber Du hast mich so gut gepflegt. Und nun, mein Kind, bist Du auch nicht mehr traurig, daß Du hast hierbleiben müssen, nicht wahr?"

„Nein, nein, ich bin so unbeschreiblich glücklich, daß ich hiergeblieben bin!" rief Erika mit glänzenden Augen, die Hand der Tante mit Küssen bedeckend. „So habe ich Dir doch ein ganz klein wenig nützen können!"

„Ja, mein Kind, Du bist sehr gut zu mir gewesen. Betrübe Dich auch nicht mehr über die Zukunft, vertraue auf Gott und bete kindlich zu

ihm. Er wird Dich nicht verlassen, wenn Du fleißig und gut bist und Deine Pflicht thust. Doch nun gute Nacht, morgen werde ich wieder wohl sein; ich habe Dich sehr lieb, Erika!"

Sie umarmte dieselbe herzlich, und geräuschlos und vorsichtig verließ Erika das Zimmer. Draußen stand sie einen Augenblick still und strich sich die Thränen von den Wimpern. „O wie gut sie ist, ich will ihr folgen," murmelte sie; „wie glücklich bin ich durch mein Hierbleiben geworden."

Dann eilte sie zur Tante, um ihr zu helfen, und freundliche Blicke und Worte hatte sie für jeden.

„Das ist ein vortreffliches Fräulein," sagte der Diener, als sie ihm lächelnd eine Schüssel abnahm, um sie schnell zum Abendbrot hinauf zu tragen.

„Ja, ja, so hochmütig wie die andern ist sie nicht, die rührt Hand und Fuß," fügte das Hausmädchen hinzu.

Bald darauf rollte ein Wagen vor das Portal, aus dem lachend und schäkernd die drei Nichten des Hauses hüpften, vom Grafen gefolgt. Die Mäntel den Dienern zuwerfend, umarmten sie Erika stürmisch und überschütteten sie mit Liebkosungen. „Na, Kleine, wie war's, grausig langweilig natürlich!" rief ihr Käthe zu. „Dort war's hübsch; wir haben gescherzt, getanzt, gesungen; mit einem Wort: es war herrlich!"

„Ja, Du hast viel versäumt!" rief Annette; „sie vermißten Dich alle sehr. Ach, zum Totlachen war's oft, ha, ha, ha!"

„Kinder, seid vernünftig!" rief die älteste, Luise, dazwischen. „Was hast Du den ganzen Tag gemacht, Kleine, hast Du noch sehr bedauert, nicht mitgefahren zu sein?"

„Nein, Luise, es war so schön hier, Du glaubst gar nicht wie schön!"

„War Besuch hier?"

„Ihr wart wohl noch aus? — Was macht Tante Gustchen?"

„Jetzt Ruhe und zu Bett!" rief die Gräfin. „Tante Gustchen ist krank und Erika hat sie sehr gut gepflegt!"

„Ah!" staunte das Trio. „Na, mein Gott, und das nennst Du schön? Brrr —!"

„Ja, das nenne ich schön; ich bereue es nicht, das Vergnügen dafür verloren zu haben!"

In ihrem Zimmer stand Erika still und faltete die Hände. „Lieber Gott, hilf Du mir durchs Leben!" betete sie leise. Dann suchte sie ihr Lager auf!

gez v A. Liethe

DAS XXX

Ein Tag aus Erika's Leben.

Rosen und Vergißmeinnicht.

Von

Clara Jäger.

In dem großen, schattigen Garten des Erziehungsinstituts der verwitweten Frau Professor Seidelberg saßen zwei junge Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren emsig schreibend in einer hochgewölbten Laube, deren Gitterwerk mit den riesigen Blättern des Pfeifenbaumes (Aristolochia) umrankt waren. Ringsumher herrschte abendliche Stille. Nichts ließ sich hören, als das leise, knisternde Geräusch der Federn und dann und wann ein müdes Zirpen und Zwitschern der Vögel im dichten Geäst und Gebüsch des Gartens.

Da plötzlich warf eins der jungen Mädchen lachend seine Feder auf den Teller des vor ihr stehenden Porzellanschreibzeuges und rief: „Punktum! Streu' Sand drauf! wie unsere alte Trine zu sagen pflegte, wenn sie mit vieler Mühe einen Brief »nach Hause« zu stande gebracht hatte. Ich bin fertig — hurra! Laß doch einmal sehen, wie viel ich da zusammengeschrieben habe! Eins, zwei, drei — wahrhaftig fünf Quartseiten und sieben Zeilen; die Linien streng nach der Vorschrift: Kantelbreite Nr. I.; die Schrift aber natürlich so weit auseinander gerückt, als es der Anstand nur irgend gestattet. Das ist aller Ehren wert; mehr konnte ich meinem armen Hirnkasten unmöglich abringen, um Dr. Hasselbarths tiefsinniges Aufsatzthema: »Der Gedanke des Schönen bei den Griechen und Römern,« zu verarbeiten. Himmel, wie geistreich muß man sein, wenn man in der Selekta bei Frau Professor Seidelberg sitzt! Ich möchte nur wissen, ob sich all das mühselig aufgestapelte Wissen auch »halten« wird — wie gute Konserven in Blechbüchsen? Bei mir schwerlich! Ich bin ein zu arger Sausewind. Papa hat mir von klein auf nachgesagt, ich bliebe nie »bei der Stange«. Er ist recht oft ärgerlich über meinen Flattersinn, über meine Zerstreutheit, über meine Plapperigkeit ..."

Das junge Mädchen zur Seite der so eifrig sich selbst schildernden Jettina Wohringen hatte schon mehrmals Zeichen der Ungeduld gegeben; jetzt seufzte es ganz vernehmlich, ließ die Hand mit der Feder anstatt auf dem Papier, auf der Tischkante ruhen und sah mit einem flehenden Blick auf ihre junge Pensionsfreundin.

„O verzeihe, Isolde," rief diese, über und über errötend, „ich hatte übersehen, daß Du noch nicht fertig bist! Aber nun will ich auch mäuschenstill sein und Dich nicht wieder stören, das verspreche ich Dir! — Dein Aufsatz wird ja gewaltig lang! Hast Du noch viel zu schreiben?"

Isolde von Berg lächelte; sie mochte wohl über Jettinas Versprechen, sie nicht wieder stören zu wollen, lächeln. „Ich hoffe in einer Viertelstunde fertig zu sein," sagte sie.

„Und knapp so lange wird das Tageslicht hier noch ausreichen."

„Ein Grund mehr, daß ich mich »dranhalten« muß."

Jettina nickte nur und fühlte eine gewisse Würde über sich kommen, wie sie uns das Halten eines Versprechens wohl gibt, und sei dasselbe an und für sich auch noch so unbedeutend.

Sie zog ihre winzig kleine goldene Uhr aus dem Gürteltäschchen und studierte das Zifferblatt mit einem Ernst und einem Interesse ohne gleichen.

„Eine Viertelstunde," sagte sie dabei zu sich selbst, ihre Neigung zum Gähnen nur halb unterdrückend. „O wie manche Weisheit läßt sich in einer Viertelstunde zu Papier bringen! Isolde ist fürchterlich ehrgeizig. Ich wette zehn gegen eins, daß sie wieder den besten Aufsatz abgeben wird, den uns der Dr. Hasselbarth dann natürlich zur Lektüre und zur Nachahmung empfiehlt. Ich kenne das! Isolde thut gerade, als ob sie ihr Gouvernanten-Examen ablegen müsse, um sich später als Erzieherin ihr Brot zu verdienen. Puh — ein beneidenswertes Lebenslos! Dann geht das unselige Deklinieren und Konjugieren wieder von neuem an, das Extemporieren und alles mögliche andere »ieren« — und der einzige Unterschied bei der ganzen Geschichte ist der, daß das Fräulein Gouvernante — die Exschülerin der Selekta — aus dem Aktivum ins Passivum übergetreten ist. Bisher hatte sie gelernt, nun lehrt sie — das ist alles! — Aber Isolde braucht nicht zu lehren. Ihr Vater ist General — ein tapferer Haudegen, sagt Papa, der sich im letzten Kriege große Anerkennung erworben hat. — Vier Minuten habe ich schon meinen Gedanken Audienz gegeben — bleiben noch elf stumm zu »vermonologisieren« — schade, daß allein mein inneres Ohr dies herrlich erfundene Zeitwort zu hören im stande ist! — Himmel, wenn ich nur wüßte, was Isolde immer noch schreibt? Mindestens eine halbe Stunde früher als ich hat sie den Aufsatz begonnen und weiß doch noch immer neue Wendungen und schöne Phrasen zu finden. Beneidenswert! Es geht »wie geschmiert«. Nicht ein einziges Mal habe ich sie den Federhalter an Mund oder Nase legen sehen —

denn das Kauen an der Feder ist mit den Gänsekielen zugleich außer Mode gekommen — auch starrt sie nie ins Blaue, wie ich mit Vorliebe thue, da mir *das* die besten Gedanken verschafft. Die besten? — ach freilich, das ist ein äußerst relativer Begriff! Ich fürchte, mein Aufsatz wird, wie gewöhnlich, höchstens das Prädikat: »ziemlich gut« erhalten. Ich will ihn doch lieber noch einmal aufmerksam durchsehen und etwaige Schnitzer zu entfernen suchen."

Jettina las: „Alle Kunstwerke sind nur durch zwei Sinne wahrnehmbar; entweder durch das Gesicht, oder durch das Gehör. Die Kunst ist in ihrer Konzeption etwas rein Geistiges, obschon sie körperlich zum Ausdruck gebracht wird. Sie ist also zugleich subjektiv und objektiv." — Nicht übel, wenn auch sehr trocken! — „Der hellenische Philosoph Thales hat den herrlichen Ausspruch gethan: »Das Schönste, was der Mensch je erschaut hat, noch je erschauen wird, ist der Kosmos — das Weltall — denn es ist ein Kunstwerk Gottes!« In diesem uralten Gedanken finden wir den Kern alles dessen, was wir unter Kunstgeschichte verstehen, denn alles Schöne hat seinen Anfang und sein Ende in der Schöpfung und in Gott." — Hm, — ich fürchte, den letzten Satz wird Herr Dr. Hasselbarth sehr anfechtbar finden! Ich muß gestehen, er ist mir selbst auch nicht ganz klar; aber dafür bin ich mit dem Eingang ganz zufrieden. Es geht mir immer so: anfänglich kann ich prächtig nachschreiben, was uns vorgetragen wird, dann aber verliere ich plötzlich den Faden und sitze im Labyrinth fest... Weiter: „Pythagoras erweiterte den Gedanken des Philosophen Thales. Er sagte: »Das *Schöne* sei das *Harmonische*; innere Einheit bei äußerlichen Gegensätzen, die Harmonie und die Symmetrie, das ist der Grundtypus nicht allein der bildenden Künste, sondern jeder Kunst überhaupt, und nach Xenophon hat auch Sokrates, der selbst Bildhauer gewesen sein soll —« Ach, endlich bist Du fertig, Isolde!"

„Ja — aber lies nur Deinen Aufsatz weiter, Jettina. Eine solche Durchsicht ist immer sehr nötig; ich werde gleichfalls —"

„O nein, bitte, bitte, nur jetzt nicht!" bat Jettina. „Morgen früh ist dazu noch Zeit genug. Es ist auch jetzt zum Lesen schon viel zu dunkel hier in der Laube, man verdirbt sich nur die Augen. Komm, komm, wir wollen ein wenig umherspazieren, bis die Glocke uns zur Abendmahlzeit ruft." Sie hatte Isolde mit sanfter Gewalt von der Bank empor und mit sich ins Freie gezogen. „Wahrhaftig, Du bist *zu* gewissenhaft und fleißig, mein Schatz," sagte sie, ihre Freundin liebkosend. „Dabei kommt

gar nichts heraus, glaube mir! Vor Muster- und Wunderkindern habe ich von jeher eine Art von »horror« gehabt; — ich möchte wissen, warum ich Dich eigentlich so furchtbar lieb habe?"

„Weil ich weder ein Muster- noch ein Wunderkind bin!" sagte Isolde lächelnd. „Ich habe nur von jung auf arbeiten müssen und habe niemals die Pflichterfüllung dem Vergnügen hintennach setzen dürfen. Papa ist sehr gütig, aber auch sehr streng gegen uns Kinder. Wir müssen „Ordre parieren", wie seine Soldaten, und wenn es auch noch so unbequem ist: es gibt bei uns kein Ausweichen!"

„Hm," machte Jettina, „ich kann mir das eigentlich ganz schön denken! Wenn man immer thun und lassen kann, was einem gerade gut dünkt, wird einem leicht unheimlich zu Mute. Ich weiß das aus meiner Kinderzeit und wenn ich in den Ferien zu Hause bin. Mein Papa ist gar nicht streng, aber er wird gleich ungeduldig, wenn nicht alles so geht, wie er sich's gedacht hat, und Mama ist sehr nervös; — da weiß ich nie genau, wie ich es ihnen recht machen soll! — Hast Du noch viele Geschwister, Isolde?"

„Acht!" sagte Isolde mit einem unnachahmlichen Ton von freudiger Genugthuung. „Und alle, sagt Papa, sind gottlob! gut eingeschlagen. Ich bin die Vorjüngste; aber auch Berthold, das „Nesthäkchen", ist ein braves Kerlchen, an dem die Eltern gewiß Freude erleben werden. Er ist fleißig, klug und pflichttreu, dabei gesund und munter, — was kann man mehr verlangen?"

„Ich habe gar keine Geschwister," seufzte Jettina. „O, es ist nicht hübsch, so als armseliger Illing durchs Leben zu ziehen!"

Isolde lachte. „Laß nur gut sein, Jettina," sagte sie, „jetzt bin ich Dein Zwilling, wenigstens Dein Pensionszwilling! Nennt man uns nicht schon die »Inséparables«, oder gar die »Siamesen«, weil wir immer zusammen sind? Und haben wir uns nicht so lieb wie leibliche Schwestern?"

„Ja, ich!" sagte Jettina; „aber Du, Du hast ja leibliche Schwestern!"

„Freilich, und mit denen mußt Du Dich in meine Liebe teilen; aber wenn ich sage, daß ich Dich so lieb habe, als ob Du meine Schwester wärest, so kannst Du es mir aufs Wort glauben, denn ich weiß, wie das ist, während Du es nur ahnst!"

„Du gute, liebe Isolde."

Jettina schlang zärtlich ihre Arme um den Hals der geliebten Freundin und küßte ihr Stirn und Mund und Wangen; dann gingen die beiden

jungen Mädchen Arm in Arm weiter, dem Schwarm der andern Zöglinge des Instituts so viel wie möglich ausweichend, denn sie hatten sich heute gar zu viel zu sagen, zu gestehen, anzuvertrauen, und blieben am liebsten allein und unbelauscht. Letzteres waren sie aber doch nicht durchweg. Im dichten Syringen- und Spiräengebüsch hinter der Aristolochia-Laube, vor welcher Isolde und Jettina plaudernd auf und ab gingen, stand ein Bänkchen und auf diesem saß die kleine Marianne Kindler und blickte mit einem gewissen Neid auf Jettina, der es heute wieder so ausschließlich vergönnt war, mit der auch von Marianne zärtlich geliebten Isolde von Berg zu lustwandeln.

Marianne war etwa zwei Jahre jünger als Jettina und Isolde. Sie war auffallend klein für ihr Alter und von sehr schüchterner Gemütsart. Sie „schwärmte" für Isolde, aber so tief innerlich und heimlich, daß diese nicht die geringste Ahnung von den Gefühlen der kleinen Marianne hatte. Freundlich und liebevoll war Isolde gegen alle ihre Mitschülerinnen, ja gegen jedermann, und nach dem schönen Spruch:

„Wer mit sich selbst in Lieb' und Frieden lebt,
Der findet Lieb' und Frieden überall."

konnte man dreist sagen, Isolde sei der Liebling des ganzen Hauses. Es gab keine Seele in demselben, die ihr nicht zugethan war.

Marianne aber hatte durchaus nicht die Art, sich „beliebt" zu machen; Isolde wußte wenig anderes von ihr, als daß sie die Tochter einer verwitweten Frau Bergrat Kindler und bei Frau Professor Seidelberg in Halbpension gegeben war. Das heißt: Marianne blieb für gewöhnlich nur über Mittag im Institut, nahm die nach demselben noch folgenden Lehrstunden und ging dann abends zur Mutter heim, die in einer entlegenen Gartenvorstadt wohnte, von der aus es zu weit und zu anstrengend für Marianne gewesen wäre, vor- und nachmittags den Weg in das Institut zurückzulegen. Heute sollte Marianne ausnahmsweise die erste Nacht in demselben zubringen, denn Frau Bergrat Kindler hatte in Geschäftsangelegenheiten eine kleine Reise unternehmen müssen und konnte ihr Kind unter keinen bessern Schutz geben, als unter den der vortrefflichen Frau Professor Seidelberg.

So kam es, daß die kleine Marianne zwar anwesend war, aber doch in ihrem Versteck von den Mitschülerinnen nicht gesucht wurde, da man nicht gewöhnt war, die Kleine zu dieser Stunde um sich zu sehen. Ihr augenblicklicher Aufenthalt hatte von jeher eine besondere Anziehungskraft

für Marianne besessen. Heute ward er ihr zum bequemen Beobachter- und Lauscherposten. Lauschen wollte sie zwar eigentlich nicht. Sie fand es sogar „theoretisch" äußerst verwerflich, wenn man „horche"; sie wollte lediglich beobachten, wollte ihre geliebte, schöne Isolde endlich einmal sehen und bewundern können, ohne selbst dabei gesehen zu werden; weiter nichts. Ach, wenn Jettina nicht da wäre; mit einem Sprunge wollte die kleine Marianne an Isoldes Seite sein, um ihr zu sagen, wie sehr sie dieselbe liebe und verehre, wie sie von einem freundlichen Blick aus ihren Augen, von einem gütigen Wort aus ihrem Munde tagelang zehre; wäre nur Jettina nicht da, die kleine Marianne fände heute Abend in der Dämmerstunde ganz gewiß noch den Mut, ihrer geliebten Isolde um den Hals zu fallen und sie zu küssen, gerade so, wie es Jettina eben that! O diese Jettina! — Marianne ertappte sich auf einem Empfinden, das ihr nicht ganz fremd mehr war. Sie konnte Jettina nicht leiden. Aber entsprang dies Gefühl lediglich der Eifersucht, oder hatte es einen noch tieferen Grund? — Gleichviel; ebenso lieb wie Isolde der kleinen Marianne war, ebenso wenig mochte diese Jettina leiden.

„Weißt Du, Schatz," sagte Jettina jetzt zu Isolde, und jedes Wort schlug deutlich an Mariannes Ohr, „ich wünschte, es wäre morgen schon Sonntag und nicht erst in zwei langen Tagen."

„Nachher müßtest Du doch wieder sechs lange Tage warten bis zum nächsten Sonntag," meinte Isolde, „und so käme es auf eins heraus."

„Nun ja, freilich; aber Du weißt doch, welche Bedeutung der nächste Sonntag hat?"

„Die Neueingesegneten gehen zum ersten Male zum Altar, um das heilige Abendmahl entgegen zu nehmen," sagte Isolde.

„Ja — aber daran dachte ich nicht," bekannte Jettina.

„Woran dachtest Du denn?" fragte Isolde.

„An Sarahs Geburtstag! Ich freue mich schrecklich auf das schöne Fest, das ihre Mutter uns ohne Zweifel wieder geben wird!"

Isolde lächelte. „Schrecklich freust Du Dich?" sagte sie. „Kann man sich denn auf solche Weise freuen?"

„Wortklauberchen! Du hast recht, es ist eine abscheuliche Angewohnheit von mir, immer in Kraftausdrücken und noch dazu in ungeeigneten zu reden; es ist fürchterlich albern und ungeheuer dumm von mir!"

„Oho, ich verbitte mir derartige Invektiven auf meine liebste Freundin!" drohte Isolde scherzend. „Ich leide es nicht, daß man meiner Jettina

gez. v. F. Heyde. TAF. XXIX.

Rosen und Vergissmeinnicht

unrecht thut, nicht einmal von dieser selbst! Aber um auf Sarahs Geburtstag zurückzukommen: es war wirklich im vorigen Jahre ein höchst vergnügtes Fest, und ich würde mich sehr freuen, wenn die Gräfin Hohnheim uns auch in diesem Jahre zu Sarahs Geburtstag einlüde. Glaubst Du, daß sie es thun wird?"

„O natürlich! Sarah hat mir's heute in der französischen Stunde zugeflüstert. Morgen wird sie die förmliche Einladung überbringen und Frau Professor Seidelberg im Namen ihrer Mutter bitten, uns für den ganzen Sonntag zu beurlauben. Dann fahren wir wieder nach Schloß Gerstein hinaus, wie im Vorjahr, nehmen ein feines Diner ein, schaukeln uns auf dem See in der reizenden kleinen Gondel und haben abends, vor der Rückkehr ins Institut, noch ein prächtiges Feuerwerk zu gewärtigen, das der gräfliche Förster im Park zur Feier des Tages abbrennen wird."

„Herrlich, herrlich!" rief Isolde in die Hände klatschend. „Wie freue ich mich! Es wird köstlich werden."

„Ich möchte nur eins wissen," begann Jettina aufs neue, „ob nämlich die kleine Marianne Kindler auch wieder zu Sarahs Gästen gehören wird?"

Wenn anstatt der kleinen Marianne ein Häschen im Syringenbusch versteckt gewesen wäre, so würden wir sagen: es spitzte die Ohren bei dieser Frage Jettinas; so aber muß sich der Leser Mariannes Gesichtsausdruck in diesem Augenblick mit seiner eigenen Einbildungskraft vorzustellen suchen. Sie hob den Kopf, reckte den Hals und lauschte gespannt auf das, was nun folgen werde.

„Ja, warum sollte denn Marianne Kindler nicht zu Sarah eingeladen werden?" fragte Isolde. — „O diese prächtige, liebe Isolde!" jubelte es in Marianne. — „So viel ich weiß, sind Sarah und Marianne befreundet, und auch Frau Kindler kommt zuweilen zur Gräfin Hohnheim nach Gerstein hinaus, mit der sie schon seit langen Jahren bekannt ist."

„Freilich, sie kennen sich lange schon," berichtete Jettina eifrig, „aber die Beziehungen der Frau Bergrat Kindler zur Hohnheimschen Familie sind durchaus nicht — wie soll ich sagen? — nicht geselliger Natur. Graf Hohnheim besitzt auf seinem ausgedehnten Güterkomplex auch verschiedene Grubenwerke, und dem Bergrat Kindler lag früher die Revision dieser Gruben ob. Da hat dieser denn, wenn er nach Gerstein hinausfuhr, zuweilen Frau und Kind mitgenommen, damit sie sich daselbst im schönen Park ergingen, während er seine Amtsgeschäfte besorgte. Dort im Park hat nun die Gräfin Frau Kindlers und Sarah Mariannes Bekanntschaft

gemacht. Das ist alles. Ich weiß es genau durch Mamas neue Kammerjungfer, die früher bei der Gräfin Hohnheim gedient hat und nicht genug erzählen kann, wie »pauvre« es bei den Kindlers hergehe, seit der Bergrat tot ist! Die Mutter stickt für Geld!"

Die kleine Marianne in ihrem Versteck fühlte ihren Atem stocken; unwillkürlich ballten sich ihr die Hände zusammen und Thränen füllten ihre Augen.

„Nun, das ist doch gewiß keine Schande," sagte Isolde. „Es ist nur traurig, wenn eine Dame von Frau Kindlers Bildung durch eine unausgesetzte, handwerksmäßige Beschäftigung auf einen Standpunkt heruntergedrückt wird, der nicht der ihrige ist. Auf der andern Seite aber wird Frau Kindler vermutlich froh sein, wenn sie durch ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß im stande ist, ihre bescheidenen Einkünfte zu vermehren und ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben."

O diese prächtige Isolde! Marianne mußte sich mit Gewalt zurückhalten, um nicht aus ihrem grünen Versteck hervor und dem lieben, klugen Mädchen um den Hals zu fallen.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht," meinte Jettina, „es ist sehr ehrenwert von Frau Kindler, für ein Ladengeschäft zu arbeiten, aber ich finde, daß Marianne, als Tochter einer Stickerin, doch kein so rechter Umgang für Sarah ist!"

„Ei, ei, wie hochmütig Du bist, Jettina!" rief Isolde. „Von dieser Seite kannte ich Dich noch nicht, — und was die kleine Marianne anbetrifft, so halte ich sie für ein liebes, kluges und bescheidenes Mädchen, der man es wohl ansieht, daß sie nicht gerade auf Rosen wandelt."

„Nun ja, das mag alles sein," eiferte Jettina; „aber erinnere Dich nur, welche klägliche Rolle sie an Sarahs letztem Geburtstage spielte. Du hattest Dein neues blaues Grenadinekleid an, ich mein weißgesticktes Mullkleid mit den Valenciennesspitzen; alle andern Mädchen waren auf das festlichste geschmückt, — und was hatte die kleine Marianne an? Ein vor Alter rötlichgrau schimmerndes schwarzes Alpakkakleid und um den Hals eine ausgeblaßte lila Kravatte. Es sah wirklich zu komisch aus."

„Das habe ich durchaus nicht gefunden," sagte Isolde. „Die Kleine sah so sauber und ordentlich aus und war so vergnügt, daß ich auf die Einzelheiten an ihrer Kleidung gar nicht achtete."

„Dann wirst Du es wohl auch übersehen haben, was sie Sarah als Angebinde überreichte?" warf Jettina hin.

Es ging wie ein Ruck durch der kleinen Marianne ganzen Körper, als sie diese Frage hörte.

„Ich kann mich gar nicht darauf entsinnen, daß sie ihr überhaupt ein Geschenk machte, sagte Isolde leichthin.

„O doch — und was für eins! Ein Lesezeichen mit Glaube, Liebe und Hoffnung — Kreuz, Herz und Anker — auf silbernes Kanevaspapier mit scharlachroter Seide eingestickt. Ein kostbares Geschenk! Ich mußte an mich halten, um nicht mit Lachen herauszuplatzen. Es war zu komisch, mit anzusehen, wie die kleine Marianne in ihrem fadenscheinigen Kleidchen in dem Kreise aller der feingekleideten jungen Mädchen verlegen dastand und einen wohlgesetzten Glückwunsch flüsterte, den sie sich ganz prächtig auswendig gelernt hatte, denn sie sagte ihn ganz ohne Stocken her, wenn auch so leise, daß ich so gut wie nichts davon verstand. Aber das that nichts; ich besah mir derweilen die herrlichen Geschenke auf Sarahs Tisch und fand, daß sich meine Gabe: ein Notizbuch von Elfenbein, mit den in Gold eingelegten gotischen Buchstaben S. H. und mit einer neunzinkigen Grafenkrone darüber — unter seiner Umgebung nicht zu verkriechen brauchte, wie der kleinen Marianne armseliges Lesezeichen."

„Oder gar wie mein Geschenk," sagte Isolde sehr ernsthaft.

„Wie so?" fragte Jettina. „Was hattest Du denn geschenkt?"

„Genau dasselbe, was ich auch diesmal zu schenken gedenke — nämlich gar nichts!"

„Ach so!" lachte Jettina. „Nun, ich finde, es ist wirklich besser mit leerer Hand zu kommen, als mit einer so überaus unbedeutenden Gabe, die weiter nichts sagt, als: man will und kann nicht!"

„Kann wenigstens nicht so, wie man will!" sagte Isolde. „Aber der gute Wille ist doch in solchem Falle unter allen Umständen anzuerkennen, und ich bin überzeugt, daß Sarah ihn voll und ganz anerkannt hat."

„Allerdings sah das so aus," sagte Jettina. „Sie küßte die kleine Marianne zum Dank, während sie uns andern nur die Hand gereicht hatte, und die Gräfin sagte, das Lesezeichen aufmerksam betrachtend: „Das ist ja eine sehr niedliche Handarbeit, liebes Kind, die Du für meine Sarah selbst gefertigt hast. Ein Lesezeichen ist zugleich eine zierliche und sinnige Gabe. Ich habe das Lesezeichen einmal von einem geistreichen Manne einem Meilenzeiger vergleichen hören, der uns die Fortschritte auf dem Wege verzeichnet, den wir geistig zu wandeln haben."

„Wie gut Du das alles behalten hast," sagte Isolde.

„O ich habe ein vortreffliches Gedächtnis — besonders für alles was seitab von der ledernen Schulweisheit liegt. Aber ich habe nicht allein ein gutes Gedächtnis, ich besitze auch prophetische Gabe und wette zehn gegen eins, daß die kleine Marianne diesmal zu Sarahs Geburtstag mit gestickten Rosen und Vergißmeinnicht antreten wird, auf einem Uhrpantoffel oder dergleichen."

Aus Mariannes Augen tropfte Thräne auf Thräne in ihren Schoß. Wie weh that ihr Jettinas gutes Gedächtnis, wie weh ihre prophetische Begabung. Marianne hatte ja keine Ahnung davon, wie lächerlich sie sich mit ihrem jämmerlichen Lesezeichen vor einem Jahre an Sarahs Geburtstage gemacht hatte. Jettina hatte gewiß recht mit ihrer Auffassung, da sie sich ein volles Jahr nachher noch genau jeder Einzelheit entsann. Und was hatte denn die kleine Marianne sich in diesem Jahre ersonnen, um der von Glanz und Luxus umgebenen Komtesse Sarah Hohnheim eine „Freude" zu bereiten? Sie hatte ihr ein Nadelkissen gestickt, mühsam, von Seide in »petit point« auf goldgelb gefülltem Grunde Vergißmeinnicht und Moosröschen und rund herum ein selbstgehäkeltes Spitzchen von feiner gelber Seide. Es war bisher in Mariannes Augen ein allerliebster kleiner Gegenstand gewesen, an dem sie in ihren wenigen Mußestunden seit langen Wochen schon immer mit der gleichen Freude gearbeitet hatte, stets mit dem wonnigen Gefühl, der guten Sarah damit zu zeigen, wie lieb sie dieselbe habe! Wie hatte sie sich auf den Geburtstag der kleinen Komtesse und auf den Augenblick, wo sie ihre Gabe würde überreichen dürfen, gefreut.

Nun war das alles, alles vorbei. Das zierliche Kissen, an dem sie bisher so großes Wohlgefallen gehabt hatte, war ihr jetzt ein Greuel geworden; der Inbegriff alles Garstigen und Ungestaltenen, — ein herrliches Seitenstück zu dem verspotteten Lesezeichen, das von seiner Verfertigerin ja auch einmal hübsch und wert befunden war, einen gräflichen Festtisch zu schmücken! O, über solche eitle Selbsttäuschung, über diese beschränkten Begriffe, über — über — über alles mußte die kleine Marianne sich härmen und grämen und schämen.

Dabei weinte sie, als habe der Bock sie gestoßen — wie ein Sprichwort sagt — und überhörte es ganz, daß die große Hausglocke im Institut die Zöglinge zur abendlichen Mahlzeit zusammenrief. Vielleicht kannte sie auch dies Zeichen nicht, obschon es aufs Haar demjenigen glich, das zur Mittagszeit von derselben Glocke ausging — ein Zeichen, dem Marianne Kindler stets auf das bereitwilligste zu folgen pflegte, denn das Lernen

machte sie immer hungrig. — Heute Abend aber vergaß Marianne über ihren großen Kummer Hunger und Durst. Sie sah und hörte nichts, als immer noch Jettina und Jettinas Worte — nicht einmal Isoldes tröstliche Einwürfe schwebten daneben ihrem Geiste vor. Sie war unsagbar traurig und sie wollte traurig sein.

Plötzlich wurde es um sie her im Garten wieder lebhaft. „Marianne!“ erscholl es, „Marianne, wo bist Du? Komm, Du wirst an der Abendtafel erwartet! — Wir essen Dir alles auf, wenn Du Dich nicht beeilst!“

So rief man durcheinander, und Marianne erkannte unter den verschiedenen Stimmen, die sich um sie her erhoben, auch die sonore, tiefe Stimme der Frau Professor Seidelberg, welche augenscheinlich beunruhigt war über das Ausbleiben der kleinen Marianne. Diese erschrak nicht wenig, als sie sich ihre Lage klar machte. Sie durfte unmöglich zögern, aus ihrem Versteck hervorzukommen; aber wie konnte sie ihr Ausbleiben, ihre rotgeweinten Augen erklären? Durch die Wahrheit unmöglich — und gelogen hatte Marianne noch nie! Wer half ihr aus dieser Verlegenheit?

Ganz benommen von den Eindrücken, die in der letzten halben Stunde ihr Gemüt beängstigt hatten, legte Marianne ihre beiden Hände auf die Banklehne und preßte ihre Stirn darüber. Einen Augenblick nur wollte sie sich bedenken, was sie thun, was sie sagen solle! — —

„O da ist sie ja!“ rief aber gleich darauf dicht neben ihr Jettinas nur zu bekannte Stimme. „Dacht' ich's doch gleich, daß die Kleine hier im Gebüsch stecken müsse! — Sie schläft.“

„Nein,“ sagte Marianne sich erhebend und die Augen mit den umgekehrten Händen reibend — froh, daß sie nicht nötig hatte zu lügen und doch überzeugt, daß ihr niemand die Wahrheit glauben werde — „ich schlafe nicht!“

„Nun nicht mehr, allerdings!“ sagte Frau Professor Seidelberg. „Aber Du hast geschlafen, liebes Kind; man sieht es ja deutlich an Deinen geröteten Augenlidern.“

„Ja, und wenn Marianne nicht geschlafen hätte,“ rief eine der Pensionärinnen des Instituts, welche sich an der „Suche“ beteiligt hatte, „so hätte sie schwerlich die große Speiseglocke überhört. Ich kenne Mariannes guten Appetit; sie ist stets eine der ersten am gedeckten Tische.“

„Ich habe aber doch nicht geschlafen,“ beteuerte Marianne weinerlich; seltsam bei dem frohen Gefühl, die Wahrheit zu sagen, beharrend, und doch ebenso froh darüber, daß keiner ihren Beteuerungen Glauben schenkte.

„Laß nur gut sein, liebes Kind," sagte Frau Professor Seidelberg gütig, „und jetzt folge uns zur Mahlzeit. Das Wetter hat sich abgekühlt und Du hast so erhitzte Wangen — Du könntest Dich leicht erkälten." Dabei hüllte die freundliche Vorsteherin den kleinen mürrischen „Trotzkopf", wie sie innerlich das protestierende, nicht geschlafen haben wollende Marjannchen nannte, in ein Tuch, das sie sich zu diesem Zwecke von den eigenen Schultern nahm. Und so, sie halb führend, halb schiebend, brachte Frau Professor Seidelberg die kleine Vermißte ins Haus zurück.

„Wie gut, daß sie geschlafen hat!" flüsterte Jettina Isolde ins Ohr, als beide Arm in Arm wieder in den großen Speisesaal zurückgingen. „Wenn die kleine Marianne nicht eingeschlummert gewesen wäre, so hätte sie alles gehört, was ich Dir über sie gesagt habe, denn sie hat scharfe Ohren, ich weiß es. Es ist ein wahres Glück, daß sie eingeschlafen war."

Wenn Marianne doch in Wahrheit geschlafen hätte! Aber wir wissen ja, wie wach sie war. Und leider blieb sie es auch, die ganze endlos lange Nacht hindurch. Ach wenn sie doch hätte schlafen können! Warum mußte sie auch gerade heute im Institut übernachten? Warum mußte sie Jettinas Worte gehört haben? Wie glücklich wäre sie in ihrer harmlosen Blindheit weiter gewandert; wie hätte sie seelenruhig und vergnügt ihre Rosen- und Vergißmeinnichtstickerei am festlichen Tage in Sarahs Hände gelegt und nie eine Ahnung davon gehabt, wie böswillig man sie und ihre vorjährige kleine Geburtstagsgabe kritisiert hatte! Nun war alle Unbefangenheit fort — und gegen niemand, niemand auf der ganzen Welt konnte sie sich aussprechen.

Frau Kindler war verreist. Erst nach Sarahs Geburtstag kam sie wieder heim, und es gab für Marianne nur eine Seele, der sie ihren Kummer hätte anvertrauen mögen: ihre Mutter!

Aber war es nicht gut, daß diese einzig liebe, gute Mutter sich gerade jetzt abwesend befand? Wenn sie zurückkehrte, dann hatte ihr Kind hoffentlich schon wieder ruhiger denken gelernt über das, was es heute so beängstigte und quälte; vielleicht konnte es dann schon lächeln über das, was sein Herz heute so schwer bedrückte, als läge ein großer, großer Stein darauf? Sagte nicht Onkel Karl immer, man müsse danach trachten, alles Widerwärtige im Leben gleich so aufzufassen, wie man es etwa sechs Wochen später beurteilen würde? — Ja, Onkel Karl war ein sehr kluger und sehr besonnener Mann, der sich nicht leicht „aus der Fassung" bringen ließ. Sollte sie zu ihm gehen und ihm alles erzählen, was sich heute zugetragen hatte? O nein doch! Er könnte sein Nichtchen am Ende auslachen; Onkel Karl

wäre das wirklich im stande, und nichts ist unangenehmer, als mit seinen Kümmernissen verlacht zu werden. Was Jettinas Spott in Bezug auf das „vorjährige Lesezeichen" betraf, so ließ sich das im Grunde leichter ertragen, als ihre unglückselige Vorhersage wegen der „Rosen und Vergißmeinnicht!" Warum hatte Marianne nicht ein anderes Muster gewählt zu dem kleinen zierlichen Kissen? Zum Glück war es wenigstens kein Uhrpantoffel! Das war wenigstens ein Trost, wenngleich ein schwacher! Aber wenn Marianne ihre Gabe überreichte und Isolde und Jettina ständen dabei, so müßte Marianne ja in die Erde sinken vor Beschämung, denn Jettina würde diesmal ohne Zweifel ihre Lust zu lachen nicht unterdrücken können, da es ihr ja schon bei Sarahs letztem Geburtsfest, ihrer eigenen Aussage nach, sehr schwer gefallen war, ernsthaft zu bleiben. — Sollte Marianne es wie Isolde machen? Sollte sie Sarah gar nichts schenken? Nein, das war für Marianne so zu sagen ein Ding der Unmöglichkeit. Seit sie Sarah kannte, und das mochten nun wohl fünf Jahre her sein, hatte sie stets eine kleine Aufmerksamkeit an ihrem Geburtstag für dieselbe gehabt. Mama Kindler hatte das so angeordnet und streng darauf gehalten, daß Marianne stets eine Handarbeit als Gabe überreichte, und wenn es auch nur ein selbstgewundenes Kränzchen aus selbstgepflückten Wald- und Wiesenblumen war. Auf das „armselige Lesezeichen" im Vorjahre war Marianne so stolz gewesen! — Und was nun? — Gestickte Rosen und Vergißmeinnicht wollte und konnte sie nach diesen Vorgängen doch unmöglich verschenken! Sie würde sich ja „unsterblich" lächerlich dadurch machen! Nicht allein in Jettinas Augen — vielleicht sogar in den Augen der geliebten Isolde und gewiß sonst bei allen Schülerinnen und Pensionärinnen, denn Jettina würde doch natürlich nicht verfehlen, das prompte Eintreffen ihrer Vorhersage zu verkünden, und allen ihren Witz aufbieten, um das Komische der Sache recht auffällig zu machen. — Der Gedanke war unerträglich!

Die kleine Marianne warf sich in ihrem Bette unruhig von einer Seite auf die andere und atmete so laut und so heftig, daß das Fräulein, welches die Oberaufsicht im Schlafsaal hatte und auch in demselben schlief, sich erhob, an das Lager der Kleinen herantrat und sie fragte, was ihr fehle; ob sie sich unwohl fühle?"

„O nein," sagte Marianne beschämt, „ich kann nur keinen Schlaf finden."

„Das macht die ungewohnte Umgebung," sagte das Fräulein gütig. „Morgen wirst Du schon besser schlafen!" Und weil sie glaubte, Marianne habe Heimweh, fügte sie hinzu: „Du mußt nur alle Gedanken zu ver-

bannen suchen, die Dich weich stimmen und beunruhigen könnten, dann wirst Du auch heute schon Ruhe finden. Je sorgloser wir empfinden, je mehr sind wir auf Rosen gebettet!"

„Und auf Vergißmeinnicht!" stieß Marianne fast trotzig hervor, so daß das Fräulein sie ganz verwundert ansah und nicht übel Lust bezeigte, ärgerlich zu werden.

Aber Marianne ließ es dazu nicht kommen. Sie ergriff die Hand der freundlichen jungen Lehrerin, drückte sie recht zärtlich an ihr Herz und sagte: „O seien Sie nicht böse, Fräulein. Mir ist so weh ums Herz. Ich weiß gar nicht, was ich sage."

„Versprich mir nur, ganz still zu liegen, liebes Kind," erwiderte das Fräulein liebevoll. „Und wenn Du mechanisch zählst: eins, zwei, drei — bis hundert und tausend, dann sollst Du einmal sehen, wie die Müdigkeit Dich überkommen und der Schlaf sich bei Dir einstellen wird." Sie berührte mit ihren Lippen Mariannes Stirn und flüsterte: „Schlaf wohl, liebe Kleine!" und legte sich dann wieder zur Ruhe, auch jetzt jedes laute Geräusch wie von Anfang an vermeidend, um die Schläferinnen in der Runde nicht zu stören.

„Eins, zwei, drei," zählte Marianne gehorsam. „Ja, — zwei Tage sind es noch bis zu Sarahs Geburtstag. Könnte ich bis dahin eine andere Handarbeit fertig bekommen? Das Kissen und die schöne Spitze könnte ich benutzen. Nur der Überzug, die abscheulichen Blumen müssen herunter. Statt dessen sticke ich ein schönes Monogramm, S. H. verschlungen, und darüber die Grafenkrone mit den neun Zinken. Das wird stattlich und schön aussehen! Jettina wird keine Ursache haben, sich über mich und mein Geschenk lustig zu machen. — Ach, ich soll ja zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf — in fünf Stunden könnte ich die Arbeit wohl machen; das Abtrennen und Wiederherstellen mit der neuen Stickerei eingerechnet; oder sagen wir lieber sechs Stunden, das macht für jeden Tag drei Stunden; die kann ich wohl dafür erübrigen, morgens und abends und in der Mittagszeit. Aber wer zeichnet mir das Monogramm und die Krone? Ich will Herrn Meister bitten, den Zeichenlehrer, — er thut mir gewiß den Gefallen. — Habe ich auch noch Geld genug zum Einkauf von Stoff und Goldfäden? Denn mit Goldfäden muß doch gestickt werden. — Zwanzig Pfennige hatte ich noch vom letzten Monat und Onkel Karl gab mir gestern eine Mark — also eine Mark und zwanzig Pfennige — o, das reicht. Freilich habe ich noch nie in Plattstich gearbeitet und noch niemals

Buchstaben gestickt! Aber das schadet nichts, wenn sie auch buckelig ausfallen werden, es sind doch wenigstens keine Rosen und Vergißmeinnicht! — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sieben, acht — o wie müde bin ich — neun Grafenkronen — zehn — elf —"

„Gottlob!" sagte sich das Fräulein, die noch einmal ganz leise an das Bett der kleinen Marianne getreten war, „jetzt ist sie eingeschlafen! Das Kind war in einer wahrhaft fieberhaften Erregung. Es ist die erste Nacht, die sie von der Mutter getrennt zubringt, das macht ihr das kleine Herz schwer."

Am folgenden Tage von zehn bis elf Uhr stand Zeichnen auf dem Stundenplan; nach Schluß der Lektion wollte Marianne Herrn Meister ihre Bitte vortragen — aber, o Schicksalstücke: Herr Meister hatte sich für heute bei der Vorsteherin entschuldigen lassen; er litt an heftigem Zahnweh mit geschwollener Backe, und der Arzt fürchtete, es werde die „Rose" daraus entstehen."

„Ohne Vergißmeinnicht?" platzte die kleine Marianne heraus, als Frau Professor Seidelberg den Schülerinnen des erkrankten Lehrers die Mitteilung von seinem Ausbleiben machte und den Grund zu demselben erwähnte. Alle lachten, nur die Vorsteherin machte ein ernstes Gesicht und rügte der kleinen Marianne ungehörigen Zusatz, den sie mit höchst „naseweis" bezeichnete.

Marianne war wie mit Purpur übergossen. Welcher Dämon hatte sie nur getrieben, jene beiden Worte laut auszusprechen? Sie war noch nie über irgend etwas getadelt worden, was ihr Betragen anbetraf. Nun gab es im nächsten Zeugnis jedenfalls eine Bemerkung, die nicht sehr schmeichelhaft ausfallen dürfte! Und Mama Kindler legte vor allen Dingen so hohen Wert auf den Inhalt der Rubrik „Betragen". — O diese unseligen gestickten Blumen! Konnte sie denn den Gedanken an dieselben gar nicht los werden?

Während des Unterrichts war Marianne zerstreut und unaufmerksam. Sie hatte gestern ihre Lektionen so brav gelernt, konnte alle Einzelheiten aus der deutschen Geschichte, von der Zeit Karls des Großen bis zum westfälischen Frieden — also einen Zeitraum von mehr als achthundert Jahren umfassend — wie ein „kleiner Professor" am Schnürchen herzählen, — und heute stockte und stammelte sie bei jeder Antwort.

Zu der Deklamationsstunde hatte sie unglücklicherweise das herrliche Uhlandsche Sonett „Der Blumenstrauß" auswendig gelernt. Wie konnte

sie vorhersehen, welche verhängnisvolle Wahl sie damit getroffen hatte!? Marianne war im Recitieren gewandter als die Mehrzahl ihrer Mitschülerinnen. Sie sprach die Verse mit einem ungewöhnlich richtigen Verständnis, nicht, wie es ja leider auch mancher Erwachsene thut, so, daß man die Reime dem Klappern einer Mühle vergleichen könnte, sondern gleich schöngefügter, rhythmisierter Prosa; und da heute — wieder eine Tücke des Schicksals, der Regierungs-Schulrat in der Anstalt anwesend war und gerade zur Deklamationsstunde in der Klasse Mariannes erschien, so wurde diese von der Lehrerin aufgerufen, ihr Gedicht herzusagen. Die Lehrerin wollte natürlich mit der talentvollsten Schülerin „Staat machen". Aber o weh! Heute hatte sie sich leider verrechnet. — Marianne erhob sich und begann mutig:

„Wenn Sträuchern, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Rosen Liebe sich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen schon sich kündet,
Lorbeern Ruhm, Cypressen Trauer zeigen;"

aber kaum hatte sie die drei ersten Strophen gesprochen, als ihr der Atem stockte und ihre Schläfe zu pulsieren begannen.

Himmel, schon wieder diese unglückseligen Blumen! Wie Gespenster erschienen sie ihr bei Tag und bei Nacht, und gerade da, wo sie dieselben am wenigsten zu sehen oder zu hören erwartete. Rosen und Vergißmeinnicht! Immer wieder Rosen und Vergißmeinnicht! Die kleine Marianne griff sich mit beiden Händen nach der Stirn und seufzte tief auf; dann begann sie aufs neue, wenn schon weit weniger mutig:

„Wenn Sträuchern, Blumen manche Deutung eigen,"

aber sie kam abermals nicht weit über die „Vergißmeinnicht" hinaus, und da auch ein abermaliger, dritter Versuch mißglückte, so sagte der Schulrat: „Laß gut sein, liebes Kind; es will heute nicht gehen! Du sagst mir ein anderes Mal, welche Deutung den Blumen und den Farben eigen ist!" Und zu der Lehrerin gewendet, fügte er leise hinzu: „Beobachten Sie die Kleine, liebes Fräulein; sie ist fieberartig erregt und scheint mir krank zu sein."

„Ich glaube nicht, Herr Schulrat," lautete die gleichfalls mit unterdrückter Stimme abgegebene Antwort der jungen Lehrerin — eine Antwort, die trotzdem von Marianne Silbe für Silbe verstanden wurde, denn sie hatte, wie Jettina schon erwähnt, ein außergewöhnlich scharfes Gehör. „Marianne leidet nur am Heimweh. Sie ist zum ersten Mal im Leben von ihrer Mutter getrennt und in Folge dessen etwas zerstreut."

„Ah so!“ sagte der Schulrat, augenscheinlich befriedigt durch diese Auskunft, und ließ nun eine Mitschülerin Mariannes den „Ring des Polykrates“ von Schiller hersagen.

Marianne hörte nichts davon. Sie saß da, ganz in sich versunken und dachte darüber nach, wie gewaltig sie sich in wenig Stunden verändert habe und wie alles so ganz, ganz anders in ihr aussah, als ihre Umgebung es wähnte. Man hielt ihr Benehmen für Heimweh, für Sehnsucht nach der geliebten Mutter — ach, und sie empfand nichts von dem allen! Sie hatte ja kaum Zeit an das Mütterchen zu denken; seit Jettina als Prophetin aufgetreten war, dachte sie nur an Rosen und Vergißmeinnicht.

„Vergißmeinnicht im Namen schon sich kündet,“ wie Uhland singt; — ach ja, es ist ein Zauberwort, es klammert sich an die Seele fest mit tausend unsichtbaren Haken und Häkchen und Krallen und Krallchen; man wird es nicht wieder los, man mag machen, was man will!

* * *

Nach dem Schluß der Schulstunden kam Onkel Karl, um nach seinem Nichtchen zu sehen. Frau Professor Seidelberg hatte ihm wohl schon von Mariannes Verhalten erzählt, und auch er hielt sie nun für heimwehkrank. Er sagte es zwar nicht, aber Marianne fühlte es aus seinem Benehmen gegen sie heraus, und das verdroß sie; sie haßte die Lüge in jeder Gestalt, und nun war sie selbst zur personifizierten Lüge geworden!

Sie mußte alles über sich ergehen lassen, denn die Geschichte vom Lesezeichen und von dem Nadelkissen konnte sie doch, wie gesagt, nur ihrem Mütterchen anvertrauen — allenfalls auch Isolden; aber Isolde war nie allein anzutreffen, meist sogar befand sich Jettina, die abscheuliche Jettina, stets in ihrer unmittelbaren Nähe.

Onkel Karl nahm Marianne zu einem Spaziergang mit. Er führte sie auch in eine Konditorei und ließ ihr Sahnkuchen und Chokolade vorsetzen; aber es half alles nichts — Marianne blieb ganz gegen ihre Gewohnheit schweigsam und in sich gekehrt.

Wie Jettina vorhergesagt, hatte Sarah am Freitag die Einladung der Gräfin für Isolde, Jettina, Marianne und noch eine vierte Mitschülerin überbracht und Frau Professor Seidelberg hatte gern ihre Erlaubnis erteilt.

Am Sonntag Vormittag um neun Uhr sollte der Wagen aus Gerstheim vor dem Institut stehen, um die vier jungen Mädchen zur Geburtstagsfeier abzuholen. Nun — nachdem Marianne vom Onkel Karl am Abend wieder in das Pensionat zurückgeführt worden war — lag nur

noch der Sonnabend vor ihr, und keine Aussicht — keine — irgend eine andere Gabe für Sarah erdenken und fertigen zu können! Das Grübeln nahm kein Ende, nicht einmal als abermals die Nacht hereinbrach; und wenn auch diesmal der Schlaf nicht mehr so ganz geflissentlich das Lager der kleinen Marianne floh, so war es doch immerhin keine erquickliche Nachtruhe, deren sie sich zu erfreuen hatte. Die Geister der abscheulichen gestickten Blumen umtanzten sie, im Wachen, wie im Träumen. — — —

Die Sonnabend-Lektionen vergingen ohne besonderen Zwischenfall. Augenscheinlich war von der Frau Vorsteherin die Anordnung getroffen worden, man solle Marianne sich heute ganz selbst überlassen, denn die Kleine wurde während der ganzen Unterrichtszeit nicht einmal „aufgerufen", und obschon ihr das einerseits recht bequem erschien, verdroß es sie doch andererseits ungemein. „Man behandelt mich wie ein krankes Kind," sagte sie sich in ihrem Unmut und sah dabei nur immer verdrießlicher und trauriger aus. — Sie war gar nicht wiederzuerkennen, denn wenn sie auch, wie schon erwähnt, äußerst schüchterner Natur war und es durchaus nicht verstand, sich „beliebt" zu machen, so hatte sich die kleine Marianne doch nie zuvor mißmutig und verdrießlich gezeigt. Welche große Veränderung war in ihr vorgegangen? „Und lediglich aus Sehnsucht nach der Mutter!?" sagte ihre Umgebung.

Mit welcher Freude hatte Marianne im vorigen Jahre dem Geburtstage Sarahs entgegengesehen. Heute dachte sie mit beklemmtem Atem an den kommenden Tag, und ihre Unruhe wuchs nur noch, je weiter die Zeit vorrückte. Gab es denn gar keinen Ausweg? Mußte sie denn entweder mit leerer Hand in Gerstheim erscheinen, oder mit dem unseligen Blumenkissen?

Gegen Abend kam ihr ein leuchtender Gedanke. Wie, wenn sie in das große Geschäft von Prinzler und Weinmann ginge, für das ihr Mütterchen seit Jahren die feinsten und kostbarsten Stickereien lieferte? — Ach, auch darüber hatte Jettina spöttische Bemerkungen gemacht! — Marianne kannte besonders Frau Weinmann recht gut, denn sie hatte dieselbe oft im Auftrage der Mutter aufgesucht. Zu ihr wollte sie gehen und sie bitten, daß sie sich unter den tausenderlei geschmackvollen, mit Handarbeiten versehenen Sachen und Sächelchen etwas aussuchen dürfe, und das wollte sie dann, anstatt des Kissens, Sarah überreichen. Wegen der Bezahlung machte sie sich keine große Sorge; wenn Mama Kindler erst alles erfahren haben würde, was ihr Kind während ihrer Abwesenheit erlebt und gelitten, dann — das war Marianne fest überzeugt — würde sie

gewiß die kleine Schuld bei Prinzler und Weinmann tilgen, ohne irgend eine Einwendung zu machen; schlimmer, viel schlimmer schien es Marianne, daß sie sich mit „fremden Federn" schmücken wollte, das heißt daß sie eine Arbeit, die Gott weiß wer verfertigt hatte, für das Werk ihrer Hände auszugeben gedachte! War das nicht eine Art von Betrug? Aber sie brauchte ja glücklicherweise nicht zu sagen: „Das habe ich gearbeitet!" — und was die andern dachten, ging sie im Grunde genommen nichts an. Wie aber einen Vorwand finden, um die Erlaubnis zum Ausgehen zu erhalten? Onkel Karl sollte der Vorwand sein.

Sie ging zur Frau Professor Seidelberg und bat sie um eine Stunde Urlaub. „Ich möchte gar zu gern meinen Onkel Karl sehen." Sie sagte es so eindringlich, trotz aller schüchternen Bescheidenheit, daß Frau Professor Seidelberg ganz erfreut über dies Zeichen wiederkehrender Teilnahme war und gern ihre Einwilligung erteilte, unter der Bedingung, daß Marianne zur Stunde der Abendmahlzeit pünktlich wieder im Institut sei.

Marianne flog nur so davon. Natürlich wollte sie auch Onkel Karl besuchen, denn er mußte ihr ja eine schriftliche Bescheinigung geben, daß sie bei ihm gewesen sei — das war Gesetz im Institut! Aber vor allen Dingen erst zu Prinzler und Weinmann.

O weh, das Geschäft war schon geschlossen! Ein großer roter Zettel war an der Magazinthüre befestigt, darauf stand in riesigen Lettern gedruckt: „Wegen eines Trauerfalles geschlossen."

Sie hörte es von zwei Leuten, die neben ihr standen und gleichfalls das Plakat lasen: „Herr Weinmann ist gestorben und wird morgen beerdigt!" hieß es.

„Wie traurig," dachte Marianne und vergaß einen Augenblick, was sie hierhergeführt. Dann aber sagte sie sich: „Also auch dieser Versuch ist gescheitert! Es soll eben durchaus bei den unseligen Blumen bleiben. Hätte ich etwas Besseres gefunden, könnte ich jetzt recht vergnügt bei Onkel Karl sein, aber so —"

Nun, auch das ging vorüber. Onkel Karl freute sich, daß die kleine Marianne kam; er erzählte ihr von diesem und jenem, um sie zu zerstreuen, und sagte endlich: „Jetzt mußt Du aber den Rückweg antreten, wenn Du rechtzeitig im Institut sein willst."

„Zuvor," sagte Marianne, „mußt Du aber so gut sein und mir einen Zettel schreiben, worauf steht, daß und wie lange ich bei Dir war!"

„Ei," lächelte Onkel Karl, „das ist ja genau wie in den Kadetten-

häusern. Seid Ihr Mädchen denn auch zuweilen so „unsichere Kantonisten", daß man es für gut findet, Euch einen Zwangspaß auszufertigen?"

Marianne verstand nicht recht, was Onkel Karl damit sagen wollte. Sie nickte nur zerstreut und war froh, als sie sich mit dem Papier wieder auf dem Rückweg befand.

Sie schritt gesenkten Hauptes dahin, in Gedanken vertieft. Da stieß ihr Fuß an etwas, das vor ihr auf dem Trottoir lag. Sie bückte sich und hob es auf. Es war ein langes, schmales Päckchen, in rosa Seidenpapier eingewickelt; augenscheinlich etwas Feines, vielleicht sogar etwas Wertvolles. Wer konnte es verloren haben? Sie blickte sich um; die Straße war auf eine weite Strecke menschenleer. „Was mag das Päckchen nur enthalten? — Es ist doch gewiß nichts Unrechtes, wenn ich einmal nachsehe!" Sie lockerte die Umhüllung. — „Ein Fächer," sagte sie halblaut. „O wie schön, — Elfenbein mit Gold eingelegt! Gerade wie Jettinas Notizbuch! Eine Krone mit — mit neun Punkten. Also eine Grafenkrone. Schade, daß keine Buchstaben da sind, das könnte mich eher auf die Besitzerin schließen lassen." Sie wickelte das rosa Papier sorglich wieder fest und schritt weiter. „Wenn ich Sarah morgen meinen Fund gäbe? Was für Augen würde Jettina machen! So etwas Kostbares wird sie doch nicht schenken können, die geldstolze, die abscheuliche Jettina! — Freilich, gehört denn dem Finder das Gefundene? — Wenn kein Verlierer sich meldet, sicherlich. Und es ist ja weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Sarah will ich es später schon erzählen, auf welche Weise ich in den Besitz des Fächers gelangt bin; so bleibt mir jedenfalls der Triumph, Jettina morgen »ausstechen« zu können. O wie mich das freut. — Sarah ist allerdings noch etwas zu jung, um einen Fächer zu gebrauchen, aber sie kann ihn ja verwahren bis sie erwachsen ist, und wer weiß, ob die Kinder auf den Bällen bei den vornehmen Grafen und Herzögen, von denen mir Sarah einmal erzählt hat, nicht auch schon Fächer tragen."

Kinder haben kindische Gedanken; mit ihren geistigen Augen sind sie zuweilen sehr kurzsichtig — Marianne bewies das recht deutlich im vorliegenden Falle. Sie hatte nach kurzem Überlegen gar kein Bedenken mehr in Bezug auf die Verwendung der gefundenen Kostbarkeit, und die Aussicht, die sich ihr nun für morgen eröffnete, belebte sie dermaßen, daß sie in ganz anderer Stimmung in das Pensionat zurückkehrte, als sie es eine Stunde zuvor verlassen hatte. Daß ihr Geschenk an Sarah eigentlich eine Handarbeit sein solle, hatte sie sich ganz aus dem Sinn geschlagen.

„Es gibt außerordentliche Fälle," sagte sie sich sehr altklug, „wo man gut thut, auch einmal von dem Herkömmlichen und Gebräuchlichen abzuweichen!" und damit war die Sache abgemacht.

Frau Professor Seidelberg freute sich über die Belebtheit in dem Wesen der kleinen Marianne.

„Gottlob! sie hat sich nun eingewöhnt bei uns," sagte sie zu den Lehrerinnen, „mir war ordentlich bange zu Mute, wenn ich das Kind so trübselig einherschleichen sah."

* * *

Am andern Morgen Punkt neun Uhr hielt die gräfliche Equipage vor der Erziehungsanstalt und die vier Eingeladenen waren bereit, die leichte, offene „Viktoria-Chaise" zu besteigen.

Marianne hatte ja nun keine Trauerkleider mehr zu tragen, wie im Vorjahr, zu welcher Zeit ihr schwarzes Kleidchen allerdings schon ziemlich „abgetragen" aussah. Sie hatte heute ein hellblaues, ganz neues Musselinkleid an, einen hübschen Kragen nebst Schleife und dazu passende Manschetten. Gewiß, sie brauchte sich neben Jettina und Isolde nicht zu verstecken, und Jettina sagte auch schon beim Einsteigen: „Ei, Marianne, heute gefällst Du mir ausnehmend!" — und sowohl der Ton, als der Blick der Sprecherin verrieten, daß diese Worte durchaus ernst gemeint waren.

„Nun," dachte die kleine Marianne schmunzelnd, „Du sollst einmal sehen, was sich später noch ereignen wird! Da werde ich wohl gar Gelegenheit haben, Dir zu imponieren."

Es war eine sehr hübsche, lustige Fahrt und Marianne glückselig. Saß sie doch auch ihrer geliebten Isolde gegenüber, die häufig das Wort an sie richtete und ihr sogar eine schöne Rose aus ihrem Strauß schenkte.

„Die verwahre ich mir zum ewigen Andenken," sagte Marianne, vor Seligkeit errötend.

Jettina aber lachte und rief: „Ach, wenn mir doch auch einmal so gehuldigt würde! Wahrhaftig, Isolde, die kleine Marianne versteht es noch besser als ich, Dir ihre Hochachtung und Verehrung klar zu machen."

* * *

Als der Wagen den Gerstheimer Park erreicht hatte und durch das geöffnete Gitterthor auf dem unter seinen Rädern knirschenden Kies in denselben einfuhr, sprangen zwei herrliche schwarze Neufundländer fröhlich bellend den Pferden entgegen, die ihnen zum Gegengruß ein munteres Gewieher boten und, die Köpfe auf- und niederwerfend, prustend und

schnaubend, die glückliche Beendigung der Lustfahrt melden zu wollen schienen.

Wenige Schritte vor dem Schlosse gewahrte Marianne, die ein leises Zwiegespräch hinter sich vernahm, den ihr sehr wohlbekannten jüngsten Diener des Hauses, Fritz, der in kurzem Trab neben dem Wagen einherlief und mit dem Ausdruck der größten Spannung in den Mienen des alten Kutschers auf dem Wagenbock eine bejahende Antwort auf seine leise Frage zu entdecken hoffte: „Hast Du ihn, Andreas?“

Andreas schüttelte nur den Kopf.

„O Gott, was fange ich an!“ stöhnte Fritz. „Der Graf wird mich gewiß fortschicken. Ich bin vom Unglück verfolgt. — Warst Du denn auf dem Polizei-Amt, Andreas?“

Andreas nickte. „Nix da!“ murmelte er in seinen grau werdenden Riesenbart. „Wird wohl heute Abend von irgend einer Mine oder Tine auf den Tanzboden mitgeführt werden.“

„Unsinn!“ sagte Fritz. „Er trägt ja eine Grafenkrone.“

„Thut nichts,“ brummte Andreas, „das macht sich nur um so nobler!“

Jetzt hielt der Wagen vor dem Portal des Schlosses. Sarah kam ihren jungen Freundinnen jubelnd entgegen. „Wie schön, daß Ihr endlich kommt!“ rief sie. „Ich schaue mir schon seit einer geraumen Weile nach Euch die Augen aus! Guten Tag und Willkommen!“

„Und wir gratulieren!“ riefen Jettina und Isolde. „Heil und Segen unserm lieben Geburtstagskinde!“ während Marianne nur halb bei der Sache zu sein schien und irgend etwas Unverständliches äußerte.

Sarah öffnete eine Zimmerthür im Erdgeschoß. „Bitte, tretet hier hinein und legt die Hüte ab. Ihr findet Kämmchen, Bürstchen und auch nach Belieben Waschwasser. Es war gewiß staubig auf der Chaussee und eine Erfrischung ist Euch vielleicht wünschenswert. Nachher führe ich Euch zur Mama hinauf und zu meinen Geschenken, — o ich bin wieder so überreich bedacht worden!“

Die kleine Marianne war nicht mit in das Zimmer getreten. Eilig hatte sie sich noch einmal zum Portal zurückbegeben, um nach dem Fritz auszuschauen. Er war — sie wußte das von Sarah — der Sohn einer armen Tagelöhnerin in Gerstheim. Der Graf hatte ihn erziehen lassen und ihn, vor einem Jahre etwa, als Hilfsdiener in seinem Hause angestellt. Fritz war wenig älter als Marianne. Sie hatten früher zuweilen zusammen gespielt. Nun war er so traurig. Ein unwiderstehlicher Drang

trieb sie, ihn nach der Ursache seines Kummers zu fragen. — Als Marianne den Kopf zum Schloßthor hinausstreckte, fuhr der Wagen eben rechts um die Ecke, den Ställen zu; Fritz aber lehnte an einer der Säulen des Portales und hatte beide Hände vor die Stirn gedrückt.

„Fritz," redete Marianne ihn an, „was fehlt Ihnen denn, daß Sie gar so traurig sind?"

„Ach, Fräulein Marianne," sagte Fritz, und leises Schluchzen unterbrach seine Worte, „ich habe etwas verloren, etwas sehr Schönes und Kostbares. Der Graf hatte mich am Sonnabend gegen Abend nach der Stadt geschickt, es abzuholen. Es sollte ein Geschenk sein für die Gräfin zum heutigen Tage. Ich steckte es vorsichtig in die Brusttasche meiner Joppe, — aber als ich nach Gerstheim zurückkam, war es fort. Ich bin gleich wieder umgekehrt und habe gesucht, wie man eine Stecknadel sucht, und als ich nichts fand, bin ich aufs Polizei-Amt gelaufen und habe die Anzeige gemacht — aber es war ja alles vergeblich. Andreas war heute dort — es ist nichts gefunden worden!"

„Und was sagt der Graf?" forschte Marianne.

„Er weiß es noch gar nicht," jammerte Fritz. „Gestern Abend mußte ich mir mit einer Ausrede helfen. »Er sei noch nicht fertig,« sagte ich, »aber Andreas würde ihn heute mitbringen.« — O wenn er nur nicht so arg lang gewesen wäre! Er ist mir ganz gewiß aus der Tasche gerutscht, als ich mich in der Sebastianstraße bückte, um einer Dame das Batisttuch aufzuheben, das ihr entfallen war."

Marianne zögerte einen Augenblick, dann sagte sie stockend: „War er — vielleicht in Seidenpapier eingewickelt?"

„Ja," rief Fritz, „in rosa Seidenpapier!"

„Und war er vielleicht mit einer Krone verziert?" forschte Marianne weiter.

„Natürlich, — mit einer Grafenkrone, aus feinen Goldstreifchen und Pünktchen, in Elfenbein eingelegt," bestätigte Fritz.

Marianne atmete tief und schwer, aber nur eine Sekunde; dann plötzlich überkam sie ein unbeschreiblich seliges Gefühl — ein Gefühl des Befreitseins von peinvollster Ungewißheit. Sie sah ihren Weg klar vor sich.

„Ist es das, was Du suchst?" fragte sie, den Fächer aus der Tasche ziehend und ihn Fritz vor die Augen haltend.

„Ja, ja, das ist es!" jubelte Fritz und griff mit beiden Händen nach dem rosa Päckchen. „O Fräulein, wie glücklich bin ich nun! Ich danke,

ich danke viel, vielmals!" Und mit einer tiefen Verbeugung lief er auf und davon.

Marianne blickte ihm mit ernstem Blick nach. War ihr denn auf einmal ein Schleier von den Augen genommen? Was hatte sie thun, welch ein großes Unrecht begehen wollen? Sie war im Begriff gewesen, ein gefundenes Gut zu verschenken, und noch dazu in einem Hause, wo das Verlorene von dem Verlierer bereits schmerzlich vermißt wurde!

„Wie thöricht war ich," sagte sie sich, „wie unbesonnen; und welche unabsehbaren Folgen hätte meine Unbedachtsamkeit nach sich ziehen können! Warum dachte ich denn gar nicht daran, meinen Fund auf das Polizei-Amt zu tragen? Hätte ich es gethan, ich würde dem armen Fritz wenigstens manche Augenblicke peinlichster Unruhe und Angst erspart haben. Aber welche Augenblicke nicht nur, sondern welche endlose Verwirrung hätte ich für mich heraufbeschworen, wenn nicht eine glückliche Fügung das Unheil abgewendet hätte?! Ich fürchtete, mich durch die gestickten Blumen in den Augen meiner Umgebung »unsterblich lächerlich« zu machen, — aber wie lächerlich, wenn nicht gar verächtlich müßte ich in Wahrheit allen erschienen sein, wenn ich Sarah den für ihre Mutter bestimmten, von Fritz verlorenen Fächer als meine Festgabe überreicht hätte! Wie gut, daß ich das Kissen trotzdem mitnahm. Ich weiß selbst kaum warum! Zuweilen dachte ich, ich könnte es Sarah nachher, wenn wir unter vier Augen wären, doch noch geben. Es war nun doch einmal für sie bestimmt — was sollte ich damit?!" Marianne atmete tief auf und sagte vor sich hin: „Gottlob! daß alles kam, wie es gekommen ist! Es hätte schrecklich werden können!"

„Was hätte schrecklich werden können?" fragte jetzt dicht hinter ihr Sarahs sanfte Stimme. „Wo bleibst Du nur, liebe Marianne, und warum bist Du so erregt?"

„Ich erzähle Dir alles, Sarah, — später! O ich bin einer großen, großen Gefahr glücklich entronnen. Freue Dich mit mir, Du Liebe, Gute!"

Und oben im Wohnzimmer der Gräfin, woselbst auf einem großen, runden Sofatisch, der mit einem schneeweißen Damasttuch überdeckt war, die schönen Gaben lagen, die Sarah zum heutigen Gedenktage von ihren Eltern, Anverwandten und Freunden zum Angebinde erhalten hatte, — oben nahm die kleine Marianne ein Päckchen aus ihrem Handtäschchen, das sorglich in weißes Papier eingehüllt war, überreichte es Sarah und sagte: „Liebe Sarah, ein Schelm gibt Besseres als er hat; — das ist,

glaube ich, ein sehr altes Sprichwort! Aber heute erst habe ich eingesehen, wie wahr es ist; um Dir etwas Besseres, Schöneres zu geben, wäre ich fast zum Schelm geworden, aber ein guter Geist hat mich davor bewahrt!"

„O wie allerliebst!" rief Sarah, als sie das kleine Kissen aus seiner Umhüllung befreit hatte, und hielt es hoch, damit alle es sehen konnten. „Rosen und Vergißmeinnicht, das gerade sind meine Lieblingsblumen! Du hättest gar keine schöneren und besseren wählen können. Und gerade ein neues Toilettenkissen fehlte mir. Das meine ist schon recht ausgeblaßt und häßlich. Ich danke Dir, liebe Marianne." Und Sarah drückte einen herzlichen, zärtlichen Dankkuß auf die Lippen der kleinen Marianne, die hochrot vor Beglückung dastand, aber ganz heimlich seitwärts nach Jettina hinblickte. Sie wollte sehen, was Jettina denn eigentlich für ein Gesicht mache.

Aber Jettina hatte sich abgewandt und betrachtete aufmerksam ein Photographie-Album, während Isolde mit aufrichtiger Bewunderung auf das Kissen blickte. „Das ist wunderhübsch aufgezeichnet und sehr gut gestickt," sagte sie. „Ich wäre nicht im stande, so gleichmäßig zu arbeiten und so sauber dazu. Außerdem ist das Kissen sehr geschmackvoll —"

Jetzt konnte die kleine Marianne sich nicht länger schweigend verhalten. „Geschmackvoll," sagte sie halblaut, „obgleich es doch Rosen und Vergißmeinnicht sind, die ich da gestickt habe."

Huh, flammte es da in Jettinas Gesicht auf. Die Ohren und der ganze, Marianne zugekehrte Nacken waren scharlachrot; aber keine Silbe kam über die Lippen der schuldbewußten Spötterin.

„Diese kleine Strafe kann ihr nicht schaden," dachte Isolde, denn sie, wie Jettina wußten nun genau, daß die kleine Marianne neulich Abend im Syringengebüsch allerdings nicht geschlafen, sondern Jettinas nichts weniger als schmeichelhafte Auseinandersetzungen Wort für Wort mitangehört hatte. Was sie aber mit dem Sprichwort vom „Schelm" sagen wollte, der mehr gibt als er hat, das konnte niemand sich erklären; auch die Gräfin nicht, die jetzt fragte: „Nun aber sage uns, liebe Marianne, welcher Gefahr Du entronnen bist?"

„Ja, Du wolltest es uns erzählen!" fügte Sarah bittend hinzu.

„Gnädigste Gräfin," sagte Marianne, „ich möchte schon alles erzählen, aber es ist nicht mein Geheimnis allein. Ich glaube, es ist besser, wenn ich ganz still schweige und nur Gott danke, daß ich, zur rechten Zeit gewarnt, davor bewahrt wurde, etwas gar nicht Hübsches zu thun. Ich wollte Sarah ein Geschenk machen von etwas Gefundenem, weil ich —

weil ich so thöricht war, mich zu schämen, daß ich nur eine so kleine Gabe bringen konnte."

Jetzt brach doch Jettinas im Grunde genommen gutes Herz durch. Sie ging auf die kleine Marianne zu, reichte ihr mit niedergeschlagenen Augen die Hand und sagte: „Kannst Du mir verzeihen, Marianne? Ich habe sehr unrecht gehandelt und geredet! Aber es soll mir für die Zukunft eine Lehre sein, denn ich habe es wohl eingesehen, daß ich recht unvernünftige, thörichte, ja böse Gedanken hegte. Meine Strafe soll es sein, diesen kleinen Auftritt zu erklären, wenn Frau Gräfin es erlaubt."

„Gewiß, gewiß," sagte diese. „Ihr sprecht ja beide in vollkommenen Rätseln. Erzähle nur, liebe Jettina, ich bitte."

„Dann muß ich aber den nur mir und zum Teil Fritz bekannten Schluß des ganzen Hergangs berichten dürfen," sagte Marianne; „ich denke, Fritz wird mir erlauben, sein Geheimnis auszuplaudern. Das Unglück war ihm ja lediglich aus dem Grunde begegnet, daß er so ritterlich war, einer Dame das verlorene Batisttuch aufzuheben und zu überreichen."

Fritz hörte Mariannes Worte. Er war eben ins Zimmer getreten, um zu melden, daß „angerichtet" sei; aber als er das pflichtschuldigst vollbracht hatte, sagte er: „Halten zu Gnaden, Frau Gräfin — ein andermal soll mir das, was geschehen ist, nicht wiedergeschehen! Ich hätte das Tuch immerhin aufheben können und brauchte darum doch den Fächer nicht aus der Brusttasche meiner Joppe herausfallen zu lassen."

„Den Fächer? Welchen Fächer?" fragte die Gräfin.

Und die kleine Marianne sagte: „Jetzt darf ich ungescheut alles berichten; Jettina und Fritz haben nichts dagegen. O wie froh mich das macht! Ich bin doch ein glückseliges Geschöpf, das der Himmel in seiner besonderen Hut zu haben scheint!"

Und nun wurden der Gräfin und Sarah alle „Rätsel" gelöst, und der offenherzigen Aussprache folgte eine aufrichtige Versöhnung zwischen Jettina und Marianne, die von diesem Tage an gute Freundinnen wurden und geblieben sind. Isolde aber ist stets die dritte im Bunde, und Rosen und Vergißmeinnicht sind heute noch die Lieblingsblumen dieser lieben drei.

Ein Brief an meinen Herrn Verleger.

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche zufolge schreibe ich diese Zeilen, welche Sie dem 29. Jahrgange des Töchter-Album als Nachwort anhängen wollen. Das Buch hat Glück gehabt, wie man so sagt; ich aber bekenne, daß ich empfunden habe, es ruhe Gottes Segen darauf und das war sein Glück.

Im allgemeinen wurde die Absicht, welche ich bei Herausgabe des Buches hatte und noch habe, vollständig so aufgefaßt, wie ich es wünschte, doch zuweilen wurde es auch unrichtig beurteilt und zwar gerade von geachteten Pädagogen, mit denen ich wahrscheinlich gleicher Ansicht über Erziehung bin. Es lag dies vielleicht daran, daß jene Herren nicht Zeit gefunden hatten, sich eingehend mit dem Buche zu beschäftigen. Es erschien kürzlich ein Aufsatz über das Töchter-Album in der „Stralsund'schen Zeitung" vom 21. Dezember 1882, R. B. unterzeichnet (Dr. Baier, Direktor der Ratsbibliothek in Stralsund).

Litterarisches. Töchter-Album. Herausgegeben von **Th. v. Gumpert. 28. Bd. Glogau, Flemming. 1882.**

Die Verfasserin des vorstehend genannten Buches hat im verflossenen Sommer einige Wochen auf Rügen zugebracht. Während dieser Zeit hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft derselben zu machen, und diese zufällige Begegnung sowie sich daran knüpfende Unterhaltungen über die Ziele der Jugendlitteratur gaben mir Anregung, mich eingehender mit der litterarischen Thätigkeit der Frau von Schober, geb. Thekla von Gumpert, zu beschäftigen, als bisher geschehen war. So lange ich dieser Thätigkeit fern gestanden und etwa nur ab und zu einen Blick in die Schriften der Thekla von Gumpert geworfen hatte, hegte ich allerlei Bedenken gegen eine Litteratur, in welcher ich eine, wenn auch nicht gerade schädliche, doch sehr überflüssige Vorbereitung auf die spätere Romanleserei unserer jungen Mädchen fand. Eingehendere Bekanntschaft mit dem „Töchter-Album" hat mich eines besseren belehrt. Was ich in den Schriften Thekla von Gumperts vor allem als rühmenswert gefunden habe, ist das glückliche und erfolgreiche Streben, den Sinn für ideelle Güter in unserer weiblichen Jugend zu fördern und zu bilden. Die realistischen Tendenzen der Gegenwart, die Neigung für das einseitig Nützliche, praktisch Verwertbare haben eine vielleicht schon zu breite Saatfurche durch unsere Jugendbildung gezogen, und da thut es denn wohl, den in solchem Sinne wirkenden Jugendschriften, wie sie z. B. zahlreich und lobenswert aus dem Spamer'schen Verlage hervorgegangen sind, andere zur Seite treten zu sehen, welche sich die Pflege derjenigen Keime angelegen sein lassen, die im Gemüte, im sittlichen Gefühle, im Schönheitssinne wurzeln. Eine besondere Empfehlung soll mit diesen Zeilen dem „Töchter-Album" nicht ausgestellt werden. Seit achtundzwanzig Jahren ist es alljährlich als ein willkommener Freund unserer jungen Mädchen erschienen,

und es werden manche, die sich in ihrer Jugend einst an dem Album entzückten, heute schon Enkelinnen auf dem Schoße wiegen. Da bedarf es einer Empfehlung sicherlich nicht. Wohl aber dürfte es manchem Suchenden unter der Flut von Jugendschriften genehm sein, an ein Buch erinnert zu werden, welches unter den Tannenbaum gelegt, die Freude an den Weihnachtsgaben nur erhöhen kann. R. B.

Infolge dieses Aufsatzes schrieben Sie mir, es werde zweckmäßig sein, wenn ich einmal ausspräche, welche Ziele ich mit meiner Arbeit verfolge. Ich habe im Töchter-Album, zu verschiedenen Zeiten, in Briefen an meine Leserinnen dies bereits gethan, aber, da Sie es wünschen, will ich es in Kürze hier wiederholen. Ich knüpfe an den obigen Aufsatz an.

1. Soll das Töchter-Album eine Vorbereitung auf spätere Romanleserei sein?

2. Welche idealen Güter will das Töchter-Album fördern?

Das Töchter-Album soll nicht Vorbereitung auf spätere Romanleserei sein. Ich vermeide es grundsätzlich, Verhältnisse zu schildern, welche auf Entwickelung einer Neigung hinweisen, die in den Ehestand führen möchte; auch nehme ich von meinen lieben Mitarbeiterinnen nur solche Beiträge auf, welche mit gleichen Grundsätzen geschrieben sind. Dieser Vorsicht wegen bin ich mehrmals gefragt worden, ob ich das Heiraten für Sünde halte. Für Sünde kann ich das Heiraten nicht halten; aber ich halte es für Sünde die Phantasie junger Mädchen, die noch nicht zu den Erwachsenen gehören, mit Heiratsgedanken zu beschäftigen.

Die Ehe ist ein von Gott eingesetztes, heiliges, irdisches Verhältnis, das zu großem Glück und Segen führen kann; doch es bleibt etwa die Hälfte der Mädchen unvermählt. Dürfen diese sich unglücklich fühlen? — Nein! unglücklich wird kein Mensch, weil ihm ein irdisches Verhältnis, das zu Glück führen kann, versagt ist.

Was jedem Menschen für ein besonderes Schicksal zugedacht ist, weiß niemand voraus, darum sollen Eltern ihre Kinder so erziehen, daß sie sich für alle Fälle gesichert fühlen. Die Töchter sollen fähig werden gute Gattinnen, gute Haushälterinnen, gute Mütter zu sein, wenn sie ihr Schicksal in den Ehestand führt; sie sollen aber auch lernen auf eigenen Füßen zu stehen, ohne sich dem peinlichen Gedanken hinzugeben, sie seien überflüssig auf Erden, wenn sie nicht Gelegenheit haben den natürlicheren Beruf zu erfüllen.

In unseren Tagen ist das Streben viel zu lehren, viel zu lernen, sehr groß; aber es scheint zuweilen einseitig zu sein. Man soll nicht bloß verwertbare Kenntnisse einprägen, nicht in nervenanstrengender Weise Talente ausbilden: Herzensbildung ist die Hauptbedingung zum Glück, „vor allem behüte dein Herz, denn daraus gehet das Leben."

Und nun komme ich zu dem zweiten Satz:

Welche idealen Güter will das Töchter-Album fördern?

Tasso wurde einst von einem Fürsten gefragt: „Wer ist glücklich?“

Tasso's Antwort lautete: „Gott allein ist glücklich.“

Der Fürst sagte: „Ich frage, welcher Mensch ist der glücklichste?“ und Tasso erwiderte: „Derjenige Mensch ist der glücklichste, welcher Gott am ähnlichsten ist.“

Es ist ein überraschender Gedanke, den Tasso aussprach, doch ist er wahr und begeisternd, und ich kann daran mahnen, indem ich von den idealen Gütern sprechen will, die das Töchter-Album fördern möchte.

Ein Mensch, der frei von Sünde sein könnte, der wäre Gott am ähnlichsten. So lange die Welt steht, hat nur einmal ein Mensch ohne Sünde gelebt, Christus der Herr, weil er zugleich Gott war; aber Gott schuf den Menschen sich selbst zum Bilde. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches einen Geist in sich trägt, den Hauch Gottes, mit dem er aufstreben kann zu Gott. Der Herr, Jesus Christus, hat ein Vorbild gegeben, auf daß wir nachfolgen seinen Fußtapfen. Werden wir das Vorbild jemals erreichen? Nein! aber streben sollen wir danach. Dieses Streben gehört zu den Gütern, welche das Töchter-Album fördern will. Es ist hier damit genug gesagt, denn es ist die Hauptsache, alles andere hängt damit zusammen, es ist gleichsam ein Strom, dem Flüsse und Bäche zufließen, um ihn zu stärken.

Schließen will ich indessen diesen kleinen Aufsatz nicht mit dem Hinweis auf das Ziel des Buches. Ich will noch von den Erfolgen sprechen, welche das Töchter-Album erreichte, ich will es thun auf die Gefahr hin, daß ich mißverstanden werde.

Ich erhielt oft Briefe von meinen jungen Leserinnen; fremd waren mir die Briefschreiberinnen persönlich, aber sie sprachen freundlich aus, was ihnen das Buch gewährte; mit vielen derselben bin ich dann, nach ihrer ersten Annäherung, in Briefwechsel gekommen und im geistigen Verkehr geblieben, auch mit denen, welche Gattinnen und Mütter geworden sind.

Dem 28. Bande des Buches habe ich einen Brief mitgegeben, in welchem ich erwähnte, daß meine Leserinnen mir begreiflicherweise untreu würden, sobald die Litteratur der Erwachsenen sich ihnen zu Gebot stelle. Ich erhielt jüngst nach Neujahr wieder eine große Zahl freundlicher Briefe von mir persönlich fremden jungen Mädchen, und einige Stellen daraus will ich mir erlauben hier mitzuteilen; ich darf es thun, da ich mir von den jungen Briefschreiberinnen dazu Erlaubnis erbeten habe.

1. „Mein Wunsch, Ihnen meinen Dank auszusprechen, wuchs, als ich dies Jahr zum erstenmal selbst den neuesten Band des Töchter-Album auf meinen Weihnachtstisch legen mußte; bis dahin hatten es meine Eltern gethan, bis zu meinem achtzehnten Jahre meine Mama und nach deren Hinscheiden mein Papa. Seit dem Januar vorigen Jahres bin ich Waise. Ihr Brief im letzten Jahrgange des Töchter-Album spricht davon, daß die meisten Ihrer Leserinnen Ihnen natürlicherweise untreu würden, sobald sie ganz zu den Erwachsenen gezählt werden müßten. Ich bin nicht untreu geworden. Ich wurde alljährlich mit den berühmtesten Werken ältester und neuer Romanschriftsteller fast überschüttet; bevor ich aber nicht den neuesten Band Ihres Werkes gelesen, kümmerte ich mich nicht um die anderen Bücher.

Um Neujahr 1883. Minna Reithart.

2. „Ein Segen war das Töchter-Album für mich, es hat mich in der Jugend belehrt, ermahnt, getröstet, erheitert, und noch heute ist mein Verhältnis zu demselben, wie das des Vogels zu seinem Neste. So oft ich auch Ausflüge nach geistiger Nahrung mache, kehre ich immer wieder zum Töchter-Album zurück, denn da ist es weich, warm, still, da finde ich das Wahre, Gute und Schöne, welches befriedigt."

Um Neujahr 1883. Clara Schreiber.

3. Zum neuen Jahr des Himmels Frieden
Und sel'ge Tage schon hienieden!
Die Seele froh, das Herz voll Mut,
So lebt es sich in Wahrheit gut;
Wem Gottes Wort den Weg erhellt,
Darf sich nicht fürchten in der Welt.
So bist Du vor uns hergegangen,
Nahmst unsre Herzen Dir gefangen;
Und, bin ich längst nicht mehr ein Kind,
Blieb treu ich Dir doch stets gesinnt,
Und heute bitt' ich Gott für Dich,
Er schütze und erhalte Dich.

Um Neujahr 1883. Marie von Steinkeller.

Mit diesen sehr lieblichen Äußerungen meiner treuen Leserinnen schließe ich diese Mitteilung. Das Wohlthuende, welches in den Erfolgen liegt, die hier erwähnt wurden, greift mir tief in die Seele, sehr tief; aber zu irgend welchem dünkelhaften Gedanken führt es mich nicht, nur zu dem Bekenntnis, daß Gottes Gnade groß war, die mir den Weg zu jungen Herzen gewiesen hat, Ihm Dank! und Segen der Jugend zum Streben nach dem oben erwähnten Glück.

Im Januar 1883.

Thekla v. Schober,

geb. v. Gumpert.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für Mädchen.

Ein Jahr.

Tagebuch für Mädchen von Thekla von Gumpert.

2. Auflage.

Mit 13 Bildern in Farbendruck von F. W. Seidel und Prof. Hugo Bürkner.

Sehr elegant in Kaliko gebunden Preis 6 Mark.

Dem Vorwort, welches die Verfaſſerin dieſes Buches für dasſelbe geſchrieben, entnehmen wir folgende Stelle: „Junge Mädchen, welche ſich aus der Kinderſtube und Schule in das Geſellſchaftsleben begeben, thun einen bedeutungsvollen Schritt, und es iſt für ſie nicht leicht, ſich in den neuen Verhältniſſen zurecht zu finden und nicht im Rauſch der Vergnügungen ihr inneres Wohl zu verſäumen. Es ſteht jungen Mädchen gewöhnlich eine Mutter zur Seite, welche die Töchter in die Welt führt und deren Blicke auch auf den Zeitgeiſt lenkt, der ſie umweht, dem ſie ſich nicht entziehen können und auch nicht ſollen; aber es dürfen neben der Mutter auch Freunde der Jugend ihre Erfahrungen mittheilen und zu dieſen Freunden möchte ich mich geſellen mit dem Buche „Ein Jahr“. — Ich bin der Meinung, daß jeder herangewachſene Menſch bei ſeinem Eintritt in das freiere Leben ſich zwei Fragen vorlegen müßte: 1. Was darf ich für Anſprüche an das Leben machen? 2. Welche Anſprüche hat das Leben an mich zu machen? — Das Buch „Ein Jahr“ hat die Aufgabe, jungen Mädchen bei Beantwortung dieſer Fragen behilflich zu ſein und ſie zu erinnern, daß kein Menſch nur „Rechte“ hat, ſondern jeder auch „Pflichten“ zu erfüllen.“

Das Konfirmationsjahr.

Von **Thekla von Gumpert.**

Mit 4 Illuſtrationen von **H. Bürkner** und **F. Bürkner.**

Elegant in Kaliko gebunden 3 Mark 50 Pf.

Backfiſche.

Vier Erzählungen

von

Thekla von Gumpert.

Mit 6 Bildern nach Originalzeichnungen von F. Bürkner.

Sehr elegant in Kaliko gebunden **4 Mk. 50 Pf.**

Für Knaben und Mädchen.

Das Buch der Natur.

Naturwiſſenſchaftliche Lebensbilder für jung und alt

von

Hermann Wagner.

Zwei Bände. Zweite Auflage.

1. Band mit 13 Bildern, 2. Band mit 8 Bildern von E. Haſſe,
geſchnitten von Profeſſor Hugo Bürkner.

Preis à Band 2 Mark 50 Pf.

Rätſelſtübchen

von

Friedrich Güll.

Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.**

Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.

Für jung und alt.

Der Wachtelkorb.

Eine Erzählung für jung und alt

von

Otto Glaubrecht (Rudolf Oeſer).

Zweite Auflage.

Mit 50 Illuſtrationen von **Hugo Kauffmann** und 12 Initialen und Vignetten von **Franz Widnmann.**

Oktav. 15 Bogen. Vortreffliche Ausſtattung in Illuſtration, Papier, Druck und Einband.

Preis broſchiert 4 Mk., in elegantem Kaliko-Einband 5 Mk.

Dieſe Erzählung iſt die letzte größere Arbeit des berühmten Volksſchriftſtellers und durch ihre gemütvolle Schlichtheit und ihren feinen Humor geeignet den Autor auch in anderen Kreiſen als in denen beliebt zu machen, in welchen ſeine Schriften bis jetzt faſt ausſchließlich geleſen worden.

W. Kaden: Italien.

Eine Sommerfahrt nach dem Süden.

Mit Illustrationen unserer ersten Künstler

und zwar:

64 großen Holzschnitten im Text, 20 Vollbildern mit Tondruck, 4 Aquarellen nach Originalzeichnungen von **E. Berninger und einer Karte.**

24 Bogen Text in Lex.-Oktav. Elegant gebunden 12 Mark.

„Osnabrücker Zeitung": Wo sich die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden regt, da schaffe man sich W. Kaden's prächtiges Buch an, das nicht nur die Reiselust erhöht, sondern auch trefflich auf die Reise selbst vorbereitet. Kaden eignet sich zum Führer durch Italien wie wenig andere Schriftsteller, da er die Halbinsel seit Jahren gründlich durchforscht und geographische, kunstgeschichtliche und litterarische Studien in reicher Fülle gemacht. Und das Beste und Interessanteste von allem, was er gesehen und erfahren, bietet er in dem vorliegenden Buche, und nicht etwa in trockener, lehrhafter Weise, sondern in der populären und anregenden Form der Reisenovelle. Man glaubt, in seiner Begleitung die Fahrt über den Gotthard durch Oberitalien, über Florenz nach Rom, Neapel und Sicilien zu machen und nimmt am Schlusse betrübt mit ihm Abschied von dem sonnigen Sardinien. Seine anschauliche und farbenprächtige Schilderung wird wesentlich unterstützt durch die trefflichen Abbildungen, vier Aquarellen von E. Berninger, 20 Vollbilder in Tondruck und 64 große Holzschnitte im Text nach Zeichnungen hervorragender Künstler, von denen nur Edm. Kanoldt, Osw. Achenbach, Ferd. Keller, Fr. Specht, A. v. Werner, Gustav Cloß und Arthur Calame genannt sein mögen.

Weiß & Martiche

Praktisches Kochbuch.

Preis elegant in Kaliko gebunden 5 Mark.

Dieses beliebte Kochbuch bringt in der soeben beendeten Umarbeitung eine große Anzahl Verbesserungen. Das folgende Verzeichnis der Haupt-Abschnitte gibt einen Beleg für die Reichhaltigkeit des Buches, welches auf 36 Bogen, außer den ausführlichen Anleitungen zum Kochen, 1768 praktisch erprobte Rezepte enthält.

Inhalts-Verzeichnis nach der Reihenfolge der Recepte. 1. Erklärung der technischen Ausdrücke. — 2. Das Servieren. — 3. Die Reihenfolge der Speisen vom einfachsten Essen bis zum großen Diner. — 4. Das Tranchieren, durch Holzschnitte erläutert. — 5. Die Verdauungszeit der Nahrungsmittel. — 6. Die Größe der Portionen (für wie viel Personen z. B. ein Hase oder eine Gans reicht). — 7. Allgemeine Vorbereitungen in 43 Recepten. — 8. Die Suppen in 131 Rec. — 9. Die Zuthaten zu den Suppen in 33 Rec. — 10. Die Klöße und Farcen in 36 Rec. — 11. Die Gemüse in 102 Rec. — 12. Das Fleisch in 173 Rec. — 13. Das Wildbret in 42 Rec. — 14. Das Geflügel in 142 Rec. — 15. Die Fische, Schaltiere ꝛc. in 199 Rec. — 16. Die Ragouts in 29 Recepten. — 17. Die Pasteten in 61 Rec. — 18. Die Saucen in 68 Rec. — 19. Die Eier- und Milchspeisen in 43 Rec. — 20. Die warmen Mehlspeisen in 104 Rec. — 21. Die kalten süßen Speisen in 87 Rec. — 22. Das Gefrorene in 31 Rec. — 23. Das Kompott in 28 Rec. — 24. Der Salat in 26 Rec. — 25. Die Getränke in 55 Rec. — 26. Die Backwerke in 182 Rec. — 27. Vom Einmachenin 96 Rec. — 28. Von der Bereitung der verschiedenen Arten Essig. — 29. Vom Trocknen und Backen des Obstes. — 30. Vom Einpökeln und Räuchern des Fleisches, sowie vom Wurstmachen. — 31. Anhang, enthaltend 25 Rec. über Aufbewahrung der verschiedenen Vorräte ꝛc. und eine Vergleichungstabelle zwischen den alten und neuen Maßen und Gewichten. — 32. Ein vollständiges alphabetisches Finde-Register.

Neuer Atlas für Schulen.

Atlas für höhere Schulen.

Herausgegeben von **Dr. J. W. Otto Richter.**

37 Karten mit 19 Nebenkarten.

Ausgeführt in dem kartographischen Institut der Verlagshandlung.

Preis broch. Mark 3,50 — geb. Mark 4,60.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Planeten-System I.
2. Planeten-System II. Die Mondscheibe.
3. Der Stern-Himmel. Nördliche und südliche Hälfte.
4. Regen- und Jahres-Isothermen-Karte der Erde.
5. Völker-Karte der Erde.
6. Religions-Karte der Erde.
7. Oestl. und westl. Halbkugel.
8. Erde in Merkators Proj.
9. Europa.
10. Europa. Politische Eint.
11. Deutsch. Reich. Nebenk.: Schlachtfelder um Leipzig.
12. Deutsches Reich. Politische Einteilung.
13. Höhen-Schichten-Karte von Deutschland. Mit zwei Höhen-Profilen.
14. Karte zur Uebersicht der Steinkohlen-, Braunkohlen- und Salz-Produktion in Deutschland. Nebenkarten: Gegend zwischen Zwickau und Chemnitz als Beispiel eines Bergwerks- und Industrie-Reviers.
15. Nord-Ost-Deutschland. Nebenk.: Plan von Berlin.
16. Nord-West-Deutschland, Niederlande und Belgien.
17. Süd-Deutschland und Schweiz. Nebenkarte: Schlachtfelder um Metz.
18. Das Alpen-Gebiet.
19. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Nebenkarte: Umgegend von Wien.
20. Spanien und Portugal. Nebenkarte: Umgegend von Madrid.
21. Frankreich. Nebenkarte: Umgegend von Paris.
22. Groß-Britannien und Ireland. Nebenkarte: Umgegend von London.
23. Italien. Nebenk.: Umgegend von Rom.
24. Dänemark. Nebenkarte: Umgegend von Kopenhagen. Island.
25. Schweden u. Norwegen. Nebenkarte: Umgegend von Stockholm.
26. Rußland. Nebenk.: Umgegend v. St. Petersburg.
27. Balkan-Halbinsel. Nebenkarten: Umgegend v. Konstantinopel, Plan v. Athen.
28. Asien.
29. Asien. Politische Eint.
30. Palästina. Nebenkarte: Plan von Jerusalem.
31. Die Nil-Länder.
32. Afrika. Nebenk.: Die Britischen Besitzungen in Süd-Afrika.
33. Nord-Amerika. Nebenk.: Die Atlant. Staaten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
34. Nord-Amerika. Politische Einteilung.
35. Süd-Amerika.
36. Süd-Amerika. Politische Einteilung.
37. Australien. Nebenkarte: Süd-Ost-Australien.

Richters Atlas für höhere Schulen ist das Werk einer fünfjährigen Thätigkeit, welches hiermit pädagogischen Kreisen übergeben wird. Die von Herrn Dr. Richter für das kartographische Institut der Verlagshandlung gelieferten Entwürfe sind durch die tüchtigsten Kräfte desselben in langsam fortschreitender, gediegener Arbeit ausgeführt, und die einzelnen Karten sind während der verschiedenen Stadien ihrer Fertigstellung von dem Herrn Herausgeber sorgfältiger Revision unterworfen worden. Eine Anzahl Blätter haben auch während der Bearbeitung den Herren Professoren Dr. Kirchhoff in Halle, Dr. S. Ruge in Dresden, Dr. Wagner in Göttingen, den Herren Gymnasiallehrern Dr. Heß in Rendsburg, Dr. Volz in Potsdam, dem Herrn Realschuldirektor Dr. Dronke in Trier und dem Herrn Realschul-Oberlehrer Thomas in Tilsit vorgelegen, welche die Güte hatten, dem Herrn Herausgeber schätzenswerte Winke zu geben, die mit großem Danke, soweit die Ausführung möglich, beachtet worden sind.

Ferner darf auf Grund der günstigen Äußerungen, welche auf dem letzten Delegiertentage der Realschulmänner-Vereine in Berlin über die Karten gemacht worden sind, der Hoffnung Raum gegeben werden, daß der Atlas sich als sehr brauchbares Hilfsmittel für den geographischen Unterricht Bahn brechen wird. Dem Stich, Druck und Papier ist ebenfalls die größte Sorgfalt zu teil geworden, und haben wir hinsichtlich der Ausstattung für den billigen Preis von Mark 3,50 für das brochierte, und Mark 4,60 für das elegant in Kaliko gebundene Exemplar sicher das denkbar möglichste geleistet.

Einzelne Karten aus diesem Atlas à 30 Pf.

Wir bitten ganz ergebenst, den Atlas einer Prüfung unterwerfen zu wollen. Jede beliebige Buchhandlung liefert denselben zur Ansicht.

Druck von Carl Flemming in Glogau.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21311 7473